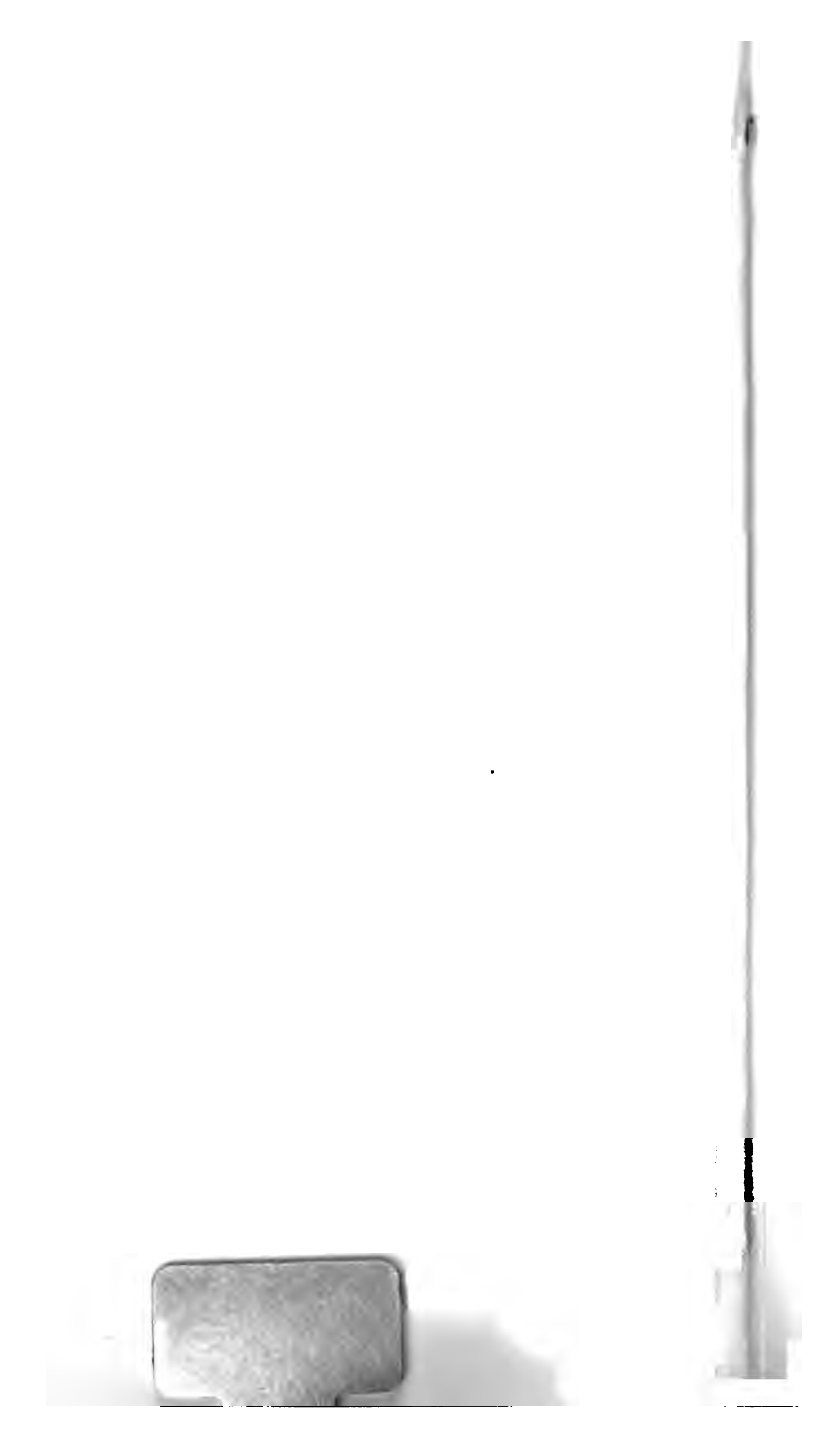


JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

V. JAHRGANG.

STRASSBURG

J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)

1889.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

V. JAHRGANG.

STRASSBURG

J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)

1889.

Strassburg, Druck von J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel).

Inhalt.

I.

Günthers von Pairis
Historia Constantinopolitana

oder

Die Eroberung Constantinopels 1205

von wo, unter anderen Reliquien,

ein grosses Stück des heiligen Kreuzes nach

Deutschland gebracht worden ist.

Deutsch von

Theodor Vulpinus.

Vorwort.

Um das Jahr 1216 trat in die berühmte Cistercienserabtei Pairis bei Urbeis (Kreis Rappoltsweiler) ein Mann ein, der die Blüte der Jahre längst hinter sich hatte und in der Stille des Klosters Trost suchte für manche Enttäuschung des Lebens. Er nannte sich Günther (Guntherus), stammte aus dem Elsass oder doch aus den oberrheinischen Landen und war in seiner Jugend Weltgeistlicher und Schulmann, ja Prinzenerzieher gewesen.

Um 1185 hatte er sein lateinisches Erstlingsgedicht geschrieben; es trug den Titel «Solimarius» (das Buch von Jerusalem), schilderte den ersten Kreuzzug und war seinem fürstlichen Zögling Konrad, dem vierten Sohne Kaiser Rotbarts, gewidmet. Von diesem Gedichte sind nur 232 Verse erhalten; Wattenbach hat sie 1876 in der Bibliothek des Gymnasiums zu Köln entdeckt; vorher galt das Werk als ver-

loren. Dagegen ist das Hauptwerk Günthers, der Ligurinus (das Buch von Ligurien=Oberitalien), ein Epos in 10 Büchern, welches (dem Kaiser Friedrich und seinen fünf Söhnen zugeeignet) die Thaten Barbarossas in den Jahren 1152 bis 1160 feiert und schon fünf Monate nach dem Solimarius vollendet war, bereits 1507 von dem Humanisten Konrad Celtis in dem fränkischen Kloster Ebrach aufgefunden und seitdem wiederholt herausgegeben worden. Dieses Buch hat die merkwürdigsten Schicksale durchgemacht; in der Blütezeit des Humanismus wurde es wegen seines dichterischen Wertes und um des vaterländischen Stoffes willen hoch gepriesen und in allen gelehrten Schulen gelesen; bald stritt man dann um Namen und Heimat des Verfassers und kam schliesslich dahin, es als — eine Fälschung des Celtis zu erklären. Erst in unserer Zeit ist das Buch wieder zu Ehren gekommen; Dr. Pannenborg in Göttingen hat anerkannt siegreich seine Echtheit und die Verfasserschaft Günthers nachgewiesen.[1]

Aber zu seinen Lebzeiten hatte der arme Günther offenbar keinen Pannenborg, der ihn zu Ehren gebracht hätte. Der Kaiser scheint sich um den Dichter nicht gekümmert und auch der «Alumnus» Konrad den Lehrer seiner Jugend vergessen zu haben. Ob Günther vielleicht selbst schuld daran war, muss dahingestellt bleiben. In seiner letzten Schrift («de oratione, jejunio et elemosyna»: vom Beten, Fasten und Almosengeben, um 1222) erzählt er, dass ihn schon zehn Jahre vor dem Eintritt ins Kloster (also um 1206) der heilige Geist ermahnt habe, die Welt zu verlassen. Wo er von 1186 bis 1216 gewesen, und was er in dieser Zeit geschrieben hat, wissen wir nicht. Es werden für ihn wohl zum Teil Jahre allmählichen Verzichtes auf weltliche Ehren und dichterischen Ruhm gewesen sein.

Auch das nachstehend ins Deutsche übertragene Werk Günthers, seine «historia Constantinopolitana», ist, wie das eben erwähnte «de oratione etc.» bereits im Kloster entstanden und zwar um das Jahr 1218. Es wurde zuerst 1604 von Canisius herausgegeben, aber ohne die zu jedem Abschnitte gehörigen Verse, welche zumeist gereimte, sogar oft mehrfach gereimte Hexameter sind. Eine vollständige Ausgabe verdanken wir dem Grafen P. Riant (1875),

---

[1] Eine deutsche metrische Uebersetzung des Ligurinus wird demnächst im Verlag von Heitz und Mündel erscheinen. — Eine zusammenfassende Darstellung des gelehrten Streites über den Ligurinus giebt Wattenbach im zweiten Bande von «Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter», S. 256 ff.

der dazu drei Handschriften benützte : 1. eine Münchener (ohne die Verse : die Vorlage des Canisius), 2. eine gleichfalls auf der K. Bibliothek in München befindliche, die sich als Abschrift eines dem Kloster Pairis selbst gehörigen Codex giebt, und 3. die der Colmarer Stadtbibliothek (beendigt am 3. September 1460).

Mit der Sprache des Ligurinus verglichen ist die historia Constantinopolitana das Werk eines alten Mannes ; auch die Verse zeigen meist mehr Künstlichkeit als Kunst, und in der Verherrlichung des Abtes Martinus ist ohne Zweifel des Guten zu viel gethan. Aber das Buch gilt als eine der besten Quellen der Geschichte des vierten Kreuzzuges und wird von den Freunden dieser Blätter als ein ehrwürdiges Alsaticum gewiss mit Anteil gelesen werden. Mich selbst hat die Beschäftigung mit ihm ausserordentlich angesprochen. Es war mir dabei zu Mute wie einem Maler etwa, der ein gutes altdeutsches Bild fand und nun kunstbehaglich es nachmalt. Ueberdies hatte ich in meinem Berufe oft genug den Boden des alten Pairis besucht und fühlte mich dadurch gewissermassen als einen confrater Günthers, nicht freilich des Mönches, sondern des weiland «scholasticus».

In seiner Schrift de oratione klagt Günther sehr über Kränklichkeit und Gebrechen des Alters. Er wird auch schwerlich das Jahr 1222 lange überlebt haben. Sein Todesjahr ist nicht zu ermitteln. In einem auf dem Colmarer Bezirksarchiv befindlichen Totenbuch der Abtei Pairis (tabulae mortuorum Parisiensium Christi fidelium a Fr. Bernardino Abbat. Mulbr. et Parisiensi, 1650), welches die Namen der verstorbenen Wohlthäter des Klosters, darunter auch die einiger einfacher Mönche, enthält, steht der Name Günthers nicht verzeichnet. Er scheint also zu den unbemittelten Brüdern gehört zu haben und als solcher gestorben zu sein. Th. V.

I.

Alles, was in der Kraft Gottes geschieht, verdient volle Bewunderung; doch muss es wunderbar sein, wenn wir es als göttlich anerkennen sollen. Namentlich pflegen wir Heldenthaten zu bewundern, welche die Kraft Gottes durch demütige Personen zu offenbaren geruht, durch Menschen, die in sich selbst tief demütig sind und bei den anderen als weniger geeignet gelten für grosse Dinge. Deshalb ist es auch weit wunderbarer, dass die Kinder Israel durch Moses, den stillen, demütigen Mann, der die Schafe seines Schwiegervaters

Jethro weidete, aus der Tyrannei Pharaos und dem eisernen Schmelztiegel der ägyptischen Knechtschaft erlöst wurden, als wenn das Volk durch einen tapferen König mit starker Hand und vielen tausend Gewappneten gerettet worden wäre. Ebenso erfasst uns grösseres Staunen, dass die Welt durch thörichte Leute und arme, ungebildete Fischer den ganz neuen, unbekannten christlichen Glauben empfing, als wenn durch das Ansehen des Kaisers Augustus oder die Wissenschaft Platos oder die Beredsamkeit eines Demosthenes und Cicero die christliche Religion die Geister gewonnen und sich fortgepflanzt hätte. Je weniger Platz eben die Werke Gottes der menschlichen Kraft einräumen, um so herrlicher strahlt aus ihnen die Erhabenheit göttlicher Macht hervor. Eben darum möge es auch gestattet sein, in anspruchslos einfacher Schreibweise, in gleichsam handgreiflicher Sprache Heldenthaten zu schildern, welche Gott in unseren Tagen durch einen bescheidenen, demütigen Mann zu vollbringen geruhte, zum Lob und Preis seines heiligen Namens, zum frommen Gedächtnis eben jenes Mannes, zum ewigen Heil unseres Klosters, zur Ehre und Freude der ganzen deutschen Nation oder — was noch mehr sagen will — zum Trost und Schutz der gesamten abendländischen Kirche. Und dies Buch unserer Erzählung soll nichts enthalten, was falsch oder auch nur unsicher wäre, sondern dem wahrhaftigen und verbürgten Gang der Ereignisse folgen, ganz so, wie uns der Mann, von welchem wir so viel zu sagen haben werden, bescheiden und ehrwürdig zugleich, die Geschichte lauter und einfach erzählt hat. Wir wagen es nicht, das Lob und den Ruhm dieses Mannes so zu schildern, wie er es verdiente; denn er, der Alles nur Gott zuschreibt und nichts sucht, was seiner eigenen Person zugeschrieben werden könnte, würde durch solche Lobeserhebungen sich gekränkt fühlen. Und doch werden wir nicht alles verschweigen können, weil wir uns sonst offenbar an Gott versündigten, durch dessen Wirkung ja die Thaten vollbracht worden sind und der seine Demütigen zu erhöhen pflegt. Deshalb wollen wir nach beiden Richtungen hin unserer Feder Mass gebieten und darauf bedacht sein, dass einerseits die Grossthaten Gottes, die durch unseren Helden geschehen sind, offenbar werden, und andererseits dieser selbst in seiner Demut ungekränkt bleibe. — Wem also dies Büchlein in die Hand und unter die Augen kommt, der möge es eifrig lesen und den Ereignissen, von denen es handelt und die man genau betrachten muss, ein geschicktes, empfängliches Herz entgegenbringen. Er wird grosse, herrliche Dinge darinnen finden, die nur auf göttliches Geheiss und auf keine andere Weise vollbracht werden oder sich zutragen konnten.

Eben deshalb wollen wir auch den Leser zum voraus ermahnen, wenn er hier und dort auf Seiten unseres Volkes Thaten erschauen wird, die gegen die Frömmigkeit sind, trotzdem nicht zu zweifeln, dass auch derartiges mit dem Willen Gottes geschehen ist, der doch immer ein gerechter Wille bleibt.

Männiglich höre die Fülle der Freude, die jetzt ich enthülle;
Möge zur Ehre allein Gottes die Arbeit gedeih'n!
Herrliche Gottesgeschenke, Trophäen des Himmels, ich denke,
Freude benenn' ichs mit Fug, dass man nach Pairis sie trug! —
Von dir ward es vollendet, du hast das Gelingen gespendet,
Dir, nach deinem Geheiss, sagen, o Christus, wir Preis!
Heilger Erinnerung Zeichen vom Kreuz, du lässt sie uns reichen
Und hast jeglicher Zeit Altes uns Neuen bereit!
Was vor Jahren geschehen, wie neu stets sollen wir's sehen,
Und kein Dunkel der Nacht hülle, was hell du vollbracht!
Unsere Zeit darf sagen: «Was kein Jahrhundert getragen,
Und kein kommendes trägt, ward in den Schoss mir gelegt!»
Glücklich, fürwahr, ist hienieden der Mann, dem zu schauen beschieden,
Was hier, lauter bewährt, unseren Augen bescheert!
Unsere Herzen erbeben und dürfen in Wonne doch schweben,
Fröhlichen Lichtglanz schau'n mitten in heiligem Grau'n! —
Nicht grossartig zu schreiben es gilt, doch, redlich zu bleiben
Nur auf der Wahrheit Bahn, wie ich es immer gethan!
Sei die erhabene Stärke der Wahrheit günstig dem Werke,
Und der Alles verlieh, lasse verkünden mich sie!

II.

1200

Um die Zeit, als der berühmte Prediger Fulko aus Paris alle Völker der Franken und ganz Flandern, die Normandie und Britannien und die übrigen Provinzen durch seine Predigten anfeuerte, dem heiligen Land und der herrlichen Stadt Jerusalem, die schon lange im Besitz der Heiden war, zur Hilfe zu kommen, lebte in Oberdeutschland ein Mann, namens Martinus, der Abt eines Cisterzienserklosters, das im Bistum Basel liegt und Paris heisst. So schien also die Sache gleich von vornherein etwas Wunderbares zu haben: beide Männer, jener, der das Kreuz bereits öffentlich predigte, und dieser, der bald darauf ein Prediger desselben werden sollte, trugen, wie sie des gleichen Amtes warteten, so auch die gleiche Bezeichnung «Parisienses», der eine vom Namen der Stadt, aus der er dem Fleische nach abstammte, der andere von dem Kloster, dem er, wie gesagt, als geistlicher Vater vorstand. Denn beide Orte, das ebengenannte Kloster, wie die berühmte Stadt der Franken, heissen ja Paris, ein Name, der in der gallischen Sprache seine eigene Ableitung hat, in der deutschen aber daher

zu kommen scheint, dass die ersten Mönche, welche vom Kloster Lützel[1] zur Urbarmachung der Gegend abgesandt worden waren, nichts fanden als einen öden, kalten Ort, das «baare Eis» (= Bareis, Paris). Jetzt aber steht dort durch die Gnade Gottes, der seine Armen erhöht und vorwärts bringt, eine berühmte Kirche, mit Besitzungen und Lehen begabt, von schmucken Gebäuden umgeben und, was wichtiger ist als dies alles, Tag und Nacht dem göttlichen Dienste geweiht. — Der genannte Abt war ein Mann von gereifter Gesinnung, aber freundlichem Antlitz, klug im Rat, leutselig im Umgang, anmutig beredt, mild und demütig unter seinen Mitbrüdern, so dass er ihnen allen, wie auch den Laien, bei denen er in hohem Ansehen stand, lieb und wert galt. Von dem Papst Innocenz, der damals als der dritte dieses Namens auf dem heiligen Stuhle sass, erhielt er den Auftrag, unverzüglich selbst das Zeichen des Kreuzes zu nehmen und es auch den Leuten jener Gegend öffentlich zu predigen. Er kam diesem doppelten päpstlichen Auftrag nach und ergriff das Wort unverdrossen und voll Vertrauens, zur allgemeinen Verwunderung, weil er für einen Mann von zarter Körperbeschaffenheit galt, der so grossen Anstrengungen nicht gewachsen sei. So hielt er auch in seiner Vaterstadt Basel (ein griechischer Name, zu deutsch: die Königsstadt) in der berühmten Kirche der allerseligsten Jungfrau Maria eine Rede an Klerus und Volk. Eine grosse Menge, Geistliche und Laien, war dort zusammengeströmt, aufgeregt durch die umlaufenden Neuigkeiten. Sie hatten zwar längst gehört, dass in den anderen Landen umher das Volk durch häufige Predigten zum Kriegsdienst für Christus ermuntert werde; aber in diesen Gegenden hatte noch niemand die Sache in die Hand genommen, weshalb eben Unzählige, die innerlich bereit waren, den Fahnen Christi zu folgen, voll Sehnsucht auf eine Kreuzpredigt warteten. So standen sie denn alle gespannten Ohres, den Blick auf den Redner geheftet, und harrten begierig, was er in der Sache verlangen oder ermahnen, und was er den Willigen von der göttlichen Gnade versprechen werde.

Als er gewahrte das Volk in der Kirche, die zahllose Menge,
Priester und Lai'n, in dem heiligen Raum ein dichtes Gedränge,
Ward es ihm fröhlich zu Mut, als ob er die Sichel schon schwänge
Goss er sich aus in Gebet und Gelübden, dass alles gelänge,
Was er als nötig erkannt, und der Herr die Gemüter ihm zwänge.
Dann liess gleiten die Augen er rings mild, wie sich gebührte,
Ueber die ganze, vom Wunsch, ihn zu hören, hieher nur geführte

[1] Im Kreise Altkirch Lützel war das Mutterkloster von Pairis.

Tapfre Versammlung, die, lauschend gespannt, nun Verlangen verspürte,
Heisses Verlangen, wie Durst, und zum Labquell ihn sich erkürte,
Der doch im Antlitz die Freude verbarg, die den Busen ihm rührte.
Und jetzt, wägend im Geiste der Zukunft sichere Zeichen,
Hoffnungen hegend im Herzen, vor denen die Sorgen erbleichen,
Fühlt durchflammt er sich gänzlich von Glut, mit der Sonn' zu vergleichen,
Und, von dem Wunsche beseelt, dass dem Herrn sie sich geben zu eigen,
Ruft ihn herzlich er an, dem als Führer sie sollen sich neigen.
Dann, nachfolgend dem Meister, der einst mit freundlichem Munde
Weise die Zungen der Stummen gelöst, der den Blöden die Kunde
Göttlichen Willens gepredigt und wirkt bis zur heutigen Stunde,
Sagte dem Vater er Dank und sprach, mit Christus im Bunde,
Seiner Erhörung gewiss, etwa so zu dem Volk in der Runde:

III.

«Ich soll das Wort an euch richten, hochedle Herren, geliebte Brüder! Ich soll das Wort an euch richten, doch nicht ich rede, sondern Christus! Er ist der Urheber der Worte, ich bin sein schwaches Werkzeug; Christus selbst redet zu euch in dieser Stunde durch meinen Mund und klagt euch sein Unrecht. Vertrieben ist Christus aus seinem Heiligtum, aus seinem Wohnhaus, verstossen aus jener Stadt, die er selbst geweiht hat durch sein Blut! Welch ein Jammer! Dort, wo einstens der Sohn Gottes, seine Zukunft im Fleisch, von den heiligen Propheten geweissagt worden, wo er geboren ward und als Kindlein sich darstellen liess im Tempel, wo er wandelte und predigte und lehrte und Wunder that, wo er mit seinen Jüngern zu Tische sass und das Sakrament einsetzte seines heiligen Leibes und Blutes, wo er litt und starb und begraben lag und auferstanden ist nach dreien Tagen, wo er gen Himmel fuhr vor den Augen seiner Jünger und am zehnten Tage hernach den heiligen Geist über sie ausgoss in feurigen Zungen, dort herrscht heute die Roheit eines unheiligen Volkes! Welch Elend! welch Herzeleid! Welch ein Abgrund des Unglücks! Das heilige Land, das Christi Füsse betraten, wo er die Kranken heilte, die Blinden sehend, die Aussätzigen rein machte, die Toten erweckte, es ist in die Hand der Gottlosen gegeben; zerstört sind die Kirchen, besudelt das Allerheiligste, Haus und Ehre des Himmelreichs den Heiden anheimgefallen! Das hochheilige, anbetungswürdige Holz des Kreuzes, das Christi Blut in sich gesogen, wird schmählich verborgen gehalten von Menschen, denen das Wort vom Kreuz eine Thorheit ist, und kein Christ mag wissen, was damit geschehen ist oder wo man es suchen soll! Unsere Glaubensbrüder, die in jenem Lande

heimisch waren, sind nahezu ausgetilgt, teils durch das Schwert des Feindes, teils durch lange Gefangenschaft! Die wenigen, welche dem Blutbad zu entrinnen vermochten, haben bei Akko oder in anderen festen Plätzen eine Zuflucht gefunden und erdulden dort fortwährende Einfälle der Heiden! Das ist die Notlage Christi, das zwingt ihn, heut euch um Beistand an zu flehen durch meinen Mund! Auf also, ihr tapferen Krieger, helft dem Herrn Christus, weiht eure Namen dem christlichen Waffendienst, eilet in Haufen zum Lager des Heiles! Euch vertraue ich heute die Sache Christi, euch gebe ich, so zu sagen, ihn selbst in die Hände, dass ihr ihn wieder einsetzen sollt in sein Erbe, daraus er grausam verstossen ward! Und damit ihr nicht erschreckt vor der Uebermacht heidnischer Wut in unseren Tagen, lasst mich euch erinnern an die Vergangenheit! In der Zeit, da der berühmte Heereszug stattfand unter der Führung Gottfrieds und anderer Fürsten aus Frankreich und Deutschland, hatte das Volk der Ungläubigen, just so wie heute, nach der Ermordung oder Einkerkerung sämtlicher Christen das ganze Land in seiner Gewalt und die heilige Stadt Jerusalem und Tyrus und Sidon und Antiochien und andere feste Städte, ja das sämtliche Land bis Konstantinopel in ungestörtem Besitz seit vierzig Jahren! Und doch wurde das alles damals nach dem Willen des Herrn in kürzester Frist, gleichsam im Vorbeigehn, wiedergewonnen durch jenes Heer, Nicäa, Ikonium, Antiochien, Tripolis und die anderen Städte erobert, ja Jerusalem selbst, die Hauptstadt des Reiches, unserem Volke zurückgegeben! Heute dagegen, obgleich ja das gottlose Gesindel die Hauptstadt und den grössten Teil des Landes mit Zähigkeit festhält, ist doch Akko unser, ist Antiochien unser, sind ausserdem unser etliche wohlbefestigte Plätze, und mit ihrer Hilfe, mit Gottes Gnade und unserer eigenen Kraft, ihr rühmlichen Helden, muss es möglich sein, auch die heilige Stadt samt allen übrigen wieder in unsere Gewalt zu bringen! Wenn ihr aber fragt, welch sicheren Lohn ihr von Gott erwarten dürft für so grosse Leistung, so höret, was ich fest euch verheisse: Wer das Zeichen des Kreuzes genommen und aufrichtig gebeichtet hat, soll alsobald rein sein von aller Sünde und empfangen das ewige Leben, gleichviel wo und wann und wie er das zeitliche verlieren wird! — Nicht will ich jetzt davon reden, dass dies Land, nach dem ihr verlangt, bei weitem reicher und fruchtbarer ist als das hiesige. Gar mancher unter euch könnte dort also auch in irdischen Dingen ein günstigeres Glück finden, als er hier erfahren, so weit er zurückdenkt! Wollet daraus erkennen, liebe Brüder, wie herrlich die Aussichten sind auf dieser Wallfahrt: nicht

nur die feste Verheissung, den Himmel zu erben, sondern auch steigende Hoffnung auf zeitliches Gedeihen! Ich selbst gelobe, mit euch zu ziehen und, wie es Gott gefällt, Glück und Unglück mit euch zu teilen. Kommt, liebe Brüder, und nehmet mit fröhlichem Herzen das siegreiche Zeichen des Kreuzes! Führet die Sache Christi treulich zum Ziele, damit ihr für kurze und kleine Mühsal grossen und ewigen Lohn empfangt!»

So sprach der ehrwürdige Mann, und wer zugegen war, fühlte sich mächtig erschüttert. Auf seinem Antlitz, wie auf aller Wangen sah man Ströme von Thränen; Seufzen und Schluchzen vernahm man und andere Merkmale gewaltiger innerer Erregung. Wir aber haben diese Rede des Abtes deshalb so sorgfältig wiedergegeben, weil wir nun, obgleich er ja später noch oft zu diesen und jenen mannhaft gesprochen hat, keine seiner Predigten mehr mitteilen werden. Wolle man deshalb aus dieser einen Probe ermessen, wie tüchtig er sich auch bei anderer Gelegenheit gezeigt haben wird.

Als nun der heilige Mann stillschwieg mit geschlossenem Munde
Stürzte die Menge heran voll freudigem Ernst aus der Runde,.
Alle bereit, zu empfangen das Kreuz und darunter zu streiten
Willig für den, der gehangen am Kreuz, uns zum Himmel zu leiten!
Alle begehren, zu schmücken sich jetzt mit dem heiligen Zeichen
Beides: die Brust und den Rücken; es schien ein Kreuz nicht zu reichen. —
Sehet, ein tieferer Sinn, ein verborgener, lag dem zu Grunde;
Weil unterrichtet ich bin, so vernehmt von der Sache die Kunde:
«Wer's auf der Brust nur trägt, nach der Heimkehr steht ihm der Willen,
«Wer auf dem Rücken nur, hegt just eben die Hoffnung im Stillen.»
Das war damals der Grund. Nur Wenige wissen es heute,
Wie der Gebrauch entstand; der Vergessenheit fiel es zur Beute
Früher, bevor man gewusst die Bedeutung, von welcher wir sagen,
Pflegte man bald auf der Brust, bald hinten das Zeichen zu tragen. —
Und nun wurde verliehen dem Dienstmann Christi die Ehre,
Selbst an der Spitze zu ziehen, ein Führer und Vater dem Heere.
Schweren Beruf zu verwalten im Zuge: die Sorge der Seelen,
Hatte er Weisung erhalten vom Papst schon in eignen Befehlen.
Aber es war ihm im Stillen doch lieb auch die doppelte Bürde,
Mehr um der Arbeit willen des Amtes, als wegen der Würde.

IV.

Unser Held gab zuletzt den an ihn gerichteten Bitten nach und übernahm, nachdem ihm, wie erwähnt, der oberste Bischof schon die Pflicht der Seelsorge zugewiesen hatte, nun auch noch das Amt der weltlichen Führung. Dann ermunterte und

1200-1202

stärkte er die Mannen im Glauben an Christus, zu dessen Dienst sie sich gelobt hatten, und setzte den Zeitpunkt fest, an welchem sie alle nach Ordnung ihrer häuslichen Angelegenheiten sich hier wieder um ihn scharen und mit ihm den Weg der heiligen Pilgerfahrt antreten sollten. Auch ermahnte er die Heimkehrenden noch eindringlich, mittlerweile keusch und unbefleckt zu leben und sich als taugliche Streiter Christi zu zeigen, der die Reinheit lieb hat in allen Stücken. Er selbst aber zog mit erlesener Begleitung in den grössten und volkreichsten Orten des Landes umher, machte häufig Halt, um zu predigen, und bekehrte eine grosse Zahl zum Waffendienst Christi. Auch diesen schärfte er ein, wenn irgend möglich zu der angegebenen Zeit mit den anderen am Sammelplatz zusammen zu treffen, um miteinander aufzubrechen; wer aber wegen der Kürze der Zeit sich von seinen Geschäften nicht losmachen könne, der solle, so schnell als möglich, den übrigen nachfolgen. — Als nun die Zeit des Aufbruchs nahe war, wünschte Martinus, obgleich er ja schon durch das Ansehen eines päpstlichen Auftrages unantastbar dastand, doch noch seiner Achtung vor der Ordenspflicht gebührenden Ausdruck zu geben. Deshalb zog er nach Citeaux, in das Stammhaus der Cistercienser, und kehrte erst, nachdem er vom dortigen Abt und etlichen anderen hervorragenden Aebten die Zustimmung und den Segen zur Pilgerfahrt erhalten hatte, noch seinem Kloster zurück. Auch hier empfahl er sich dann dem Gebet seiner Mitbrüder, übergab sie als in Liebe verbunden vertrauensvoll der göttlichen Barmherzigkeit und eilte gen Basel, wo bereits eine grosse Menge Kreuzfahrer zusammengekommen war, von denen er mit Jubel empfangen wurde. Wiederum hielt er daselbst eine aufmunternde Predigt und empfahl sich und die Genossen der allerseligsten Jungfrau, demütig flehend, sie möge selbst das neue Heer ihrem Sohne versöhnen. Dann nahm er Abschied von Klerus und Volk dieser Stadt, wo er überaus geliebt wurde, und trat, heiteren Antlitzes und unerschrockenen Mutes, mit den Gefährten die Mühsal des heiligen Zuges an. Hieraus können wir wohl schliessen, dass der Mann Gottes schon damals irgend etwas Grosses im Sinn getragen und mit sicherem Seherblick vorausgeschaut hat, was Gott durch ihn thun wollte.

Volk und Führer sodann, erst neu, doch treulich verbunden,
Traten die Pilgerschaft an, ernst, wie die Gesichter bekunden,
Schreitend im Kreuzheerbann. Du hättest, sie zählend, gefunden
Rund zwölfhundert Mann, die bedächtigen Marsches die Stunden
Zogen des Weges voran, und die Mannszucht niemals geschwunden.
Mutig ein Rösslein schritt, an der Spitze des Zugs zu gewahren,

Welches Martinus ritt; dann kamen die Andern gefahren,
Hier, wie bei Pilgern es Sitt', fusswandelnd die ärmeren Scharen,
Dort, wo der Beutel es litt, auch Reiter. Doch neidisch Gebahren
Zog in dem Heer nicht mit, weil alle zufrieden sie waren
Da ward Keinem es bang, kein Klagwort hörte man fallen,
Sondern nur frohen Gesang in des Heilands Namen erschallen.
Du, Herr, wolltest den Gang, der du Weg und Führer uns allen,
Du, Herr, schufest den Drang des Gelübdes in heiligen Hallen,
Nahmest es selbst in Empfang und siehst jetzt gläubig sie wallen!
Hoffnung erquicket das Herz der Gefährten und stärket die Glieder,
Treibt aus den Seelen den Schmerz und belebt die Ermatteten wieder.
Alles begehrt vorwärts in den heiligen Kampf nur, und Lieder
Tönen und munterer Scherz in den Reih'n. Hoch spüret und Nieder
Furchtfrei schlagen das Herz; denn der Lohn winkt wieder und wieder. —

V.

Als das Kreuzheer von der Stadt Basel aufgebrochen war, schlug es, alle anderen Wege bei Seite lassend, die Strasse ein, welche durch die Engen des Thales von Trient nach Verona führt, weniger Mühsal bot und darum die zweckmässigste schien. Es war aber das Gerücht vorausgeeilt und hatte so viel Gutes und Schönes von den Pilgern verbreitet, dass ihnen die Leute nicht bloss, wo sie durchzogen, sondern auch aus anderen Städten und Dörfern in Scharen entgegenkamen, sie mit der grössten Freundlichkeit aufnahmen und zu billigen Preisen den nötigen Unterhalt lieferten. Vor allen bewunderten sie Martinus: ein Mann in Ordenstracht, ein Mann von geistlichem Berufe an der Spitze eines bewaffneten Heeres, der sich selbst tapfer einem so mühseligen Amt unterzogen hatte! Deshalb führten sie auch seinen Namen am häufigsten im Mund und nannten ihn, da auch eine gewisse Aehnlichkeit mitspielte, nach dem berühmten Manne von Tours, der im Verzeichnis der heiligen Bekenner fast den ersten und hervorragendsten Platz einnimmt, den zweiten heiligen Martinus. Und in der That, wenn man genauer zusieht, die beiden sind sich, wenn nicht in vielen, so doch in einigen Punkten ähnlich. Gleichwie jener Heilige vor Zeiten ein Kriegsmann war und als solcher (wie von ihm geschrieben steht) derart fromm und tugendhaft lebte, dass man ihn schon damals mehr für einen Mönch als für einen Ritter hielt, so führte auch unser Martinus als wirklicher Mönch, ja als ein Vater von Mönchen, ein Heer in das Feld und gestaltete unter den Kriegsleuten sein Leben so, dass er sich nicht das Mindeste nachliess von der Strenge der Ordensregel, soweit es die Mühsal des Marsches und die Sorge des ihm aufgebürdeten

Amtes gestatteten. Ferner, wie jener voll herzlichen Erbarmens für die Bedürftigen war, so dass er einmal bei grimmiger Kälte seinen einzigen Mantel für einen nackten Armen zerschnitt, so teilte auch dieser von dem, was er bei sich trug oder später durch Gottes Fügung reichlich erwarb, mit vollen Händen seinen bedürftigen Gefährten aus. (Einmal z. B. gab er an zwei Tagen grossmütig 120 Mark Silber zu solchem Zweck her und am dritten Tag 70 Mark.) Und endlich, wie jener aus einem Mönch Bischof wurde und trotzdem allezeit demütig im Stande der Armut verblieb, so zeigte auch dieser die gleiche Gesinnung, als er (wir wissen das aus bester Quelle) ein Bistum oder, je nach Wunsch, andere kirchliche Würden, ja ungeheure Geldsummen angeboten erhielt. Aus Liebe zum Orden und zu seinem Kloster, dem Gott durch ihn und er durch Gottes Gnade hervorragend wohlzuthun gedachten, wies er das Anerbieten ab und kehrte nach vollendeter Pilgerfahrt zu seinen Mitbrüdern zurück, arm an hochfliegenden Gedanken, aber reich, überreich an Gaben des himmlischen Schatzes. So könnte man wohl noch manchen anderen ähnlichen Zug an den beiden Männern entdecken, aber wir möchten dem weniger geneigten Leser gegenüber den Anschein vermeiden, als wollten wir einen der heiligsten Ordensmänner über Gebühr herabdrücken, um dadurch unseren Helden steigen zu lassen. Deshalb geziemt es uns einfach, beiden das schuldige Mass unserer Ehrfurcht zu zollen, jenem als der Seele eines vollendeten Heiligen, der bereits die Gemeinschaft der Engel geniesst, diesem als einem Manne voll Weisheit, der, annoch im Fleische wandelnd, bei Gott und den Menschen nach Verdienst geschätzt wird und sicher dereinst, durch Gottes Gnade, hier wie dort noch grössere Gnaden erlangen soll. Dabei aber glauben wir doch, nicht verschweigen zu dürfen, dass eben am Geburtstage des heiligen Martinus auch unser Martinus zur Welt geboren und deshalb Martinus genannt wurde.

Jedem der beiden Martine gebührt, dass man ehrend ihm diene,
Wenn auch der zweite vielleicht ganz nicht den ersten erreicht.
Beide, von Menschen gelobet, in herrlichen Thaten erprobet,
Beide auch teuer, sofern richtig ich sehe, dem Herrn!
Gotte nur lebte der Eine; der Andre auch brachte das Seine,
Grosses, von göttlicher Hand liebend gesegnet, zu Stand.
Mag jetzt kleiner er scheinen; dereinst (das dürfen wir meinen),
Wenn er geendet den Lauf, steigt zu den Grossen er auf!
Trefflichste müssen ja sterben, um wachsenden Ruhm zu erwerben,
Während im Leben sie schon fanden gebührenden Lohn.

**So auch einstens in Fülle, wenn ab er gestreifet die Hülle,
Wächset Martinus an Ehr' droben je länger, je mehr;
Wächst, und gewaltiger immer, in hundertfach hellerem Schimmer,
Als er hienieden erschien, glänzet der Namen Martin!
Jetzt mag nicht er es leiden, dem Selbstlob gram und bescheiden,
Dass in der Welt man ihn preist, und er verbirgt sich im Geist.
Würdig, geheissen zu werden ein Demutsmuster auf Erden,
Steigt, wenn beschlossen der Lauf, selig gen Himmel er auf. —
Zieh' ihn, Christus, wir bitten, empor in die ewigen Hütten,
Dass ihm falle das Los lieblich in Abrahams Schoss!**

VI.

Bei ihrer Ankunft in Verona wurden die kriegerischen Pilger samt ihrem Führer von den Bürgern der Stadt sowie von einer sehr grossen Anzahl anderer Kreuzfahrer, welche dort aus verschiedenen Himmelsgegenden früher angelangt waren, auf das fröhlichste empfangen. Auch der Bischof der Stadt zeigte sich sehr entgegenkommend; er nahm Martinus mit aller Ehrfurcht in sein Haus auf und bestritt ihm freundlichst schier acht Wochen lang die Kosten des Aufenthalts. Dann nahmen sie Abschied und zogen gen Venedig. Dort wollte man zu Schiff steigen und geraden Weges rasch nach Alexandria fahren, der Stadt in Aegypten. Es war nämlich in den anderen Ländern jenseits des Meeres eben Waffenstillstand zwischen Christen und Heiden, und diesen durften die Unsrigen um der Vertragstreue willen nicht einseitig brechen. Im Heere der Kreuzfahrer befanden sich viele berühmte und mächtige Männer, geistliche und weltliche Herren, unter welchen Graf Balduin von Flandern und der Markgraf Bonifacius von Montferrat durch Ansehen, Kraft und Einsicht am meisten hervorragten. Diese alle waren einhellig überein gekommen, dass man nach Alexandria fahren und die Stadt tapfer belagern müsse, nicht um das Kriegsglück zu versuchen, sondern um thatsächlich die Macht der Kraft Gottes zu erfahren. Man durfte nämlich bei der Ausführung dieses Planes die Hoffnung hegen, nicht nur die prächtige Stadt selbst, sondern auch den grössten Teil des ägyptischen Landes mit geringer Mühe in die Gewalt zu bekommen. Die Bevölkerung war von einer Hungersnot schier aufgerieben und lebte in bitterstem Mangel; das Land trug keine Frucht mehr, weil ihm der Nil, der es sonst zu bewässern pflegt, seit fünf Jahren, wie es hiess, seine Segensfluten entzogen hatte. — Aber dieser lobenswerte Gedanke unserer Fürsten wurde verhindert, und zwar durch die Hinterlist und Schlechtigkeit der Venetianer, welche, gewissermassen als

Herren der Schiffahrt und Gebieter des Adriatischen Meeres, den Unsrigen jedes Fahrzeug versagten, wenn man nicht vorher mit ihnen die berühmte dalmatinische Stadt Zara erobere, die aber zu Ungarn gehörte. Sie versicherten nämlich, diese Stadt sei von jeher feindselig auf Venedigs Schaden bedacht gewesen; ja häufig hätten sogar Bürger von Zara venetianische Handelsschiffe wie Seeräuber überfallen und ausgeplündert. Unseren Fürsten aber, die Gott fürchteten, schien die Sache unerhört frevelhaft zu sein, einmal, weil die Stadt ja von christlichem Volke bewohnt war, und dann, weil sie dem König von Ungarn gehörte, welcher auch das Kreuz genommen und dadurch selbstverständlich sich und das Seine unter den Schutz des heiligen Stuhles gestellt hatte. Während nun die Venetianer immer dringlicher wurden, die Unsrigen aber ebenso hartnäckig sich weigerten, verstrich die beste Zeit unter Hader und Zwietracht. Die Kreuzfahrer blieben fest bei ihrer Ansicht, dass es abscheulich und vom christlichen Standpunkt aus unerlaubt sei, als Streiter des Kreuzes Christi gegen andere Christenmenschen mit Schwert, Raub und Brand zu wüten, wie bei der Erstürmung von Städten zu geschehen pflegt. Infolge dessen traten auch viele Arme, welche das Wenige, das sie mitgenommen, aufgezehrt hatten und nun kein weiteres Weggeld besassen, die Heimreise an; aber auch etliche vornehme und reiche Männer, die keineswegs Mangel litten, sondern sich nur durch solch schändliche Zumutungen abgeschreckt fühlten, kehrten unwirsch und mit widerstrebenden Empfindungen der Sache den Rücken. Einige davon gingen nach Rom und konnten nur mit Mühe vom heiligen Vater die Erlaubnis zur Heimkehr erlangen, unter der ausdrücklichen Bedingung jedoch, ein paar Jahre später das Gelübde ihrer Kreuzfahrt einzulösen. Diese Umkehr von Pilgern verursachte dem Heere der Unsrigen manche empfindliche Lücke, und ausserdem wurde dadurch auch bei vielen, welche in Deutschland und anderwärts sich schon zur Nachfolge angeschickt hatten, die ursprüngliche Glut der Begeisterung gedämpft, so dass sie sich nicht mehr vom Platze regten. — Um diese Zeit wurde ein Kardinal, Petrus von Capua, zu unserem Heere gesandt mit der ausdrücklichen Weisung des heiligen Vaters, jenen Streit beizulegen und die Venetianer zu bestimmen, dass sie die Einschiffung und schleunige Ueberfahrt nach Alexandria in so heiliger Sache den Kämpfern Christi gewährten. Weil aber auch er auf keine Weise ihnen das abnötigen konnte, wenn nicht die Unsrigen die auferlegte Bedingung erfüllt hätten, dünkte es sie endlich verzeihlicher und weniger verwerflich, ein grosses Gut durch ein kleines Uebel zu erkaufen, als ihr

Kreuzfahrtgelübde unerfüllt zu lassen, die Schritte heimwärts zu lenken und den Ihrigen Sünde und Schande zurückzubringen. Sie gelobten daher, thun zu wollen, was die Venetianer so dringend begehrten, nahmen ihnen dabei aber das bestimmte Versprechen ab, dass dann auch sie nach Alexandria fahren, d. h. die Unsrigen mit Kriegsmacht dorthin begleiten würden. Und wie verhielt sich dabei unser Martinus? Als er erkannte, dass man der Sache des Kreuzes nicht nur Verzögerung bereite, sondern nun auch unserem Heere die Notwendigkeit sich aufdränge, Christenblut zu vergiessen, wusste er nicht wohin sich wenden und was anfangen! Ein wahres Entsetzen erfasste ihn, und von mehreren Wegen, deren keinen er doch billigen konnte, wählte er endlich einen, der ihm in diesem Falle noch der beste schien. Er ging zu dem genannten Kardinal und flehte fussfällig, man möge ihm die Lösung des Gelübdes erwirken und die Rückkehr zu der gewohnten Ruhe klösterlichen Lebens gestatten. Dieser aber schlug ihm die Heimreise rundweg ab, er habe denn zuvor seine Pilgerfahrt vollbracht, ja legte ihm sogar im Namen des heiligen Vaters noch eine grössere Last auf, indem er ihm alle Deutschen zuwies, nicht nur die bisher von ihm geführten, sondern auch die, welche er in Venedig vorgefunden hatte und solche, die noch später zu dem Heere stossen würden. Auch machte er es ihm und etlichen anderen Ordensgeistlichen, die zugegen waren, zur heiligen Pflicht, unter allen Umständen den Wallfahrtsgenossen zu folgen und sie, soweit es irgend möglich, von der Vergiessung christlichen Blutes abzuhalten.

Kann ich es sagen, wie bitter beklagen Martinus es musste,
Als er, in Ehren nach Hause zu kehren, verhindert sich wusste?
Zweifelhaft stand er, und bitter empfand er im frommen Gewissen,
Dass ihm das Schwanken im Zwang der Gedanken die Seele zerrissen!
Denn ihn verzehrten auch für die Gefährten die Sorgen; der Gute
Sah sie — o Schrecken! — bereits sich beflecken mit christlichem Blute!
Doch er gehorchte, was bang er besorgte, verhehlend mit Schmerzen;
War er erbötig, geschah's, weil es nötig, doch nimmer von Herzen.
So, als Begleiter der heimischen Streiter, als Führer der Mannen
Deutschen Geblütes, die tapfren Gemütes auf Rühmliches sannen,
Ging er zu Meere. Denn jeder im Heere vom deutschen Geschlechte
Musste ja willig ihm folgen, wie billig nach göttlichem Rechte,
Seit der Gesandte des Papsts ihn ernannte, sowohl wer zu Haus ihm
Schon sich verbunden, als die er gefunden, geeilet voraus ihm.
Stärker die Scharen, als früher sie waren, um vieles, bereiten
Jetzt sich die Frommen, woher sie auch kommen, das Meer zu beschreiten,

Und, nach dem Winde sich richtend, geschwinde bepflügen sie wacker,
Folgend der Regel, mit Ruder und Segel den wogenden Acker.
Was sie nicht wollten, worüber sie grollten als nutzlos, die meisten,
Hatten beschlossen die frommen Genossen nun willig zu leisten.

VII.

Als nun die Flotte über das Adriatische Meer gesetzt war (man nennt es auch das dalmatinische; der eine Name kommt von der Stadt Adria oder, nach der Sage, von Adriana, der Tochter des Minos, der andere von Dalmatien, dessen Ufer von ihm bespült werden), nahmen unsere Krieger in schnellem Anlauf, aber zögernden und betrübten Gemütes, die Venedig gegenüberliegende Küste in Besitz, schlossen die erwähnte Stadt, um sich bei dem verhassten und verabscheuten Geschäft nicht lange aufzuhalten, mit grossem Lärm und Nachdruck ein und zwangen sie schon nach zwei Tagen, weniger durch Feindseligkeiten als durch Drohungen, ohne alles Blutvergiessen zur Uebergabe. Aber kaum hatte die Stadt sich ergeben, so kamen die Venetianer und zerstörten sie in ihrem unauslöschlichen Hasse von Grund aus. Nach dem allen schwebte das Gericht der Exkommunikation über den Häuptern der Unsrigen; denn sie hatten ja die Hand an eine Besitzung des Königs von Ungarn gelegt, der, als er das Kreuz nahm, sein Eigentum unter den Schutz des heiligen Petrus und des obersten Pontifex gestellt hatte. Deshalb dünkte es sie zweckmässig, Boten an diesen abzusenden, dass er ihnen in gütiger Erwägung der Zwangslage, in welcher sie gesündigt, die Strafe der Exkommunikation erlassen möge. Man suchte geeignete Persönlichkeiten zur Uebernahme dieser Gesandtschaft und erwählte in erster Linie den Abt Martinus, sodann den Bischof von Soissons, einen sehr frommen und beredsamen Mann, und als dritten den Magister Johannes von Paris, der ein geborener Franzose war, eine vornehme Erziehung genossen hatte und gleichfalls vortrefflich zu sprechen verstand. Durch das Erscheinen dieser Männer sollte unsere an sich schon günstig stehende Sache bei dem heiligen Vater noch besonders kräftig unterstützt werden. Als die drei nach Rom gekommen und vorgelassen worden waren, setzten sie ihr Anliegen redlich auseinander und baten den Papst aufs demütigste, er möge den notgedrungenen Frevel, welchen unsere Krieger gegen Christen (und doch zur Ehre Christi!) begangen hatten, gnädig verzeihen und nach sorgfältiger Prüfung des Sachverhaltes die Strafe der Exkommunikation nicht über sie aussprechen. Und wirklich liess der heilige Vater den Entschuldigungsgrund gelten, der aus

1202-1[illegible]

1203

der Zwangslage hergeleitet wurde. Auch die demütige Bitte unseres Heeres, sowie das Ansehen und das edle Auftreten der Gesandten mussten ihn rühren, und so gewährte er denn, nachdem er mit sich zu Rate gegangen, wohlwollend die erbetene Nachsicht und befahl eine förmliche schriftliche Lossprechung auszufertigen und unserem Heere zuzustellen. Er war nämlich ein Mann von ausnehmender Urteilskraft und huldreichem Wesen, zwar noch jung an Jahren, aber klug wie ein Alter, von gereifter Gesinnung, durch und durch ein Ehrenmann, von berühmtem Geschlecht, auch äusserlich eine stattliche Erscheinung, ein Freund alles Rechten und Guten, ein Feind dagegen der Bosheit und Niedertracht, so dass er mit vollem Recht, nicht etwa bloss zufällig, den Namen Innocentius trug:

Innocenz war, was er hiess, vollwürdig des Namens, mit dem er
Ahnungslos nennen sich liess: Innocenz war, was er hiess!
Böses, er kannte es nie; so lange die Gabe des Lebens
Göttliche Huld ihm verlieh: Böses, er kannte es nie!
Er, der zum Vater bestellt, hat doch sich — o liebliches Schauspiel! —
Brüdern als Bruder gesellt: er, der zum Vater bestellt!
Lauter und ohne Betrug, von den Priestern und Laien als echter
Hirte gepriesen mit Fug: lauter und ohne Betrug!
Immer zum Guten bereit und geneigt, wenn er spendete Gutes,
Reich es zu thun allzeit: immer zum Guten bereit! —
Lob und Verehrung in steter Vermehrung als Bischof geniessend,
Fleckenlos wandelnd, nur väterlich handelnd, die Bösen verdriessend,
Ganz ohne Tadel, erlaucht auch von Adel, ein tapferer Streiter
Gottes im Glauben, nicht lassend sich rauben die Hoffnung und heiter,
Weil er nach oben zum Kreuze gehoben die liebenden Blicke,
War er ein will'ger Beschützer der Pilger und ihrer Geschicke.
Er, der so heilig, erklärte verzeihlich, was Gott nur zur Ehre
Hatten gesündigt und reuig verkündigt die christlichen Heere.
Freundlich erbötig, zu spenden, was nötig, erschloss er die Pfade
Ihnen, die bange gefolgt nur dem Zwange, zur himmlischen Gnade.

VIII.

Während unsere Gesandten noch am päpstlichen Hofe verweilten, trat mit immer grösserer Bestimmtheit das Gerücht auf, es sei der junge Alexis ins Lager gekommen, ein griechischer Prinz, der Sohn Isaaks, des Herrschers von Konstantinopel. Der deutsche König Philipp habe ihn geschickt mit ausführlichen Schrifstücken, in welchen er das

Kreuzheer dringend ersuchte, den jungen Mann mit allen Kräften wieder in sein Reich einzusetzen. — Wenn von einer so verwickelten, grässlichen Geschichte überhaupt eine geordnete Darstellung gegeben werden kann, so verhält sich die Sache etwa wie folgt: Als der eben genannte Isaak über die Griechen herrschte, stürzte sein Bruder Alexis, der Oheim des erwähnten jüngeren Alexis, auf den Rat einiger Bösewichte, besonders eines ihm verwandten, arglistigen Edelmannes, namens Murciflo (d. h. Herzblum'), seinen Bruder Isaak vom Thron, riss das Reich an sich und warf seinen Neffen, unseren Alexis, den Sohn Isaaks, in strenges Gewahrsam. Der aber entwischte bei günstiger Gelegenheit und eilte in schleuniger, heimlicher Flucht nach Deutschland. So kam er zu König Philipp, der eine Schwester von ihm zur Gemahlin hatte, und klagte ihm seine und seines Vaters Not und die Grausamkeit des Oheims. Der König nahm den Jüngling ehrenvoll auf, behielt ihn längere Zeit mit herzlicher Zuneigung bei sich und versorgte ihn freigebig und reichlich mit fürstlichem Unterhalt. Als er aber hörte, dass unser Heer nach der Einnahme von Zara an den Grenzen Griechenlands stehe, schickte er den Jüngling mit schriftlicher Botschaft an die Fürsten, sie möchten sich, wenn es irgend thunlich, bemühen, ihn in sein väterliches Reich zurückzuführen. Besonders nachdrücklich legte er die Sache den Deutschen als seinen Unterthanen ans Herz. Seinen Vetter, den Markgrafen, erinnerte er an ihr gegenseitiges verwandtschaftliches Band; ebenso beschwor er die Flamländer und Franzosen und Venetianer, indem er dabei in feste Aussicht stellte, wenn erst Alexis mit ihrer Hilfe auf dem Thron sitze, würden alle Pilger sowohl durch Deutschland als durch Griechenland immerdar freien und sicheren Weg haben. Dazu kam noch, dass der junge Prinz feierlich zusagte, ihnen miteinander nach seiner Wiedereinsetzung 300,000 Mark Silber zu geben. Alle diese Ursachen wirkten zusammen, und schon begann der grössere Teil unseres Heeres dem Prinzen zuzuneigen. Einige aber, welche mehr um den Ausgang des Kreuzzuges sich kümmerten, rieten hartnäckig ab, indem sie (was ja auch das Wahrscheinlichste war) darauf hinwiesen, dass der Prinz keinesfalls ohne Gewalt und Blutvergiessen wieder eingesetzt werden könne. Es däuchte sie thöricht und sündhaft, wenn eine Hand voll Pilger ohne sicheren Rückhalt ein heiliges Vorhaben aufgebe, um sich für fremden Nutzen in gewisse Gefahr zu stürzen und einer grossen, mächtigen, volkreichen Stadt einen Krieg anzukünden, der ohne Zweifel einem Teil oder beiden grosse Verluste bringen müsste. — Aber wir wollen von der Geschichte der Wiedereinsetzung jenes

Prinzen zur Zeit noch schweigen; in der Folge werden wir des weiteren darauf zu sprechen kommen.

Als, wie oben erzählt, das Gerücht von der Sache in Rom umging, erschrak der heilige Vater heftig und mit ihm sein Klerus und unsere Gesandten und andere Kreise. Denn er fürchtete, die Eifersucht der boshaften Feinde werde bei dieser Gelegenheit unserem gesamten Heere den Untergang bereiten oder doch die Sache des Kreuzes aufhalten. Der Papst, wie schon seine Vorgänger, hasste die Stadt Konstantinopel seit alter Zeit; denn sie war lange schon der römischen Kirche gegenüber aufrührerisch gesinnt und wich in einigen Glaubenssätzen, z. B. vom Ausgang des heiligen Geistes, den die Griechen nicht vom Sohn ausgehen lassen wollen, und in der Art des Messopfers, das sie mit ungesäuertem Brot begehen, vom katholischen Glauben ab. Deshalb hatte der Papst einmal einen Kardinal zu ihrer Bekehrung und Unterweisung abgeschickt, aber sie knüpften ihn auf, mit den Füssen nach oben und dem Kopfe nach unten, bis er, St. Petro im Martyrertum gleich, den Geist aufgab. Der Papst hasste also die Stadt und hätte wohl gewünscht, dass katholisches Volk ohne Blutvergiessen sie eroberte, wenn er das für möglich gehalten. Aber für unser Heer fürchtete er eben eine Niederlage; er konnte nicht hoffen, dass die Unsrigen das erreichen würden; er sagte sich, dass Konstantinopel schon allein mit seinen Fischerbooten unserer ganzen Flotte überlegen wäre. Die Stadt hatte nämlich 600 solche Fahrzeuge, deren jedes im Jahr auf vierzehn Tage der Kasse des Herrschers eine Goldmünze zahlte, welche man Perpera heisst, im Werte eines ferto, d. i. einer Viertelmark. Kriegs- und Handelsschiffe aber besass sie in ungezählter Menge und dazu einen stark befestigten Hafen. Es war daher der Rat und die Meinung des heiligen Vaters, welchen die Sache des Kreuzes aufs höchste beunruhigte, dass die Unsrigen geraden Weges nach Alexandria schiffen sollten. Er erlaubte ihnen auch, an den Seeplätzen der Romagna, welche das Adriatische Meer bespült, in bescheidenem Mass unentgeltlich Lebensmittel aufzunehmen, mit denen sie auf ein halbes Jahr ausreichen könnten. Er fürchtete gar sehr, sein Rat möchte nicht beachtet und der Fortgang des Kreuzzuges durch Unternehmungen in Europa gehemmt werden, und deshalb wurde sowohl er selbst als alle anderen durch die neuen Gerüchte lebhaft aufgeregt.

Jetzt auch wiederum flehte Martinus in traulicher Rede
Brünstig den heiligen Vater um Heimkehr. «Höre mich», bat er,
«Du hast einst mir gespendet das Amt, auf die Fahrt mich gesendet;
«Heisse, mein Bischof, in Ehren den Abt nach Hause nun kehren!»

Schmerzlicher immer bedrückte den Frommen es, dass er erblickte
So viel gottloses Treiben, dass dauernd verloren nun bleiben
Sollte die Stadt, in der weiland auf Erden gelehret der Heiland,
Dass Fortschritte nicht mache des Kreuzzugs heilige Sache,
Sie, die aus Kleinem entsprungen, verzögert nun oder misslungen!
Will auf die Schulter man legen, hellenischer Könige wegen,
Lasten dem christlichen Heere von kaum zu ertragender Schwere?
Werden darunter nicht alle die Pilger geraten zu Falle,
Oder, wenn's besser beschlossen, doch mindestens seufzen verdrossen?
Selbst, wenn beschieden das Beste, so gilt es doch immer, das feste
Konstantinopel mit Strömen des edelsten Blutes zu nehmen!
Denn wer zweifelt, dass heftig es wehren sich wird, dass es kräftig
Erst um den Sieg wird ringen, bevor wir das arge bezwingen?
All dies sagte sich leise Martinus im Busen, der Weise.
Weil er mit sorgendem Blicke voraussah schwere Geschicke,
Nichts, was sicher sie wehrte, mit Fug er nach Hause begehrte.

IX.

Es flehte also unser Abt mit allem Nachdruck um die Erlaubnis zur Heimkehr, indem er sämtliche angeführte Ursachen und noch andere dazu dem heiligen Vater vor Augen stellte. Aber dieser schlug ihm die Bitte rundweg ab; er dürfe erst an die Rückkehr denken, wenn er das heilige Land, nach welchem ihm sein Gelübde weise, betreten habe. So ging denn Martinus mit den Genossen vom päpstlichen Hofe weg, nachdem er zuvor den apostolischen Segen empfangen hatte. Auch nahm er ein Schreiben mit für das Heer, das die förmliche Lossprechung desselben enthielt. Er reiste nach Benevent und fand dort den schon oben erwähnten Petrus von Capua, der sich mit dem Wunsche trug, geraden Weges nach Akko hinüberzuschiffen. Martinus schloss sich ihm an, schickte den päpstlichen Brief durch seine Reisebegleiter an das Heer und liess sich auch durch sie bei den deutschen Scharen, die er bisher geführt hatte, entschuldigen und ihnen Lebewohl sagen (am 4. April). Dann schifften sie sich bei Sipontum[1] ein und kamen (am 25. April) nach langer Fahrt im Hafen von Akko an, wo sie von allen aufs feierlichste empfangen wurden. Es waren dort auch zahlreiche Deutsche und darunter einige vornehme und mächtige Männer, welche Martinus schon in Deutschland gekannt und geliebt hatten. Diese nahmen ihn mit besonderer Ehrfurcht auf. Petrus von Capua aber übergab ihm im Auftrage des Papstes

[1] Heute: Maria de Siponto in Apulien.

die Fürsorge für alle Deutschen, die schon in Akko waren, oder auf deren Ankunft man noch hoffte. Leider brach dort in diesem Sommer um die sogenannten Hundstage eine schwere Pest aus, welche derartig unter den Menschen wütete, dass an Einem Tage mehr als 2000 Leichen begraben worden sein sollen. So plötzlich und unerwartet trat diese Seuche auf, dass man in drei Tagen sicher dem Tod entgegensah, wenn man einmal daran erkrankt war. Viele nun, die von der Krankheit ergriffen worden, liessen den Abt rufen, da sie nicht mehr über ihre Habe verfügen konnten, und übergaben ihm alles, sei es zu eigenem Besitz, sei es zur Verteilung an dürftige Gefährten, wobei er einen beliebigen Teil für sich zurückbehalten sollte. Diese Angelegenheiten führte Martinus so treulich aus, dass er, wie schon oben erwähnt, einmal in zwei Tagen 120 Mark Silber zu solchem Zwecke ausgab und am dritten 70 Mark. Auch kaufte er einigen Tapferen, welche in der Not ihre Waffen verpfändet hatten, dieselben zurück, gleichfalls ganz uneigennützig ohne das mindeste Entgelt. Vor allem aber ging er mit tapferer Frömmigkeit zu den Kranken, versorgte sie freundlich mit Rat und That, ermahnte sie zu aufrichtiger Beichte und tröstete sie mit der Hoffnung der Ewigkeit, dass sie den kurzen Augenblick des Todes nicht fürchten möchten, sie, die ja hernach ein Leben ohne Ende empfangen würden! Auch die Gesunden vermahnte er männlich, sich durch dieses kurze und vorübergehende Ungemach nicht erschrecken zu lassen, sondern gefassten Herzens auf beides bereit zu sein: sowohl dies zeitliche Leben zur Ehre Gottes noch länger zu führen, als auch, wie die vorausgegangenen Gefährten, in kurzer Frist das Glück des ewigen zu erlangen.

Hier in den Unglückstagen, von Kümmernis niedergeschlagen.
Fühlte M a r t i n u s den Rücken die Last des Geschickes so drücken,
Dass untrügliche Zeichen des Grams wahrnahm auf dem bleichen
Antlitze, wer ihn gesehen zu Haus und öffentlich gehen.
Denn, was die Brüder beschwerte, mitduldend als treuer Gefährte.
Trug er der anderen Schmerzen, wie eignen, im liebenden Herzen.
Männlich sich selber vergessend, mit jedem an Tugend sich messend,
War er für alle ein Vater, ein Helfer in Not, ein Berater,
Klug und bedächtig in Reden, ein zärtlicher Bruder für jeden!
Hierhin und dorthin getrieben, die Werke der Liebe zu üben,
Geht er herum bei den Kranken. Bekannte wie Fremde verdanken
Ihm, der sie ärztlich beraten, auch freundliche Hilfe mit T h a t e n!
Wie mit Geschwistern verkehrt er; die irrenden Geister belehrt er;
Keiner verschliesst ihm die Seele; ein jeder bekennt, was ihn quäle,
Willig zu völliger Beichte, da Gott ihm die Herzen erweichte.
Alles dem Herren zu weihen b e i Z e i t e n, ermahnt er die Reihen

Der von der Seuche Gefassten, damit, wenn sie Todes erblassten,
Dran sich auch hielten gebunden die übrig geblieb'nen Gesunden.
Gleiches empfahl er den Zagen, die Furcht vor der Pest zu verjagen,
Stark sie zu machen im Leiden und willig. von hinnen zu scheiden.

X.

Während der langen Herrschaft der Pest in der Stadt und ihrer Umgebung wurde die Mehrzahl der Einwohner und der dort verweilenden Fremden von der Ansteckung ergriffen und hingerafft. Auch von den 16 Personen, welche in der Herberge des Abtes wohnten, entrannen nur vier, darunter er selbst, dem Tode; alle übrigen erlagen der Gefahr. Und wer mit dem Leben davongekommen war, hatte doch schon den Ruf des Todes vernommen und erwartete ihn matt und blutleer als unausbleiblich jeden Augenblick. Dazu kam noch ein anderer Uebelstand: die zwischen den Unsrigen und den Heiden feierlich abgeschlossene Waffenruhe wurde nämlich von den letzteren mit niederträchtiger Arglist gebrochen, indem sie zwei deutsche Schiffe wegnahmen und ihrer sämtlichen Fracht beraubten. Zwar vergalten die Unsrigen tapfer und schnell diese Unbill. Sechs grosse feindliche Schiffe mit Lebensmitteln, Waren und sonstiger Fracht wurden auf dem Meere gekapert, mit der gesamten Ladung als gute Prise erklärt und also durch Gottes und eigene Kraft die Heimtücke der Heiden kräftig gerächt. Aber der Krieg war eben damit erneuert, und die Wut der Feinde richtete sich heftiger als bisher gegen die Unsrigen, weil sie in der Zahl der Mannschaft uns überlegen und zudem der Meinung waren, auch die Uebriggebliebenen seien durch die beständige Nähe des Todes schwach und kraftlos geworden. Deshalb däuchte es die Angesehensten unter den Christen gut, an das Pilgerheer, welches dem Vernehmen nach noch in Griechenland verweilte, Botschaft zu senden, man möge doch der Stadt Akko, jenem Hafen des heiligen Landes, welchen die Unsrigen bisher mit grösster Anstrengung und Gefahr festhielten, schleunigst zur Hilfe kommen, da er sonst schwerlich länger verteidigt werden könne. Auch diese Gesandtschaft übernahm Abt Martinus auf Ansuchen und mit ihm ein anderer, Konrad nämlich, der Vogt von Schwarzenberg. (Diesem Manne stellt der Abt das Zeugnis der grössten Ehrlichkeit aus; er, Konrad, habe die Gewohnheit gehabt, für jede im Scherz oder Ernst oder unwissentlich ausgesprochene Unwahrheit, deren er sich erinnerte, im Beichtstuhl besondere Absolution zu verlangen, woraus wohl zur Genüge erhellt, dass ein Mann, der schon in kleinen Dingen, auf die fast allle

andern kein Gewicht legen, so gewissenhaft war, auch in grossen durchaus nichts vernachlässigt haben wird.) Drei Tage vor Martini schifften sich die beiden ein und landeten am Tag der Beschneidung Christi bei Konstantinopel. Dort stand damals das Kreuzheer, aber in nicht sehr fröhlicher Stimmung; denn es hatte sich in fremde Händel eingelassen und war dabei in grosse Fährlichkeit geraten. Freilich man muss den Glauben festhalten, dass Gott alles so gefügt hat: Jene grosse und mächtige Stadt, die schon lange dem römischen Stuhl abtrünnig geworden, sollte durch die Tapferkeit der Unseren und einen unverhofften Sieg der Einheit der Kirche zurückgewonnen werden. — Als nun die Boten der Christen von jenseits des Meeres ankamen, wurden sie von allen ehrerbietig und freundlich aufgenommen, insonderheit von den Deutschen, welche der Abt früher angeführt hatte. Allein nachdem sie die Ursache ihrer Ankunft auseinandergesetzt, erfuhren sie zwar die lebhafteste Teilnahme, Aussicht aber auf Rat oder Beistand wurde ihnen nicht gemacht, da eben die Unsrigen augenscheinlich sich selbst kaum genügend helfen konnten. Sie waren damals gerade in der äussersten Bedrängnis. Wegen der gar nicht zu schätzenden Menge des feindlichen Griechenvolkes hatten sie in der Umgebung der Stadt nirgends Ruhe, und andererseits konnten sie ohne die grösste Gefahr auch nicht von der Stadt wegrücken wegen der zahllosen Schiffe, mit denen der Feind sie im Falle des Abzuges zu verfolgen und zu vernichten dachte. So war es gekommen, was gewiss selten zu geschehen pflegt, dass die Unsrigen sich auf die Belagerung einer Stadt gefasst machten, von der sie nicht wegzufliehen wagten! Um diese Sachlage ganz klar zu verstehen, ist es der Mühe wert auf die Darlegung zurückzukommen, welche wir, wie erinnerlich, weiter oben einstweilen bei Seite gelassen. Wer hier fleissig aufmerkt, der wird die verborgenen Gerichte Gottes und die stillen Ursachen der kommenden Ereignisse mit Händen greifen können.

1. Januar 1204

Haltet den Athem und passet! Ach, Schreckliches, dass ihr erblasset,
Hab ich zu schildern! So lasset gescheh'n es, dass Zorn mich erfasset!
Merkt wohl, was wir berichten! Verbürgt ists! Glaubet mit nichten,
Dass wir im Stand, zu erdichten so brandmalwürdge Geschichten!
Lasst euch richtig bescheiden: Ihr spart euch Mühen und Leiden,
Wenn ihr es lernt, wie die Heiden, wie Narren, die Griechen zu meiden!
Wahrheit ist, was ich singe; doch fragt nach dem Grund ihr der Dinge:
Minder das Volk, das geringe — die Grossen verdienen die Schlinge!
Hefe der Hefe! Sie schänden den griechischen Namen! Es enden
Griechische Kön'ge von Händen, die schnöde sie würgen und blenden!

**Konstantinopel, verruchtes, nicht wert, dass die Sonne besucht es!
Volk voll List, du verfluchtes, nur fleissig, wenn Arges versucht es,
Wie es zum Aufstand hetze, gehorsam keinem Gesetze,
Wie es, was heilig, verletze, den eigenen Herrscher entsetze!
Feiges Gesindel, so träge, doch Kön'ge zu plagen, so rege!
Nest des Betrugs allwege, wo Nahrung er findet und Pflege!
Doch bald wird es erfahren die Strafe für gottlos Gebahren,
Zitternd die Sieger gewahren in kleinen, doch tapferen Scharen,
Wie durch die Thore sie brechen und grausam in blutigen Bächen
Unter den Bürgern, den frechen, den Tod des Alexius rächen!**

XI.

1203 Wie die Unsrigen nach und nach in solche Bedrängnis geraten waren, lässt sich, wie folgt, zusammenfassen: Als der oben erwähnte junge Alexis mit Botschaft und Briefen von König Philipp ins Lager gekommen war und durch seine Bitten und weitgehende Versprechungen die Anführer des Heeres in nicht geringe Aufregung versetzt hatte, fingen, wie gesagt, mit der Zeit alle an, ihm und der Beschützung seiner Sache geneigt zu werden. Und das aus verschiedenen Ursachen. In erster Linie wirkte die Empfehlung König Philipps, welcher sich so angelegentlich für ihn verwendete; dann dünkte es auch sie selbst ein löbliches Werk, den grausam gestürzten rechtmässigen Thronerben wieder in seine Hauptstadt zurückzubringen, wenn es nur irgend ausführbar sei, und zudem wurden sie eben auch gerührt durch die Bitten und Versprechungen des jungen Prinzen, der für den Fall seiner Wiedereinsetzung allen Pilgern jetzt und zukünftig den umfassendsten Beistand verhiess. Dazu kam noch die Erwägung, dass die Stadt Konstantinopel bekanntermassen der römischen Kirche gegenüber aufrührerisch und feindlich gesinnt war, weshalb man wohl annehmen durfte, ihre Demütigung werde dem heiligen Vater, ja Gott selbst, nicht gerade sehr missfallen. Auch die Venetianer, deren Schiffe man ja benutzte, trieben eifrigst zu dem Unternehmen, teils in der Hoffnung auf den versprochenen Gewinn — denn dieses Volk ist immer heisshungrig nach Geld! —, teils auch, weil Konstantinopel im Vertrauen auf die Grösse seiner Flotte sich die Hauptherrschaft in jenen Gewässern anmasste. Durch das Zusammenwirken all dieser und vielleicht noch anderer Umstände kam es dahin, dass die Pilger insgesamt und einmütig dem Prinzen ihr Herz zuwandten und Hilfe versprachen. Es gab aber, wie ich glaube, noch eine andere Ursache, die viel tiefer lag und mächtiger wirkte als alle die genannten, der Ratschluss nämlich der göttlichen Liebe, welche es fügte, dass jenes im Ueberfluss üppig gewordene

Volk von seiner Hochmutshöhe gestürzt und in der Folge zu Frieden und Eintracht mit der allgemeinen heiligen Kirche zurückgerufen wurde. Auch war es offenbar nur in der Ordnung, dass die Griechen, welche aut andere Weise doch nicht gebessert werden konnten, durch Verlust einiges Blutes und der zeitlichen Güter, die sie so übermütig gemacht hatten, gezüchtigt wurden. Das Volk der Pilger konnte sich dann an der Beute der Stolzen bereichern, das ganze Land ging in unsere Gewalt über, und die abendländische Kirche durfte sich immerdar des Lichtes der heiligen Reliquien freuen, deren sich jene unwürdig gemacht hatten. Aber auch ein anderer wichtiger Punkt ist nicht zu vergessen. Die oftgenannte Stadt, die sich den Pilgern gegenüber allezeit treulos bewiesen hatte, sollte nach dem Willen Gottes durch den Wechsel der Bevölkerung treu und einträchtig werden und uns zum Kampf mit den Heiden und zur Eroberung und Festhaltung des heiligen Landes desto wertvollere Hilfe leisten, je günstiger sie gelegen war. Aus alledem wäre aber nichts geworden, wenn die Griechen durch ein Volk anderen Glaubens, durch Heiden oder Ketzer, überwunden worden wären oder gar, im schlimmsten Fall, deren Irrlehre angenommen hätten. Diese Ursachen, meine ich, haben bei Gott vorgewogen, uns zwar verborgen, aber ihm, der alles voraussieht, offenbar; und deshalb gelangten die grossen und wunderbaren Ereignisse, von denen wir reden werden, sicher, aber geheimnisvoll zu ihrem Endziel.

Tief in der Gottheit Schosse verborgne, veränderungslose
Gründe der ewigen Liebe bestehen im ird'schen Getriebe,
Die die Geschichte der Zeiten so ruhig bestimmen und leiten,
Dass nichts hier auf der Erden gemacht kann irgendwie werden,
Was nicht Form und Gestaltung empfinge von höherer Waltung,
Was nicht trüge die volle Besieglung, dass Gott es so wolle,
Wo es und wann es und wie es geschehe, dass Zögerung nie es
Hemmet und hindert und wendet! Wie Gott will, wird es geendet!
Ja, es besteht in dem Reiche der ewigen Schöpfung das gleiche
Göttliche Leben und Weben, wovon ich geredet soeben.
Weisheit ohne Beginnen und Aufhör'n waltet darinnen:
Alles, was lebt und sich reget, von sicherer Ordnung beweget,
Jahre und Tage und Stunden an ew'ge Gesetze gebunden,
Die die Ereignisse leiten und, was zu verschiedenen Zeiten
Zu sich getragen, verbinden! Der Mensch kann nimmer sie finden,
Sondern es kennt sie nur Einer, dess Rat zu erforschen noch Keiner,
Der bei Vernunft, unternommen, da nicht es gestattet den Frommen!
Alle Gelehrten bekennen : Wie Licht sich und Finsternis trennen,
Mangelnd gemeinsamer Bande, so bleibt auch dem schärfsten Verstande,
Menschlichem Sinnen und Sorgen, des Himmels Geheimnis verborgen.

XII.

Also aus diesem verborgenen und unerforschlichen Inbegriff des göttlichen Geistes, der aller Dinge Gestaltung umfasst, den die Zahl weder des Sandes am Ufer, noch der Tropfen im Meer, noch der Blätter im Walde zu täuschen vermag, geht alles hervor, was in der Zeit zu geschehen oder einzutreffen pflegt, und zwar auf sicherem Pfade und in unabänderlichem Laufe. Die griechischen Philosophen lieben, das «Architypus», d. h. der Dinge Urbild, zu nennen, Johannes aber in seinem Evangelium bezeichnet es als das «Leben», wenn er sagt: «Was entstanden ist, hat in ihm das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.» Wie nämlich in dem Geiste des sterblichen Menschen jene Dinge gewissermassen leben, die er in der Gegenwart denkt, mögen sie nun schon gegenwärtig sein oder erst als zukünftig gehofft werden, so, nur noch in viel höherem Grade, leben in dem göttlichen Geiste, den die Griechen νοῦς nennen, der durch und durch Leben oder vielmehr das Leben selbst ist, der nichts nicht wissen oder vergessen kann, alle Dinge, ja leben in ihm, schon ehe sie entstanden waren, mögen sie nun später noch erschaffen worden sein oder von heute an bis zum jüngsten Tag noch erschaffen werden. Wenn also der göttliche Geist die Ideen, d. i. die Gestaltung aller Dinge, auch der kleinsten, in sich trägt, um wie viel mehr hat er dann auch von Ewigkeit her dieses so grosse, so neue, so wunderbare Ereignis umfasst, von dem wir reden wollen! Ja, aus einer unabwendbaren Fügung Gottes (das muss man glauben!) geschah es, dass unser Heer, welches bald nach der Einnahme Zaras Alexandria zu erreichen strebte, den Vorsatz änderte, dem mächtigen Konstantinopel den Krieg erklärte, mit den Schiffen feindlich an den griechischen Ufern landete und nicht weit von den Mauern der Stadt kampfgerüstet sein Lager schlug. — Alexis, der unrechtmässige Herrscher, der seines Bruders Thron geraubt hatte, zog mit grosser bewaffneter Macht den Unsrigen entgegen, musste aber nach kurzem Kampf ihre Tapferkeit spüren und wendete sich bald, seiner eigenen Sache und der Treue der Seinigen misstrauend, schimpflich zur Flucht!

Schwächling, was machst du nun? König, des Königtums würdig so wenig,
Du, der Gesetze Verrücker, des Rechtes der Kön'ge Bedrücker,
Uns, wie den künftigen Zeiten ein Name, der frevelbereiten,
Schändlichen Mann ankündigt, was machst du nun, der so gesündigt?

Das ist der Name, der rechte, für dich: «Alexis!»[1] Das Schlechte,
Das man nicht aus kann sprechen, bedeutet er, schnödes Verbrechen,
Und so ermahnet er jeden, von dir nicht fürder zu reden,
Wie es auch billig und Fug ist, da voll du von List und Betrug bist?
Keiner von uns soll kennen so teuflischen Mann und ihn nennen,
Jeder auch künftig sich schämen, dich nur auf die Lippen zu nehmen,
Dich, der den Frevel begangen, den eigenen Bruder zu fangen,
Blenden ihn liess und zum Lohne der Schandthat raubte die Krone!
Elender, also du fliehest? du wendest den Rücken, du ziehest,
Kaum dass den Feind du gefunden, zurück dich, von Furcht überwunden?
Kaum dass den Feind du gespüret, bevor dich ein Hieb nur berühret,
Elender, lässt du dich schlagen und fahren den Thron mit Verzagen,
Da dir doch jüngst nicht graute, wie Frevel zum Lohn ihn sich baute?

XIII.

Durch die Flucht des Königs wurden die Bürger der mächtigen Stadt gewaltig erschreckt. Die meisten hatten ihn wegen seiner Schandthaten schon vorher nicht sehr geliebt, und da gleichzeitig Boten des jüngeren Alexis mit vielen Versprechungen und Bitten sie bestürmten, und die Unsrigen so ganz gegen alles Erwarten die Stadt mit Verderben bedrohten, falls man nicht den rechtmässigen Thronerben als König annähme, so öffneten die Griechen die Thore und liessen Alexis mit dem ganzen Herr friedlich in die Mauern. Alsbald wurde der junge Fürst mit den königlichen Gewändern geschmückt und, wie sich gebührte, auf den Thron gesetzt. Gütig und freigebig liess er auch sofort die Hälfte des versprochenen Geldes unseren Heerführern auszahlen, in der Hoffnung, den Rest in kürzester Frist folgen lassen zu können. Deshalb blieben die Unsrigen noch einige Tage in der Stadt, machten von der Willfährigkeit des neuen Königs wie der Bürger nur mässig Gebrauch und hüteten sich sorgfältig, irgendwie als lästige Gäste empfunden zu werden. Aber die Stadt, obwohl gross und prächtig, konnte zwei Völkern mit so verschiedenen Sprachen und Sitten und ohne rechte gegenseitige Zuneigung, sowie überhaupt einer so grossen Menge Menschen und Pferde auf die Dauer nicht recht genügen. Man beschloss darum, sie zu verlassen, auf einem weiten, ausgedehnten Felde ein Lager zu schlagen und dort die Erfüllung

---

[1] **Alexis = ἄλεκτος: unaussprechlich; was man nicht aussprechen kann oder darf.**

des königlichen Versprechens mit mehr Behagen abzuwarten. Kaum war der Auszug erfolgt, so regte sich in der Stadt der Anfang heimlichen Aufruhrs gegen den König. Die Mehrzahl murrte, dass er diese Pilger, landfremde Leute, so ausserordentlich begünstige; schon habe er fast das ganze Vermögen Griechenlands an sie ausgeliefert und gedenke nun, noch einmal ebenso viel oder vielleicht auch noch mehr unter Beraubung seines Reiches an sie zu verschenken. Als zuletzt schier alle in diese Klage einstimmten, wagten sie es sogar, den König öffentlich zu beschuldigen; es sei unstatthaft und müsse verhindert werden, dass er sein Land zum Vorteil der Fremden beraube, ja den Mangel der Seinigen noch anderen zur Beute gebe; vielmehr sei es seine Pflicht, die Pilger als nach fremdem Gut gierige Eindringlinge mit ihnen zu verfolgen und zu verderben! Dieser Aufruhr erschreckte den neuen König aufs heftigste teils wegen der Treulosigkeit seiner Bürger, die ihn allerdings nur gezwungen aufgenommen hatten, teils wegen der Liebe, die er für uns hegte, und wegen des Eides betreffs der Auszahlung, den er in voller Aufrichtigkeit geleistet hatte. Man kann sich vorstellen, wie schwer und ängstlich ihm zu Mute war in der Mitte gleichsam zwischen der Niedertracht der Seinigen und der Liebe zu uns und dem Dank gegen König Philipp, welchen er schwer zu beleidigen fürchtete, falls er die Unsrigen täuschte oder ihnen ein Leid zufügte. Weil er also hierzu nicht leicht gebracht werden konnte, so legte jener Murciflo, von dem oben die Rede war, der schon den Vater des Alexis geblendet und ihn selbst in den Kerker geworfen hatte, die Hand an den König, erdrosselte ihn und sagte, dass man diesen Herrscher aus dem Leben geschafft, sei ein kleineres Uebel, als wenn durch seine Thorheit das Vermögen von ganz Griechenland an einige Unbekannte ausgeliefert würde. Nachdem so Alexis aus dem Wege geräumt war, setzte Murciflo, wie ein Prinz von Geblüt, wie ein Verwandter des königlichen Hauses, sich selbst den Stirnreif auf, machte sich, kühn und frech zugleich, auf dem Throne breit und begann, blutige Gedanken zu hegen. Grausam wollte er regieren und namentlich die Unsrigen verderben. Voll Abscheu vor der Gottlosigkeit dieses Mannes rufen wir unwillkürlich aus:

1204

O des Tyrannen! O Lug, o Wut eines neuen Barbaren,
Wie ihn der Erdball trug noch niemals in früheren Jahren!
Wo ist das Volk und das Land und die Zeit, die Thaten gesehen,
Welche vor Gott und Verstand als verrucht nur können bestehen?
Wütet so grausam ein Tier mit dem Bruder? Wer möchte das glauben?

Wird es in blutiger Gier grundlos sein Leben ihm rauben?
Nein, was die Griechen gethan, kein Tier möcht's thun an den Seinen!
Weh dem abscheulichen Mann, der Königen, schuldlosen reinen,
Brachte Verderben und Not, der den Vater geblendet, dem Sohne
Meuchlings gegeben den Tod und so nah doch gestanden dem Throne!
Aber er büsst es und schwer! Der Tyrann soll, will sich gebühren,
Bald, was gesündiget er, an dem eigenen Leibe verspüren!
Schimpflich gestossen vom Thron wird fahren er lassen die Beute,
Allen verhasst, und den Hohn nur schmecken der eigenen Leute!
Arm, in Verbannung geschickt, landflüchtig, die Augen geblendet,
Kummergebeugt und verzagt, für die Unsern ein Schuft, von den Sein'gen
Ebenso bitter verklagt, wird Lachen und Schelten ihn pein'gen,
Bis in gemeinsamem Zorn auf den Fels ihn sie führen und zwingen
Dort mit dem Kopfe nach vorn in den Tod durch die Lüfte zu springen!
Ja, die Gerechtigkeit fand hart strafend der Sünder, den schweren:
Blutend besudelt den Sand sein Leib, den die Geier verzehren!
Welche so grausam geblickt, — wird Spott nur nach ihm gesendet!

XIV.

Als nun der grausame Mörder nach der Erdrosselung des jungen Fürsten den Thron erstiegen, befahl er, die Nachricht von seiner Frevelthat noch einige Zeit hintanzuhalten und zu unterdrücken, damit sie nicht den Unsrigen im Lager draussen zu Ohren komme, bevor er noch eine andere Arglist erprobt habe. Fortwährend schickte er nämlich unter dem Namen des Alexis Boten an die Fürsten unseres Heeres mit der Einladung, sie möchten doch aus dem Lager zu ihm kommen, um das versprochene Geld und noch reichere Geschenke der königlichen Freigebigkeit in Empfang zu uehmen. Als diese das hörten, trafen sie, als Männer von christlicher Einfalt und keinerlei Betrug ahnend, eiligst Anstalt, in die Stadt zu gehen. Fürchteten sie doch nichts weniger, als dass der neue König, den sie selbst erhoben hatten, schon in so kurzer Frist aus dem Weg geschafft sein könnte! Es war aber ein sehr kluger Mann unter ihnen, der Anführer der Venetianer, blind, doch hellsichtigen Geistes, bei dem Kraft des Gemütes und Klugheit das fehlende Augenlicht reichlich ersetzten. Die anderen pflegten ihn immer bei bedenklichen Dingen sorgfältigst um Rat zu fragen und in den gemeinsamen Angelegenheiten nach seinen Weisungen vorzugehen. Als sie ihn nun nach ihrer Gewohnheit auch diesmal befragten, was er von der Sache halte, riet er ihnen ab, sich aus Liebe zum Geld der Hinterlist

der Griechen preiszugeben. Er fürchte sehr (und das war ja inzwischen eingetroffen!), dass der junge Alexis von seinen Landsleuten schon ermordet worden sei, oder dass er, durch sie verführt, als echter Grieche, im Vereine mit ihnen auf unser Verderben sinne. Während also die Fürsten hierüber eingehend beratschlagten, die Gesandten aus der Stadt dagegen immer dringender sie einluden, kam das Gerücht von dem Geschehenen ins Lager und erfüllte das ganze Heer mit gewaltigem Schrecken. Sah man sich doch jetzt recht eigentlich in Feindesland, inmitten eines niederträchtigen Volkes und den Mann aus dem Leben gerissen, den man soeben mit starker Hand und Furcht verbreitend als König eingesetzt hatte, der, wenn er noch lebte, allein den Wahnsinn der Griechen dämpfen und den Unsrigen eine kräftige Stütze sein konnte, der sie sicher und wohlbehalten aus seinem Reich an das Ziel ihrer Pilgerfahrt zu befördern vermochte! All das sahen sie jetzt vereitelt; von dem neuen König und seinen Unterthanen konnten sie mit vollster Gewissheit nur den Tod erwarten! Was sollten sie nun beginnen? Was konnten die Pilger hoffen in solcher verzweifelten Lage, zumal sie nicht den geringsten Zufluchtsort hatten, um auch nur für eine Stunde von einem feindlichen Angriff sich zu erholen? Sollten sie an die Griechen den Krieg erklären und dadurch versteckte Feinde, als welche sie dieselben längst kannten, zu offener Feindseligkeit herausfordern? Ach, die Zahl der Griechen war unermesslich und konnte noch täglich wachsen, da sie im eigenen Lande waren und alles ihnen reichlich zu Gebote stand! Die Unsrigen dagegen waren schwach an Zahl und ohne Hilfsmittel mitten unter Feinden, von denen sie, so zu sagen, nur erwarten konnten, was sie ihnen mit der Schärfe des Schwertes aus dem Leibe schnitten! Dazu drückte sie noch besonders der Gedanke nieder, dass das versprochene Geld zum grossen Teil verloren war! In der Hoffnung auf dasselbe hatten sie ihren Abzug verzögert und die eigentliche Kasse des Pilgerzuges zu anderen Zwecken angegriffen. Trotzdem fassten sie den Entschluss (und das schien unter solchen Umständen das Beste), ihre Furcht, die sie doch nicht los werden konnten, zu verhehlen, den Feinden mit einer Belagerung zu drohen und zur Rächung des erwürgten Königs die Uebergabe der Stadt zu verlangen samt allen Bürgern und jenem verabscheuungswürdigen Mörder, auf dass sie gedemütigt werde und die Schuldigen mit dem Tode bestraft. Durch diese trotzige Forderung wurde den Griechen ein solcher Schrecken eingejagt, dass sie sich kaum aus ihren Mauern wagten, namentlich aus Angst vor unseren Schleudermaschinen, deren Wirkung

ihnen um so fürchterlicher und verderblicher schien, je weniger sie selbst die Handhabung kannten. Mittlerweile hatten die Unsrigen ihren Mut gestärkt und waren auf beides gefasst: entweder sich zurückzuziehen, wenn sich eine ehrenvolle, geeignete Gelegenheit böte, oder die Feinde anzugreifen und durch sie und mit ihnen den Tod zu erleiden, falls sie doch es wagten, aus ihren Mauern zum Kampfe auszufallen. Denn auf Sieg über eine solche Uebermacht oder auf die Erstürmung der Stadt durften sie nicht hoffen; dazu war diese zu stark, und andererseits wuchs die Zahl der Feinde tagtäglich in unberechenbarem Masse. Aber je eifriger unser Heer einen Zusammenstoss wünschte, um mit den Feinden den Tod zu finden, desto beharrlicher scheuten sich diese, den Sieg mit ihrem Leben zu bezahlen, zumal sie voraussahen, dass die Pilger in dem feindlichen Land bald Mangel leiden würden, während sie selbst in ihrer Stadt in Ueberfluss schwelgten.

Höret, nun will ich euch singen von neuen, erstaunlichen Dingen;
Bücher der Vorzeit bringen von nirgends ein solches Gelingen!
Oder wer hätte vernommen, dass viele vor wenigen Frommen,
Statt aus den Mauern zu kommen, sich bargen, von Aengsten beklommen?
Wenige Tapfere wagen mit tausenden, ohne zu zagen,
Sich bis zum Tode zu schlagen, um Tod in die Feinde zu tragen!
Furcht mag keinen entfärben! Im Blutbad wollen sie sterben,
Bieten die Brust dem Verderben und Heil nicht fliehend erwerben!
Was auch das Schicksal beschlossen, der Kranz muss ihnen doch sprossen,
Wenn für das Blut der Genossen sie griechisches reichlich vergossen!
Kann sie ein Bangen bethören? O nein, fest steh'n sie und schwören,
Stürmend die Stadt zu zerstören, obgleich sie dem Tod schon gehören!
Hat dann der Kampf sich entsponnen, so bleiben sie kühn und besonnen,
Selbst wenn zu zweifeln begonnen das Herz, ob die Schlacht sie gewonnen!
Tapferen ist es ja eigen, wenn auf die Besorgnisse steigen,
Heimliche Furcht zu verschweigen und fröhliche Mienen zu zeigen!
Oft dann wird es geschehen, dass wunderbar, kaum zu verstehen,
Wieder das Glück aufgehen die ganz schon Verzweifelten sehen!
So ist's hier auch gekommen: denn just als die Hoffnung verglommen,
Hat das Geschick für die Frommen noch günstige Wendung genommen.

XV.

Unser Heer hatte sich also, wie gesagt, vor der königlichen Hauptstadt gelagert, aber ohne auch nur einen Schimmer von Hoffnung, sie einzunehmen. Zahllose Bürger wohnten in ihr, und an allen Schätzen herrschte Ueberfluss. Zudem war sie so stark befestigt, dass sie schon von einer handvoll Leute gegen zahlreiche Feinde verteidigt werden konnte. Die Stadt bildet nämlich ein Dreieck, wie diejenigen versichern, die sie gesehen haben. Jede Seite ist eine Meile lang. Nach dem Lande zu ist sie von einem mächtigen Wall und einer dreifachen festen Mauer umschlossen; rings herum entragen derselben starke Türme, die so nahe beisammen liegen, dass ein siebenjähriger Knabe von einem Turm zum andern einen Apfel werfen kann. Die Bauart der Gebäude im Innern der Stadt aber, nämlich an den Kirchen, den Türmen und den Häusern der Vornehmen kann kaum ein Mensch beschreiben, und wer sie beschriebe, würde nicht Glauben finden. Das muss man mit eigenen Augen gesehen haben! Auf der Seeseite, da wo der Hellespont, der Asien von Europa trennt, die Stadt bespült und an einigen Stellen so schmal wird, dass der Blick von Ufer zu Ufer reicht, auf der Seeseite, sage ich, wo wegen des belebten Hafens, der zu den sichersten und berühmtesten gehört, kein Wall hergestellt werden konnte, sind die Mauern von ganz erstaunlicher Dicke, und die Türme, dicht nebeneinander, in einer Höhe aufgeführt, dass jedermann davor zurückschreckt, den Blick nach ihrer Spitze zu erheben! Aber nicht von Anfang an hatte die Stadt die gegenwärtige Festigkeit und Schönheit. Vor Alters war sie wie alle anderen Städte und hiess mit ihrem griechischen Namen B y z a n z, weshalb auch die Goldmünzen, welche man dort zu schlagen pflegte, heutzutage Byzanzer genannt werden. Erst später gelangte sie zu der jetzigen Pracht und Herrlichkeit, und zwar aus Anlass eines Gesichtes im Königsschloss, wovon wir noch sprechen werden. Obschon dieses Gesicht nur kurz währte und unbedeutend scheint, war es doch, wie die Folge zeigte, der Vorbote einer wichtigen Sache. Wie nämlich zuweilen kleine Ereignisse durch grosse Gesichte angedeutet werden (man denke nur an den Traum Josephs, wo die Sonne, der Mond und elf Sterne seinen Vater, seine Mutter und die elf Brüder bezeichnen), so finden wir auch manchmal durch unbedeutende Gesichte grosse und wichtige Dinge angedeutet, wie bei dem Gesichte Daniels, wo, wie wir lesen, durch einige Tiere die mächtigsten Weltreiche dargestellt werden. Deshalb täuschen sich auch diejenigen, welche glauben, es sei

kein Unterschied unter den Erscheinungen, die sie im Schlafe zu sehen meinen, all das sei Blendwerk und enthalte nicht das mindeste Geheimnis.

Glaube mir: häufig enthalten im Schlummer geschaute Gestalten
Wahres für künftige Zeiten. Das soll kein Mensch mir bestreiten!
Wahres verkünden die Träume; nicht jedesmal nennen wir Schäume,
Was wir, vom Schlaf überwunden, im Bild so deutlich empfunden.
Joseph mag es bezeugen: der Traum, wo die Garben sich beugen,
Ob man in Blut eintauchte das Kleid und die Lüge gebrauchte,
Dass er von Tieren zerrissen, erfüllte sich doch, wie wir wissen!
Er, der die fruchtbaren Tage, wie Hunger und Teuerungsplage
Unter den «sieben» Aehren voraussah, kann es bewähren!
Nebukadnezar desgleichen, erkennend die Träume für Zeichen
Seines Verderbens und zagend um Deutung den Daniel fragend,
Kann es lebendig bezeugen. Den Gott, dem die Himmel sich beugen,
Den er verachtet, bekannte der Knecht nun, an den er sich wandte! —
Schreitet die Nacht auf den Wegen, so tritt manch Bild uns entgegen,
Schauen im Traum wir Gestalten, die tief aus dem Blut uns entwallten.
Manchmal sind es nur wilde, verworren gedachte Gebilde,
Welche Phantasmen benennen die Griechen; doch wo zu erkennen
Mehr als luftige Schäume, da heisst man Gesichte die Träume.
Solchergestalt ist gewesen das Bild auch, von dem ich gelesen
Oft mit bedächtigen Mienen, dass einst es dem König erschienen.

XVI.

Jenes Gesicht also, das, wie gesagt, den Anlass zu der Schönheit und dem Ruhme dieser Stadt gegeben hat, wird auf folgende Weise erzählt und auch in Büchern geschildert: Konstantin, der Kaiser der Griechen und Römer, überliess nach der berühmten Schenkung, durch welche er zum Dank für die wunderbare Wiederherstellung seiner Gesundheit und die Vertreibung des Aussatzes, Christum selbst als seinen Helfer und Heiland, und die beiden seligen Apostel Petrus und Paulus sowie den damals regierenden Papst Sylvester, ja die ganze christliche Kirche königlich geehrt hatte, seine bisherige Hauptstadt Rom dem heiligen Petrus, zog nach Griechenland und erwählte vor allen anderen Städten Byzanz zu seinem Wohnsitze. Als er nun dort eines Nachts auf seinem königlichen Lager schlafend ruhte, sah er im Traume eine uralte tote Frauengestalt und den heiligen Papst Sylvester, welcher zu ihm sagte: «Du kannst und sollst sie ins Leben zurückrufen!» Der Kaiser folgte dem Wort, erweckte sie, und

sah eine wunderschöne Jungfrau vor sich, deren keuscher Liebreiz seinen Augen so wohlgefiel, dass er ihr ein königlich Gewand anlegte und auf ihr Haupt seinen Stirnreif setzte. In diesem Augenblicke erschien auch seine Mutter Helena und sprach zu ihm: «Diese Jungfrau, mein Sohn, wirst du als Gemahlin besitzen bis an das Ende der Zeiten, und ihre Schönheit wird nicht aufhören!» — Der Kaiser erzählte dieses Gesicht verschiedenen Personen, und da ihm der eine diese, der andere jene Auslegung gab, so beschloss er, ununterbrochen zu fasten, bis ihm Christus durch seinen Knecht Sylvester die Bedeutung erklären würde. Als er nun sieben Tage gefastet hatte, erschien ihm in der siebenten Nacht der heilige Sylvester im Traum und sagte: «Die alte Frau, die du geschaut hast, ist diese Stadt, welche, heruntergekommen und gleichsam schon tot vor Alter, durch dich zu solcher Pracht erneuert werden soll, dass sie die Königin aller Städte Griechenlands genannt wird.» Der König, durch dieses Gesicht mehr erfreut als erschreckt, rief sofort aus dem ganzen Lande Maurer und Zimmerleute herbei, welche die Stadt vergrössern, mit Mauern und Türmen befestigen und mit Kirchen und anderen Gebäuden ausschmücken mussten, bis sie sich zu der gegenwärtigen Schönheit verjüngt hatte, und, wie man sagt, Rom ähnlich geworden war. Deshalb ist die Stadt auch zuweilen ein zweites Rom genannt worden, und das umliegende Land heisst heute noch Romania. Damit aber auch nicht die geringste Spur von Alter zurückbleibe, liess der Kaiser den früheren Namen, der die Leute an den ehemaligen niederen Zustand erinnern konnte, gänzlich unterdrücken und ordnete an, dass sie Konstantinopolis heisse, nach seinem eigenen Namen und dem griechischen Worte «polis», welches Stadt bedeutet. — Diese Stadt also belagerten die Unsrigen, wie gesagt, von der Landseite, mehr freilich durch die Umstände dazu gedrängt (denn sie durften ja aus den mitgeteilten Ursachen nichts anderes zu thun wagen) als in der Hoffnung auf einen siegreichen Ausgang, zumal die Stadt für uneinnehmbar galt. Und als sie auf der Landseite keinen oder nur geringen Erfolg hatten, entschlossen sie sich, auf der anderen, der Seeseite, nicht sowohl das Glück als vielmehr unter grosser Gefahr die Macht göttlicher Hilfe zu erproben, ohne welche, wie sie wussten, doch nichts vollbracht werden konnte. Sie stiegen also auf ihre Schiffe, gaben sich zum Schrecken der Feinde den Anschein zornigen Ungestüms, setzten über die Meerenge, nahmen heldenmütig am Ufer der Stadt gegenüber Stellung und begannen eingehend zu beraten, wie nun nach dieser Aenderung des ursprünglichen Planes die Sache zum Tod oder zum Sieg hinauszuführen sei.

1204

Aber was thun? wo finden sie Rat, wo greifbare Ziele?
Haben sie Macht, und zu hoffen ein Recht selbst nur auf den Zufall,
Sie, die an Zahl so gering, ein Häuflein wehrloser Pilger,
Fussvolk meistens, ein Heer, das weder mit Helmen bewaffnet,
Noch mit Panzer und Schild, das alles entbehrt, was der Krieger
Braucht, wenn er Städte bestürmt, um das Steinegeschleuder von oben
Und der Geschosse Gewitter mit kräftigem Arm zu empfangen
Und zu verscheuchen den Tod, so oft im Geschoss er herabsaust?
Zahllose Schiffe dagegen am starken, befestigten Ufer,
Reichlich bemannt mit tapfren Matrosen und griechischen Truppen,
Sehen sie vor sich, bereit, auf der See zu bedrohen die Pilger!
Hoch auf den Zinnen der Türme, dem Rande der ragenden Mauer
Stehen die Bürger in Haufen, die Hände gerüstet, um herzhaft
Steine herunter zu werfen und Balken und Lanzen und Pfeile,
Oder die Schiffe des Feinds zu verbrennen mit griechischem Feuer!
Gegen so viele Gefahren des Todes vermochten die Unsren
Nirgends sich recht zu behaupten, nachdem sie verlassen das Festland;
Ruhelos stets auf schwankendem Kiel von den Fluten geschaukelt,
Konnten sie auch die Belagerungsgeräte, die Schleudermaschinen
Nicht aufstellen und bringen in Gang auf sicherem Boden.

XVII.

Aus den zahllosen feindlichen Schiffen brachen von Zeit zu Zeit einige besonders leichte und schnelle hervor, um die Unsrigen zu reizen und ihre Tapferkeit durch solch plötzlichen Ueberfall auf die Probe zu stellen. Aber man fuhr ihnen entgegen und trieb sie mit Spiessen und Pfeilen und namentlich durch den Schreck der Wurfmaschinen ohne grosse Mühe zurück. Da fragten die Unseren wieder jenen blinden, aber scharfsichtigen Mann, den oben erwähnten Anführer der Venetianer, um seine Meinung und erhielten von ihm den Rat, auf jedem Schiff in der Nähe des Mastes noch andere hohe, starke Bäume aufzurichten, sie fest in den Schiffsrumpf einzufügen und dann mit dem Mastbaum selbst und unter sich durch Taue stark zu verbinden, dass sie ihnen gewissermassen wie Holztürme, wie Schanzwerke zum Schutze dienten. An diesen Bäumen, die in einer gewissen Entfernung von einander aufzustellen seien, sollten sie dann auch eine Art von Stufen anbringen, auf denen je vier oder sechs beherzte Männer zur Verteidigung der Schiffe und um die Feinde von oben herab zu bekämpfen, schnell auf- und absteigen könnten. Das geschah denn nun auch, und jene Türme, oder, wenn du lieber willst, jene Treppen wurden in einer Höhe ausgeführt, dass sie zum grössten Teil alle Türme und Vorrichtungen der Griechen über-

ragten. Auch befestigte man sie und die Schiffe auf allen Seiten mit solcher Kunst, dass die Unsrigen fortan weder Geschosse noch Steine, weder das gewöhnliche noch das sogenannte griechische Feuer zu fürchten hatten. Nachdem sie die Schiffe so ausgerüstet, fuhren sie näher an die Stadt heran und beschlossen, zunächst in der Eroberung des Hafens und der feindlichen Flotte die Gunst Gottes zu erproben, damit sie sich, auf dieser Seite einmal erst gesichert, desto getroster und leichter an den Sturm auf die Mauern und Türme machen könnten. Dieser Hafen war aber an sich schon ein sicherer Zufluchtsort und überdies noch durch eiserne Ketten von ausserordentlicher Grösse abgesperrt, die von einem Ende zum andern liefen und sämtliche Schiffe sozusagen unter gemeinsamem Verschluss hielten. Die Unsrigen durchbrachen diese Ketten mit vieler Mühe; die Griechen aber ergriff, namentlich vor den Wurfmaschinen, die sie nicht aushalten konnten, ein solcher Schreck, dass sie flohen und ihre Schiffe den Siegern zurückliessen, welche dieselben natürlich sofort als willkommene Kriegsbeute in eigenen Gebrauch nahmen. Dann wurden die Turmschiffe so weit als möglich an die Mauer herangebracht, und während schon etliche Tapfere auf Leitern hinaufkletterten, verkündeten Heroldsrufe, dass, wer zuerst die feindliche Mauer ersteige, 100 Mark als Siegerlohn erhalten sollte. O, wie eifrig begehrten da alle, was doch nur einem zu teil werden konnte, nicht sowohl aus Verlangen nach dem verheissenen Gelde, als zur Ehre Gottes, zum Nutzen der gemeinsamen Sache, zum Gewinn des begonnenen Werkes! Während die einen schon auf den obersten Sprossen standen und dort sich behaupteten, kletterten die anderen so hastig nach, als wollten sie die obersten mitten unter die Feinde treiben und selbst ihnen nachstürzen! Und nun kriegen sie von oben den Feind unter sich und überschütten ihn mit einem furchtbaren Hagel von Lanzen, Wurfspiessen und Pfeilen, so dass er von Unruhe und Schreck nicht weiss, was dagegen anfangen, und in grosse Bedrängnis gerät. Die Furcht vor den Wurfmaschinen und das Ungestüm der Angreifer lähmte die meisten förmlich, zumal dies Volk schon von Natur feig ist! Und als nun einer sich zeigte, der als erster auf die Mauer sprang, als andere blitzschnell ihm folgten, da fasste die Bürger unaufhaltsam bleiches Entsetzen! Schon sehen sie den Feind in ihren Reihen, laufen allenthalben die Mauer entlang auseinander und stürzen in wilder Flucht davon, als ob sie nach dem Verlust der Mauern in ihrer Stadt, die sie unter dem Schutz derselben nicht hatten verteidigen können, noch Sicherheit zu finden vermöchten! Die Unsrigen aber verteilten sich rasch auf die Mauer und machten sich an die Be-

setzung der Türme. Schon waren ihrer fünfzehn oder mehr eingedrungen, als die Feinde gleichsam Atem schöpften und teils von Scham, teils von der augenscheinlichen Gefahr angespornt, wieder einigen Mut zu fassen begannen. Sie ermunterten sich gegenseitig und drangen zugleich mit Geschrei und einem Hagel von Geschossen aller Art auf die Stürmenden ein. Das ersah ein deutscher Graf und gab sofort den Befehl, die Stadt auf einer Seite in Brand zu stecken, damit die Griechen unter der doppelten Bedrängnis des Kampfes und der Feuersbrunst leichter überwältigt würden. Das geschah und that seine Wirkung. Durch die Klugheit dieses Mannes besiegt, wandte sich der Feind jetzt völlig zur Flucht, während diejenigen der Unseren, welche schon innerhalb der Mauern Fuss gefasst hatten, die von den Griechen durch Steine und Gebälk sorgfältig verrammelten Thore frei machten, sie aufschlugen oder aufbrachen und so den noch auf den Schiffen befindlichen Gefährten den ersehnten Zugang eröffneten. Das geschah am Palmsonntag; Gott hatte es so gefügt: das Heer Christi sollte siegreich in die treulose Stadt eindringen just an dem Tage, an welchem Christus zum Triumph seines Leidens in die heilige Stadt Einzug gehalten.

12. April

Dringet hinein, ihr heisst jetzt Christi heilige Streiter,
Dringet hinein in die Stadt, die Christus gegeben dem Sieger!
Malt euch Christum vor Augen, den König des Friedens, der heute
Fröhlichen Blickes voran euch zieht, sein Eselein reitend;
Ihr schlagt Christi Kriege, vollendet, was Christus als Richter
Strafend verhängt, und es schwebt sein Wille vor eueren Waffen!
Dringet hinein mit Droh'n auf die Feigen, und treibt sie zu Paaren,
Donnert den Schlachtruf, schwinget das Schwert, doch kargt mit dem Blute!
Stürzt sie in Angst, doch denket dabei, dass Brüder es seien,
Die ihr bedrängt, obgleich sie's verdient durch lange Verschuldung!
Euch will Christus begaben mit ihren, der Schuldigen, Gütern,
Dass kein heidnisches Volk im Triumph sie künftig beraube!
Siehe, Gebäude mit strotzenden Kammern, sie stehen euch offen;
Manch uralter Besitz wird neue Besitzer bekommen.
Aber bezähmt einstweilen den Sinn und zügelt die Hände,
Schiebet die Stunde hinaus und verschmäht jetzt Beute zu machen!
Stürzt in den zagenden Feind und bedrängt die Geschlagenen furchtbar,
Lasst sie zu Atem nicht kommen, nicht wiederum Kräfte gewinnen!
Erst wenn ganz aus der Stadt ihr verjagt habt sämtliche Feinde
Wird für die Beute dem Sieger erscheinen die richtige Stunde!

XVIII.

So standen also die Thore offen, und von den Schiffen drangen die Unseren herein mit lautem Freudengeschrei! Welch ein Schreck für die Feinde, als ihnen nun Lanzen, Schwerter, Wurfmaschinen, Pfeile und Geschosse jeder Art Tod und Verderben zu bringen schienen, während die Pilger im Grund gar nicht die Absicht hatten, blindlings Blut zu vergiessen. Trieben sie doch das Volk wie zerstreute Schafe durch alle Strassen der Stadt vor sich her! In solcher Masse floh es, dass selbst die grosse Breite der Strassen kaum ausreichte, den Flüchtigen Raum zu gewähren. Furchtbar und ungestüm war der Feind auf ihren Fersen; er liess sie weder Atem holen, noch einen Blick zurückwerfen! Aber obgleich die Unseren den Feinden eine Niederlage bereiteten, grösser, als sie jemals zu hoffen gewagt, fielen von ihnen selbst doch nur sehr wenige. Auch übten sie möglichste Schonung im Kampf, da sie ja von den Geistlichen im Kreuzheer, von Martinus nämlich und den anderen, häufig ermahnt worden waren, ihre Hände, soweit es angehe, von Blutvergiessen fern zu halten. Gleichwohl blieben an diesem Tag etwa 2000 Bürger, aber nicht durch das Schwert der Unseren, sondern durch eine Anzahl Franzosen, Italiener, Venetianer, Deutsche und Leute anderer Nationen, welche vorher in der Stadt gewohnt, aber in der Zeit der Belagerung als des Verrates verdächtig ausgewiesen worden waren und sich den Unsrigen angeschlossen hatten. Diese gedachten der ihnen widerfahrenen Unbill und nahmen an den Griechen grausame, fürchterliche Rache! Von den Unsrigen ist überhaupt eigentlich nur ein Mann gefallen, ein berühmter Ritter von edelstem Blut, der die Feinde zu hitzig verfolgte, dabei unvorsichtigerweise mit seinem Rosse in eine Grube stürzte und von allen Gefährten mitten in der Siegesfreude herzlichst bedauert wurde. Als nun die Feinde sämtlich besiegt und elendiglich aus der ganzen Stadt vertrieben waren, wurden die Thore wieder sorgfältig geschlossen, und jetzt erst erlaubten sich die Sieger nach Beute zu schauen. Es war ihnen nämlich bei Todesstrafe verboten gewesen, ehe der Sieg völlig gesichert sei, an Beute zu denken. Da fanden sie nun bei jedem Schritt Gold- und Silbergeld in Haufen, einen blinkenden Schatz von Edelsteinen und Gewändern, einen Ueberfluss an kostbaren Waren, eine Fülle von Nahrungsmitteln und so herrliche, mit allem Wohlleben ausgestattete Häuser, dass sie mit einem Schlag aus armen Ankömmlingen reiche Bürger wurden! Inzwischen aber hatte die Feuersbrunst fast ein Drittel der Stadt verwüstet, da Einwohner wie Fremde, durch nähere Gefahr beschäftigt,

an das Löschen der ungehindert um sich greifenden Flammen nicht hatten denken können. Weiber und Kinder und gebrechliche Greise, welche, unfähig zur Flucht, in der Stadt zurückgeblieben waren, legten, wo sie die Unsrigen trafen, zwei Finger in Kreuzform und sangen dazu ganz kläglich: «Aiios phasileos marchio!» d. h. «heiliger König und Markgraf.» Sie thaten das, weil die Griechen von den Unsrigen den Markgrafen noch am meisten kannten und ihn deshalb für den höchsten Fürsten hielten, der ohne Zweifel der künftige König der eroberten Stadt sein werde. Aber Gott hatte es anders beschlossen.

Hier mag klar man erkennen, dass Glück ein Spiel nur zu nennen;
Wertlos sind und geringe dem Schicksal menschliche Dinge!
Nichts kann bleiben ja; schnelle verändert noch immer die Stelle
Irdischen Glücksterns Prangen, nach dem wir geschaut mit Verlangen!
Wen in die Höhe geschnellet das Glück, wird wieder zerschellet;
Heute zermalmt ihn der Wagen, der gestern noch stolz ihn getragen!
Diesen aus ärmlichem Leben zu Reichtum wird es erheben,
Jenen aus schimmernden Schätzen in dürftige Lage versetzen!
Weder die Furcht wirds quälen, in Willkür immer zu fehlen,
Noch ein erbarmend Bedenken, was mein ist, dir zu verschenken! —
Barren des gelben Metalles (das Galliern geht über alles!),
Silber der Ahnen, verstecktes, vom Blut der Verteid'ger beflecktes,
Musste dereinst den Argivern das glänzende Ilium liefern,
Als es von ihnen geschlagen. Und all das wurde getragen
Dann nach Byzanz, aus der alten die stolzere Stadt zu entfalten
Mit dem veränderten Namen, dem bessere Schicksale kamen.
Hellas, das reiche, bescheerte die Bürger ihr, weithin geehrte,
Und die gesammelte Beute des Ruhmes von früher und heute:
Schätze, geraubet dem Mute der Troer, bespritzt noch vom Blute,
Alles (wer kann es ermessen?), was Köstliches Priam besessen,
Alte Gefässe von Golde, von Silber, so schwer man es wollte,
Perlen und herrlich Geschmeide und Kleider von Sammet und Seide!
Sehet, so hat, wie ich glaube, bereichert mit zahllosem Raube
Konstantinopel vor Zeiten der Herr, um geheim zu bereiten,
Dass einst fröhliche Sieger, auf ihn nur trauende Krieger,
Dorten den Raubschatz fänden, gesammelt von früheren Händen.
Zukunftsmächtig in Stille regiert so der göttliche Wille;
Gott hat alles versehen; wie Er will, muss es geschehen.

XIX.

Während nun die Sieger die eroberte Stadt, die sie nach Kriegsrecht jetzt als ihr Eigentum betrachten konnten, fröhlich plünderten, fing auch der Abt Martinus an seine Beute zu denken an und beschloss, um nicht leer auszugehen, wo sich

alle anderen bereicherten, seine geweihten Hände gleichfalls nach Raub auszustrecken. Dabei hielt er es aber für unwürdig, mit solchen Händen gemeine, weltliche Beute zu berühren, und richtete deshalb sein Augenmerk darauf, einen Teil von Reliquien der Heiligen zusammenzubringen, wovon, wie er wusste, in der Stadt eine grosse Menge vorhanden war. Von einem seiner beiden Kaplane begleitet, schritt er in der Vorahnung grosser Dinge auf eine Kirche zu, die in besonderer Verehrung stand, weil die Mutter des berühmten Kaisers Emanuel ihre fürstliche Gruft darinnen hatte. Den Griechen galt diese Stätte für höchst wichtig, den Unseren dagegen war sie an sich ganz gleichgiltig. Aber es wurde in ihr aus der gesamten Umgegend eine Menge Gold aufbewahrt, sowie kostbare Reliquien, die man in der vergeblichen Hoffnung, sie hier gesichert zu wissen, aus den benachbarten Kirchen und Klöstern in diesem Gotteshause aufgespeichert hatte, was vor der Eroberung der Stadt den Unsrigen von den durch die Griechen Vertriebenen mitgeteilt worden war. Während nun viele Pilger auf einmal in diese Kirche eindrangen und jeder mit der Erbeutung von Gold und Silber und anderen Schätzen eifrig beschäftigt war, hielt es Martinus für unwürdig, Kirchenraub zu begehen, ausser in heiligem Dienste, und suchte deshalb einen verborgenen Raum auf, der gleichsam schon durch seinen religiösen Hauch zu versprechen schien, dass man hier finden könne, was er so heiss begehrte. Bald stiess er auch auf einen Greis von schönem Angesicht mit langem grauen Bart. Es war ein Priester, aber seiner ganzen äusseren Erscheinung nach mit unseren Priestern nicht im entferntesten zu vergleichen. Der Abt hielt ihn daher auch für einen Laien und fuhr ihn, obgleich innerlich milde gesinnt, mit barscher, furchterregender Stimme an. «He da,» rief er, «du treuloser alter Grieche, zeige mir die vornehmsten Reliquien, die du verwahrst; wenn nicht, so wisse, dass dein letztes Stündlein geschlagen hat!» Dieser aber, mehr durch die Heftigkeit des Klanges als durch die Worte selbst erschreckt (denn er vernahm nur den Klang, konnte aber den Sinn nicht verstehen und wusste auch nicht, dass der Abt im stande sei, sich griechisch auszudrücken), begann in lateinischer Sprache, die er einigermassen konnte, den Fremden zu beruhigen und seinen Zorn, der im Grunde gar nicht vorhanden war, durch Höflichkeit zu besänftigen. Jetzt aber brachte es der Abt nur mit Mühe dahin, dem Alten in der nämlichen Sprache begreiflich zu machen, was er von ihm verlange. Der Grieche betrachtete sich Gesicht und Aussehen des Fremden, erwog, wie viel weniger anstössig es sei, wenn ein Geistlicher mit frommer Ehrfurcht die heiligen Reliquien

an sich nehme, als wenn vielleicht Laienhände sie mit Blut befleckten, schloss darum endlich die eiserne Truhe auf und zeigte den begehrenswerten Schatz, welcher dem Abte Martinus lieber und erwünschter däuchte als alle Herrlichkeiten Griechenlands. Ihn schauen und mit beiden Händen begierig in den Schrein greifen, war bei dem Abte das Werk eines Augenblickes. Rasch entschlossen, wie es seine Art war, füllte er sich die Taschen mit dem heiligen Kirchenraub (das Gleiche that sein Kaplan), verbarg wohlweislich, was ihm das wertvollste schien, und ging mit schnellen Schritten hinaus. Was für Reliquien es waren, die der heilige Mann auf diese Weise erbeutete, und wie grossen Wert für die Andacht sie haben, darüber wird am Schluss dieses Büchleins das Nötige gesagt werden. Als er nun (wenn ich so sagen darf) solchergestalt ausgestopft nach den Schiffen eilte, sahen ihn Freunde und Bekannte, die just von den Schiffen zur Beute liefen, und forschten ihn scherzhaft aus, ob er etwa selbst geplündert habe und mit was für Dingen belastet er da des Weges komme. Er aber sagte mit seinem gewöhnlichen heiteren Ausdruck freundlich die Worte: «Uns ist es gut ergangen!» Und als man ihm ein «Gott sei Dank» zur Antwort gab, schritt er schleunigst weiter, weil ihm jeder Aufenthalt lästig war, kehrte in sein Schiff zurück und stellte die geliebte Kriegsbeute dort einstweilen ab in seinem keuschen, reinlichen Schlafraume, bis sich der laute Lärm in der Stadt legen würde. Auf dem Schiffe verharrte er dann noch drei Tage in eifriger Andacht, ohne dass jemand in die Sache eingeweiht war, ausser dem Kaplan und dem Greise, der ihm die Heiligtümer übergeben hatte und sich nun vertraut an ihn anschloss, da er sah, dass er es mit einem wohlwollenden und freigebigen Manne zu thun habe. Ebenderselbe besorgte ihm auch dienstfertig bei einer der Kirchen der Stadt mittlerweile eine anständige und bequeme, seinem Stand angemessene Wohnung. Und als dann die Ruhe wiederhergestellt war, siedelte der Abt mit jenem Kaplan und dem heiligen Geheimnis in dieses Quartier über und verweilte darin den ganzen Sommer, die Reliquien in ununterbrochener Inbrunst hegend mit einer Verehrung, die zwar heimlich, aber desto andächtiger war und durch die Innigkeit ihrer Hingabe die öffentliche Anbetung ersetzte. Und er blieb gerne noch in Konstantinopel. Denn er hatte vernommen, dass der von den Heiden verletzte Waffenstillstand erneut worden sei. Auch war infolge der grossen Umgestaltung der Verhältnisse die Schiffahrt in den dortigen Meeren noch nicht recht sicher, ganz abgesehen davon, dass ihn auch die Liebe zu seinen Gefährten fesselte, und er überhaupt doch die endgiltige Entscheidung über Stadt und

Land abwarten wollte, um in der Heimat denen, die ihn geschickt hatten, bestimmte Nachricht über den Gang der Ereignisse bringen zu können. — So war denn nun die berühmteste Stadt Griechenlands, die Hauptstadt des Reiches, in kürzester Zeit erobert, geplündert und von den Siegern in Besitz genommen worden. Mögen andere zusehen, welche Bedeutung sie dieser Thatsache beilegen; ich für meine Person bekenne, in allen Büchern der Geschichtsschreiber und Dichter nichts Aehnliches oder gleich Grossartiges gelesen zu haben. Ich glaube auch nicht, dass es ohne ein handgreifliches Wunder der göttlichen Gnade einer so kleinen Schar möglich gewesen wäre, diese starke Stadt, der ganz Griechenland zu Diensten stand, so plötzlich und leicht am hellen Tag in die Hand zu bekommen. Man bedenke nur, dass hier sozusagen in einem Augenblick wenige Helden mehr gethan haben, als die alten Dichter ihren ungezählten Tausenden vor Troja in zehn Jahren zuschreiben.

Fabelnde Dichtkunst soll hier nicht Leichtgläubige hänseln,
Nicht Platz greifen erlogene Mär' wie bei Sängern der Vorzeit!
Kein Homer und Virgil soll täuschen die Griechen und Römer,
Beide geschickt, wie bekannt, in die Wahrheit Dichtung zu mischen.
Einfache Wahrheit singen wir nur; was unseren Zeiten
Grosses geglückt, wir schreiben es auf in genauester Folge.
Wenn wir so *fein* nicht schreiben wie jene, so sicherlich *wahrer*,
Und Alltägliches färben wir nicht mit täuschender Schminke.
Gleichwohl bringen in wahrem Bericht wir grössere Dinge,
Als die Poeten, so hoch man sie preise, zusammengefabelt!
Welcher Atride vermag sich zu messen mit unsern Triumphen,
Welcher der tausend trojanischen Siege des griechischen Volkes?
Schiffe besassen sie viele, gewiss zwölfhundert, und dennoch
Brachten sie Troja zu Fall kaum, als neun Jahre verflossen!
Wir hingegen errichteten kühn auf wenigen Schiffen
Ragende Türme und nahmen sogleich in der ersten Berennung
Eine bevölkerte Stadt, wie Asiens Erde nur wenig
Andere kennt, auch Afrika nicht, noch unser Europa!
Jene bewog ein Weib zu dem Kampf — Schmach ihrem Gedächtnis! —
Aber die Unsren die Pflicht, den ermordeten König zu rächen.
Ilium brachte das Pferd und des Sinon Betrug um die Mauern,
Aber der Tapferkeit nur ist Konstantinopel gefallen.
Jene verschlang auf der Heimkehr noch schier alle die Meerflut,
Aber die Unsern beherrschten die Stadt, die eroberte, fröhlich.
Also nur fort mit der Fabel, der alten, vom troischen Kriege;
Neue, berühmtere Thaten erzählt und grössre Triumphe!

XX.

Als nun die Stadt erobert und geplündert und jedes Gebäude an einen neuen Bürger verteilt war, wurde, damit man doch nicht ohne Haupt bliebe, allmählich die Frage der Einsetzung eines Königs in Erwägung gezogen. Es waren zwei Männer in unserem Heere, beide sehr angesehen und berühmt, der Markgraf Bonifacius von Monferrat und der Graf Balduin von Flandern. Nur einer von diesen beiden konnte zum König erwählt werden. Das leuchtete von selbst ein und fand den Beifall des gesamten Heeres. Weil aber jeder von ihnen auf die Gunst und die Stimmen vieler Anhänger zählen und doch der Eine dem Anderen nicht wohl vorgezogen werden konnte (beide galten eben für gleich tüchtig), so schien es allen das Geeignetste, die Sorge der entscheidenden Wahl auf 12 Männer zu übertragen, welche vor allen anderen im Rufe besonderer Unabhängigkeit und hervorragender Klugheit standen. Nach langer Ueberlegung ernannten dieselben den Grafen von Flandern, der dann auch auf den Königsthron gesetzt und mit dem Stirnreif gekrönt wurde. Die Provinzen aber seines Reiches teilte man in drei Teile; der eine stand unmittelbar unter der Botmässigkeit des Königs, den zweiten nahmen die Venetianer in Besitz, und der dritte, der ausgedehnteste von allen, Thessalonien nämlich, wurde dem Markgrafen übergeben. Dieser, wie wir aus sicherster Quelle wissen, wollte auch unseren Martinus bei sich behalten und zum Bischof machen. Aber der Abt, seiner Gelübde eingedenk, lehnte das unter Danksagung ab und zog vor, wenn es Gottes Wille wäre, als bescheidener Privatmann zu seinen Brüdern zurückzukehren. — Hierauf wurden die kleineren Erwerbungen, wie Burgen, Städte, Dörfer und dergleichen, unter die geeigneten Personen verteilt. Gesetze und Rechte aber und die übrigen Einrichtungen, welche von alters her in Stadt und Land herrschend waren, liess man bestehen, so weit man sie löblich fand; was dagegen verwerflich schien, wurde entweder verbessert oder ganz abgeschafft. Während sich das in der Stadt zutrug, hatte sich der Schurke Murciflo, der schnöde Verbrecher, der Eintagskaiser, zu dem älteren Alexis begeben. Im Bewusstsein seiner Schuld und aus Furcht vor der Strafe war er schon vor der Eroberung aus der Stadt geflohen, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte, oder wo und an wem er noch eine Stütze finden könnte. Dem Alexis hatten unsere Fürsten, obgleich er auch ein schlechter Mensch war, mit Rücksicht auf sein königliches Blut einen kleinen Teil des

Landes zum Besitz überlassen. Als dieser nun den frevelbelasteten Mann zu sich kommen sah, konnten ihn die Seinigen, obwohl er selbst dem Bösewicht nicht sehr unähnlich war, nur mit Mühe davon abhalten, ihn mit dem Tod zu bestrafen. Doch liess er ihn blenden und über die Schwelle jagen, als den Urheber so mancher Blutthat, der ihm geraten, den Bruder zu blenden, den Neffen in den Kerker zu werfen und beide des Thrones zu berauben, der dann zuletzt noch, um den Frevel auf die Spitze zu treiben, eben diesen Neffen mit eigener Hand erwürgt hatte! Arm und elend, allen ein Gegenstand des Hasses, schleppte der schimpflich Hinausgestossene, der schon lange geistig verblendet gewesen war und sich nun auch des leiblichen Augenlichtes beraubt fühlte, ein jammervolles Dasein hin, heimatlos im Lande umherirrend. Als das die Unsrigen hörten, schickten sie Leute ab, ihn zu greifen und herzubringen. Das war schnell geschehen; und nun begannen sowohl die Unseren als die in der Stadt zurückgebliebenen Griechen, den Elenden mit Vorwürfen, Scheltworten und Schmähungen zu überhäufen, ihn einen Brudermörder, einen Staatsverderber, ein todeswürdiges Scheusal zu nennen! Darüber, dass er sterben müsse, herrschte volle Einstimmigkeit; aber über die Art seines Todes gab es die verschiedensten Meinungen. Die einen sagten, man müsse ihn mit einem Strick erdrosseln, ganz wie er selbst seinen Herrn ermordet, andere wollten ihn lebendig ins Feuer werfen, oder ins Meer mit einem angebundenen Stein, oder in die Erde eingraben, oder ihm die Haut abziehen, oder seine sämtlichen Glieder abschlagen und was man sonst noch an entsetzlicher Strafe für einen verworfenen Menschen aussinnen kann! Wie mag es dem Elenden zu Mute gewesen sein, als er so ausführlich über seinen Tod verhandeln hörte, wenn auch der Schmerz über das verlorene Augenlicht die Furcht vor dem nahen Tod linderte. Endlich beschlossen die Fürsten, da der Bösewicht doch von vornehmer Geburt sei, solle man ihn auf eine hohe Pyramide führen, dort an eine lange Stange binden und kopfüber hinabwerfen, damit der Mann, welcher aus königlicher Höhe plötzlich heruntergestürzt sei, nun auch von oben in den Tod falle, auf zwar jämmerliche, jedoch nicht entehrende Weise. Das geschah denn auch, und mit zerschmettertem Leib, in Schmerz und Elend, hauchte er seinen unseligen Geist aus!

Flieg und zerbrich das Genick, du Verblendeter, würdig zu schmecken
Kreuzigung, Rad oder Strick! Flieg und zerbrich das Genick!
Hätte man doch dich verbrannt! Wert bist du's, gebraten zu werden;
Männiglich hat es erkannt! Hätte man doch dich verbrannt!
Oder geflochten aufs Rad! Wert bist du's, geschunden zu werden!

Büss' auf der Folter die That oder, geflochten aufs Rad!
Stürzt über Kopf ihn ins Meer! Werft hin ihn zum Frasse den Tieren!
Sägt ihn in Stücke vorher! Stürzt über Kopf ihn ins Meer!
Haut ihm die Glieder vom Rumpf! Wert bist du's, zu sterben in Schande,
Elend im eigenen Sumpf! Haut ihm die Glieder vom Rumpf!
Mensch mit dem Herzen von Stein, du Scheusal, das nicht gebebet,
Mörder des Königs zu sein, Mensch mit dem Herzen von Stein!
Dich und die mit dir im Bund, sollt' lebend begraben man! Abscheu
Füllt mich; ich hasse von Grund dich und die mit dir im Bund!
Schänder des Heiligsten du, des Gesetzes Verächter, dem König
Schnürtest die Kehle du zu, Schänder des Heiligsten du!
Siehe, noch giebt es ein Recht! Schnell stürzte der Mörder, der gleissend
Hoch sich zu steigen erfrecht! Siehe, noch giebt es ein Recht!
Fahr' in die Hölle hinab, eidbrüchiger Räuber! Im Abgrund
Gähnt dir ein würdiges Grab! Fahr in die Hölle hinab!

XXI.

Ueber jene Pyramide aber, von der Murciflo herabgestürzt wurde (man nennt sie gewöhnlich schlechtweg «die Säule»), kann manches Merkwürdige erzählt werden. Sie ist aus ungeheuren Steinen erbaut, die durch Eisenklammern fest miteinander verbunden sind; unten fängt sie in grosser Breite an und spitzt sich allmählich in unermessliche Höhe zu. In der obersten Spitze soll ein Einsiedler seine Zelle gehabt haben, der sich eine Wohnung auf dem Erdboden versagt hatte und nun, ohne doch den Himmel erreicht zu haben, gleichsam zwischen beiden mitten im belebtesten Teil der Stadt Klausner geworden war. Uralte Zeichen und Bilder sind in die Säule eingemeisselt, welche die Weissagungen der Sibylle und namentlich frühere Königsgestalten [1] darstellen sollen. Auch Schiffe waren darauf abgebildet und Sturmleitern auf Schiffen und bewaffnete Männer, welche darauf eine gleichfalls dargestellte Stadt zu erobern schienen. Die Griechen hatten bisher wenig auf diese Sculpturen gegeben; denn sie hielten es ja für ganz unmöglich, dass einer Stadt, wie der ihrigen, dergleichen widerfahren könne. Als sie aber sahen, wie auf unseren Schiffen Sturmleitern errichtet wurden, fingen sie endlich an, jener Bilderschrift zu gedenken und ernsthaft zu fürchten, was sie lange verachtet hatten. Infolge dessen zerschlugen

[1] Die Stelle ist verdorben. Ich lese: superiores regni=reges. In der Colmarer Handschrift fehlen die Worte: «et maxime superiorem regno variis dicuntur figuris» überhaupt.

sie die Bilder mit Steinen und eisernen Hämmern und hatten wirklich, in dem Wahne, die üble Vorbedeutung dadurch auf uns zu kehren, die meisten derselben vollständig verdorben. Diese Hoffnung ging dann freilich in Trümmer, und der Ausgang zeigte deutlich, wie richtig das Bildwerk geweissagt hatte. — Nach diesen Ereignissen war eine geraume Zeit verflossen. Martinus erkannte, dass unser Heer ganz in den Sorgen um das neue Reich aufgehe und so noch nicht im stande sei, die unternommene Pilgerfahrt fortzusetzen. Der ursprüngliche Hauptzweck, die Sache des Kreuzes, erlitt aus verschiedensten Gründen Aufschub. Deshalb dachte er mit allen Kräften seines Geistes nur noch daran, zu seinen Brüdern heimzukehren und sich wieder der klösterlichen Regel zu unterwerfen, die er in der Unruhe der Zeiten nicht so, wie er es wünschte, hatte beobachten können. Obgleich er aber von seinem augenblicklichen Aufenthaltsorte aus mit geringen Kosten nach Venedig hätte überfahren können, wollte er doch mit dem, was ihm Gott beschert hatte, lieber zu den Gefährten nach Akko zurückkehren, um ihnen, die ihn ja ausgesandt, über die Verhältnisse des neuen Reiches und über alles, was er persönlich gesehen und gehört hatte, sichere Nachricht zu bringen. Dann erst gedachte er allen Lebewohl zu sagen und dem Gelübde gemäss vom heiligen Lande aus glücklich die Heimreise anzutreten.

Sieh', wie so fest er sich zeigt, o Leser, in allem wie standhaft!
Wie er die Dinge bedenkt, jedes nach seinem Gewicht!
Sieh', er verschmäht der Gelegenheit Gunst, zu verkürzen die Reise;
Will übernommene Pflicht treulich erfüllen zuvor;
Wendet die Segel zurück, wünscht wieder zu seh'n die Gefährten,
Und, das geschenkte Vertrau'n nie zu verletzen gewillt,
Scheut er sich nicht, aufs neue zu trotzen den Mühen der Seefahrt,
Sondern erträgt sie mit ganz ruhig gefasstem Gemüt!
Eins nur fürchtet der Held, dass ein Zufall wieder ihm raube,
Was Gott selbst ihm geschenkt: seiner Reliquien Schatz.
Aber es blieb in der frommen Besorgnis doch stark auch die Hoffnung,
Dass nicht Trug noch Gewalt nehmen ihm können den Schatz.
Wollte verlieren ihn lassen der Herr, was er selbst doch verliehen,
Müsste man fragen mit Fug: «Warum verlieh er es dann?»
Oder verlieh er die heil'gen Trophäen dem wehrlosen Manne
Mitten im Kampfesgewühl, dass man ihm raube sie bald?
Hoffnung beseligt das Herz, und es stärkt ihn der Glaube; das Fahrzeug
Däucht durch die heilige Fracht ihm vor Gefahren gefeit!
Hat hier Raum die Besorgnis, es könnten die Tücken des Meeres
Bringen Verderben dem Kiel, welcher so Heiliges birgt?

XXII.

So stieg denn Martinus — an Mariä Geburt — zu Schiffe mit geteilten Empfindungen, sicher und doch besorgt (denn ganz konnte er ja Furcht und Besorgnis nicht bannen), und landete am 1. Oktober bei Akko, wo er von seinen Gefährten, namentlich von den Deutschen, die ihn besonders lieb hatten, aufs freudigste aufgenommen wurde, und über den Zustand Griechenlands und alles, was er selbst erlebt und gehört hatte, getreuen Bericht erstattete. Sein Geheimnis aber wollte er niemand offenbaren, ausser einem der ehrenwertesten und tapfersten Männer, Namens Wernher, welcher Deutscher von Geburt und zwar Elsässer war, aus edlem Blute stammte und, was die Hauptsache ist, durch hervorleuchtende Tugend in der ganzen Gegend sich so hohes Ansehen erworben hatte, das sogar die Pläne des Königs zum grossen Teil auf ihn zurückgeführt wurden. Er war unserem Abte immer nahe gestanden; dieser hatte ihn schon in der Heimat gekannt und geliebt und hegte für ihn mehr Zuneigung als für fast alle übrigen. Als ihm nun Martinus die mitgebrachten göttlichen Schätze zeigte, erschrak der Gute vor Freude und Furcht und brach über die Gnade, die Gott seinem Knechte erzeigt hatte, in laute Bewunderung aus. Und wie er nun weiter hörte, dass der Abt die Heimkehr beschlossen habe, mahnte er mit grösstem Eifer davon ab. Es sei kaum möglich, versicherte er, dass solche Schätze durch die tausenderlei Gefahren zu Wasser und zu Land, durch Seeräuber und Wegelagerer, durch all die alltäglichen Unglücksfälle hindurch unberaubt nach Deutschland gelangten. Deshalb ermahnte er den Abt, diese Schätze fromm und demütig dem heiligen Lande zu weihen und selbst bei ihnen zu bleiben. Der König und die übrigen Fürsten würden ihm dann ein Bistum oder jede andere kirchliche Würde verleihen, die er wünsche, und das dürfe er nicht ausschlagen. Ziehe er dagegen ein stilleres, mehr klösterliches Leben vor, so könne er, Wernher, bei dem König (dem er sehr nahe stand) auch das in Aussicht stellen, ganz nach dem Wunsche des Abtes. Es liegt nämlich in jener Gegend eine Landschaft, die heute noch, wie schon bei den alten Schriftstellern, das Gebirg Karmel heisst, ein überaus fruchtbarer Strich, reich an Getreide und edelsten Reben, mit Oelbäumen und anderem Holz prächtig bepflanzt und strotzend auch von üppigen Weiden. Auf diesem Gebirge befinden sich drei Mönchsklöster, unabhängig von einander und jedes mit weitem Grundbesitz. Man könne sie getrennt lassen, wie bisher, meinte Wernher, oder vereinigen; aber jedenfalls müsse Martinus ihr Abt

8. Sept.

und Oberherr werden. Und habe er lieber Brüder seines Ordens unter sich, als fremde, so könne man ja die jetzigen Klosterleute ganz gut anderswohin verpflanzen, der Abt aber Männer seines Ordens in beliebiger Zahl heranziehen und das ganze Gebirgsland für sich und seine Nachfolger in dauernden freien Besitz nehmen. Und schliesslich, wenn er das alles ausschlüge, würde er von dem König und den Fürsten mindestens Gold und Silber in einer Menge erhalten, die alles überstiege, was er oder seine Nachfolger hoffen könnten. Dieses Geld lasse sich dann bequemer mitnehmen und besser verbergen; auch könne er damit auf die einfachste Art seine Kirche daheim bereichern. Aber der Abt lehnte das alles ab und erklärte, er habe keinen anderen Wunsch, als die Heiligtümer, die ihm Gott verliehen, getreulich in sein Kloster zu bringen. Trotzdem verwahrte Wernher als ein treuer Mann das Geheimnis und begleitete ihn mit einigen anderen Herren in gebührender Hochachtung zu dem Schiffe, das reisefertig im Hafen lag. Als Martinus dasselbe bestiegen und man gegenseitig liebevollen Abschied genommen hatte, kehrten die Begleiter um, Martinus aber trat (drei Tage vor Palmsonntag) mit vollen Segeln die ersehnte Seereise an. Es sei mir gestattet, an dieser Stelle meiner Erzählung einen Zwischenfall einzufügen, der, wenn alles andere fehlte, schon allein hinreichend darlegen würde, dass die bisher gemeldeten Thaten Martini und was wir noch weiter von ihm zu berichten haben, durchaus das Siegel göttlicher Fügung trugen. In der dritten Nacht nämlich vor dem Antritt der Heimreise erblickte ein ihm befreundeter Geistlicher namens Egidius, ein geborener Böhme, dessen Sprache der Abt nicht verstand, mit dem er also nur lateinisch verkehren konnte und der mit ihm auf dem nämlichen Schiff zurückkehren wollte, nicht im Schlaf, sondern, wie er ausdrücklich versicherte, in wachendem Zustand ganz deutlich zwei Engelsgestalten an dem Platz, wo die heiligen Reliquien aufbewahrt wurden. Dort hatten beide, der Abt und der Böhme, ihre gewöhnliche Lagerstätte, jener, um die Heiligtümer treu zu bewahren, dieser aber, ohne das mindeste von ihrem Dasein zu wissen. Die Engel schienen um den Schrein, in welchem die heiligen Gottesgaben verschlossen lagen, in verklärter Andacht zu schweben und inbrünstig Gott zu lobpreisen, dass er sie seinem Knechte verliehen habe. Und nachdem sie ihre Andacht vollendet, flehten sie um die Wette eindringlich zu Gott, er möge den Mann, dem er solche Schätze geschenkt, und alle seine Getreuen in gnädigen Schutz nehmen. Am Morgen erzählte Egidius dem Abt dieses Gesicht als sichere Thatsache und brach mitten in seinen Worten aus tiefster Gemütserschüt-

1205

terung in Thränen aus. «Ich weiss nicht,» sagte er, «wer du bist oder woher du kommst oder was du hütest in deinem Schrein hier; aber das weiss ich gewiss, dass Gott mit dir ist! Deshalb will ich auf dieser Ueberfahrt nicht von deiner heiligen Seite weichen in der gewissen Zuversicht, dass mir auf dem Schiffe, das dich trägt, kein Unfall zustossen kann!» Der Abt, durch das Wunder dieses heiligen Gesichtes lebhaft bewegt, zumal er den Mann als zuverlässig, fromm und wahrhaftig kannte, erzählte nun auch seinerseits von einem Gesicht, das er in der nämlichen Nacht im Schlafe gehabt hatte. Es däuchte ihm nämlich, von Akko an bis nach Sigolsheim, der nächsten Stadt bei seinem Kloster, sei nichts als Meer, aber ein so sanftes und sicheres, dass auch das winzigste Fahrzeug keinen Schiffbruch zu befürchten hätte. Zudem schwebte von Akko bis zu der genannten Stadt eine Art Schutzdach vom Himmel, so dass nicht Wind noch Regen noch eine andere Unbill des Meeres oder des Wetters ihm in seinem Schifflein zu schaden vermochte. Dieses Gesicht des Abtes können wir nur dahin deuten, dass er von Akko bis zu seinem Kloster, wenngleich unter vielen Gefahren zu Wasser und zu Land, durch göttlichen Schutz eine sichere Heimreise haben sollte, und dass die Einwohner Sigolsheims, Männer und Weiber, als die ersten von allen beim Kloster Pairis den heiligen Reliquien entgegenziehen würden, wie es sich auch in der That nachher, die Wahrheit dieser Auslegung beweisend, zugetragen hat.

Nun gilt's fromm zu geloben und völlig die Kraft zu erproben!
Falt' zum Gebete die Hände, Martinus, und bis an das Ende
Müh' dich mit treuem Verlangen, vom Himmel die Huld zu empfangen,
Dass mit dem besten Geschenke von oben dich jetzt er bedenke,
Fülle der Lust dir bereite: dich sicher nach Hause geleite!
So viel Länder und Meere durchirrst du, dem Herren zur Ehre;
Feindlich gesinnte Gewalten in Menge, die wider dich halten,
Musst du bestehen und tausend Gefahren, im Meer dich umbrausend
Oder dich drängend zu Lande — wer ist sie zu zählen im stande?
Da giebt's Winde, die blasen daher mit entsetzlichem Rasen;
Da giebt's mächtige Wogen, die haushoch kommen gezogen,
Wenn der Orkan sie, der wilde, bewegt in ein schwankend Gebilde!
Da droh'n heimliche Riffe und offene Klippen dem Schiffe,
Oder des Kampfes Gefahren auf einmal mit grausen Korsaren!
Erst, auf dem Meere, Piraten, entschlossen zu schändlichen Thaten,
Dann, auf dem Lande, Banditen und Völker mit räubrischen Sitten!
Aber was kühn du begonnen, du hast dir ein Pfand auch gewonnen,
Dass du's beendest in Frieden: den Schatz, den Gott dir beschieden.
Ihn sollst sicher du bringen zur Heimat, und nach dem Gelingen
Dankbar den Herrn lobpreisen; das kann ich prophetisch verheissen!

XXIII.

Es ist nicht leicht, alle Unfälle und Gefahren zu erwähnen, vor denen der Abt und seine Schiffsgenossen, ach, nur zu häufig erzittern mussten, er freilich um so heftiger, je mehr er den Schatz liebte, den er zu verlieren bangte. Aber in aller Angst und Not gewährte ihm der Herr die Gnade seines Schutzes in höherem Masse, als er es zu hoffen gewagt. Oft begegneten ihm Seeräuber; sie kamen vielleicht eben von der Plünderung anderer Schiffe; aber auch, wenn sie noch auslugten nach Raub, wurden sie plötzlich mild beim Anblick seines Fahrzeuges, grüssten es friedlich mit aller Ehrfurcht und liessen es unangefochten vorübersegeln oder richtiger: m u s s t e n es vorüberlassen. Denn es war ja Gottes Kraft, die sie bändigte und das Schifflein sicheren Laufes zum Hafen führte. So gelangte das Boot des M a r t i n u s oder vielmehr Gottes und der heiligen R e l i q u i e n, nach vielen Mühen und einer Reihe von Gefahren in der Nacht vor Pfingsten auf die Rhede von V e n e d i g. Der Abt legte dort an und erkundigte sich im Stillen nach den Zuständen im Lande. Da erfuhr er denn, dass ihm hier ebenso viel Angst und Gefahr bevorstehe, als er schon auf dem Meere durchgemacht: ganz Italien, auch der Teil, durch den er ziehen musste, lodere in Kampfesglut und schalle von Kriegsgetümmel. Aber er wusste ja, dass auf dem Meer und auf dem Lande der nämliche Gott waltet, dass der Herr, der ihn auf dem Meere beschützt hatte, auch auf dem Lande ihn beschützen konnte, und so trat er denn voll Vertrauen, wenn auch nicht ganz ohne Furcht und Besorgnis, mit allem Gepäck auf Pferden die Reise nach den Alpen an. Häufig begegneten ihm bewaffnete Banden, die augenscheinlich nur zu Raub und Plünderung ausgezogen waren, aber immer schreckten sie, von plötzlicher Furcht erschüttert, von der unschätzbaren Beute zurück, als fühlten sie mit Zagen ihre Unwürdigkeit, und gewährten dem Saumross, das den Schrein mit den heiligen Reliquien trug, ungefährdeten Durchzug. So wanderte unser M a r t i n u s mitten durch Italien, überschritt die rauhen Pässe der Alpen und fand auch diesseits noch manche gefährliche Gegend voll Raubgesindel, bis er endlich freudigen Herzens in B a s e l einzog, wo er einst seine Pilgerreise angetreten hatte. Sein erster Gang dortselbst war in die Kirche der heiligen Jungfrau; in ihren Schutz hatte er sich empfohlen, als er ausfuhr, und nun brachte er ihr seinen Dank dar, so warm er's vermochte, dass sie ihn bei ihrem lieben Sohn durch die R e l i q u i e n eben ihres Sohnes so hoch begnadet, ihn aus grossen Gefahre

28. Mai

errettet und froh und heil zurückgeführt habe. Deshalb schmückte er dann auch ihren gefeiertsten Altar in der Kirche mit einem herrlichen Tuche. Ebenso gab er Herrn Luthold, dem Bischof von Basel, und einigen anderen Personen und Kirchen der Stadt reichliche Weihegeschenke. Aber er hielt sich nur wenige Tage auf, bis seine Brüder, die schon seine Rückkehr vernommen hatten, ihm ehrfürchtig, wie sich gebührte, entgegenkamen. Mit ihnen und einigen anderen Männern aus der Stadt, die ihm dankbar nachfolgten, begab er sich dann in stattlichem Aufzug, aber auch voll demütiger Andacht, nach dem Kloster Pairis. Dort erwartete ihn der ganze Konvent am Thore der Kirche. Alle traten vor ihm und den heiligen Reliquien, die er trug, demütig zur Seite (es war am Tag der Geburt St. Johannis des Täufers um 3 Uhr Nachmittag); alle Herzen frohlockten, alle Zungen priesen Gott, als er nun in die Kirche hineinschritt mit der heiligen Siegesbeute und sie in tiefster Ehrfurcht auf dem Hochaltar aufstellte.

24. Juni

Freu' dich, Martinus, nun hast du bestanden die Mühsal, nun fasst du
Glücklich das Ziel mit den Händen, geschützt in den eigenen Wänden!
Hier kannst fröhlich du hausen, vorüber die Furcht und das Grausen,
Ledig der nagenden Sorgen dich ausruh'n, sicher geborgen!
Jetzt wird endlich es allen bewiesen, dass Gott es gefallen,
Durch dich grade, den Schlichten, ein wunderbar Werk zu verrichten!
Viel mühselige Tage durchlebtest du, Sorgen und Plage,
Welche den Sinn dir betrübten, obgleich in Geduld sie dich übten!
Bangtest vor Stürmen und Wellen, vor Kampf mit entmenschten Gesellen,
Die dir mit Seeraub drohten, vor mancher mordlustig verrohten,
Beutegierigen Bande, den Weg dir vertretend zu Lande!
Siehe, nun darfst, ein Befreiter, den köstlichen Schatz an geweihter
Stätte zur Schau du stellen den Brüdern der heimischen Zellen!
Siehe die Schar, einhellig, ein Schauspiel, Christo gefällig!
Höre, du Reiner, sie loben in Psalmen den Helfer von oben!
Siehe, nun darfst du vertrauen den Augen und wieder sie schauen,
Die du zu schauen verzagtest, als fern in der Fremde du klagtest!
Auch sie, deine Getreuen, wie können genug sie sich freuen,
Dass sie dich sicher nun wissen, den längst sie sich glaubten entrissen,
Dass sich erfüllt ihr Flehen, auf Erden dich wieder zu sehen!
Lebe nun stille, du Guter, wie früher, als würdigster Bruder,
Sei der Begleiter der Deinen, ein Muster des Guten und Reinen,
Halte die Brüder in Frieden, ihr Stern und Erleuchter hienieden!
Ströme dich aus in Gebeten, beglückt, vor die Schätze zu treten,
Die du gebracht, und verehre das Kreuzholz Christi, das hehre,
Welches dich heim ja geleitet und Ruhm nun dem Kloster bereitet!

XXIV.

Ja, gelobt sei Gott, der allein Wunder thut, der in unaussprechlicher Güte und Barmherzigkeit die Kirche von Pairis angesehen und verherrlicht hat durch jene Geschenke seiner Gnade, welche der ehrwürdige Abt Martinus zu uns herüberbringen durfte! Die Kirche jubelt über solchen Besitz, und jede gläubige Seele findet dadurch bei Gott Hilfe und Förderung! Damit aber der Leser in seinem Glauben befestigt werde, meine ich hier ein Verzeichnis der Reliquien geben zu müssen.

Das erste und wichtigste, der allgemeinen Verehrung würdigste Stück ist:

Ein Tropfen vom Blut unseres Herrn Jesu Christi, das vergossen worden zur Erlösung des ganzen menschlichen Geschlechtes; sodann:

Das Kreuzholz des Herrn, auf welchem der Sohn des Vaters für uns geopfert, als zweiter Adam die Schuld des ersten gesühnt hat; drittens:

Ein nicht unbeträchtliches Stück von St. Johannes, dem Vorläufer des Herrn.

Viertens: ein Arm des heiligen Apostels Jakobus, dessen Gedächtnis in der ganzen Kirche hoch in Ehren gehalten wird.

Dann folgen Reliquien anderer Heiligen, nämlich:

Des Märtyrers Christophorus,

Des Märtyrers Georgius,

Des Märtyrers Theodorus,

Ein Fuss des Märtyrers St. Kosmas,

Ein Teil vom Haupt des Märtyrers Cyprian,

Ein Zahn des heiligen Laurentius, sowie

Des Märtyrers Demetrius,

Des ersten Märtyrers Stephanus,

Des Vincentius, des Adjutus, des Mauritius und seiner Gefährten,

Der Märtyrer Crisantius und Darius,

Der Märtyrer Gervasius und Protasius,

Des Märtyrers Primus,

Der Märtyrer Sergius und Bacchus,

Des Märtyrers Protus,

Der Märtyrer Johannes und Paulus. — Ferner:

Vom Ort der Geburt des Herrn,

Vom Calvarienberg,

Von dem abgewälzten Grabstein,

Vom Orte der Himmelfahrt,

Vom Stein, auf dem Johannes stand, als er den Herrn taufte,

Vom Ort, wo Christus den Lazarus auferweckt hat,

Von dem Stein, über welchem Christus im Tempel dargestellt worden ist,

Von dem Stein, auf welchem Jakob geschlafen,

Von dem Stein, bei welchem Christus gefastet,

Von dem Stein, wo Er gebetet,

Von dem Tisch, an dem Er gespeist hat,

Von dem Ort, wo sie Ihn gefangen genommen,

Von dem Ort, wo die Mutter des Herrn heimgegangen ist,

Von ihrem Grabe,

Vom Grabe des heiligen Apostels Petrus,

Von den heiligen Aposteln Andreas und Philippus,

Von dem Ort, wo der Herr dem Moses das Gesetz gegeben hat,

Von den heiligen Erzvätern Abraham, Isaak und Jakob,

Von dem heiligen Bischof Nikolaus,

Von dem Bischof Adelalius,

Von dem Bischof Agritius,

Von Johannes Chrisostomus,

Von Johannes, dem Almosengeber,

Von der Milch der Mutter Gottes, sowie

Der Jungfrau Margaretha,

Der Jungfrau Perpetua,

Der Jungfrau Agatha,

Der Jungfrau Agnes,

Der Jungfrau Lucia,

Der Jungfrau Cäcilia und

Der Jungfrauen Adelgunda und Euphemia.

Dieses hat sich zugetragen im Jahre 1205 der Menschwerdung Gottes unter der Regierung Kaiser Philipps, da Innocenz als oberster Priester der heiligen römischen Kirche vorstand, unter den Bischöfen Luthold von Basel und Heinrich von Strassburg. Kein Gläubiger darf also im mindesten zweifeln, dass Gottes Gnade es fügte, wenn so viele und grosse und gefeierte Reliquien trotz zahlloser Hindernisse durch einen Mann, der in sich selbst allzeit die Demut bewahrte, an unsere Kirche gelangen konnten. Fühlte sich doch, wie ich glaube, ganz Deutschland bei ihrer Ankunft innerlich froher! Gewann es doch durch sie an Ruhm auch nach aussen, ja an Glück selbst in Gottes Augen! Niemand urteile deshalb, dies alles sei, wie manches Andere, nur zufällig gekommen; denn das hiesse geradezu die herrlichen

h a ten Gottes verleumderisch ihres Glanzes berauben! Wenn wir nämlich die unglaublich schnelle Eroberung jener grossen Hauptstadt, aus welcher unsere Reliquien stammen, wenn wir die Kette der vorhergegangenen Ursachen, die gefahrvolle Heimreise des Abtes Martinus zu Wasser und zu Land und wie er allenthalben durch Gottes Schutz unversehrt blieb, aufmerksam betrachten, so wird es aufs klarste ans Licht treten, dass dies alles wahrhaftig kein Spiel des Zufalles, sondern göttliches Gnadengeschenk war. Wer immer deshalb unsere Kleinode sieht oder diese Geschichte hört, muss darin überall die Hand Gottes erblicken und anbeten und von ihm den Lohn erwarten seines Glaubens und seiner Andacht.

Alles, was hier ich berichte, was selbst wir geseh'n, die Geschichte,
Die nach den sichersten Quellen als wahr vor den Leser wir stellen,
Spielte sich nicht im Geleise des Alltags ab, in dem Kreise,
Drinnen der Zufall waltet und eitle Gebilde gestaltet!
Nicht zufällige Wahrheit erzähl' ich; in himmlischer Klarheit
Seh' ich den Vater der Zeiten den Gang der Ereignisse leiten!
Eine vom Neide zernagte, verstandlose Seele nur wagte
Dreist zu behaupten die Lüge, dass Zufall solcherlei füge!
Zufall will man es nennen! Anstatt, was wahr, zu bekennen,
Tauscht man ein Wort, zu vereinen das Göttliche mit dem Gemeinen!
Ja, wer mit solchen Gedanken sich trägt, ist übel im Wanken
Und im Gemüte geschieden von mir! Wo gäb' es hienieden
Klar ein Gesetz, zu begründen so Grosses, wie wir euch verkünden?
Grosses fürwahr! Beim Erzählen ergreift schon Staunen die Seelen:
Zahllose feindliche Scharen, die trefflich gerüstet auch waren,
Mussten vor wenigen Frommen, die weit aus der Ferne gekommen,
Hinter den Mauern sich lassen belagern — wer möchte das fassen?
Hier eine Handvoll Helden (ja, wahr ist, was wir euch melden!)
Dort dicht wimmelnde Haufen von Bürgern! Es mocht' sich belaufen
Reichlich die Zahl an die hundertmal höher; und dennoch (wer wundert
Nicht sich der Märe?) gewannen die Stadt so wenige Mannen,
Jagten das Volk aus den Thoren und herrschen, vom Himmel erkoren,
Fröhlich der herrlichen Beute, daselbst als Sieger noch heute!
Und hier hat sich's begeben, bei dieser Eroberung eben,
Dass ein Mann im Gewande der Mönche, mit scharfem Verstande,
Unser Martinus, besonnen, nicht Gold und Silber gewonnen,
Sondern zu bleibender Ehre den Erbschatz frommer Altäre!
Und die errungene Beute, den Raub, der den Himmel erfreute,
Wollte herüber er bringen zu uns, und es musst' ihm gelingen
Trotz viel tausend Gefahren, da Gott ihn wollte bewahren!
Viel zwar hat er ertragen, der Leib war müde der Plagen,
Aber der Geist blieb munter, ihm sanken die Kräfte nicht unter,
Und so gelang es! Der Gute um Christi willen nicht ruhte,
Bis er an heiligem Platze die Stätte bereitet dem Schatze!

XXV.

Von diesen Geschenken der himmlischen Gnade aber, welche der Herr so reichlich seinem getreuen Diener, dem Abte Martinus, und durch ihn der Kirche von Pairis verliehen hatte, gab diese Kirche zur Ehre Gottes und des ganzen römischen Reiches ein ansehnliches Stück an den erhabenen Kaiser, Herrn Philipp, ein Bild nämlich von schier unschätzbarem Werte, das mit Gold und Edelsteinen aufs kunstvollste geschmückt war und sehr viele, bisher sorgfältig verborgene heilige Reliquien enthielt, die noch weit kostbarer waren als das Gold und die Edelsteine. Dieses Bild hatte der griechische Kaiser bei festlichen Gelegenheiten, gleichsam als sicheres Pfand seiner Herrschaft, an goldener Kette am Halse getragen. Unter allen den Edelsteinen und dem Gold funkelte besonders ein Jaspis von erstaunlicher Grösse, in welchem der Herr am Kreuz und daneben die allerseligste Jungfrau und der Evangelist Johannes geschnitten waren. Desgleichen ein Saphir von ebenfalls ausserordentlicher Schwere mit dem Bilde Gottvaters, so kunstvoll geschnitten, als es bei einem Gegenstand möglich ist, der eigentlich überhaupt bildlich nicht dargestellt werden kann. Der glorreiche König Philipp, zwar noch ein junger Mann, aber reif in der Furcht Gottes und sittlichem Wandel, nahm dieses Geschenk mit grösstem Wohlwollen an und bewies seinen Dank dadurch, dass er die Kirche Pairis mit all ihrem Zubehör unter seinen Schutz stellte, und ihr alle übrigen Reliquien, die Martinus gebracht hatte, durch kaiserliche Urkunde als ewiges Eigentum bestätigte.

[1] Diese Geschichte aber hat der Magister Günther geschrieben, der damals Mönch, früher jedoch Schulmann war und eine umfassende Bildung genossen hat. Er hing mit ganzer Seele an seinem Gegenstand und führte die Feder in dem zuversichtlichen Glauben, dass er von Gott, der so Grosses durch seine Getreuen hat vollbringen lassen, als der Erzähler göttlicher Thaten das ewige Leben empfangen werde.

Ja, so ist es geschehen: Von Hellas mit Siegestrophäen
Kam ein Mann uns gezogen, dem sämtliche Gute gewogen!
Aber vom herrlichen Preise der Glück ihm bringenden Reise,
Nimmer ermüdend in Treue, sie kräftig bewährend aufs neue,
Wollt', sein Lob zu vermehren, das köstlichste Stück er verehren,
Ein schier kronreifgleiches, Philippus, dem König des Reiches!

---

[1] Diese Schlussworte (bis «empfangen werde») rühren jedenfalls von einem der Abschreiber her.

O der erlesenen Gabe! das Prunkstück fürstlicher Habe,
Griechischer Könige Bestes, der Hauptschmuck höfischen Festes,
Wie zu Byzanz kein zweiter! Ein Jaspis daran, ein geweihter,
Herrlichster Art, der um Haufen von Gold nicht wäre zu kaufen,
Oder getauscht möcht' werden für zahllose Güter der Erden,
Sondern so lieb muss gelten, als edel er ist und als selten!
Und dem solches gelungen, Martinus, er hat auch errungen,
Seit sein Schifflein berührte den Hafen, was wohl ihm gebührte:
Dass er mit vollestem Rechte dem Volke von deutschem Geschlechte,
Fürsten und Priestern und Laien, ob fern oder nahe sie seien,
Ganz wie den Brüdern im Orden, ein teuerer Liebling geworden!
Werde vor Christi Throne dereinst ihm Gleiches zum Lohne
Mit dem erwähleten Samen! Wer's liest, der spreche sein Amen!

* * *

Möchte auch dieser Geschichte Verfasser besteh'n im Gerichte,
Möchte von Günther desgleichen, was hier er gesündiget, weichen,
Dass er zum Herrn eingehe! Wer's liest, der sprech': Es geschehe! —

II.

Das Elsass

bei dem Ausbruch der französischen Revolution.

Eine geschichtliche Studie

von

Julius Rathgeber.

Hundert Jahre sind seit dem Ausbruch der französischen Revolution verflossen. Aus diesem Anlass dürfte eine übersichtliche Darstellung der politischen, bürgerlichen, religiösen und gesellschaftlichen Zustände des Elsass im Jahre 1789 von Interesse sein und von manchem Leser willkommen geheissen werden. Ein anderer Umstand noch ist für den Verfasser dieser Skizze massgebend gewesen, nämlich die selbst in gebildeten Kreisen herrschende Unkenntnis der elsässischen Verhältnisse vor der französischen Revolution. Eine sachliche, unparteiische Schilderung derselben dürfte daher wohl zeitgemäss sein.

Die Hauptquellen, aus welchen der Verfasser bei dieser Arbeit geschöpft hat, sind die von dem Strassburger Altertumsforscher, dem gelehrten Professor Jeremias Jakob Oberlin herausgegebenen wertvollen, aber selten gewordenen Almanachs d'Alsace, die von 1780 an bis 1792 erschienen sind, ferner der «Bürgerfreund» (2 Bände) und der «Patriotische Elsässer», von dem bescheidenen, aber verdienstvollen Diakonus

Sigismund Billing aus Colmar herausgegeben (2 Bände), sodann die gründliche und äusserst massvoll gehaltene Denkschrift des Strassburger Abgeordneten bei der französischen Nationalversammlung, des Barons Johann von Türckheim. Er schrieb sie infolge der Abschaffung des Lehenswesens und aller adeligen Vorrechte in Frankreich durch den Beschluss der Nationalversammlung in jener denkwürdigen Nachtsitzung vom 4. August 1789. Die Türckheimsche Schrift, welche zuerst französisch, dann in deutscher Uebersetzung erschien, ist betitelt: «Abhandlung das Staatswesen der Stadt Strassburg und des Elsasses überhaupt betreffend». Strassburg, gedruckt bei Philipp Jakob Dannbach. 1789. Ferner das Werk von Krug-Basse: L'Alsace avant 1789.[1]

Die vorliegende Arbeit zerfällt in folgende Abschnitte: Territorialverhältnisse, Verwaltung, Justiz, Kultus, Unterrichtswesen, Armen- und Krankenpflege, Ackerbau und Gewerbe, Militärverwaltung, Steuer- und Finanzwesen, Verkehrsleben und Geselligkeit.

Territorialverhältnisse.

Durch den Westfälischen Frieden hatte der deutsche Kaiser alle dem Hause Habsburg im Elsass zukommenden Rechte, sowie die Oberhoheit über die elsässischen Reichsstädte dem König von Frankreich überlassen. Nach deutscher Auffassung war letzterer als Souverän des Ober-Elsass, des Sundgaus und der Grafschaft Pfirt, welche das frühere Territorium des elsässischen Vorder-Oesterreichs bildeten, anerkannt, war aber nicht Souverän, sondern bloss Protektor der zehn reichsunmittelbaren elsässischen Städte. Allein Ludwig XIV. beanspruchte bald die vollen Souveränetätsrechte über letztere und brach im August 1673 mit gewaltthätigen Mitteln und in willkürlicher Weise deren Widerstand; besonders die Städte Colmar und Schlettstadt fühlten seine harte Hand und erfuhren eine *mira metamorphosis*. Colmar wurde aus einer festen Stadt ein «offenes Dorf», wie die zeitgenössischen Chronisten schreiben. Schlettstadt wurde wie eine feindliche Stadt behandelt. Von dieser Zeit an wurde die französische Regierung, wenn auch unter ohnmächtigen Protesten der elsässischen Reichsstädte und wirkungslosen Appellationen an den Reichstag von Regensburg, im Elsass allgemein anerkannt, und deren Befehle erlangten, be-

---

[1] Dieser Aufsatz war bereits vor dem Erscheinen der gründlichen und gehaltvollen Schrift von Hermann Ludwig, «Strassburg vor hundert Jahren» geschrieben, auf welche wir die Leser des Jahrbuchs besonders aufmerksam machen möchten.

sonders nach der Kapitulation von Strassburg (30. September 1681), Gesetzeskraft im ganzen Lande.

An der Spitze der Civilverwaltung stand ein Intendant d'Alsace. Diese Würde bekleidete im Jahre 1789 der Baron von Chaumont de la Galaizière, kurzweg mit letzterem Namen benannt. Das Gouvernementshotel befand sich im früheren Endingenschen, späteren markgräflichen Hofe «zum Drachen» in der Drachengasse. An der Seite des Intendanten stand ein Generalgouverneur, der in der Blauwolkengasse, im heutigen Justizgebäude, seinen Sitz hatte. Im Jahre 1789 bekleidete der Herzog von Aiguillon dieses Amt.

Ausser den Landesteilen, in welchen der König von Frankreich die unumschränkte Gewalt ausübte, gab es im Elsass noch eine Anzahl von Territorien, deren Herren eine gewisse Selbständigkeit besassen und nur die französische Oberhoheit anerkannten. Es waren dies: die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, das sog. «Hanauer Land», welches seit 1736 den Landgrafen von Hessen-Darmstadt gehörte, deren Hotel, der Darmstädter (früher Hanauer) Hof zu Strassburg in der Brandgasse sich erhob. Es ist das heutige Stadthaus. Ferner die Zweibrückischen Besitzungen, die Stadt und Herrschaft Bischweiler (das birkenfeldische Erbe) und die Grafschaft Rappoltstein (das rappoltsteinische Erbe). Die Herzoge von Zweibrücken residierten seit 1770 in dem von ihnen erbauten Zweibrücker Hof (dem heutigen Generalkommandogebäude) in der Brandgasse. Die Herzoge von Württemberg besassen im Ober-Elsass die Grafschaft Horburg und die Herrschaft Reichenweyer. Die Markgrafen von Baden-Durlach und die Grafen von Nassau-Weilburg, Saarbrücken und Saarwerden besassen ebenfalls Gebiete im Elsass und im Saarthale. Die pfälzischen Kurfürsten hatten die Grafschaft Lützelstein im sog. Westreich, dem gebirgigen Grenzstrich zwischen Elsass und Deutsch-Lothringen, inne.

Die Fürstbischöfe von Basel, Strassburg und Speyer übten gleichfalls Territorialrechte aus; das Bistum Strassburg besass im Ober-Elsass das obere Mundat (die Gegend von Rufach), im Unter-Elsass acht Aemter und über dem Rheine zwei, Renchen und Ettenheim. Der Fürstbischof von Strassburg, Ludwig Renatus Eduard Kardinal von Rohan, hatte zwei prachtvolle Residenzen im Elsass, das bischöfliche Schloss zu Strassburg und den herrlichen Palast zu Zabern; beide Prachtgebäude hatten die Rohan erbaut. Das Zaberner Schloss mit seinen Gärten, Bassins, Park- und Waldanlagen war ein kleines Versailles.

Im Ober-Elsass war nur ein kleiner selbständiger Freistaat, nämlich die Republik Mülhausen (Stadt und zwei Dörfer,

Illzach und Modenheim), welche eine schweizerische Enclave, aber ohne Zusammenhang mit der Eidgenossenschaft bildete und der Annexion an Frankreich naturgemäss anheimfallen musste.

Ausser diesen Herrschaften gab es noch, namentlich im untern Elsass, eine grosse Anzahl von ritterschaftlichen Gebieten, deren ansehnlichste die Grafschaft Leiningen-Westerburg und die Herrschaft Fleckenstein waren. Die Herren derselben übten die obere und untere Gerichtsbarkeit in ihren Besitzungen aus, ernannten die Richter und Amtleute und zogen die Strafgelder ein; auch besassen sie meistens das Patronatsrecht in den Kirchen. Sie hatten noch andere Privilegien, wie die Freiheit des Salzkaufes, das Fronrecht, das Ohm- und Weingeld, den Zehnten, die den Juden auferlegten Abgaben u. dgl. m. Die unterelsässische Ritterschaft war durch ein sog. Direktorium, das aus zehn Mitgliedern, nämlich sieben Direktoren und drei Assessoren zusammengesetzt war, vertreten. Dieses Direktorium hielt seine Sitzungen im sog. «Ritterhause» auf dem Stephansplatze (dem heutigen Hause Petiti). Das Direktorium der unterelsässischen Ritterschaft bildete eine Art Zwischengericht, dessen Mitglieder durch periodische Wahlen erneuert wurden und von dessen Urteilssprüchen man an das Conseil Souverain von Colmar appellieren konnte. Der oberelsässische Adel war viel weniger zahlreich als derjenige des Unter-Elsass; er war teils ausgestorben, teils ausgewandert, und die wenigen übrig gebliebenen standen ganz unter des Königs von Frankreich Botmässigkeit.

Das waren die Territorialverhältnisse im Elsass, dessen Bevölkerung im Jahre 1789 auf 650,000 Seelen sich belief. Infolge derselben besassen eine Reihe von deutschen Fürsten noch fürstliche Landesrechte und Privilegien, wenn auch unter französischer Oberhoheit.

Landesverwaltung.

In Bezug auf die innere Verwaltung hatte die französische Regierung den Magistraten der Städte ihre frühere Selbständigkeit unter gewissen Beschränkungen gelassen. Die Strassburger Verfassung, die von 1482 bis zur Revolution beinahe unverändert fortbestand, ist zur Genüge bekannt. Die Stadtverwaltung bestand aus einem bürgerlichen, jedes Jahr am Schwörtag ernannten Ammeister und vier adeligen Stättmeistern, wovon die Hälfte alle zwei Jahre austrat. Jeder Stättmeister versah der Reihe nach ein Vierteljahr lang das Amt eines Kanzlers und hatte das Stadtsiegel in Händen. Der Magistrat selbst bestand aus

einem Grossen und aus einem Kleinen Rat. Der erstere wurde von den 300 Schöffen ernannt und zählte dreissig Mitglieder, zwanzig bürgerliche und zehn adelige, welche «Constoffler» genannt wurden. Der regierende Ammeister führte den Vorsitz im Grossen Rat. Neben demselben fungierten drei Kammern, die Dreizehner (XIII), welchen die Führung der auswärtigen Geschäfte anvertraut war, die Fünfzehner (XV), welche die inneren Angelegenheiten leiteten, und die Einundzwanziger (XXI) oder die «alten Herren», welche aus überschüssigen Ratsherren bestand, die bald dem einen, bald dem anderen Kollegium beigesellt wurden. Dieselben bildeten das sog. beständige Regiment. Der Kleine Rat bestand aus sechs Adeligen und zwölf bürgerlichen Mitgliedern und hatte die kleineren Rechtshändel und die Polizeisachen unter sich. Die Bürgerschaft war in zwanzig Zünfte eingeteilt, deren jede vierzehn Schöffen nebst einem aus dem beständigen Regiment ernannten Oberherren zum Vorsteher hatte. Der Schöffenrat, auch Schöffenversammlung geheissen (300 Mitglieder an der Zahl), hatte das Recht, die Beschlüsse des Magistrats zu prüfen und dieselben zu genehmigen oder zu verwerfen. Ferner gab es in Strassburg noch Polizei-, Ehe-, Schirm- und Vogteigerichte. An letzterem war beispielsweise der bekannte Aktuar Salzmann, Goethes Tischgenosse und älterer Freund angestellt.

Alle diese Einrichtungen stammten noch aus der alten reichsstädtischen Zeit und bestanden bis zum Jahre 1789 fort. In Colmar stand an der Spitze des Rats ein Obristmeister, der alle Jahre am 10. August (am Laurentiustage) für ein Jahr gewählt wurde. In den übrigen ehemaligen Reichsstädten waren Bürgermeister, die unter ähnlichen Bedingungen jährlich gewählt wurden, an der Spitze des Rats. Um ihre Regalien zu wahren, hatte die französische Regierung in jeder elsässischen Stadt, die einen selbständigen Rat besass, seit 1685 einen königlichen Kommissar ernannt, welcher den Namen Prätor trug. Derselbe hatte Sitz und Stimme im Rat und konnte sein Veto einlegen, wenn er glaubte, dass die französischen Interessen gefährdet wären.

Im Jahre 1789 war zu Strassburg Ammeister Herr Johann Lemp, ein bekannter Rechtsgelehrter, der in der Schildsgasse (im nachmaligen Zimmerschen, jetzt Körtgeschen Hause) wohnte. Die vier Stättmeister waren die Barone: Franz Joseph Haffner von Wasselnheim, Obrist des Regiments von Anhalt und Ritter des St. Ludwigsordens, Franz Maternus Ludwig Zorn von Bulach, Mitglied des Direktoriums der unterelsässischen Ritterschaft und Malteserritter, Friedrich Ludwig Renatus Wurmser von Vendenheim, Mestre

de Camp, Grosskreuz des französischen Ordens des Militärverdienstes (für Protestanten, die nicht Ludwigsritter wegen ihrer Religion werden konnten) und des badischen Hausordens der Treue, und Philipp Jakob Renatus von Berstett, Offizier im Regiment Nassau-Saarbrücken, der Vater des badischen Staatsministers. Der letzte königliche Prätor von Strassburg war Alexander Konrad von Gérard. Da derselbe leidend war, delegierte Ludwig XVI. im Monat Juli 1789 als königlichen Kommissar den Baron Friedrich von Dietrich nach Strassburg, um daselbst die Gemüter der Bürgerschaft zu beschwichtigen.

Justiz.

Der höchste Gerichtshof im Elsass war der 1698 von der sog. «Strohstadt» Neu-Breisach nach Colmar verlegte Conseil Souverain d'Alsace, welcher die Stelle eines königlichen Parlaments im Lande einnahm und zugleich den obersten Appellhof der Provinz bildete. Die meisten Conseillers waren Vollblutfranzosen. Unter den Advokaten, die an demselben thätig waren, ist der bekannteste das nachmalige Konvents- und Direktoriumsmitglied Johann Baptist Reubel, der bis zum Ausbruch der Revolution die Interessen der im Elsass possessionierten deutschen Fürsten vertrat und ihre Rechte verteidigte. Der Colmarer hohe Gerichtshof trug nicht wenig zur allmählichen Untergrabung der alten Verfassung Strassburgs und der übrigen ehemaligen elsässischen Reichsstädte bei, indem er die Vermischung des französischen mit dem deutschen Rechtswesen veranlasste und oft Machtsprüche wider alte deutsche Landesrechte und Freiheiten aussprach. Das Conseil Souverain d'Alsace bestand aus zwei Kammern. Die erste fällte Beschlüsse über die sog. Regalien, welche die königliche Souveränetät und königliche Domänen betrafen, ferner über Appellationen, Civilsachen, kirchliche Angelegenheiten und Prozesssachen des elsässischen Adels. Die zweite Kammer hatte hauptsächlich Kriminalfälle unter sich. Der hohe königliche Gerichtshof veröffentlichte auch Polizeimandate, die Gesetzeskraft hatten, und übte Aufsicht über die Verwaltung der geistlichen Güter aus; er überwachte auch die Verwaltung der Spitäler und Kirchenkassen (sog. Fabrik- und Kirchengüter), übte das Aufsichtsrecht über die Güter der toten Hand und war die oberste Verwaltungsbehörde im Elsass. Der Gerichtshof bestand aus zwei Präsidenten und zweiundzwanzig Ratsherren (Conseillers), davon zwei Geistliche (conseillers-clercs). Ausserdem waren vier adelige Ehrenratsherren (conseillers d'honneur d'épée) und zwei geistliche Ehrenwürdenträger (conseillers d'hon-

neur d'église). Ferner fungierten ein Generalprokurator, zwei Generaladvokaten und zwei Stellvertreter derselben (substituts) am Gerichtshofe. Im Jahre 1789 waren 61 Advokaten am Conseil Souverain thätig.

Ein Präsident des hohen Gerichtshofes von Colmar, Franz Heinrich von Boug, mit dem Zunamen Boug von Orschweiler, gab im Jahre 1775 die bereits von seinem Vorgänger von Corberon begonnene wertvolle Sammlung der «Ordonnances et Arrêts du Conseil Souverain d'Alsace» heraus. Bei dem Ausbruch der französischen Revolution bekleidete der Baron Franz Nikolaus von Spon das Amt eines ersten Präsidenten.

Die übrigen Gerichtshöfe im Elsass waren: die Regierungen von Zabern und von Buchsweiler, das Direktorium der reichsunmittelbaren Ritterschaft des Unter-Elsass, die Ratskollegien der Stadt Strassburg und die unteren Gerichte der zehn ehemaligen freien Reichsstädte des Elsass.

Die bischöfliche Regierung von Zabern war ein Appellgericht für die Unterthanen des Bistums. Diese Regierung war zugleich, wie diejenige von Buchsweiler, eine Verwaltungs- und eine Gerichtsbehörde. Es standen unter ihrer Botmässigkeit die zehn Städte und die 110 Dörfer, die der Fürstbischof von Strassburg im Elsass besass, desgleichen die beiden überrheinischen Aemter Renchen und Ettenheim. Sie durfte in Prozessen bis zu einer Summe von 1500 Livres entscheiden. Dann ging die Angelegenheit an den hohen königlichen Gerichtshof von Colmar über. Die bischöfliche Regierung bez. Gerichtsbarkeit bestand aus einem Viztum (Vicedom), der den Vorsitz führte, einem Vize-Kanzler und Siegelbewahrer, aus sieben Ratsherren, davon ein adeliger, aus einem bischöflichen Fiskal und zwei Stellvertretern, einem Gerichtsschreiber und zwei Registratoren.

Die Buchsweiler Regierung bestand aus einem Regierungspräsidenten, sechs Räten, einem Fiskal und einem Gerichtsschreiber. Ihr waren unterthan die 92 Städte und Dörfer der neun hanau-lichtenbergischen, seit 1736 fürstlich hessischen Aemter, die eine Bevölkerung von 100,000 Seelen zählten. Durch eine besondere Vergünstigung des Königs von Frankreich durften die Mitglieder der hanau-lichtenbergischen Regierung sowie die Schulzen, «Stabhalter» genannt, der lutherischen Religion angehören.

Das Direktorium der unterelsässischen Ritterschaft durfte als Gerichtshof seine Entscheidungen bis zu einer Summe von 500 Livres fällen. Es entschied auch in allen Rechtsfällen der Adeligen unter einander und der Unterthanen mit ihren Herren. Es bildete gleichfalls den Appellhof für die zehn ritterschaftlichen Amteyen (auch Kellereyen genannt) des Elsass.

Durch die Kapitulation von 1681 hatte die Stadt Strassburg den Fortbestand ihrer städtischen Verfassung und Gerichtsbarkeit zugesichert erhalten. Die Kammer der Dreizehner war die oberste Gerichtsbehörde. Sie durfte in Civilprozessen bis zu einer Summe von 1000 Livres entscheiden. Sieben Beisitzer waren nötig, damit die Urteile rechtskräftig wurden. Das Amt eines Staatsanwalts bekleidete einer der Generaladvokaten der Stadt. Der «Grosse Rat» war der Appellhof für die Gerichtssachen, über welche der «Kleine Rat» in erster Instanz entschieden hatte. Auch die vier Aemter[1] der Stadt waren dieser Gerichtsbarkeit unterworfen.

In Weissenburg bestand bis 1789 das sog. «Staffelgericht», auch «Mundatgericht» genannt, welches sich mit Entscheidung von Erbschafts- und Schuldscheinstreitigkeiten sowie mit kirchlichen Angelegenheiten abgab. Es stand dieses Gericht unter dem Stadtvogt; einer der Schöffen leitete den Geschäftsgang. Unter der Gerichtsbarkeit des Landvogts von Hagenau (bailli royal de la préfecture de Haguenau) standen die sog. «fünfzig Reichsdörfer», die einst zur kaiserlichen Landvogtei gehörten.

Kultus.

An der Spitze des Bistums Strassburg stand im Jahre 1789 der durch seine Prachtliebe und die unglückselige Halsbandgeschichte bekannte Kardinal Ludwig Renatus Eduard von Rohan-Guéménée, der den Titel eines Fürstbischofs von Strassburg, Landgrafen von Elsass und Fürsten des h. römischen Reiches führte. In Strassburg waren vier geistliche Stifte; das Hohe Stift am Münster, das zwei Abteilungen hatte, das adelige Domkapitel der 24 Grafen; die Mitglieder desselben mussten sechzehn Adelsstufen aufweisen und gehörten den ältesten Adelsgeschlechtern Deutschlands und Frankreichs an. Wir begegnen unter ihnen den Namen von Hohenlohe, Truchsess, Croy, Königseck, Salm, La Trémouille, Rochefort und anderen. Ferner das sog. Hohe Chor, das bloss aus Domherren bürgerlicher Abkunft bestand. Die drei anderen Strassburger Stiftskirchen waren Alt- und Jung-St. Peter und Allerheiligen.

In Elsass bestanden seit alter Zeit zahlreiche Klöster. Die Hauptorden waren diejenigen der Benediktiner, Bernhardiner, Dominikaner, Johanniter, Augustiner, Franziskaner, Jesuiten und Kapuziner. Auch Nonnenklöster waren vorhanden; das berühmteste darunter war das Kloster Unterlinden in Colmar,

---

[1] Diese vier strassburgischen Aemter waren: Barr, Wasselnheim, Marlenheim und Illkirch.

im Mittelalter ein Sitz des Mystizismus. Im Jahre 1789 gab es im Elsass nicht weniger als 47 Klöster, die im ganzen Lande zerstreut waren. Namentlich erhoben sich viele davon im Hagenauer Forste, der vor Alters der «heilige Forst» genannt war.

Im Elsass gab es ausser den städtischen und herrschaftlichen katholischen Pfarrstellen auch viele sog. «Königs-Pfarreien», welche der König Ludwig XIV. zur Ausbreitung der katholischen Religion im Lande in neuerrichteten katholischen Gemeinden gegründet hatte und deren Inhaber aus des Königs Schatulle besoldet wurden. Auch das Simultaneum, d. h. der Mitgebrauch und Mitbesitz einer Kirche seitens beider Konfessionen, ist eine Einrichtung Ludwigs XIV., die sich aber nichts weniger als segensreich erwies und oft eine Ursache des Streites und Haders wurde. Die Simultankirchen waren bei dem Ausbruch der französischen Revolution, welche die Glaubensfreiheit für alle Bürger aufstellte, im Elsass äusserst zahlreich vorhanden.

Die Zahl der Lutheraner erhob sich im Elsass im Jahre 1789 auf etwa 200,000 Seelen, welche in 160 Pfarreien sich verteilten. Eine einheitliche evangelische Kirche gab es vor einem Jahrhundert im Elsass nicht, sondern eine Menge von Territorialkirchen, von welchen die meisten teils die strassburgische, teils die hanauische, oder auch die colmarische, die württembergische, oder die nassauische Kirchenordnung angenommen hatten. An der Spitze der lutherischen Kirche von Strassburg stand unter der Aufsicht des Magistrats der Kirchenkonvent und das Kollegium der 21 Oberkirchenpfleger. Buchsweiler war der Sitz eines Generalkonsistoriums; in Reichenweyer war ein Superintendent, in Colmar und in anderen protestantischen Städten des Elsass ein Geistliches Ministerium; diese alle bildeten eigene geschlossene kirchliche Korporationen. Aus diesem Grunde kommt es, um dies gelegentlich zu erwähnen, dass im Elsass in Bezug auf kirchliche Gebräuche und liturgische Ordnungen eine grosse Mannigfaltigkeit herrscht und verschiedenartige Kirchenbücher, Gesangbücher, Katechismen und andere kirchliche Lehr- und Erbauungsbücher in dem kleinen Lande vorhanden waren und noch sind.

Die Zahl der Reformierten war im Elsass im Jahre 1789 eine verhältnismässig geringe. Die meisten derselben bewohnten Mülhausen, Markirch, wo eine deutsche und eine französische Gemeinde bestand, Bischweiler, die Umgegend von Saar-Union und von Weissenburg, wo zweibrückische und kurpfälzische Gebietsteile sich befanden. Einige reformierte Gemeinden waren auch von französischen Réfugiés gegründet worden. In Strassburg durften die Reformierten erst im Jahre

1788 ein bescheidenes Gotteshaus, doch nicht an der Strasse und ohne Glockenturm, in der Schildsgasse erbauen. Vorher mussten sie Sonntags nach dem hanauischen Dorfe Wolfisheim pilgern, wo ihnen gestattet war, ihren Gottesdienst zu halten. Selbst als der berühmte Zürcher Theologe Diakonus Johann Kaspar Lavater im Jahre 1779 durch Strassburg reiste, konnte er — so strenge waren damals noch die lutherischen Anschauungen — keine Kanzel in der Stadt besteigen, und seine zahlreichen Verehrer mussten nach Wolfisheim ziehen, um den berühmten Mann predigen zu hören.

Wiedertäufer gab es seit dem Westfälischen Frieden, wo sie namentlich aus der Schweiz gekommen waren, eine nicht unbeträchtliche Anzahl im Elsass. Sie wohnten meist auf einsamen Meierhöfen in Gebirgsgegenden und konnten ihre Zusammenkünfte wegen der weiten Entfernungen nur unter grossen Schwierigkeiten halten. Die Hauptorte, wo sie zusammenkamen, waren Markirch im Ober-Elsass und das Dorf Onenheim im Unter-Elsass.

Die Juden waren bis zum Ausbruch der Revolution im Elsass mehr oder weniger geduldet und lebten im Lande umher zerstreut, da wo man sie eben litt. Die wenigsten Israeliten hatten eigenen Grund- oder Häuserbesitz. Sie waren gehalten, dem König Schutzgeld zu zahlen und den Landesherrschaften gewisse gesetzlich bestimmte Abgaben, den sog. «Judenzoll» zu entrichten. Einige Rabbiner, z. B. in Ettendorf, wo die unterelsässischen Juden ihren Begräbnisort hatten, in Mutzig, in Buchsweiler, Ingweiler und anderen Orten, im Ober-Elsass in Winzenheim und Jungholz bei Gebweiler, versahen die religiösen Amtshandlungen bei ihren Glaubensgenossen. Sie trieben meist Trödel- und Krämerhandel oder waren Pferde- und Viehhändler. Nur wenige betrieben ein Gewerbe. In Strassburg duldete man seit der grossen Judenverfolgung im Jahre 1339 keine Juden mehr; ausnahmsweise nur hatte der Magistrat um das Jahr 1770 dem Pferdehändler Cerf-Beer aus Medelsheim gestattet, ein Haus im Finkweiler, den sog. «Rappoltsteiner Hof» der seit jener Zeit den Namen «Judenhof» erhielt (heute erhebt sich dort die St. Ludwigsschule), zu kaufen und zu bewohnen. Bis zum Jahre 1790, wo sie emanzipiert wurden, durften die Juden in Strassburg nicht einmal übernachten.

Unterrichtswesen.

Das Elsass besass bei dem Ausbruch der französischen Revolution zwei Universitäten, eine protestantische und eine katholische. Die Lehrmethode an beiden war grundverschieden.

Dies war auch der Fall bei dem gewöhnlichen Schulunterricht. In den protestantischen Lehranstalten war die deutsche Methode vorherrschend, und das Studium der französischen Sprache wurde als Nebensache betrachtet; in den katholischen Unterrichtsanstalten wurde die in Frankreich übliche Lehrart befolgt.

Die protestantische Hochschule, die Schöpfung des Stättmeisters Jakob Sturm von Sturmeck und des Rektors Johann Sturm aus Schleiden, war im Jahre 1538 als Gymnasium errichtet worden; 1566 erhob sie Kaiser Maximilian I. zu einer Akademie mit den vier Fakultäten, und im Jahre 1621, als die Stadt Strassburg durch den Vertrag von Aschaffenburg aus der Evangelischen Union austrat, erhielt sie von Ferdinand II. die Privilegien einer vollständigen Universität. Durch die Einziehung der Güter einiger säkularisierten Klöster, namentlich des Thomasstifts, ward es dem Magistrat möglich, die Besoldung der Professoren an derselben zu erhöhen und dadurch tüchtige Lehrkräfte für die Hochschule zu gewinnen.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wirkten an derselben besonders Johann Daniel Schöpflin, der berühmte Geschichts- und Altertumsforscher, dessen Ruf viele auswärtige Studenten, worunter Goethe, Herder, Jung-Stilling, Lenz und andere, nach Strassburg lockte. Schöpflin lebte in den achtziger Jahren nicht mehr, allein namhafte Gelehrte wie Jeremias Jakob Oberlin, der Bruder des Pfarrers aus dem Steinthal, Christoph Wilhelm Koch, Johann Michael Lorentz auf dem Gebiete der Geschichts- und Altertumskunde, die Hellenisten Johann Schweighäuser und Richard Franz Philipp Brunck, die Mediziner Johann Reinbold Spielmann und Johann Friedrich Lobstein, der Naturforscher Johann Friedrich Herrmann, der Gründer des Strassburger Naturalienkabinets, die Theologen Johann Lorenz Blessig und Isaak Haffner wirkten an derselben und dienten ihr zur Zierde. Die protestantische Universität von Strassburg war bis zum Jahre 1789 der geistige Mittelpunkt und zugleich die Pflanzstätte deutscher Wissenschaft und Sitte im Elsass. Durch die protestantische Hochschule wurde in der Strassburger Bürgerschaft die Liebe zum deutschen Stammlande, mit welchem das Elsass noch so viele Beziehungen unterhielt, erhalten.

Die katholische Universität, welche seit 1701 in Strassburg im ehemaligen Bruderhofe bestand, verdankte ihre Entstehung der Berufung der Jesuiten in das Elsass durch Bischof Johann von Manderscheid. Derselbe hatte ihnen im Jahre 1580 erlaubt,

eine höhere Lehranstalt in Molsheim zu gründen, welche 1617 zu einer katholischen Universität erhoben wurde. Diese Universität diente lediglich zur Heranbildung von Priestern für die bischöfliche Diözese des Elsass. Superior derselben war bei dem Ausbruch der Revolution der gelehrte und verdienstvolle Abbé Jean-Jean, der zugleich ein beredter Kanzelredner war.

Ausser den beiden Universitäten bestand im Elsass eine ansehnliche Reihe von höheren Lehranstalten. Protestantischerseits nennen wir: das Strassburger Gymnasium (1538 gegründet), das Gymnasium von Colmar (1604) und dasjenige von Buchsweiler (1612). Der in diesen Anstalten herrschende Geist war der ernst wissenschaftliche deutsche Geist. Katholischerseits befand sich der höhere Unterricht im Elsass gänzlich in den Händen der Jesuiten, welche eine Anzahl von Collèges im Land errichtet hatten; die besuchtesten waren diejenigen von Strassburg (Collège royal, das heutige Lyzeum), Hagenau, Molsheim, Zabern, Schlettstadt, Colmar (das spätere Lyzeum), Ensisheim u. a. m. Seit dem Westfälischen Friedensschluss hatten die deutschen Jesuiten mit der österreichischen Herrschaft das Land verlassen müssen und waren durch französische Jesuiten aus der Provinz Champagne ersetzt worden.

Durch ihre feinen Weltformen, ihr gewandtes Wesen, ihre gefällige, hauptsächlich den Ehrgeiz anspornende Lehrmethode und die glänzenden, freilich mehr oberflächlichen als gründlichen Fortschritte ihrer Schüler gewannen die Patres der Gesellschaft Jesu allmählich das Vertrauen der höheren Gesellschaftskreise des Elsass, welche ihnen ihre Söhne zur Erziehung anvertrauten. Namentlich der Adel — und auch der protestantische — übergab ihnen seine Kinder zur Ausbildung. Dieser Umstand und dann die von den Jesuiten begünstigte Schliessung gemischter Ehen, bei denen der weibliche Teil meist katholisch war und wo darauf gedrungen wurde, dass die Kinder in der katholischen Religion erzogen würden, erklärt die grosse Zahl adeliger Uebertritte zum Katholizismus im 17. und 18. Jahrhundert. Der Einfluss der Jesuiten war in Folge dessen ein viel grösserer auf die höheren Kreise im Lande als derjenige des weltlichen Klerus, auf welchen sie übrigens, da sie ihn heranbilden halfen, ebenfalls stark einwirkten.

Das untere Schulwesen war bei dem Ausbruch der französischen Revolution im Elsass nicht vernachlässigt. In den Städten bestanden beinahe überall und besonders bei den Evangelischen sog. «Pfarrschulen», desgleichen katholische «Stifts»- und «Klo-

sterschulen», welche aus kirchlichen Mitteln gegründet waren und durch Geistliche geleitet wurden. Daneben gab es viel Privatschulen, in welchen Schullehrer, auch Lehrerinnen (Schulmeister und Lehrfrauen) den Unterricht erteilten. Auf dem Lande, namentlich in der fürstlich hessischen ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg, hatten die Herrschaften überall Schulen errichtet, welche — da der Schulzwang nicht bestand — mehr im Winter als zur Sommerszeit besucht wurden. Die Zahl der Schulstunden betrug täglich vier. Ausserdem gab es im Lande, besonders in einsamen Gebirgsgegenden, sog. «Wanderlehrer», welche sechs bis acht Wochen im Winter in einem Bauernhofe verweilten und die Kinder des Hauses sowie die liebe Jugend der umliegenden Meierhöfe während dieser Zeit notdürftig unterrichteten. Diese Wanderlehrer waren meistens ehemalige Soldaten (Invaliden), oder auch Weber, Schneider und sonstige Handwerksleute, welche neben den Unterrichtsstunden nocn sonstige Arbeiten im Hause verrichteten und dafür von den Bauersleuten verköstigt und beherbergt wurden und noch einige Thaler Lohn erhielten. Lesen, Schreiben, Rechnen, Katechismus, etliche geistliche Kernlieder und eine Anzahl biblischer Geschichten und Sprüche konnten die meisten Leute im Elsass im Jahre 1789, und das genügte für die damalige Zeit im grossen und ganzen für das Volk. In Bezug auf Volksbildung stand jedoch das Elsass vor dem Ausbruch der französischen Revolution auf einer viel höheren Stufe als in den übrigen Provinzen des französischen Reiches.

Armen- und Krankenpflege.

Von altersher war das Elsass an wohlthätigen Anstalten und an Werken der Barmberzigkeit reich. In Molsheim, Buchsweiler, Hagenau, Zabern, Colmar und anderen Städten gab es «Elenden Herbergen» und Spitäler, in welchen Kranke gepflegt und Verlassene und Hilflose unterstützt wurden. In der Nähe von Brumath erhob sich Stephansfelden, ein ehemaliges Spitalhaus des heiligen Geistes regulierter Chorherren Augustiner-Ordens, welches im 13. Jahrhundert von den elsässischen Landgrafen von Werd zur Verpflegung der Armen und zur Versorgung der Findelkinder errichtet worden war. Im Jahre 1775 ward es säkularisiert und seiner ursprünglichen Bestimmung näher gebracht.

Die Stadt Strassburg war besonders reich an solchen Anstalten. Schon im Mittelalter besass sie eine «Elenden Herberge», worin arme Reisende einen Zehrpfennig erhielten, ein Siechenhaus für Aussätzige bei der Roten Kirche vor dem Steinthor, zu den «Guten Leuten» geheissen (woher der Name

des nahe dabei gelegenen Gottesackers St. Helenen noch heute in der Strassburger Mundart «Gotlite» heisst), ein Lazarett für verwundete Krieger vor dem Spitalthor, ein Blatternhaus u. s. w. Im Jahre 1789 waren in Strassburg zwei Spitäler, der durch die Bischöfe der Stadt gegründete, 1482 auf dem Spitalplatz errichtete, 1716 durch einen grossen Brand zerstörte und 1720 in seiner jetzigen Gestalt aufgebaute sog. «Mehrere» (d. h. Grössere) Bürgerspital, dem viele Bürger der Stadt reiche Stiftungen zuwandten, und der sog. «welsche Spital», das heutige Militärlazarett. Dasselbe wurde im Jahr 1692 auf Befehl Ludwigs XIV. errichtet und diente ausschliesslich der französischen Garnison der Stadt. Mit dem Bürgerspital war auch ein anatomisches Theater und eine Hebammenschule in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verbunden.

In Bezug auf das Armenwesen bestand zu Strassburg im Jahre 1789 vor allem die St. Marx-Stiftung, deren Einkommen zumeist aus eingegangenen Klöstern, namentlich von St. Marx, St. Arbogast, St. Barbara und anderen bestanden. Dieses Einkommen reichte damals zur Unterstützung der städtischen Armen aus. Mit der St. Marx-Anstalt war auch eine Bäckerei verbunden, welche bedürftigen Strassburger Familien das sog. St. Marx-Brot verabreichte. Ferner gab es zu Strassburg ein Waisenhaus, welches seit der Reformationszeit in den Räumen des früheren Klosters zu den Reuerinnen (Magdalenenkloster), unweit der St. Katharinenkirche sich erhob. Auch ein Findelhaus war seit 1748 in dem ehemaligen Wilhelmerkloster errichtet worden.

Die Privatwohlthätigkeit entfaltete auch in Strassburg ihre segensreiche Wirksamkeit. Die armen Studenten zogen noch im vorigen Jahrhundert als Currendeschüler in den Strassen umher und wurden unterstützt; bei feierlichen Gelegenheiten, namentlich bei Leichenbegängnissen reicher und angesehener Bürger, sangen sie geistliche Lieder. Auch war die Sitte allgemein verbreitet, begabten jungen Leuten, die arm waren, einen sog. «Freitisch» zu gewähren. Fromme Stiftungen mancher Art und zahlreiche Stipendien kamen der studierenden Jugend zu gut, und mancher talentvolle Jüngling, der sonst verkümmert wäre, konnte mittelst dieser Unterstützungen seine Studien machen, sein Ziel erreichen und eine geachtete Stellung in der menschlichen Gesellschaft erlangen. Für die Armen und Notleidenden war vor dem Ausbruch der französischen Revolution, welche das allgemeine Elend mehrte und die unteren Volksschichten dreister und anmassender machte, nicht nur in Strassburg, sondern auch im übrigen Elsass in ausgiebiger Weise gesorgt.

Ackerbau, Handel und Gewerbe.

Der Ackerbau stand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in hoher Blüte im Elsass. Der Adel besass im Lande, besonders im Unter-Elsass, grossen Grundbesitz, und das war in mancher Hinsicht ein wahrer Segen für das Landvolk, in dessen Mitte die adelige Herrschaft den Sommer über in ihren Schlössern wohnte. Die adeligen Gutsbesitzer konnten, da sie die Mittel dazu reichlich besassen, manche Verbesserung in der Landwirtschaft einführen, manche segensreiche Einrichtung zum Wohl der ländlichen Bevölkerung ins Werk setzen; letztere war ihnen auch meist treu ergeben und legte von ihrer guten Gesinnung in der Revolutionszeit auch zahlreiche Beweise ab. Der Grundbesitz im Elsass war lange nicht so zerstückelt wie heutzutage, und der Landmann konnte die Früchte seiner redlichen Arbeit im Frieden und bei guter Ruhe geniessen.

Wohl hatten die Bauern auch drückende Lasten zu tragen, wie den Zehnten und die mannigfaltigen Fronden, allein es herrschte doch mehr Wohlstand unter ihnen und sie waren nicht so verschuldet und den Wucherern, die sie aussaugten, preisgegeben wie nach der Revolution. Viele Landleute besassen Haus und Hof und hatten dazu noch Aecker und Wiesen und in Rebgegenden auch Weinberge. Andere waren herrschaftliche Pächter und besassen ihr reichliches Auskommen. Auch in Strassburg und Colmar gab es eine ackerbautreibende Klasse, die «Gartner» genannt. Der Landmann im Elsass hing zäh an den alten Bräuchen und Sitten, ebenso an der Sprache und einfachen Lebensweise der Väter. Die französische Herrschaft hatte auf dem Lande keine tiefen Spuren zurückgelassen. Einen grossen Einfluss auf den Bauernstand übte die Geistlichkeit aus; auch die Amtleute und Dorfschulzen, oder wie man sie im Hanauischen nannte, die «Stabhalter», waren einflussreiche Persönlichkeiten.

In den letzten Jahren vor der Revolution hatte die Landwirtschaft im Elsass bedeutende Fortschritte gemacht. Namentlich der Tabakbau hatte im Lande sehr zugenommen und warf für den Pflanzer einen reichen Ertrag ab. In den Jahren 1760 bis 1770 wurden 50,000 Centner Tabakblätter eingeheimst. Infolge des amerikanischen Freiheitskrieges, wo die Tabaksendungen aus Amerika ausblieben, nahm der Bau dieser Pflanze im Elsass ungemein zu und betrug in den achtziger Jahren des vorigen Säculums 120,000 Centner, welche dem Lande eine Einnahme von 2,400,000 Livres einbrachten. In Strassburg allein waren im Jahre 1789 14 Tabakfabriken in Thätigkeit; dieselben beschäftigten hunderte von Arbeitern.

Der Boden im Elsass erwies sich für die Tabakkultur sehr günstig, indem die Pflanze daselbst keinen Bodengeschmack hatte. Es wurde daher der elsässische Tabak auswärts sehr gesucht und viel davon nach der Schweiz, nach Baden, nach der Pfalz und nach Holland ausgeführt.

Auch Weizen wurde viel gepflanzt, desgleichen Färberöte (garance), die für Militärzwecke verwendet wurde. Auch die Kultur der von Ludwig XVI. begünstigten Kartoffel wurde im Elsass rasch verbreitet, besonders im rauhen Steinthale, dank den Bemühungen des menschenfreundlichen und eifrigen Pfarrers Johann Friedrich Oberlin. Auch im Hagenauer Forst, dessen Sandboden für den Kartoffelbau sich sehr günstig erwies, wurde die Kultur derselben rasch verbreitet, desgleichen diejenige der Hopfenpflanze. Auch der Rebbau erfuhr, namentlich im Ober-Elsass, mehr Ausdehnung und manche Verbesserung. Die oberelsässischen Weine wurden besonders nach der Schweiz ausgeführt. Die Berge waren mit dichten Waldungen bedeckt, die in bestem Zustande sich befanden; die Viehzucht hatte durch die Einführung von fremden Rassen merkliche Fortschritte gemacht, desgleichen die Veredlung der Pferdezucht, durch Anlage eines königlichen Gestüthauses (Haras royal) in Strassburg. Auch die Geflügelzucht und die schon vor der Revolution vorhandene Industrie der Gänseleberpasteten waren in Aufschwung. Das Elsass gewährte vor einem Jahrhundert den Anblick eines fruchtbaren, reich von Gott begabten und gesegneten Landes, für dessen gedeihliche Entwicklung der Ausbruch der französischen Revolution und deren sich überstürzende, alles bisher bestehende von Grund aus zerstörende Neuerungen durchaus keine Notwendigkeit war.

Auch Handel und Gewerbe befanden sich im Elsass in einem blühenden Zustande um das Jahr 1789. Zwar war die Grenze gegen Frankreich zu gesperrt, denn das Elsass war als eine province étrangère angesehen und behandelt, aber desto zahlreicher waren die Beziehungen zu Deutschland und der Schweiz. Die Rheinschiffahrt und der Transithandel blühten besonders in Strassburg. Dadurch wuchs der Wohlstand der Bürgerschaft, und mit demselben verfeinerten sich auch Geschmack, Sitten und Manieren. Letztere nahmen immer mehr den französischen Anstrich an, was schon Goethe in seinen Jugendeindrücken und in seinen Erinnerungen an das schöne Elsass auffiel, und was er in seinem Meisterwerke «Wahrheit und Dichtung» hervorhob. In Strassburg gab es mehrere grosse Speditionsgeschäfte, die zugleich Bankhäuser waren. Die namhaftesten derselben waren vor der

Revolution die Häuser von Türckheim und von Dietrich auf dem Broglieplatz; von Franck hinter der Klauskirche (das spätere Haus Renouard de Bussière) und der Gebrüder Ottmann im ehemaligen «Schiff» bei dem Kaufhause.

Im Gewerbewesen herrschte noch der Zwang der Zünfte und Innungen, welcher zwar die Freiheit des Einzelnen hemmte und ein Hemmschuh für die Konkurrenz war, aber dennoch eine heilsame Schranke bildete und die Wahrheit des alten Sprichworts bestätigte: «Handwerk hat einen goldenen Boden.» Denn nicht der erste Beste durfte Meister sein und ohne weiteres in Strassburg und den anderen Städten sich niederlassen; sondern er musste die Probe seiner Kunst ablegen und das Bürgerrecht sowie die Meisterschaft durch Kunst, Geschicklichkeit, Fleiss und längeren Aufenthalt in der «wunderschönen» Stadt sich allmählich erwerben.

Kunst und Wissenschaft, namentlich Musik, blühten gleichfalls im Elsass, besonders in Strassburg, wo sie reichliche Unterstützung und Anregung mancher Art fanden. Die Einführung französischer Modeartikel, Kleider und Hausgeräte verfeinerte den Geschmack und diente zur Entwicklung der Industrie. Das Elsass besass hauptsächlich in Strassburg (Gerbergraben), Barr, Wasselnheim, Zabern und anderen Städten ansehnliche Gerbereien. Auch Buchdruckereien, besonders in Strassburg, Eisenschmelzhütten (Niederbronn und Umgegend) und Waffenfabriken (Klingenthal und Mutzig) waren vorhanden. Strassburg war auch von altersher durch seine Pergamentfabriken (Pergamentergasse) und Glockengiessereien (davon die älteste die seit dem 17. Jahrhundert bestehende von Edel war) bekannt. In Mülhausen war seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Fabrikation von Indienne- und Baumwollartikeln entstanden und im Aufschwung begriffen, und der Anschluss des kleinen schweizerischen Freistaates an Frankreich legte ein Jahrzehnt nach dem Ausbruch der Revolution (1798) den Grund zur nachherigen Entwicklung der Stadt und war für Mülhausen ein Akt der politischen Notwendigkeit.

Die Strassburger Messe, namentlich die Johannismesse, zog viele fremde Kaufleute an und dauerte vierzehn Tage lange; sie war die bedeutendste im ganzen Elsass. Auch für die Buchhandlung war sie, wenn auch in viel kleinerem Massstabe als die Leipziger und die Frankfurter Messe, wichtig. Der Sammelplatz der Buchhändler, Antiquare und Bibliophilen in Strassburg war im sog. «Kolajm» (Kollegium), dem alten Klostergange der einstigen Predigerkirche auf dem Neuen Markt (ehemaligen Predigerkirchhof). Gutenbergs edle Kunst blühte in

Strassburg; die bekanntesten Buchdrucker vor der Revolution waren Heitz, Levrault und Leroux. Auch an Buchhandlungen zählte die Stadt grössere Firmen; die namhaftesten waren diejenigen von Lorentz und Schuler, Pfähler (nachmals Treuttel und Würtz), Friedrich Rudolf Salzmann (Akademische Buchhandlung in der Schlossergasse, wo seit 1788 die «Privilegirte Politische Strasburgische Zeitung» erschien) und andere. So herrschte auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit, den materiellen wie den geistigen, im Elsass überall ein reges Leben.

Von hohem Interesse ist die Schilderung, die ein Zeitgenosse, der bekannte Staatsmann Johann von Türckheim, in seiner merkwürdigen Denkschrift über die landwirtschaftlichen Zustände und die Handels- und Industrieverhältnisse im Elsass im Jahre 1789 entwirft. Derselbe sagt darüber:

«Die Provinz Elsass ist durch eine Kette von Bergen, den «Wasgau und den Jura, vom übrigen Reich getrennt; ihr wirk«liches Handelsverhältnis mit den französischen Provinzen ist «nicht beträchtlich; durch die Schiffarth auf dem Rhein «und durch die Strassen, die ihnen von Strassburg weg in's «teutsche Reich offen stehen, werden die meisten von ihren Pro«dukten abgesetzt, und die Fremden verzehren ihren Tausch «in der Waaren-Niederlage von Strassburg. Einer Seits brauchen «die italiänischen und Schweizerwaaren, anderer Seits die aus «Holland und anderen nördlichen Ländern die Strassen der «Provinz, und diese Durchfuhr bringt viel Geld herbei, erleichtert «den Commissionnairs den einzelnen Absatz der Landeswaaren» «beschäftigt die Handwerker und unterhält zu Strassburg ein «Corps von sehr erfahrenen Schiffern, welche dem Staat oft «nützliche Dienste geleistet haben, und sein stark gehendes Fuhr«wesen, das durch seine Zehrungen sehr einträglich ist. Diese «Industrie kann nur so lange vor dem Wetteifer der Fremden «gesichert sein, als sie beschützt wird. In dieser Ueberzeugung «liess Ludwig XIV. durch Colbert bald nach der Eroberung des «Elsasses einen besonderen Tarif für die Domänen des obern «Elsasses verfertigen, die auf ihre Consumirung und den Gang «des Handels gelegt wurde. Dieser Tarif sollte das Elsass auf «immer von der Finanz-Herrschaft der fünf grossen Pachten «(fermes) befreyen.

«Als die Stadt Strassburg sich mit Frankreich vereinigte, «erhielt sie durch ihre Capitulation die Beybehaltung der Rechte «und Immunitäten, die sie schon in der Provinz genossen, und «ihrer Handelsfreyheiten insbesondere. Sie wurde sogar von «Colbert durch die bestimmte Bedingung begünstigt, dass alle «nach Strassburg gehenden Waaren und alles ausgehende Gut

«an den Büreaux des untern Elsasses von allen Gebühren frey «seyn sollten; an den ober-elsassischen Büreaux, wo die Erz«herzöge immer einen Zoll eingezogen hatten, mussten sie eine «mässige Gebühr von 8 Sols vom Centner entrichten.

«Diese Vergünstigung musste den Ackerbau der Provinz «blühend machen und ihren Handel mächtig heben. Unter dem «Schutze dieser Verfassung war die Provinz immer in einem «vortrefflichen Zustand.

«Folgende sind die Haupterzeugnisse des Elsasses: Zum «ersten der Tabak. Vor der Vereinigung dieser Provinz mit «Frankreich bis zum Jahre 1749 hatte der Bau und die Fabrizi«rung das Tabaks jährlich grosse Summen in's Elsass gebracht; «es versorgte damit die Schweiz, einen Theil von Deutschland «und sogar von Italien. Im Monat Mai 1749 brachte die General«Pacht (ferme générale), in der Absicht das Verschicken des «Tabaks in das Innere der Provinzen, die ihrer Verwaltung «unterworfen waren, zu verhindern, die französische Regierung «zu dem Entschluss, eine königliche Erklärung zu erlassen, «durch welche auf jedes Pfund fremden Tabaks, der in das «Elsass kam, eine Gebühr von 30 Sols zu erheben sey. Da aber «der elsässische Tabak nicht wohl verführt werden konnte, «wenn er nicht zuvor entweder mit Virginischem Tabak oder «mit Pfälzen Blättern vermischt ist, so kam die Auflage von «30 Sous einem Verbot des fremden Tabaks gleich. Mehrere «fremde Manufakturen, so die bekannte Firma Lotzbeck in «Lahr, errichteten Manufakturen in der Markgrafschaft Baden, «im bischöflich Speyerischen Gebiet und in der Pfalz. Das «Elsass empfand diesen Verlust auf das Lebhafteste. Die Pro«vinz bemühte sich lange Zeit, aber vergebens, den Widerruf «der Erklärung (Ordonnance royale) von 1749 zu erlangen; «erst im Jahre 1774 erhielt sie von der französischen Regierung «die Verordnung, dass Alles, was diesen Artikel betrifft, wieder «auf den alten Fuss gesetzt werden sollte.

«Seit diesem Zeitpunkt bis zum Ausbruch der Revolution «brachte der Tabakbau im Elsass in gewöhnlichen Jahren «etwa 120,000 Blätter hervor, wovon der mittlere Preis zu 12 «Livres der Centner, eine Einnahme von 1,440,000 Livres für «die tabakbauende Landbev ölkerung betrug.

«Diese 120,000 Centner zu 12 Livres der Centner, werden «fabriziert in Carotten, die zu 26 Livres der Centner, in Mehl zu 20 «Livres und in Rollen zum Rauchen zu 17 Livres verkauft werden. «In Hinsicht auf die Menge eines jeden dieser drei Fabrikate «kann man einen mittlern Preis von 20 Livres für den Centner «rechnen. Die 120,000 Centner Rohtabak bringen also zu diesem «Preis gerechnet, eine runde Summe von 2,400,000 Livres her-

«vor, wovon 1,440,000 Livres dem Bauern und 960,000 Livres «dem Handelsmann für die Bearbeitung und den Handelsgewinn «zufallen.

«Während des amerikanischen Krieges wurde der Tabak«bau im Elsass um ein Drittel vermehrt, und der mittlere Preis «stieg auf 30 Livres der Centner.

«Die übrigen Zweige des Ackerbaues im Elsass vor der «Revolution waren: der Hanfbau. Der Ankauf desselben «auf beiden Seiten des Rheins beläuft sich auf 40,000 Centner, «welche etwa 1,400,000 Livres auswerfen. Er wird im Elsass «verarbeitet und dann auswärts verkauft. Ferner die Lein«wand. In der kalten Jahreszeit wurde überall auf dem Lande «gesponnen und das Garn in den Dörfern selbst gewoben. «Der elsässische Ackersmann und Weber hatte einen erkleck«lichen Gewinn vom Bau und von der Verarbeitung des Hanfs; «die elsässische Leinwand fand in der Schweiz, in Frankreich, «wo die Zölle an den Barrières aber stark waren, und meist in «Deutschland, einen grossen Absatz. Auch Magsamen, «Rübsamen und Nussöl wurden in Elsass viel fabrizirt «und mit Vortheil verkauft und unterhielt viele kleine Oelmühlen «im Lande. Neben denselben bestanden viele grössere Mahl«mühlen an den vielen Bächen, welche die Provinz durch«strömen und im Gebirg, wo die Waldungen noch dichter «waren, fand man, namentlich in der Umgegend von Nieder«bronn noch viele Meiler, welche die Kohlen- und Eisen«industrie der Barone von Dietrich unterhielt. Die übrigen In«dustrien, Indiennefabriken, Baumwollwebereien und Spin«nereien, deren Ausgangspunkt Mülhausen in Ober-Elsass ist, «sind noch einer grossen Entwicklung fähig.

«Der elsässische Weinbau war ebenfalls blühend. Die «meisten Weine der Provinz, besonders in Ober-Elsass, werden «von den Schweizern aufgekauft und concurriren mit den Mark«gräfler und Pfälzer Weinen.»

So weit der sachkundige und zuverlässige Baron Johann von Türckheim.

Militärverwaltung.

Vor der französischen Besitznahme des Elsass im Jahre 1648 gab es am Oberrhein drei Hauptfestungen, welche den Schlüssel zum Elsass bildeten: Breisach, Strassburg und Philippsburg. Breisach und Philippsburg fielen an das deutsche Reich zurück, und als Ludwig XIV. sich der Stadt Strassburg bemächtigt hatte, liess er sofort eine Anzahl von befestigten Plätzen anlegen, um sich den Besitz des Elsass zu

sichern. Die französischen, sämtlich von Vauban nach demselben Plane erbauten Rheinfestungen waren: Hüningen, Neu-Breisach, Schlettstadt, Strassburg mit der Citadelle, Fort-Louis und Lauterburg. Weiter im Lande waren: Hagenau, das eine Ringmauer und einige Vorwerke hatte, Weissenburg und Landau. Die festen Mauern und Türme von Colmar und Zabern waren 1673 und 1677 abgebrochen und durch das Pulver gesprengt worden. Es blieben davon nur schwache Ueberreste. Ferner gab es noch im Elsass vier Gebirgsfestungen, nämlich das feste Belfort und die Schlösser von Landskron im Juragebirge, Lichtenberg und Lützelstein in den Vogesen. In diesen festen Plätzen waren die französischen Truppen, deren es im Jahre 1789 24,000 im Elsass gab, in Garnison. Es waren ferner etwa 500 Mann Gendarmerie (Maréchaussée), die in 17 Brigaden eingeteilt waren, im Lande und einige Invalidencompagnieen, die in den kleinen Bergfesten lagen.

Der kommandierende Befehlshaber der Provinz, der den Titel eines Commandant en chef führte, war bis 1788 der bekannte Marschall von Contades, dem zu Ehren eine Promenade vor der Stadt den Namen «Contades» erhielt. Das Hotel des Oberkommandanten befand sich in der Blauwolkengasse, es war das heutige Landgerichtsgebäude.

Der Nachfolger von Contades war der Marschall de Stainville, der aber bald darauf starb. Im Jahre 1789 war der Graf von Rochambeau, Lafayettes Waffengefährte und Freund, Oberbefehlshaber der Provinz Elsass. Unter dem oberkommandierenden General standen drei Generallieutenants (lieutenants généraux) und zwei Königslieutenants (lieutenants de roi, auch maréchaux de camp genannt).

Da das Elsass Frankreich gegenüber bis zum Ausbruch der Revolution als eine auswärtige Provinz angesehen wurde, so lagen auch viele fremde, sogenannte deutsche und Schweizerregimenter im Lande. Die bekanntesten elsässisch-deutschen Regimenter waren: Royal-Alsace, Royal-Deux-Ponts, Royal-Hesse, La Marck, Strasbourg-Artillerie, Hussards de Conflans (früher Hussards de Saxe-Weimar), Royal-Allemand, Nassau-Saarbrück, Chasseurs de Chamborant, Royal-Nassau (Husaren), Rosen (Cavallerie). Diese Regimenter waren aus den Ueberbleibseln des ehemaligen Weimarischen Heeres, einer der bestgeschulten Armeen in Europa während des dreissigjährigen Krieges, entstanden. Nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar war bekanntlich dessen Heer, durch die Bemühungen des Generals von Erlach, der durch französisches Gold gewonnen war, in der Festung Breisach in den Dienst

Frankreichs getreten. Nach dem Westfälischen Frieden wurde ein Teil der weimarischen Truppen entlassen; die übrigen Regimenter wurden neugestaltet und erhielten andere Benennungen und Uniformen. Wenige rein französische Regimenter waren, mit Ausnahme von Belfort, bei dem Ausbruch der französischen Revolution im Elsass in Garnison.

In jeder elsässischen Festung oder Garnisonsstadt war ein Platzkommandant mit seinem Stab (état major). Derselbe bezog von der Stadt freie Wohnung und Brennholz und hatte das Jagdrecht im Weichbilde derselben. Auch mussten, da wo keine oder ungenügende Kasernen vorhanden waren, die Bürger häufig Einquartierung sich gefallen lassen. Bessere Bürger mussten ein Zimmer für Offiziere stets in Bereitschaft halten; dasselbe nannte man: la chambre de l'officier. Die Stadtbehörden waren auch angehalten die Wachthäuser (corps de garde) beleuchten und heizen zu lassen.

Folgendes Verzeichnis wird dem geneigten Leser eine Uebersicht über den französischen Truppenstand im Elsass im Jahre 1789 geben:

Belfort. Besatzung: Zwei Bataillone Royal-Marine und vier Schwadronen Dragons de Lorraine. In letzterem Kavallerieregiment diente als Unteroffizier der nachmalige König von Schweden, Bernadotte. Gleichzeitig lebte mit ihm in Belfort in den achtziger Jahren als Baumeister sein Waffengefährte Kleber aus Strassburg.

Hüningen. Garnison: Zwei Bataillone des Regiments de Bourgogne.

Colmar. Diese unbefestigte Stadt hatte nur eine Kavalleriebesatzung; es lagen in derselben vier Escadrons der Dragons de Monsieur.

Neu-Breisach. Garnison: Zwei Bataillone des deutschen Regiments Zweibrücken, dessen Inhaber der Herzog von Pfalz-Zweibrücken war, und vier Schwadronen der Chasseurs d'Alsace. Im Fort-Mortier lag eine Invalidencompagnie.

Schlettstadt. Garnison: Zwei Bataillone des Regiments La Marck und vier Schwadronen der Chasseurs de Champagne. Der Oberst letzteren Regimentes war der Graf von Lezay-Marnésia, ein älterer Bruder des unvergesslichen Präfekten des niederrheinischen Departements.

Strassburg. Die Besatzung der Stadt Strassburg, in welcher sich eine Artillerieschule und eine Kanonengiesserei befand, bestand im Jahre 1789 aus folgenden Truppen: Zwei Bataillone des Regiments Royal-Infanterie, zwei Bataillone des Regiments Royal-Alsace, dessen Oberst der bekannte und volkstümliche Prinz Max war; zwei Bataillone des Regiments

Royal-Hesse-Darmstadt, dessen Oberst der Erbprinz Ludwig, Landgraf von Hessen-Darmstadt, war. Ferner lagen vier Schwadronen des Regiments Royal-Cavallerie und vier Escadrons des Regiments Artois daselbst in Garnison. Endlich war noch das Regiment Strasbourg-Artillerie dort in Garnison; in demselben dienten viele junge Strassburger.

Hagenau. In dieser offenen Stadt lagen vier Schwadronen der Hussards de Conflans. Die Kavalleriekaserne, die durch Ludwig XIV. erbaut worden war, stand auf der Stätte, wo einst die alte Hohenstaufenburg sich erhob, die im Jahre 1677 mit dem grössten Teil der Stadt Hagenau, durch den Parteigänger La Brosse zerstört, in Flammen aufging.

Fort-Louis. In dieser Festung befanden sich 200 Mann des Regiments de Beauvoisis, die von Weissenburg hin detachiert waren.

Weissenburg. Garnison: Zwei Bataillone des Regiments von Beauvoisis.

Landau. Diese Stadt, die bis zum Jahre 1814 zum Elsass gehörte, besass eine durch Vauban erbaute starke Festung, in welcher bei dem Ausbruche der Revolution zwei Bataillone Infanterie vom Regimente de Neustrie und zwei Schwadronen des Husarenregiments de Chamboran (auch Chamborant) lagen. — In Pfalzburg, dem «Schlüssel» zur Zaberner Steige, lagen zwei Bataillone des Regiments La Marck und vier Escadrons der Chasseurs de Champagne in Garnison.

In den kleinen Gebirgsfesten Landskron (unweit Basel), Lichtenberg und Lützelstein, auch im Schlosse zu Belfort und im Fort-Mortier bei Neu-Breisach lagen Invalidencompagnieen.

Ausser dieser stehenden Armee hatte der Marschall von Contades im Jahre 1762 eine Miliz (garde bourgeoise) in allen elsässischen Städten, mit Ausnahme von Strassburg, ins Leben gerufen. In Colmar z. B. waren drei Compagnieen Bürgermiliz, die von der Farbe ihrer Uniformen die blaue, die rote und die graue hiessen. In Strassburg bildeten die reichen Bürgersöhne bei festlichen Gelegenheiten eine reitende Ehrengarde. Die Milizen hatten den inneren Dienst in den Städten, Wachen, Nachtrunden, Patrouillen u. s. w. zu versehen.

Steuerwesen und Finanzen.

Die Finanzlage im Elsass vor dem Ausbruch der französischen Revolution war keine ungünstige, obwohl die Last der Abgaben seit der Vereinigung mit Frankreich bedeutend zugenommen hatte. Es gab zweierlei Steuern, herrschaftliche und königliche. Zu den ersten gehörte der Zehnten, die

Fronsteuer, das Ohmgeld oder die Weinsteuer, die Gerichtsgebühren und die Strafgelder, endlich die Begräbnissteuern. Was die königlichen Abgaben betrifft, so bestanden dieselben in der Entrichtung der beider Zwanzigsten (deux vingtièmes), die sich jährlich auf 740,000 Livres belief, aus der Kopfsteuer, die 500,000 Livres betrug, und aus dem Chausseegeld, welches sich auf 400,000 Livres belief. Ausser diesen Auflagen lasteten noch manche indirekte Steuern auf dem elsässischen Volk. Wir nennen darunter das Maréchausséegeld, die Abgaben zur Abschaffung des sog. «Beth» im strassburgisch-bischöflichen Gebiete, die Steuern für die Rheineindämmung, die Abgaben für den Sold der Milizen und den Bau und Unterhalt der Kasernen, die Auflagen für die Fütterung der Kavalleriepferde u. a. m. Die ausserordentlichen Abgaben beliefen sich auf ungefähr 1,400,000 Livres. Dazu kamen noch die Kosten für einzelne Gemeinden, welche die Höhe von 800,000 Livres erreichten.

Dagegen war das Elsass als auswärtige Provinz von der lästigen Salzsteuer (gabelle) befreit, welche bei dem französischen Volk so unbeliebt war, ferner von den Abgaben auf Lebensmitteln und Waren (aides), und hatte nur das Ohmgeld oder die Weinsteuer zu zahlen. Statt der Grundsteuer (taille) bezahlte das Elsass eine Geldsumme, die ursprünglich sich auf 99,000 Livres belief, aber mit der Zeit die Höhe von 300,000 Livres erreichte. Diese letztere Auflage, von welcher die Geistlichkeit und der Adel befreit waren, nahm bei der in Frankreich zunehmenden Finanzzerrüttung derartig zu, dass sie im Jahre 1789 die Summe von nahezu 9 Million Livres erreichte.

Das Elsass zahlte im Jahre 1789 über 5 Millionen Livres Abgaben, von denen etwa 2 Millionen in den königlichen Schatz (Trésor du roi) flossen. Die herrschaftlichen Steuern, Zehnten, Fronden, Beth u. s. w. betrugen etwa 1 Million Livres; die indirekten Steuern 2 Millionen.

Was die Stadt Strassburg anlangt, so war sie laut des 6. Artikels der Kapitulation von 1681 von allen Kontributionen und Auflagen befreit, und Seine Majestät überliess der Stadt alle ihre gewöhnlichen und aussergewöhnlichen Einnahmen, um dieselben zu deren Unterhalt zu gebrauchen. Trotz dieser Immunität entrichtete die Stadt dem König eine Menge sog. freiwilliger Geschenke (dons gratuits), die man als indirekte Abgaben ansehen konnte, und musste sich vielen Dienstleistungen unterziehen. So entrichtete sie eine Hilfssteuer (subside) von 60,000 Livres für den Unterhalt der elsässischen Festungen, eine Summe von 38,000 Livres für das Mobiliar in den öffentlichen Gebäuden, die an den Generalstab (Etat major) der Stadt und der Citadelle und an den Intendanten der Provinz abgegeben wurden,

einen Beitrag von 72,000 Livres für Lieferung von Brennholz und Wellen an die französischen Stabsoffiziere und an die Militärverwaltung. Ferner zahlte der Magistrat jährlich 80,000 Livres für den Unterhalt der Kasernen und 20,000 Livres für denjenigen des Vaubanschen (heutigen Breusch-) Kanals. Endlich lasteten noch auf der Stadt die Kopfsteuer, die zwei Zwanzigsten oder die 4 Sous vom Livre und die Beisteuer zu den Besoldungsgebühren des Conseil Souverain d'Alsace. Zur Bestreitung dieser drei Auflagen musste der Strassburger Rat jährlich eine Summe von 250,000 Livres aufbringen. Im ganzen hatte die Stadt Strassburg an Frankreich bei dem Ausbruch der Revolution eine Totalsumme von 1,039,600 Livres Steuern zu bezahlen, bei einem städtischen Einkommen von 1,582,482 Livres. Die Schuld der Stadt belief sich im Jahre 1789 auf etwa 2 Millionen Livres.

Verkehrsleben und Geselligkeit.

Strassburg war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine von Fremden viel besuchte Stadt. Ausser den ausländischen Studenten, namentlich aus der Schweiz, Süddeutschland, Oesterreich und den russischen Ostseeprovinzen, welche, durch Schöpflins europäischen Ruf angezogen, nach der dortigen Universität strömten, um neben den Wissenschaften die französische Sprache zu erlernen, war der Handelsverkehr mit Deutschland, Frankreich und der Schweiz ein sehr reger. Drei Postwagen gingen jede Woche nach Paris ab; diese « Diligencen » wie man sie nannte, nahmen ihren Weg über Wasselnheim, die Zaberner Steige, Pfalzburg, Nancy, Lothringen und die Champagne. Auch mit dem Ober-Elsass, mit Hochburgund (Franche-Comté), Lyon und dem südlichen Frankreich hatten die Strassburger Handelsleute zahlreiche Geschäftsverbindungen. Drei Postwagen gingen ferner wöchentlich nach der Schweiz ab, und der Verkehr mit Deutschland war ein viel häufigerer noch, denn täglich fuhren eine Menge von Fuhrwerken und Lastwagen über die Kehler Rheinbrücke.

Die sog. « kleine Post » (la petite poste) oder Briefpost war durch einen Erlass des königlichen Staatsrats vom 11. April 1779 eingerichtet worden. Das Hauptbureau der Stadtbriefpost (Bureau général) derselben befand sich in der Judengasse, unweit der Maurerstube; 14 Briefträger und 2 Supernumerare (surnuméraires) versahen den Dienst in der Stadt. 49 Briefkästen waren in der innern Stadt, in den Vorstädten (fauxbourgs) und in der Citadelle angebracht. Die Austeilung der Briefe geschah täglich viermal in der Stadt.

Die Stadt Strassburg hatte vor dem Ausbruch der französischen Revolution das Gepräge einer unfreundlichen finsteren Stadt. Die Strassen waren enge und nicht sehr reinlich, was davon herrührte, dass viel Wasser, das jetzt überbrückt ist, durch die Stadt floss. So war z. B. der Gerbergraben eine düstere Gasse, in welcher Schmutz und Unreinlichkeit herrschten. Viele Häuser hatten noch sog. Ueberhänge, d. h. das erste Stockwerk ging vor, was die Strassen verengerte. Da wo jetzt der Illkanal durch die Stadt sich zieht, war in der Mitte ein Damm, von beiden Seiten mit stehendem Wasser umgeben, das schädliche Ausdünstungen, namentlich in den Sommermonaten, verbreitete. Strassburg, eingeengt durch den Festungsgürtel der Vaubanschen Wälle und Bastionen, konnte sich weder ausdehnen noch verschönern und war weit davon entfernt die « wunderschöne Stadt » zu sein, welche der Dichter besingt. Und doch war es hier gut zu wohnen, denn vor der Revolution herrschte unter den Bürgern der Stadt — Arnolds Lustspiel «Der Pfingstmontag» beweist es — deutsche Art und Sitte, welche den französischen Revolutionsmännern so verhasst war, dass sie im Jahre 1793 den Vorschlag machten, die Elsässer in das innere Frankreich zu verpflanzen und dagegen Vollblutfranzosen nach Strassburg zu versetzen, um dort den deutschen Geist mit Stumpf und Stiel auszurotten. Einen schlagenden Beweis, wie wenig die französische Sprache vor der Revolution gerade in Strassburg verbreitet war, legt das dortige Zeitungswesen ab. Das gelesenste und verbreitetste Blatt in der Stadt war die 1788 gegründete und bei dem Buchdrucker Friedrich Rudolf Salzmann,[1] der zugleich in der Schlossergasse die «Akademische Buchhandlung» besass, erscheinende « Privilegirte Strasburgische Zeitung». Im Jahre 1789 erschien sie unter dem Namen « Strasburgische Politische Zeitung » und 1792 unter dem Titel «Der Weltbote». Dieses Blatt erschien zuerst dreimal in der Woche und von 1790 an täglich, am Sonntag ausgenommen. Salzmanns Nachfolger war sein Tochtermann Johann Heinrich Silbermann, unter dessen Leitung das Blatt den Namen « Der Niederrheinische Kurier » annahm. Ferner kam seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zweimal wöchentlich bei Philipp Jakob Dannbach das « Strass burger Wochenblatt » heraus. Beide Blätter erschienen in deutscher Sprache. Desgleichen ein zweites Wochenblatt, das später bei Silbermann unter dem Namen «Les affiches de Strasbourg » erschien und heute noch herauskommt.

---

[1] Der Buchdrucker Friedrich Rudolf Salzmann wird oft mit seinem Vetter, dem Aktuar Daniel Salzmann, verwechselt.

Die namhaftesten Gasthöfe in der Stadt waren im Jahre 1789 folgende: Der Geist, gegenüber der Klausbrücke. Dort waren Herder, Jung-Stilling, Goethe bei ihrer Ankunft in Strassburg abgestiegen. Ferner der Gasthof zum Raben auf dem Rabenplatz; dort hatten (1741) Friedrich II. von Preussen, von den alten Strassburgern nur der « Grosse Fritz » genannt, und Kaiser Joseph II. (1779) bei ihrem Besuche in Strassburg einige Tage gewohnt. In der Metzgergasse befanden sich der Badische Hof und auf dem Metzgerplatze die Stadt Wien (gegenüber der heutigen gleichnamigen Restauration). Beide Gasthöfe waren viel von den « Ueberrheinern » und den fremden Kaufleuten, welche die beiden Strassburger Messen (die Weihnachts- und die Johannismesse) besuchten, aufgesucht. In unmittelbarer Nähe des Kaufhauses war das Spanbett, bekannt durch den schrecklichen Brand desselben, und die Blume. Der Gasthof, der mit Vorliebe vom unterelsässischen Adel und demjenigen der Ortenau und des Breisgaus besucht wurde, war das äusserlich beinahe unverändert gebliebene schöne Giebelhaus mit den zierlichen Erkern, einst zum Schiff genannt. Dasselbe war eine ehemalige adelige Trinkstube. Die beiden anderen waren: der Hohe Steg und der Mühlstein bei dem Salzhaus, wo einst die mächtigen Adelsgeschlechter derer von Zorn und von Müllenheim zusammenkamen. Im Goldgiessen befand sich der Goldene Apfel, und auf dem Münsterplatz erhob sich das Haus Zum Hirtzen, ebenfalls zwei alte Strassburger Gasthöfe.

Ausser diesen Gasthäusern, in welchen ein starker Fremdenverkehr stattfand, bestanden noch 20 bürgerliche Zunftstuben, in welchen die Strassburger Bürger ihre Familienfeste, ihre Tauf- und Hochzeitessen und ihre fröhlichen Gelage zu halten pflegten. Die vornehmsten Zunftstuben waren diejenigen « Zur Luzerne » (Laterne) bei der alten Korngasse und « Zum Spiegel » in der Schlossergasse. Anfangs Juli 1789 wurde auf dem Paradeplatz (Kleberplatz) ein neuer Gasthof errichtet, der bald zu den ersten der Stadt zählte; es war dies das noch heute bestehende « Rothe Haus », in welchem General Bonaparte bei seiner Durchreise nach Rastatt zum dort stattfindenden Kongress (Dezember 1797) einige Stunden weilte und eine Mahlzeit einnahm. Die Familien von Dietrich und von Berckheim hatten die Ehre an seiner Tafel zu speisen.

Nach der Revolution erhielten sich die alten Benennungen; die meisten früheren Zunftstuben wurden in Bierhäuser umgewandelt. Eine derselben, in der Tucherstubgasse, wurde zum deutschen Theater eingerichtet. Die französische Komödie erhob sich auf dem Broglieplatze, brannte jedoch

in den neunziger Jahren völlig ab, worauf ein stattlicher Neubau sich erhob.

In den drei Vorstädten, Steinstrasse, Kronenburgerstrasse und Weissturmthorstrasse, gab es eine grosse Anzahl von Wirtshäusern, wo meist die Bauersleute, welche am Mittwoch und Freitag die Wochenmärkte besuchten, ihre Mahlzeiten einnahmen. Der Hauptverkehr in Strassburg war vor der Revolution in der Nähe der Grossen Metzig und des Kaufhauses. Dort wurden die Waren abgeladen, die auf dem Wasserwege in die Stadt kamen, und wurden von den starken und kräftigen «Packern» und Sackträgern, die eine Art von Zunft bildeten, in Empfang genommen und den Kaufleuten ins Haus gebracht. In der Nähe dieser Gebäude war auch der Fischmarkt. Dorthin kamen mit Vorliebe die sogenannten «Ueberrheiner» oder Landleute aus der Umgegend von Kehl und des rechtsrheinischen Hanauer Landes.

Ausser den Gasthöfen und Wirtshäusern gab es um das Jahr 1789 in Strassburg noch viele Kaffee- und Bierhäuser. Letztere waren meist dunkle und unansehnliche Lokale, in welchen in niederen Stuben und bei dem Schein trübe brennender Oellichter der Gambrinussaft abends mit Behagen von den ehrsamen Bürgern und Handwerkern bei einer Pfeife «Tabak» oder holländischen «Kanasters» und unter kurzweiligen Reden getrunken wurde. Die Strassburger Bierstuben hatten noch bei dem Ausbruch der Revolution und selbst bis in die dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts hinein ein rein deutsches Gepräge. Die ältesten Bierstuben waren diejenigen zum Leopard, zum Tiger, zum Einhorn, zum Vogel Greif, zum Delphin, zum Kranich, zum Riesen, zum Wolf, zum Bären, zum Vogelsang u. a. m. Die Benennungen derselben waren meist dem Tierreich entlehnt.

Was die Kaffeehäuser betrifft, so hatten die meisten derselben einen französischen Anstrich und waren auch vornehmlich von dem französischen Publikum, namentlich von Offizieren und höheren Beamten besucht. Auf dem Paradeplatz (heutigen Kleberplatz) befanden sich zwei Kaffeehäuser, das Café Suédois und das Café militaire. In unmittelbarer Nähe desselben, an der Ecke des Gerbergrabens und des Eisernmannplatzes, stand das Kaffeehaus zum «Blauen Bauer», das viel von Militärs besucht wurde. Unweit des heutigen Theaters erhob sich das Café de la Comédie française. In der Schlossergasse war das Café des Marchands, das besonders, wie es sein Name anzeigt, von Kaufleuten besucht war und eine Art Börsenlokal bildete. Auf dem Münsterplatz stand das Café de

la ville de Paris; auf dem neuen Markt erhob sich das Café Gayot, das seine Benennung dem Namen eines französischen Intendanten des Elsass im vorigen Jahrhundert entlehnt hatte. In der Nähe der heutigen Uhlanenkaserne, auf dem sog. «Ritterplatz», war das Café de Saint-Nicolas, welches seinen Namen von der früheren Klosterkirche St. Klaus in Undis (an den Wassern) hatte. In der Citadelle war auch ein Kaffeehaus, welches ausschliesslich von den Offizieren der Garnison besucht wurde und als Schild den bezeichnenden Namen Café aux armes de France führte.

Bezüglich der öffentlichen Promenaden, so gab es deren in Strassburg selbst vor dem Ausbruch der Revolution nur eine, nämlich den Broglie (später von den Strassburgern «Breuil» genannt, der heutige Broglieplatz), der im Jahre 1740 auf die Anregung des Marschalls von Broglie, dem damaligen Militäroberkommandanten der Provinz Elsass, auf dem ehemaligen «Rossmarkt» angelegt und mit Lindenbäumen angepflanzt worden war. Zu Ehren des Marschalls von Broglie wurde die Promenade, die noch heute eine Zierde Strassburgs ist, nach dessen Namen benannt.

Der Contades, der seine Benennung von dem Marschall von Contades, Broglies Nachfolger, erhielt, wurde auf dem ehemaligen Schiessrain vor dem Judenthor, dem Vereinigungsorte der Schützen, woselbst auch die Schützenfeste abgehalten wurden, im Jahre 1764 angelegt. Bei dessen Anlage blieb der bekannte alte Lindenbaum stehen, in dessen breiten und weitverzweigten Aesten man einen Tanzplatz errichtet hatte, wo am Sonntag die Tanzvergnügungen stattfanden. Am Eingang des Contades stand noch eine ansehnliche Sommerwirtschaft, die namentlich von den Volksklassen besucht und worin jeden Sonntag getanzt wurde, aber ausschliesslich in deutscher Manier. Die damals in Strassburg üblichsten Tänze waren bekannt unter dem Namen: «les Allemandes». Ueberhaupt war noch vor einem Jahrhundert deutsche Art und Sitte unter der Strassburger Bürgerschaft stark vertreten und gab es in der Stadt zwei Gesellschaften, die einheimische oder deutsche und die eingewanderte oder französische. In Colmar wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vor dem Rufacher Thor, in unmittelbarer Nähe der Stadt, auch eine grosse Promenade angelegt, die zu Ehren des Intendanten de Vanolles dessen Namen erhielt. Als die Revolution ausbrach, wurde sie Champ de Mars (Marsfeld) geheissen und bildet heute eine Zierde der Stadt.

Die Ruprechtsauer Allee vor dem Fischerthor wurde im Jahre 1692 durch den Marquis d'Huxelles, Militär-

kommandant der Provinz Elsass, nach den Plänen des berühmten Gartenbaukünstlers Le Nôtre angelegt. Die beiden Rondelle am Ende der Allee erhielten dessen Namen. In der Ruprechtsau besassen viele Strassburger Familien Landgüter, in welchen sie die Sommermonate zubrachten. Auch war dort ein beliebter geselliger Vereinigungspunkt der Bürger in «Christians Garten». Vor dem Metzgerthore gab es ein ebenso besuchtes Wirtschaftslokal, nämlich «Baldners Garten», in welchem der alemannische Dichter Johann Peter Hebel, der oftmals nach Strassburg kam, wo er mit den Familien Stöber, Blessig, von Türckheim, Wegelin befreundet war, seine bekannte Erzählung vom «falschen Ring» spielen lässt. Dieselbe, die mit vielem Witz und Humor, wie die Hebelschen Stücke alle, geschrieben ist, erschien zuerst im Rheinländischen Hausfreund.

Ein beliebtes Vergnügen der Strassburger Bevölkerung vor der Revolution war die Schiffahrt auf der Ill. Im Sommer fuhren zahlreiche Gesellschaften auf Schiffen und Nachen auf dem Illfluss nach der Richtung von Ostwald zu. Dort an den bewaldeten Illufern oder auf freundlichen kleinen Inseln brachten die Strassburger Familien an schönen Sonntagen den Nachmittag zu; dort wurden einfache Mahlzeiten (sog. pick-nick, zu denen jedes Mitglied der Gesellschaft beitrug) auf dem grünen Rasenteppich gehalten. Dort brachte unter Spiel, Gesang und Tanz die muntere Jugend einige vergnügte Stunden zu und kehrte, an Leib und Seele erfrischt und gestärkt, mit den Eltern, Geschwistern und Jugendgenossen bei Mondschein und klarem Sternenhimmel auf dem Wasserwege in die Stadt zurück. Auf dem Illfluss wurden auch häufig im vorigen Jahrhundert von den Mitgliedern der Schifferzunft, den sog. «Schiffischen», wie man in Strassburg sie hiess, die meist am Wasserzoll, im Finkweiler und in der Krautenau wohnten, die so beliebten und volkstümlichen «Gänselspiele» aufgeführt. Ueberhaupt hatte die Geselligkeit vor der Revolution einen ganz andereu Charakter als nach derselben und auch als in unserer Zeit, und jedenfalls war die Genusssucht damals weniger ausgeprägt wie heutzutage und kamen die Vergnügungen nicht so teuer zu stehen.

Die alten Strassburger waren reiselustige Leute; besonders wenn sie jung waren, besahen sie sich die Welt und kehrten mit vielen neuen Anschauungen und an Erfahrungen mancher Art bereichert in ihre Vaterstadt zurück. In älteren Jahren nahm die Reiselust bei ihnen ab; da brachten sie am liebsten die Sommermonate auf dem Lande zu. Beinahe jede wohlhabende Familie von Strassburg besass in der Nähe der Stadt ein Land-

haus. In Schiltigheim, Kolbsheim, Dorlisheim, Krautergersheim, Scharrachbergheim, Wasselnheim, Barr, Ittenweiler und anderen Orten besassen die reichen Strassburger Familien Landhäuser, und der Einfluss, der von ihnen aus auf die ländliche Bevölkerung sich erstreckte, war ein segensreicher. Auch das Steinthal, wo der unvergessliche Pfarrer Johann Friedrich Oberlin über ein halbes Jahrhundert wirkte, übte eine grosse Anziehungskraft auf die Strassburger aus. Oberlin hatte in seinem geräumigen Pfarrhause ein Pensionat, in welchem viele Töchter aus besseren Strassburger Familien einige Jahre zubrachten, um einen gründlichen Unterricht zu empfangen, eine christliche Erziehung zu geniessen und französisch zu lernen. Die Familien Ziegenhagen, Stöber, von Berckheim, von Türckheim und andere übergaben dem ehrwürdigen Geistlichen ihre Kinder zur Erziehung. Auch die Familie von Dietrich, die Herrschaft des Steinthals bei dem Ausbruch der Revolution, war mit Oberlin innig befreundet; ja während der Schreckenszeit fanden die Töchter des Barons Johann von Dietrich im Oberlinschen Pfarrhause eine Zeitlang eine sichere Zufluchtsstätte.

Die Badorte, welche die Strassburger Bürgerschaft vor der Revolution am meisten zu besuchen pflegte, waren die Renchthalbäder: Antogast, Petersthal und Griesbach; der Kniebis war für die Badegäste ein beliebter Ausflugspunkt. Auch in dem benachbarten Bad Rippoldsau suchten viele Strassburger Linderung für ihre Leiden und völlige Genesung. Baden-Baden zog gleichfalls von jeher die Strassburger Familien an.

Im Elsass selbst war das besuchteste Bad Niederbronn. Die Vogesen, die damals wilder und waldiger waren wie jetzt, zogen im Sommer viele Touristen an, trotzdem dass die gastwirtlichen Einrichtungen daselbst im vorigen Jahrhundert noch sehr primitiver Art waren. Wie beliebt solche Gebirgswanderungen waren, davon legen die begeisterten Schilderungen Zeugnis ab, welche z. B. Andreas Silbermann, Imlin, Pfeffinger, Moritz Engelhard und andere hinterlassen haben. Der menschenfreundliche und volkstümliche Arzt Dr. Johann Pfeffinger z. B. hat alle alten Burgen, deren Ruinen die Höhe des Wasgaus krönen, beschrieben, und seine handschriftlichen Aufsätze darüber befinden sich heute noch — unbenützt — auf der Strassburger Universitäts- und Landesbibliothek. Emanuel Friedrich Imlin hat dazu Ansichten gezeichnet, die heute besonders, nachdem von den Ruinen manches zerstört worden ist, ihren Wert haben. Auch diese Ansichten, die auf der gleichen Bibliothek sich befinden,

sind noch nicht veröffentlicht worden. Diese Männer waren die Vorgänger Schweighäusers und Golbérys sowie Rothmüllers, deren Werke heute so geschätzt und gesucht sind.

Wenn wir, am Schlusse unserer geschichtlichen Darstellung angelangt, einen Rückblick auf die Zustände und Verhältnisse des Elsass im Jahre 1789 werfen, so ergiebt sich für den aufmerksamen Beobachter jener Zeit folgendes Resultat. Das Elsass war vor einem Jahrhundert ein von der Vorsehung und Natur reich gesegneter Landstrich und eine der fruchtbarsten Provinzen der französischen Monarchie; auch ein im ganzen zufriedenes und glückliches Land, das nach langen und schweren Kämpfen die Wohlthaten und Segnungen des Friedens genoss. Die Revolution von 1789, die einen geschichtlichen Wendepunkt für das Elsass bildet und die man heutzutage auf alle Weise zu verherrlichen sucht, die Revolution, deren Errungenschaften von Vielen als ein Fortschritt der Menschheit bezeichnet werden, brachte — wenigstens dem Elsass — nicht die so hoch gepriesene Freiheit, denn vor 1789 genoss das Elsass überhaupt und die Stadt Strassburg insbesondere grössere Rechte und Privilegien als nachher. Auch war der allgemeine Wohlstand in Stadt und Land grösser vor als nach der Revolution, und der elsässische Adel, der vielen Grundbesitz besass, war ein Segen für das ganze Land. Dies zeigte sich deutlich in der Folgezeit, als die meisten unterelsässischen Adeligen, um Freiheit und Leben zu retten, über den Rhein emigrierten und dem neuentstandenen Grossherzogtum Baden und dessen erstem Oberhaupt, dem «grossen Markgrafen» Karl Friedrich, eine Summe von materiellen Gütern und geistigen Gaben und Kräften zuwandten, die für das Elsass einen unersetzlichen Verlust, für Baden dagegen einen nicht hoch genug anzuschlagenden Gewinn bedeutete. Auch auf anderen Gebieten zeigte sich im Elsass gegen früher ein entschiedener Rückgang, namentlich die höhere Bildung und der Wohlstand der Bürgerschaft in den Städten ging nach 1789, infolge der Schreckensherrschaft und der langen Revolutionskriege entschieden rückwärts. Auch der religiöse Sinn nahm in Stadt und Land durch die Ereignisse der Revolution bedeutend ab; darüber führten die Geistlichen beider Konfessionen bittere Klagen. Die Beantwortung der Frage, ob das Elsass durch die französische Revolution mehr gewonnen als eingebüsst hat, ist schwer zu geben. Zweierlei jedoch steht fest: die Bande, welche das Elsass bisher mit Deutschland verknüpft hatten, wurden durch die Revolution gewaltig gelockert, und die Väter, welche jene titanenhafte Zeit erlebt und deren Drangsale erduldet haben, urteilen

darüber in ihren Aufzeichnungen ganz anders als ihre Enkel, welche die Revolution nur im Glorienscheine der französischen Legende ansehen. Der historischen Wahrheit aber werden wir wohl am nächsten kommen, wenn wir sagen: Die Revolution von 1789 hat zwar hohe und ideale Ziele aufgestellt und verfolgt, jedoch unter Verkennung der Gesetze der normalen Entwicklung aller menschlichen Dinge, und an der Stelle alter, bewährter Einrichtungen nicht immer Besseres geschaffen.

III.

Landsknechte und Hofleute

in elsässischen Dramen des 16. Jahrhunderts.

Auszüge von **E. Martin.**

Das Volksdrama des 16. Jahrhunderts hat auch im Elsass eine reiche Blütezeit gehabt, wenn schon nicht ganz so reich wie in der Schweiz, mit welcher das Elsass auch in dieser Beziehung, bald gebend, bald empfangend, in Austausch stand. Während aber die Mitlebenden ein unersättliches Gefallen daran hatten immer wieder die bekannten, meist der Bibel entlehnten Stoffe recht ausführlich und mit möglichst zahlreicher Beteiligung der jungen Bürgerschaft, vor allem der Schüler, aufgeführt zu sehen, interessiert uns beim Lesen der durch den Druck aufbewahrten Stücke ganz besonders die naive Einkleidung der alten Geschichten in das Gewand der damaligen Gegenwart, eine Gewohnheit, welche das 16. Jahrhundert vom Mittelalter ererbt hatte, die aber zu unserer fast pedantischen Strenge in der Beobachtung des historischen Costüms den schärfsten Gegensatz bildet.

Von den zahlreichen Bildern aus dem Leben unserer Vorfahren, welche auf diesem Wege uns zugekommen sind, werden im Folgenden zwei zur Wiedergabe gebracht.

Das eine stellt das Landsknechtswesen dar, wie es sich, mit Wiederbelebung uralter Grundzüge, um 1500 neu gestaltet hatte. Frei ist der Wille dessen, der sich anwerben lässt, aber das einmal gegebene Wort, das genommene Handgeld bindet ihn unverbrüchlich für die Dauer des Feldzugs. Aus der Freiwilligkeit des Eintritts erklärt es sich, dass der Hauptmann, ja der Oberst sogar mit den Landsknechten so kameradschaft-

lich verkehrt. Zwar die Formen, in denen er sie anspricht, könnte man auch heutzutage wiederfinden, in dem «Guten Morgen, Leute!» «Guten Morgen, Herr Hauptmann», welches wenigstens vor kurzem noch üblich war. Aber völlig abgekommen ist, dass die Vorgesetzten der Reihe nach, vom Obersten bis zum Fähndrich, sich noch des besonderen Einverständnisses der Soldaten versichern, welches diese mit den treuherzigen Worten versichern: «Warum das nit, warum das nit?» So selbständigen Mitstreitern gegenüber, welche der Hauptmann als «Brüder» anredet, erklärt sich auch die Rücksicht, mit welcher die Soldatenweiber behandelt werden. Man muss sich an den ungeheuren Tross erinnern, der die Heere jener Zeit und bis in den 30jährigen Krieg hinein begleitet.

Die treue Wiedergabe der wirklichen Verhältnisse im Drama kommt uns noch auffallender vor, wenn wir bedenken, dass die Landsknechte und ihre «Mätzen» von der Schuljugend dargestellt wurden. Besser passte für diese die Komik anderer Scenen: bei der Belagerung Jerusalems warfen die Belagerten auf die Angreifer mit «äschenen Kugeln das schier keiner den andern vor Staub sehn kundt — welches alles sehr lecherlich und kurzweilig zu sehen war». Offenbar wurde mit den Kugeln aus Asche der Pulverdampf nachgeahmt, welcher allerdings bei der Belagerung von Jerusalem einen neuen Anachronismus bildete. Mit solchen komischen wechselten dann wieder überaus grausige Scenen ab: einem jüdischen «Rädleinführer» Simon wird das Herz aus dem Leibe geschnitten und um den Mund geschlagen; so übte man ja auch in Wirklichkeit Justiz.

Das Drama, welchem die ausgehobenen Scenen angehören, ist betitelt: «Comoedia Vom König der seinem Sohn Hochzeit machte, aus dem XXI und XXII Capitel Matthei gezogen» und schildert, wie die Einladung Gottes von den bussfertigen Heiden angenommen, von den Juden aber zurückgewiesen wird, worauf Gott die Ermordung seines Sohnes durch die Zerstörung Jerusalems rächen lässt. Es ist 1574 zu Ensisheim aufgeführt, 1575 zu Basel gedruckt worden. Der Dichter, Johannes Rasser, war Stadtpfarrer zu Ensisheim: eine Lebensskizze, soweit sie nach den lückenhaften Ueberlieferungen möglich war, ist in der Allg. Deutschen Biographie, Bd. 27, gegeben worden.

In dem unten folgenden Abdrucke aus diesem und dem anderen Stücke ist die Interpunktion verbessert, die Abkürzung ¯ in *n* oder *en* aufgelöst und einigemale hinter Druckfehlern die Berichtigung in eckigen Klammern eingeschaltet.

Dieses andere Stück trägt den Titel «TRAGOEDIA. Johannis des heiligen Vorläuffers vnd Täuffers JESV CHRISTI,

warhaffte Hystori . . . gespilt durch ein Ehrsame Burgerschafft zû Colmar, 25 u. 26. Maij, Anno 1573.» Gedr. Strassburg 1575. Die Widmung an den Rat zu Colmar ist unterzeichnet: Colmar, 12 Brachmonats 1575, Andreas Meygenbrunn, Lateinischer Schulmeister. Nach Gödeke, Grundriss II² 391 ist das Stück nur aus einem andern wiederholt (aus Nr. 68 S. 348 bei Gödeke, nicht wie S. 391 gedruckt steht, Nr. 84), welches, mit gleichlautendem Titel versehn, am 21. Julii 1549 zu Solothurn aufgeführt und zu Bern gedruckt 1549, von Johannes Al von Bremgarten, zu jener Zeit Probst in Solothurn, gedichtet worden war; schweizerische Idiotismen, wie neut für «nichts, nicht», bestätigen diesen Ursprung. Immerhin aber giebt sich doch in der Wiederholung jenes Dramas der Geschmack des Colmarer Publikums aus jener Zeit zu erkennen.

Wir wohnen dem Feste des Herodes bei, dessen Opfer Johannes der Täufer wurde. Es beginnt mit einem Trinkgelage. Ein vollkommen ausgebildeter Trinkcomment herrscht: einer fordert den anderen auf, dieser kommt einem dritten vor. Aber nicht nur die Edelknechte, auch die Hoffräulein sind trefflich darin geübt; selbst Salome, die Tochter der Herodias, trinkt ihrer «Seugamm» zu. Dann folgen Spiele: erst Fechterspiele, dann Tanz. Salome tanzt allein, ein Ritter gesellt sich zu ihr. Alles staunt über ihre Kunst, Herodes giebt das bekannte unüberlegte Versprechen, wegen dessen ihn sein Hofnarr kräftig beruft. Das Mädchen fragt ihre Mutter; diese preist ihr Glück, wie denn abergläubische Redensarten und Segnungen auch sonst wiederkehren.

Möge der Humor alter Zeiten auch bei unseren Lesern billige Würdigung finden.

---

1. Rasser Comoedia von der Hochzeit.

Der III. Actus.

Des Anderen Tags.

Der Römische Senat stund auff, vnnd bald kam ein Trommenschlager, schlegt vmb, schreiet vberlaut, vnd sprach.

Trommenschlager.

Also hört auff, jr liebe leut!
Welcher als bald wolt dienen heut
Der Keiserlichen Majestat,
Der mag noch vor dem abend spat

Dorthin bald in das Wirtzhauss kommen:
Da find er gelt, wie ich vernommen,
Vnd darzu auch gar guten b'scheit
Bey den Hauptleuten allbereit.

Auff solche weiss schlug er zum dritten mal vmb.

DemHauptman Centurio begegnen etliche Landtsknecht; zu denen spricht er.

Ir Brüder, wo wolt jr hinauss?

Kriegsleut.

Herr Hauptman, dort in das Wirtzhauss.

Hauptman Centurio

Wolan, so ziehet dapffer hin!
Ich glaub, ich wöll bald bey euch sin.

Allhie begegnen dem anderen Hauptman zwo Kriegs Mätzen; zu den spricht er.

Ir Mätzen, wo wolt jr hinauss?

Die Mätzen antworten beide.

Wir wöllen dort in das Wirtzhauss

Hauptman Primipilus.

Meint jr das es etwar zu nutzt
Das jr allbeid so wol gebutzt
Jetzund in den Krieg ziehen wollen?
Lugt das jr euch nicht müssen drollen
Zu hauss oder heimwerts zuruck,
Ehe das jr kommen vber d'bruck.

Die erst Mätz.

Wer will euch mann wüschen vnd wäschen,
Wann jr ligen wie d'vollen Fläschen
Vnd nicht wissen wo auss wo an,
Wie dann ein jeder voller mann
Am morgen ligt vnd klagt das Haupt,
Als ob er seiner sinn beraubt.
Da klagt er vnd schreit nach dem weib
Das sie wöll pflegen seinem leib
Vnd jm ein warmes brühlin bringen.

Hauptman Primipilus.

Darumb ist er g'wesst guter dingen
Vnd hat jedem thon guten b'scheit,
Dardurch man jm gross lob nach seit.

Die erst Mätz.

Es ist ein rhum der scheltens werdt,
Vnd wann schon all man auff der er[d]
Noch ernstlicher hierwider stritten.

Hauptman Primipilus.

Hey, jr lass[t] euch dannocht erbitten
Vnd thun allwegen gern das best,
Wann wir kommen als völle gest.

Die ander Mätz.

Wie kompts dann das jr vns veracht
Vnd vnser so gar wenig acht,
Wann jr im Krieg kranck vnd schwach werdt
Vnd da müsst ligen ob der erden [l erd],
Auch niemand haben der euch thut
Zimlichen Raht auss frischem mut.
Ich sags euch, wann jr vns nicht hetten,
Wie ich dann wol mit euch dörfft wetten,
So wurden jr zum offtermal
Ellend verderben vberal.

Hauptman Primipilus.

Ir habt mir geben meinen b'scheidt,
Das muss ich sagen bey meim eydt.
Darumb geht hin vnd ziehet forth!
Sih, es kommen mehr Landtsknecht dorth.
Ir Brüder, der schimpff will sich machen.

Die Landtsknecht.

Des mögen wir all wo[l] gelachen:
Dann zweytracht vnd vneinigkeit
Ist vns allweg die höchste freidt.
Herr Hauptman, wo gibt man gelt aus?

Hauptman Primipilus.

Kompt her mit mir dort ins Wirtzhauss:
Da findt jr gelt vnd guten b'scheit.

Die Landtsknecht.

Des habt jr danck in ewigkeit.

Allhie kam der dritte Hauptman auss dem Wirtz[haus]; dem stiessen auch etliche Landtsknecht auff.

Hauptman Chiliarchus.

Ir Brüder, fort vnd dapffer dran!
Der Betteldantz der hebt sich an.
Der schimpff will sich dermassen machen
Das manchem s'Hertz im leib wirdt krachen.

Die Landtsknecht.

Herr Hauptman, wir wend manchen schären
Das er nicht mehr wird heim begeren.

Hauptman Chiliarchus.

Secht, diser dort ist wol g'staffiert,
Weil er ein Mätzen mit jm fürt.

Die Landtsknecht.

Herr Hauptman, des hab danck mein leib;
Vnd wann sie schon nicht wer mein weib,
So wolt ich sie nicht von mir lassen.

Hauptman Chiliarchus.

Mätzlin, wo nauss so vnuerdrossen?

Die dritt Mätz.

Herr Hauptman, ich will in den krieg.
Ich förcht das mich mein mann betrieg
Vnd von mir lauff, so bald wir kommen
Auss disem landt, wie ich vernommen,
Vnd schier die sachen will verstohn.
Doch will ich allg'mach naher gohn
Vnd jm so lang nachfolgen eben
Biss das er sich heim will begeben.

Hauptman Chiliarchus.

Ich glaub, wie mich die sach versteht,
Das jr darumb jetz mit jm geht
Damit er nicht ein ander weib
Im nemme die für seinen leib
Vnd jm vil lieber wer dann jr.

Die dritt Mätz.

Ir habts erahten, glaubet mir.

Hauptman Chiliarchus.

Wolan, so ziehet fort auch jr!

Der V. Actus.

Des Anderen Tags.

Allhie Belegerten sie die Statt Jerusalem, vnd ehs [l. eh] das geschah warden die Kriegsknecht von den obersten Hauptleuten vnnd Beuelchsleuten vermanet das sie mannlich streitten solten.

Der Oberst Tribunus Militaris.

Guten abend, liebe Landtsknecht!

Die Kriegsleut.

Danck habt, danck habt! jr haben recht.

Tribunus Militaris.

Liebe Bruder, liebe Landtsknecht,
Ich bitt, jr wölt mich mercken recht
Vnd niemand im Krieg vnrecht thun:
Des will ich euch gebetten nhun.

Ir wollet keinem das sein rauben
Vnd euch fleissig vmbschauwen
Das jr euch benugen wolt lassen
An ewerem sold vnuerdrossen.
Verschonet auch der armen leut
Vnd darzu der Geistlichen heut,
Auch der Gottsheuser allenthalb,
Vnd Kindtbetterin mannigfalt,
Sampt vil anderen krancken leuten:
So wirt vns Gott zu allen Zeiten
Glück vnd Sieg wider den feind geben.
Habt jrs gefasst vnd gemercket eben?

Landtsknecht.

Gar wol, wir wölln darnach thun leben.

Hauptman Centurio.

Guten abend, liebe Landtsknecht.

Kriegsleut.

Danck habt, danck habt, jr haben recht.

Hauptman Centurio.

Ir Brüder, jr werd dem nachkommen
Wie jr jetzund haben vernommen.

Kriegsleut.

Warumb des nit, warumb des nit?

Hauptman Primipilus.

Guten abend, liebe Landtsknecht.

Landtsknecht.

Danck habt, danck habt, jr haben recht.

Hauptman Primipilus.

Ir Brüder wolt fleissig versehen
Euwer wacht vnd achtung drauff geben
Vnd allem dem was man euch sagt
Fleissig nachkommen vnuerzagt.

Hauptman Chiliarchus.

Ir Landtsknecht, so vil ewer hie,
Lugt das keiner verlassen thie
Die Fenlein, wann es ist von nöten;
Darbey jr euch ehe solt lan tödten.

Die Fenrich einer nach dem anderen sprechen

Liebe Brüder, liebe Landtsknecht!
Ich hoff jr habt verstanden recht,
Was man euch jetzund fürgehalten
Vnd werden thun wie auch die alten,

Leib, ehr vnd blut zum Fendlein setzen
Vnd dasselbig nicht lan verletzen,
Sondern bewaren allezeit
Mit ewrem leib morn wie auch heut.
Wann jr nun dasselb wöllen thon
So mögt jrs euch wol hören lohn.

Sie antworten all.

Warumb nit, warumb nit.

Trummen und pfeiffen giengen vnnd man belegert die Statt Jerusalem . . .

2. Meygenbrunn Tragoedia von Johannes.

Actus III. Scena II.

Volgends handlet und redt man ob der Edelleut Tisch.

Der erst Edelman.

Ist es den grossen Herren recht,
So thunds auch billich d'Edel Knecht.
Wolan, gut Gsell, ich bring dir ein,
Den obern vnd den vndern stein.

Der ander Edelmann.

Gott gsegne dirs, ich will jhn han,
Lieb ist der Wein, vil lieber mir der man.

Der drit zum andern Edelmann.

Wie bistu so ein voller troll!

Ander Edelmann zum driten.

Ich halts, vnd wer es ein Kübel voll.

Der ander Edelmann trinckt vnd spricht.

Dass dich alss vnglück fliehen müss.
Wie ist der Wein so hertzlich süss!
Er schleicht ein die Keelen nider glatt,
Biss einer nit mehr im Trinckgschirr hat.
Schenck [Sch. ein?] das mög treiben ein Rad,
Sich, so vil hab ich truncken grad.

Der drit Edelmann zum vierdten.

Ich send dir disen Becher zu,
Vnd lug vff mich wie ich jm thu.

Der vierd Edelmann.

Far dapffer her vnd trincke doch!
Jetzt trinckt der drit vnd spricht der vierdt.
Sich wol, der Wein der schmackt dir noch.
Ich meind, er wer dir gar erleid,

Der drit Edelmann.

O nein, ich thu noch dapffer bescheidt.
Wann ich dessen nit mehr mag jnnemmen,
So leut man mir mit Glocken zemmen.
Dann bin ich tod, oder gwiss sehr kranck.

Der vierd Edelmann.

Das ist recht, hab jmmer danck.

Weiter zum fünfften Edelmann.

Schwager, es gilt dir so vil Wein.

Der fünfft Edelmann.

Nun gsegne dirs Gott ins hertz hinein.

Jetz trinckt der vierd, redt der fünfft.

Ey wie thut mein schwager so gut schlück,
Wa gut wein, da ist eittell glück.

Der vierd.

Thut mir so lieblich jn hin gohn,
Dz ich nit können ablohn
Biss ich gsach den Boden blos.
Nun sehin, gib dem ein guten stos.
Vnd fass jhn vor wol in knoden,
Trincks gar auss biss an den boden.
So würstu seiner gütte jnnen.

Der fünfft.

Das thut mir wol im hertzen dinnen.
Yetz dürst mich nit halb mehr alss vor,
Ich was zerlechtzet wie ein Ror
Das lang ist an der Sonnen glegen.

Der Sechst.

Muss ich ohn trincken sein, botz degen!
Das mirs ewr keiner bringen will?
Nun schlag ich doch auch auss nit vil.
Wess muss ich armer boss doch entgelten?

Der Sibende zu Sechsten.

Damit das niemand könnest schelten,
Wanns dir in frendschafft gliebt alss mir,
Ein guttes trincklin bring ich dir.

Der Sechste.

Gsegne Gott im hertzen, ich habs gern,
Gar auss, gfalt mir wol, botz morgenstern.

Der Siben.

An wem ist nun der Trunck erwunden?

Der Sechst gegen dem achten.

Da han ich noch ein Gsellen funden
Der hat auch noch nie keins von vns ghan.

Der achtest.

Ich halts vnd bring dir disen dran.

Der Sechst.

Kans nit abschlag[n], mir liebt der Man.

Legt ein gedigne wurst seim gesellen für vnd spricht.

Nim hin, iss die gesaltzen wurst,
So kumbt dir widerumb der durst.

Der achtest.

Ich darff derhalb der Wurst gar nit,
Ich trinck sonst gnug wie vnser sit.
Wann ich schon gessen hab kein biss,
Kan ich drincken vff ein rübschnitz
Oder sonst ein grüene muscatnuss,
Die noch ist weyt zu Venedig duss.

Musica.

Ob der Königin Tisch.

Herodias.

Ich bring dirs, Tochter, allein vff das,
Wie ich gered hab, du weist wol was.
Das du so bald wöllest hurtig sein.

Salome.

Frauw Mutter, es ist mir ein lieber wein.
Mir ist, der schimpff wöll sich bald machen.
Der König fahet redlich an zu lachen,
Er würd schier ein guts schepfflin han,
So bald ichs sie, so wil ich dran.
Mein liebe Seügam, das gilt dir.

Seügam.

Von hertzen es geliebet mir,
Doch nit gar auss, es thet mir wehe.

Salome.

Ach, ich hab wol truncken mehe.
Kann nichts nachlassen, ja wol.

Seugamm zur edlen Jungfraw.

Wolan, So gilt dirs disen Becher voll.

Erst edle Jungfrauw.

Ach nein, es ist zu vil aber ein freundlichs.

Seugamm.

Wolan, nit anders mein ichs.

Erst edle Jungfrauw.

Wo soll ich nun mit disem hin.
Ich will zu disser Jungfrauw fin.
Sie ist so züchtig wie ein Braud.

Ander edel Jungfraw.

So will ich recht dran setzen dhaudt.
Hab all mein leben lang gehöret dass,
Beim Tisch sich keins halten bass,
Es thue dann auch wie ander leut.

Die drit edle Jungfraw.

Mit der weiss bringt mir niemand neut.
Bin ich der armen Nesen Töchterlin?

Ander edle Jungfraw.

Ir theten niemand bscheid, Jungfraw fin.

Die drit edle Jungfraw.

An dem probieren ligts allein.

Ander edle Jungfraw.

So gilt es euch recht drey paar stein.

Die drit edle Jungfraw.

O we, nit! er schlüg mir gleich in d'beyn,
Aber so vil ich mag, will ich halten.

Die ander edel Jungfraw

Wolan, glücks [l. glück] wils treuwlich walten.

Spricht weiter.

Wie ist das so guter Jungfraw Wein,
Lieber, schenck mir wider ein.

Die drit Jungfraw.

Ein Jungfraw solt fein züchtig sein,
D'Nasen nit so tieff stossen drein.

Die ander Jungfraw.

Nemmend hin disen guten alten,
Ihr trincken ohn das nit gern kalten,
Wie lasst jhr den so lang vor euch stahn.

Die drit Jungfraw.

Will trincken, so kanns vmb har gahn.

Herodes.

Ist niemand da den gelust zu singen,
Oder zu seitenspil, dantzen vnd springen?

Auch ander kurtzweil zu han, ihr Herzen [l. Herren],
Will ichs zulan vnd keins weren
Was euch zu gfallen dienen mag
Vff disen Hochzeitlichen tag,
Es sey mit fechten oder turnieren,
Vnd sunst in freuden jubilieren.
Wer solches vnder euch thet allen,
Der thet vns ein besonder gefallen.
Es soll euch [l. auch] nit vnbegabet bleiben,
Will jhms zu gutem lohn einschreiben.
Biss es belonet würt zum besten,
Zu ehren mir vnn meiner gästen.

Zwen fechter vom Adell stond vff.

Der Erst.

Gnediger herr, hettens ewer gnaden für gut,
So fechten wir auss freyem frischem mut
Ein gänglin zwey, drey, mit dem schwerd.

Herodes.

Eya, mein hertz nit liebers begert.
Frisch auff vnd nun dapffer dran!

Der ander Fächter.

Wend fechten wies ein yeder kan.
Zum ersten vmb ein griens krentzlin,
Daruff auch thun ein frisches dentzlin

Der erst Fächter.

Wol herr vnd dran?

Der ander Fächter.

Hie kumpt der Man.

Nach dem fechten redt einer.

Gnediger Fürst vnd lieben Herren,
Das gschicht ewren gnaden zu lob vnn ehren,
Wölts also von vns nemen ahn.

Cantzler.

Ihr gnad würts nit vnbelohnet lohn.

Herodias.

Mein liebe Tochter, es ist zeit,
(Wer weiss, glück auch zu vns schreyt)
Das du den handel fahest ahn,
Wie ich dich vnderwisen han.
Stand auff, lug, brauch guten vleiss,

Salome.

Ich hoff, mir werd für all der preiss.
All fleiss vnd renck wil ich nit sparen,
Ade, jetz mals ich von dir thu faren.
Glück sey allzeit vff vnser seiten.

Herodias.

Der vnfall wöll vns nit mehr bstreiten.
Ihr Edlen sollend mit jhr gahn,
Vnd sie in Gspilschafft nit verlan.

Man trometet mit allerley Seytenspiel.

Scena III.

Drei edle Jungfrawen tretten der Tochter nach, redt Herodias mit ihren selbs vnd spricht.

Herodias.

O glück, nun kumm, eil schnell vnd behend,
Dein hilff vnd Trost vns treülich send.
Dann solt vns fälen dise Schantz,
Wer vnser spil verloren gantz.
Drumb geb dem König recht sinn vnd denck,
Dass er Johannis Haupt vns schenck.

Salome zum König.

Durchleüchter König, Fürst vnd Herr,
Herzlieber Vatter, ich bitt dich sehr,
Mir ewrem Kind erlauben wöll,
Dass ich auch kurtzweil treiben söll,
Ja ewren Gnaden zu ehr vnd zu lob,
Weil andre auch hand than ein prob
Mit jhrem Schimpffspil manigfalt.

Herodes.

Wolan, mein liebs Kind, hab den gwald.
Zu kurtzweile nach deim lieben willen,
Deins hertzen Begird soltu erfüllen.

Salome zum Pfeiffer.

So pfeiff mir auff den Natha Dantz.

Pfeiffer.

Denselben kan ich gut vnd gantz.

Die Jungfraw dantzt allein.

Hoffmeister.

Wolauff, jhr jungen Edelleut,
Gelüstet keinen zu dantzen neut?

Jetzt steht ein junger Edelman vff zu dantzen, sampt andern vnd spricht vors Königs Tisch.

Grossmächtigr Köng, Gnädigster Herr,
Wan ewren Gnaden gfällig wer,
Thet ich gern ein hofflichs däntzlin,
Mit Salome der Jungfraw fin.

Herodes.

Wir lassen vns das wolgefallen.

Jung Edelman zur Salome.

Jungfraw Salome, mir geliebt für allen
Mit euch zu dantzen in zucht vnd ehren.

Salome.

Mir auch, will mich dess nit wehren.

Jetzt dantzen sie miteinander vnd nach dem tantzen spricht der König.

Herodes.

Das kan ein gwaltigs Däntzlein sein,
Du aller liebste Tochter mein.

Cantzler.

Ja freilich ist es artlich gesehen, [l. ze sehen?]
Das muss ich bey der warheit jehen,
Dessgleichen hab ich nit vil gesehen
Mit zierd, ich nemm nit was darfür,
Kompt, edle Jungfraw, trinckt mit mir!

Herodias.

Ich hoff, mein sach die werd sich glücken,
Mein Tochter wirt den König verstricken.
Ich sichs jhm an in weiss vnd bärden.

Seugamm.

Ich traw, es soll noch allss gut werden
Vnd gohn nach vnserem anschlag.

Salome bey des Königs Tisch.

Weil es heut ist ein grosser tag
Meim Herzen Vatter ausserwehlt,
Wanns anderm [andern] so wol als mir gefält,
So beger ich noch ein Däntzlin zhan.

Der siebend Edelman

Darzu ist lustig jederman,
Besonder vnser Gnediger Herr,
Dess soll heüt sein die höchste Ehr.

Zum Pfeiffer.

Pfeiff auff ein frischen Dantz dahar,
Wir stohnd sonst müssig jmmerdar.

Jetzt dantzt man zum drittenmal.

Herodes.

Wie gfalt euch das, ihr lieben Gest?
Mich dunckt mein Töchterlin thue das best.
Sie kan den Reyen zimmlich wol.

Fürst.

Billich sie des geniessen soll.
Wir können vns nit wundern gnug,
Das dise Edele Jungfraw klug
So lustig vnd höfflich dantzen kan,
Den Preiss behalt sie für jederman.
Ihr zucht, weiss, wandel, leib vnd gstalt,
Vns treffenlich wol für andern gfalt.
Ja ich darff das für gwüss sagen,
Dass ich bey allen meinen tagen
Kein schöner Weibsbild hab gesehen,
Ja solt man alle aussspehen,
All Königreich in diser Welt,
All Weibsbilder hoch erzelt,
Solts zusammen bringen dahär,
Glaub ich das keine gfunden wer
Die jhr an Schöne möcht gleichen,
Wann sie sich gleich schon ausstrichen.
Sie hatt die siben Schöne an ihr,
Die nit bald an eim weib finden wir.
Das ist gewisslich jetziger zeit,
Drumb würt jhr schone gelobet weit.
Sie ist doch gleich wie Milch vnd bludt,
Wanns einer recht ansehen thut.
Sie solt billich tragen ein Kron,
Zur Zier euwerem Königrich schon.
Solches were jhr ein schön gestalt.
Mit freud werd erwer [l. ewer] gnade alt!

Herodes.

Mein Tochter, wannen kumbstu mit dem?
Wa hastu es gelehrt? sag an, von wem?
Ich hab es vormals nie gesehen von Dir,
Von gantzem Hertzen gefalt es mir,
Dein dantzen, ja dein adelich brangen.

Salome.

Herr Vatter, ich hab es gelert vor langen.
Alss ich noch bey mein Vatter wass,
Dem ewren Bruder, lehrnt ich dass.
Wiewol ich das nit vast vil kan,
So wöllend doch für gut yetz han.

Herodes.

Bey geschwornem eid, ich sag dir das,
Kein ding hatt mir nie gfallen bass.
Seyd du mit deinem dantzen hest
Verehret meine lieben Gest:
So begär nun von mir was du wilt,
Das will ich dir geben ganz milt.

Herodias zur Seugam.

Nun wirt mein Hertz mit freůden gfůlt.
Ich hoff, den anschlag werd ich gwinnen.

Herodes.

Du darffst dich, Tochter, nit lang besinnen.
Frölich du etwas begeren solt.
Es sey gelt, Silber, oder Gold,
Schwer ich dir bey dem lebendigen Gott mein,
Das soliches soll dein eigen sein.
Dann was du wilt, will ich dich geweren,
Wann du schon würdest gross begeren,
Ja auch den halben theyl meines Reichs,
Ich gib dirs gern vnd gilt mir gleich,
So wahr alss mein Gott lebt ewiglich.

Salome.

Der grossen gnad vnd miltigkeyt
Danck ich hoch in demütigkeyt.
Beger mich zu bedencken nun ein weil,
Will wider kummen kurtzer eil.

Herodes.

Wolan, der bedanck sey dir erlaubt.

Narr zum König.

Ich mein, der Narr steckt dir im Haupt,
Oder bistu deiner Witzen beraupt?
Ich glaub, du seyest voller Most Wein,
Oder wiltu nimmer König sein
Dass du hinweg schenckst solche Ding?
Lieber, schetz dein Königreich nit so ring.
Gedenck vnd gib dermassen auss,
Dass du kein mngel [l. mangel] habst im Hauss.
Dann ich leb auch noch gern wol im sauss.

Salome zu ihrer Mutter Herodias.

Liebs Mütterlein, hastu auch gehört,
Wie mich der König hatt verehrt
Vnd verheissen vor den Gästen allen?

Herodias.

Ich habs gehört, vnd hatt mir gfallen.
Mein lebtag hört ich lieber nit.
Drumb, liebe Tochter, ich dich bitt,
Dass du mir fleissig losest zu.

Salome.

Wie rathst, liebe Mutter, dass ich thu?
Was soll ich doch nun begeren so sehr?
Was ich heisch, gibt er mir mehr.
Sags mit eim Wort vnd gib flux.end.

Herodias.

So gang zum König vnd sag behend,
Dass er Johannis Haupt schencke dir,
Keins andern beger: nun folge mir.
Vnd stand nit ab von diser Bitt.

Salome.

O nein, ich weich daruon kein tritt.
Ich hab wol gedacht vorhin,
Es wurde dir das liebste sein.
Darumb bleib ich lenger nit hie stohn.

Herodias.

Lass, beyt, eil nit so bald daruon.*
Nimm dise Platten, merck eben,
Heiss dir Johannis Haupt drein geben.
Bring mir dasselbig vber Tisch!

Salome.

Das will ich thun, bin wol so frisch,
Gfalt mir wol in meines hertzen grund.

Herodias redt mit ihr selbs weil Salome hingeht vnd spricht.

Wol der glückseligen stund,
Die mir vff disen tag zukumpt.
Sie würt mir helffen ab des bösen,
Mich von aller trawrigkeyt erlösen,
In die Johannes mich hat gsteckt,
So oft vnd dick damit erschreckt.
Das würt mir disen tag allss abnemmen.

IV.

Die zwei Schlösser Bilstein.

Von

Ed. Ensfelder.

In gleicher Entfernung von Rappoltsweiler und Reichenweier, aber in der Bannmeile des letzteren Städtchens, liegt, 350 Meter über der Meeresfläche, auf einem Bergrücken, der das Rappoltsweiler Thal beherrscht, die malerische Ruine Bilstein. Der Vogesenklub hat in dem Schutt, der sich angehäuft hatte, einen bequemen Weg angelegt, und eine Treppe führt hinauf zum Zwinger. Eine herrliche Aussicht lohnt hier den Touristen; Altweier mit dem Bluttberg (Brézouard) im Westen, im Norden die Berge des Weilerthales, im Osten die Ebene bis zum Schwarzwald, im Süden die Vogesenrücken bis zum Gebweiler Belchen.

Eine Burg gleichen Namens findet sich im Weilerthal, nahe beim Weinberg (Climont), in der Bannmeile von Urbeis. Ein drittes Bilstein liegt bei Langenbrücken (Basel-Land) am Fusse des Kallenbergs und bietet eine schöne Aussicht auf den südlichen Schwarzwald.

Dass dieser Name drei mittelalterlichen Burgen zukommt, widerlegt die Erklärung, die man für das Reichenweierer Bilstein gesucht hat; es soll dort ein wunderthätiges Bild der Maria gewesen sein, das später in die Kapelle unser l. Frauen zu Reichenweier verbracht wurde; davon käme der Name, der dann ursprünglich Bildstein hiesse. Sachgemässer scheint uns die Ableitung von Bühl=Hügel, die auch erklärt, warum unsere

Burgen denselben Namen tragen.[1] Wir haben es hier nur mit den beiden Elsässer Schlössern zu thun, die in der Luftlinie so nahe bei einander liegen (etwa drei Stunden) und die deshalb auch oft mit einander verwechselt werden.

Das Reichenweirer Bilstein.

Wann das Schloss erbaut wurde, ist unbekannt; neben einem Spitzbogen, der auf verhältnismässig jüngere Zeit verweist, sind noch ältere Teile im Rundbogenstil vorhanden. Die älteste uns bekannte Meldung ist von 1078; in diesem Jahre hatte Adelbert von Habsburg eine Fehde mit Moyenmoutier, einem Kloster bei St. Didel; er nahm den Vogt gefangen und brachte ihn in das Schloss «Bilsistein», wo er ihn festhielt, bis derselbe ein starkes Lösegeld entrichtete (Gravier, Hist. de St-Dié, p. 88). Als 1324 die Brüder Walter IV., Burkart II. von Horburg ihre Ländereien an Ulrich von Württemberg verkauften, kam auch das Schloss in württembergischen Besitz. Dieser Wechsel der Herrschaft hatte einen Krieg mit Bischof Berthold von Bucheck (von Strassburg) zur Folge, der Lehensrechte auf gewisse Teile der Ländereien geltend machte. Reichenweier wurde von den bischöflichen Söldnern genommen und geplündert. Herzog Ulrich II. von Württemberg flüchtete sich auf Bilstein. Sonst aber war das Schloss nicht von der herzoglichen Familie bewohnt; es wohnte dort ein Vogt, der die Burg zu hüten und die Waldungen zu bewachen hatte, und im Rotbuch von 1505 ist der Eid zu lesen, den dieser Beamte bei seinem Amtsantritt zu leisten hatte.

«Diss soll der burgvogt uff Bilstein unnd syn Knecht sweren. Zum ersten das sy alle Tag by schonem tag uff dem Sloss sollen syn; es solle ouch einer alle tag uff den walt gan den Walt zu behütten; sy sollen ouch nieman kein holtz geben noch herlouben (erlauben) oder selber nemen unnd kein Stecken machen. Er soll ouch alle nacht einer vor mitternacht, der ander darnach wachen. Es solle ouch keiner me (mehr) denn einen Tag zu der wuchen (für sich) nemen unnd solle das der Samstag einer sein; den sollen sy theylen nocheinander. Wenn inen ein vogtt oder schaffner ir tag verbüttet, sollen sy keinen tag me nemen; sy sollen ouch nieman uff der Burgk lassen, ein vogtt oder schaffner heisse es denn oder hab ein gut wortt-

---

[1] Im Wörterbuch der Brüder Grimm wird der auch sonst (u. a. als Peilstein) vorkommende Name mit *ze bîle stân* zusammengebracht, so dass es den Ort bezeichnet, wo das Wild zu Stande gebracht wird, sich den Hunden widersetzt.

zeichen; sy sollen ouch sweren unnsers gnedigen Herrn schaden zewarnen unnd zewendend unnd synen nutz zu fürdern, so sy best mügen. Die knecht sollen ouch swern dem burgvogtt gehorsam zu sind ir zyl uss (d. h. bis zu ihrem Ziele, zum Ende der Dienstzeit). Wystend sy ouch einen krieg oder gebrestenn unndereinander, wellerhande der wer (welcherlei der wäre), das sollent sy einem vogtt oder eim schaffner kunden unnd sagen, unnd was uff dem huss ist mit dorab (da herab) zethund, unnd das zu behütten so sy allerbest mogent.»

Nach dem für die Verbündeten unglücklichen Ausgang des schmalkaldischen Krieges sollten auch die Elsässer Besitzungen des Hauses Württemberg mit Beschlag belegt werden; damals, 1547, wurde Schloss Bilstein erfolglos von lothringischen Exekutionstruppen belagert.

Als Graf Friedrich von Württemberg sich 1580 mit einer Prinzessin von Anhalt vermählte, bestimmte er Reichenweier und Schloss Bilstein zu ihrem Wittum unter der Bedingung, dass sie keine Aenderung in der lutherischen Confession der Bewohner vornehme.

Unsere nächste Nachricht stammt aus dem dreissigjährigen Kriege; im Frühjahr 1635 wurde Reichenweier von einem Lothringer Streifcorps unter Oberst Vernier sechs Wochen lang belagert und dann mit Accord genommen. In einem alten, jetzt auf der Stadtbibliothek von Colmar befindlichen Berichte heisst es: «Der Superintendent Volmar, der 300 Thaler zahlen sollte, hat sich bei der Nacht an einem Trottseil die Mauer hinabgelassen; doch ist er unter die Soldaten geraten, welche ihn spoliirt, geschlagen und übel traktiert haben, aber von ihnen nicht gefangen, hat er sich elend und mit grossem Kummer in das Schloss Bildstein retiriert.» Auch der Diakonus Matthäus Piscator scheint sich dorthin geflüchtet zu haben; nach dem Sterberegister der Pfarrei starb er dort den 7. Dezember 1635 an der Pest. Der Vogt aber, Claus Flach, war von Bilstein nach Markirch geflohen; als er nach kurzer Zeit wieder auf das Schloss zurück sich begeben wollte, verschwand er spurlos unterwegs. Das nächste Jahr, 1636, sollte der alten Feste den Untergang bringen. Der schwedische General Horn hatte das Heer des kaiserlichen Generals Feria geschlagen, und eine Abteilung des geschlagenen Heeres zog sich durch das Rappoltsweiler Thal zurück; dort wurden sie der Burg hoch auf dem Berge gewahr. Graf Schlick, der Befehlshaber, nahm sie durch Handstreich, plünderte und zerstörte sie. Seitdem blieb sie eine Ruine, ein beliebtes Ausflugsziel für die Kurgäste von Altweier wie für die Bewohner von Rappoltsweiler und Reichenweier.

Das lothringische Bilstein.

Dies Schloss gehörte ursprünglich den Grafen von Dagsburg; allein im Anfange des 13. Jahrhunderts heiratete Diebolt, Herzog von Lothringen (1213—1220), Sohn des Herzogs Friedrich, die Gräfin Gertrude von Dagsburg, und das Schloss wurde ihr als Heiratsgut mit in die Ehe gegeben. Gleich in dieser Zeit diente es als Gefängnis für die Maitresse Mahers (Matthias), des unwürdigen Propstes der Abtei zu St. Didel. Irrtümlich wird hier von vielen das Reichenweierer Bilstein an die Stelle des lothringischen gesetzt. Hier die Veranlassung dieser Gefangenschaft, wie sie Gravier (Hist. de St-Dié, 1836, p. 112 sq.) erzählt. Maher war der Sohn des Herzogs Matthias I. von Lothringen und trat schon als Kind in das Kapitel der Abtei St. Didel ein; 1178 erhielt er eine Präbende, und 1188 wurde er zum Propst (Grand-Prévôt) erhoben; im Jahre 1197 wurde er Bischof von Toul. Infolge seines ärgerlichen Lebens entsetzte ihn das Kapitel von Toul seiner Würde, und er zog sich nun in die Abtei zurück, deren Propst er war. Er liess zwischen den beiden Kirchen ein Haus erbauen und rief dorthin seine natürliche Tochter, die er mit einer Nonne von Epinal gezeugt, und mit welcher er blutschänderischen Umgang pflegte. Sein Neffe Herzog Ferry (Friedrich) liess das Haus abbrechen und verjagte die Dirne. Maher zog sich auf sein Schloss Clermont zurück, wo er mit etlichen gleichgesinnten Kapitularen als Raubritter lebte, während seine Beischläferin auf Bilstein verwahrt wurde. Herzog Ferry belagerte und zerstörte Schloss Clermont; Maher entging ihm und setzte sein räuberisches Wesen fort. Als Renaud, Mahers Nachfolger im Bistume zu Toul, in die Umgegend von St. Didel kam (1215), legte ihm Maher einen Hinterhalt; Renaud wurde getödtet, und Maher warf mit eigener Hand den Leichnam in einen Sumpf. Diebolt, Ferrys Sohn und Nachfolger, rächte den Bischof von Toul, indem er seinen Grossonkel in einem Gefecht mit seinem Spiess niederstach.

Weiterhin erscheint des Schlosses Name nach der Schlacht von Nanzig (1477), in welcher die verbündeten Schweizer, Elsässer und Lothringer Herzog Karl den Kühnen von Burgund überwanden. Ritter Marx nahm in dem Handgemenge den Grafen von Nassau, [1] den Schwager des Markgrafen von Baden,

---

[1] In der Strassburger Archivchronik (Code hist. et dipl. de la ville de Strasb. T. I p. 203) wird Herr von Brettau genannt: «Der Herr von Brettau, hatt Margraff Carles von Baden schwester, der

gefangen, führte ihn in das Schloss Bilstein, wo er fünfzehn Wochen im Verliess gehalten wurde, bis er mit 50,000 Gulden sich löste. Ritter Marx aber nahm ein trauriges Ende; er kam in Streit mit Wilsperger, dem bischöflichen Vogt zu Zabern, der ihm beide Hände abhauen liess, aus Hohn auf das Wappen des Marx, das zwei abgehauene Hände zeigt. Der sterbende Ritter forderte den Vogt vor Gottes Gericht, und dieser fiel auf der Stelle tot nieder.

Weitere Nachrichten über die Burg im Weilerthal sind uns nicht bekannt, selbst nicht die Zeit und Veranlassung ihrer Zerstörung.

---

ward geholt mit gewalt zu Bilstein und lag mehr dan 15 Wuchen in dem Thurm und ward geschetzt mehr dan 50.000 gulden, ohn die Atzung.»

V.

‚Das Vaterunser

so im Elsass anno 1610 ist gebetet worden von den Bauern.‘

Mitgeteilt von

Alcuin Hollaender.

Als im Jahre 1609 Johann Wilhelm, der letzte Herzog von Jülich, Kleve und Berg starb, erhoben der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg Ansprüche auf die Erbschaft. Während aber die beiden Fürsten sich dahin einigten, bis zur Entscheidung der Rechtsfrage die Lande gemeinsam zu verwalten, beauftragte Kaiser Rudolf seinen Vetter Leopold, den Administrator des Bistums Strassburg, dieselben in Sequester zu nehmen. Als letzterer sich durch Verrat in den Besitz von Jülich gesetzt hatte, rüsteten sich Liga und Union zum Kampfe. Das im Elsass Frühjahr 1610 für Leopold angeworbene Kriegsvolk fiel, wie Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsasses 4, 232 erzählt, den Landleuten, bei denen es einquartiert war, durch vielfachen Mutwillen und grosse Begehrlichkeit äusserst lästig. Da die Bischöflichen es auf das dem Herzoge von Württemberg verpfändete Amt Oberkirch und die obere Markgrafschaft Baden abgesehen haben sollten, sandten die beiden hierbei interessierten Fürsten ebenfalls Truppen ins Elsass. Es kam hier zu einer Reihe von Scharmützeln, und das Land hatte unter den

Verwüstungen und Plünderungen der Soldaten arg zu leiden. In jener Zeit entstand das folgende im Strassburger Stadtarchiv aufbewahrte « Vaterunser » :

«Der beeden Fürsten Volk in das Elsass ist komen,	
Was die Leopoltschen verlassen, das haben sie genommen	
Und Gebeeten, wie zu sehen an diesem Vaterunser	
Haben doch nit viel darmit ussgericht etwas besonder. —	
Wenn der Soldat zum Bauern ist gangen hein	
So hat er ihn mit unfreundlichen Worten gegrüsset fein:	Vater
Danket im darneben zu diser frist:	
Bauer was du hast, alles ist	Unser
Hirgegen danket im der Bauer:	
Der Teufel führ dich hin, du Laur[1]	Der du bist
Seye gewiss, dass der dich noch strafen wird	
Der Herr, der oben auf regiert	im Himmel
Ich glaub nit, das man einen find	
Der uss disem verfluchten Gesind	geheiligt werde
Ach Gott, kein Volk lebt uf Erd	
Von welchem mehr gelästert werd	dein Name
Ihr nechstes Wort ist jedesmol	
Was der Bauer hat, dasselbige soll	zukomme uns
Ach, lieber Herr, wenn sie nur künden,	
Zu blündern sie sich understünden	dein Reich
So du sie alle werdest erschlagen	
So, so würd der Bauer dan sagen:	dein Wille geschehe
Wann wir quitt würden dieser Pein	
So würd den armen Bauern sein	wie im Himmel
Ich weiss nit, wo das Gesind hiengehört	
Im Himmel zu sein, sind sies nit werd	also auch uf Erden
Sie nemen uns Gut und Hab	
Und schneiden uns vor dem Maul ab	unser täglich Brot
Dass wir alle in dieser Nacht	
Erschlagen möchten mit unserer Macht	gieb uns heut
Wir haben des gleichwohl Verschulden	
Doch nimb uns wider auf zu Hulden	und vergieb uns
Dan diser Leut wir nit thun lachen	
Sintemahl sie nur thun grösser machen	unser Schulden
Auch thun sie grossen Mutwill treiben	
Und wöllen ligen bey unseren Weibern	als auch wir
Was nur sehen die Augen ihr	
Müssen wir alles umbsonst schier	vergeben
Niemand bleibt nichts. darumb wir	
Müssen bezahlen die Schulden ihr	unsern Schuldigern

[1] Der Lauer: schlauer, hinterlistiger Mensch.

Keiner kann brauchen die Rosse sein
Ohn Unterlass heisst es: Bauer spann ein — und führe uns
Im Haus ist allen Tag gut prassen
Gar oft uns selber in die Stuben lassen — nicht in
Welches uns schmerzlich ins Herz thut dringen
Und manchen Bauern oft thut bringen — Versuchung
Auch alle die solch böss Thun treiben
Die lass Herr Gott bey uns nit bleiben — sondern erlöse
Die fromen Bauern verfahe gesund
Und behüt sie zu aller Stund — vor allem Uebel.
Amen.

(Aehnliche Gebetparodien begegnen im dreissigjährigen Krieg: s. Wackernagels Litteraturgeschichte § 118, 1; und noch näher anklingend ein Bauernvaterunser aus Mecklenburg, auf die Kämpfe gegen Napoleon bezüglich, welches in Prutz, Deutsches Museum, 1855, 2, 769 angeführt wird:

Der Franzos der tritt ins Haus hinein
Und spricht zum Hauswirt in falschem Schein: — Vater,
Alles, was nun vormals war dein,
Das soll und muss nunmehr sein — Unser.

Dazu wird verwiesen auf Schwäbische Volkslieder von Ernst Meier. E. M.)

VI.

Gedichte

von

Adolf Stöber.

I. Marie Antoinette in Strassburg.[1]

Mai 1770.

1. Empfang auf der Rheininsel.

Was strömt bei hellem Festgeläut
Das Volk aus Strassburgs Mauern heut
Hinaus ans Rheingestade?
Es kommt aus fernem Oesterreich
Ein Gast an Jugendschöne reich,
Voll königlicher Gnade.

Es ist Theresias[2] Tochter traut,
Des Frankendauphin[3] holde Braut,
Maria Antoinette.
Sie zu empfangen, sind gesandt
Pariser, hoch im Adelstand,
Mit Stern und Ordenskette.

---

[1] Das 100jährige Jubiläum der französischen Revolution legt eben jetzt auch die Erinnerung an die unglückliche Königin nahe, deren Brautfahrt hier auf Grund zweier Berichte von Augenzeugen geschildert wird, nämlich von Goethe (Wahrheit und Dichtung, Th. 2, Buch 9) und von Friedrich V., Landgrafen von Hessen-Homburg. — Ihr Brustbild, «von hoher Schönheit», nach kunstrichterlichem Urteil, findet sich eben jetzt, unter andern Bildern aus der französischen Revolutionsgeschichte, im grossen Louvre-Saal ausgestellt.

[2] Kaiserin Maria Theresia.

[3] Nachmals (seit 1774) König Ludwig XVI.

Bis Strassburg gab noch Oesterreich
Der Kaiserstochter, abschiedsweich,
Ein liebevoll Geleite.
Zusammentrifft nun hier am Rhein
Paris' und Wiens Gesandtschaft ein,
Der hohen Braut zur Seite.

Aus grünem Inselwäldchen schaut
Ein stattlich Lustschloss, neuerbaut,
Die Fürstin zu empfangen.
Ihr weht entgegen vom Balkon
Die weisse Fahne, dran die Kron'
Und goldne Lilien prangen.

Musik und Hochruf schallt voran,
Es steigt die Ehrentrepp' hinan
Die Braut mit ihren Damen.
Ihr steht bereit ein festlich Mahl
Im reichen Thron- und Speisesaal,
Den Bilder bunt umrahmen.

Paris hat Gobelins gesandt,
Die zieren rings der Halle Wand,
Die prächtigen Tapeten.
Manch heilig Bild ist lichtumstrahlt,
Wie Raphael es vorgemalt,[1]
Vors Auge hier getreten.

Doch sieh — welch grauenhaftes Bild
Hängt überm Thronsitz, schaurigwild!
Kreusas Hochzeitswehen,
Medeas Kindermord, der Fluch,
Der folgt auf Jasons Treuebruch —
Die traurigste der Ehen!

Wer traf doch solchen Bildes Wahl,
Der armen Braut zu banger Qual,
Gar böse Ahnung weckend?
Wie schlich sich, trotz dem Festlichtschein,
Doch dies Gespensterbild herein,
Mit blut'ger Zukunft schreckend?

Betroffen seufzt die Fürstin auf:
«Was steht mir für ein Leidenslauf
Bevor in diesem Reiche?»
Trostsuchend blickt sie schweigend hin
Auf ihre Schwesternschaar aus Wien,
Dass ihre Furcht doch weiche.

---

[1] Ein Teil jener gewirkten Teppiche stellte biblische Bilder nach Raphaels Cartons dar.

Mit Huldigung kommt ihr zuvor
Paris in seinem Adelsflor,
Bringt Gaben, Sträusse, Kränze.
Da heitert sich ihr Angesicht,
Dass wieder hell ihr Augenlicht,
Ihr Hoffnungsstern erglänze.

2. Einzug in die Stadt.

Die Nacht verging, der Morgen graut,
Nach kurzem Schlaf erhebt die Braut
In vollem Schmuck sich wieder.
Und mit ihr feiert die Natur,
Des Maies blütenreiche Flur,
Der Nachtigallen Lieder.

Von grüner Inseltrift am Rhein
Ergeht die Brautfahrt nun landein
Mit festlichem Gepränge.
In Strassburg hält sie Einzug heut —
Hört ihr vom Münster das Geläut
Und aller Glocken Klänge?

Hört ihr vom Citadellenwall
Den donnernden Kanonenschall
Aus hundert ehrnen Schlünden?
Der künftigen Königin geweiht,
Soll er dem Volke meilenweit
Ihr Kommen froh verkünden.

Sie naht der Stadt, dem Mezgerthor . . .
Doch nein! der Magistrat erkor
Ihm einen neuen Namen:
«Dauphinethor» so heisst's fortan,
Als Ehrenpforte aufgethan
Der höchsten unsrer Damen.

Am Thor, in vollem Amtsornat,
Begrüsset sie der Magistrat
Mit warmen Huldigungen.
Im offnen Wagen, reich bespannt,
Fährt sie einher, vom Volk erkannt,
Dess Hochruf weit erklungen.

In allen Strassen — welche Meng',
In allen Häusern — welch Gedräng,
Ihr Angesicht zu schauen!
Aus allen Fenstern bis zum Dach —
Wie freundlich winken tausendfach
Mit weissem Tuch die Frauen!

Die Tochter Deutschlands, gestern bang,
Ist heut beruhigt beim Empfang,
Den Strassburg ihr bereitet,
Wo auch die Hochschul deutsch noch lehrt,
Wo Goethe lernend eingekehrt,
Von Herders Hand geleitet.

So atmet Josephs[1] Schwester auch
Noch hier des deutschen Geistes Hauch,
Noch nicht in fremder Sphäre.
Drum fasst sie wieder frischen Mut,
Und bald besiegt ihr junges Blut
Des Heimwehs bittre Zähre.

In langsam feierlicher Art
Erging zwei Stunden lang die Fahrt
Bei stetem Glockenschallen.
Nun winkt das Ziel: dem hohen Gast
Erschliesst des Bischofs Prunkpalast
Die schönsten seiner Hallen.

Am Eingang, am bekränzten Thor
Stellt sich ein Musikantenchor
Und spielt die reinsten Klänge.
Und zwischen zwei Soldatenreihn
Rückt in den weiten Schlosshof ein
Des Festzugs bunte Menge.

Voran ziehn mit gezücktem Schwert
Die Leibgardisten hoch zu Pferd,
Dann vieler Wagen Kette;
Hofherrn und Damen reich geschmückt,
Zuletzt, die alle Welt entzückt —
Maria Antoinette.

«Hoch lebe, hoch des Dauphins Braut!»
So schallt aus tausend Kehlen laut
Ein Jubel, der nicht endet,
Bis auch das letzte Reiterkorps,
Die Schweizergarde, hinterm Thor
Abschliessend sich gewendet.

3. Festlichkeiten.

Der Braut und ihrem Hofgeleit
Zu würzen auch die Abendzeit,
Will Strassburg gern ihr dienen.
Kaum trat sie vor auf dem Balkon,
So ist zu einem Schauspiel schon
Die Küferzunft erschienen.

---

[1] Kaiser Joseph II.

Sie fuhren auf zur Schlossterrass'
In Wagen mit bekränztem Fass,
Mit Schlegeln und mit Reifen.
Altdeutsch ist ihre zünft'ge Tracht,
Ein weiss Gewand, umsäumt mit Pracht,
Mit blau'n und roten Schleifen.

Nun sieh: auf einen Reif gestellt
Wird flink ein Glas, das doch nicht fällt,
Obwohl den Reif sie schwingen.
Wie kunstvoll ist der Küfertanz!
Wie mag doch, frägt man staunend ganz,
Solch Zauberstück gelingen?

Und Beifall spendet vom Balkon
Die hohe Braut mit holdem Ton
Den wackern Zunftgenossen.
Und horch, das Illgestad entlang
Hat Beifallsbrausen sich noch lang
Von Mund zu Mund ergossen.

Nach so gelungnem Meisterstück
Zieht froh die Küferschar zurück,
Wie im Triumpheswagen.
Der Dauphine aber harrt sofort
Ein andres Abendschauspiel dort,
Wo Komus' Hallen ragen.

Dort in dem hochgewölbten Saal,
Wo hundertfacher Leuchterstrahl
Die Nächte macht zu Tagen,
Empfängt die Loge, schmuck und weit,
Die Fürstin und ihr Hofgeleit,
Lässt ihr den Thronsitz ragen.

Zu ihrer linken Hand sich reihn
Die deutschen Herrn und Damen fein,
Wohin sie gern sich neiget;
Indess zur Rechten sich geschart
Die von Paris, so fremder Art,
Dass scheu Maria schweiget.

Das Lustspiel auch, das Possenspiel
In Frankreichs Sprach und leichtem Stil
Mag nicht der Braut behagen;
Bald schaut sie traurig vor sich hin,
Bald zwingt sie sich, zu wachem Sinn
Die Augen aufzuschlagen.

Ihr Blick erst dann sich wieder hellt,
Da aus das Spiel, der Vorhang fällt,
Der Müden winkt nun Friede.

Doch schaut sie gern im Lämpchenglanz
Beim Heimgang noch erleuchtet ganz
Die Münsterpyramide.

Da strahlt ihr ja die Herrlichkeit
Der alten deutschen Reichsstadtzeit
Anheimelnd noch entgegen.
Das Fest zu krönen, sprüht empor
Ein Feuerwerk zum Sternenchor
Und sinkt als Sternenregen.

So schliesst die Braut in Frankreichs Schoss
Den zweiten Tag; ach, welch ein Los
Wird ihr die Zukunft bringen?
Wohl Freude, doch gemischt mit Leid,
Ein Thränlein fliesst aufs Brautgeschmeid —
Herr, hilf! lass wohl gelingen!

4. Abfahrt nach Paris.

Die Abschiedsstunde kommt heran,
Der bräutlich holden Fürstin nahn
Alsatiens Ritterkreise.
Sie wünschen dem erlauchten Gast
Im fürstbischöflichen Palast
Von Herzen beste Reise.

Herrn Franz, den tapfern General,
Den Herrn von Wangen, traf die Wahl,
Das Abschiedswort zu führen.
Mit kurzem Spruch, doch voll Gefühl,
Weiss er, der stand im Schlachtgewühl,
Die Braut zum Dank zu rühren.

Sie folgen ihr zum frommen Gang,
Zum nahen Dom, dess Glockenklang
Zum Hochamt eben ladet.
Nicht anders mag die Königin
Zur schweren Reise ziehen hin,
Als neu von Gott begnadet.

Da weht sie an ein frommer Geist,
Der sich im Steingebild erweist,
Beseelt von Erwins Sinne.
Von ihm ist hier, in Stein gehaun,
Ein biblisch Bilderbuch zu schaun,
Erhaben bis zur Zinne.

Drei Reiterbilder [1] am Portal!
Wer ist der Dritte in der Zahl

---

[1] Chlodwig I., Dagobert II. und Rudolf v. Habsburg; als vierter kam Ludwig XIV. erst 1828 hinzu.

Mit Krone, Schwert und Schilde?
Dein Rudolf ist's, Dein tapfrer Ahn,
O Habsburgs Tochter, schau hinan
Zu seinem Heldenbilde!

Von seinem Geist umweht, tritt ein
Zum Dom, bei buntem Dämmerschein,
Tritt in die heil'gen Hallen,
Wo Dir zu würdigem Empfang,
Im Hermelinkleid, mit Gesang,
Domherrn entgegenwallen.

Das Hochamt feiert am Altar
Der Fürstbischof im Festtalar,
Von Rohans edlem Hause.[1]
Und horch! Musik — wie schön klingt sie,
Bald donnernd, wie am Sinaï,
Bald liebliches Gesause! —

Nun aber mahnt der Stundenschlag
Die Fürstin an den Abschiedstag;
Mit Wehmut sieht sie scheiden
Die Wiener in die Heimat fern;
Nun sind's allein Pariser Herrn,
Die sie ans Ziel geleiten.

Und wieder dröhnt vom Festungswall
Der donnernden Kanonen Schall,
Und alle Glocken läuten.
Bis an des Stadtbanns Grenze weit
Giebt ihr der Oberst das Geleit
Mit seinen Edelleuten.[2]

Nun lebe wohl, du Münsterstadt,
Die noch ihr deutsch Gepräge hat,
Du Land an den Vogesen!
Nun geht es erst der Fremde zu;
O Braut, Dir bangte, könntest Du
Im Buch der Zukunft lesen!

5. Schreckenskunde aus Paris.

Ganz Strassburg harrt auf Post und Brief,
Wie in der Hauptstadt sich verlief
Das Fest der Dauphinsehe.
Wohl war voll Jubels der Empfang,
Doch schlug er um so schaurig bang —
O Hiobspost voll Wehe!

---

[1] Cardinal Prinz Ludwig von Rohan.
[2] Der Stadtoberst mit der Nobelgarde.

Mit tausendfachem Freudenlaut
Begrüsst Paris die hohe Braut,
Der Dauphin selbst vor allen.
Ihr fürstlich edles Angesicht,
Ihr treues blaues Augenlicht
Weckt innigst Wohlgefallen.

Kanonendonner grüsst vom Wall,
Von allen Türmen Glockenschall,
Und Feuerwerke sprühen.
Das Abenddunkel weicht dem Schein
Der Lämpchen, die in bunten Reihn
Vor allen Fenstern glühen.

Da wälzt sich durch die Riesenstadt,
Die Pracht zu schaun, was Füsse hat,
Ein zahllos Volksgemenge.
Und horch, o welche Schreckenskund'
Verbreitet sich von Mund zu Mund,
Vergällt das Lustgepränge?

In enger Strasse eingeklemmt,
Wo Baugerüst den Durchgang hemmt —
O Wehgeschrei ohn' Ende!
Zerdrückt, zertreten in den Staub
Fällt Jung und Alt dem Tod zum Raub —
O grause Schicksalswende!

Verhängnisvoller Hochzeitstag,
Dess Jubel sich mit e i n e m Schlag
Verkehrt in Todesklagen!
Noch Schlimmres harrt Dein, arme Braut!
Gottlob, dass Dir's noch nicht vertraut
In Deinen Flittertagen.

Dir werden zwei Jahrzehnte kaum
Im Glück verfliessen wie ein Traum,
Dann wird das Blatt sich wenden,
Da sich das Frankenvolk empört,
Dir und dem König Rache schwört,
Und blutig wird es enden.

Ihr schmachtet lang in Kerkerhaft,
Bis euern Kopf das Fallbeil rafft,
Dem Pöbel wirft zu Füssen.
So wird die Weissagung zur That:
Dein Ludwig muss die Missethat
Der Väter mit Dir büssen.

Gedenk' an das Tapetenbild,
Das Dich als Braut im Rheingefild
Erschreckt als böser Schatte:
Kreusa — die bist leider Du!
Medea-Gallia treibt's dazu,
Wie Jason stirbt dein Gatte!

Ach, so macht hier ein grauser Fluch
Zum Spott den alten heitern Spruch
Von Oestreichs Heiratsglücke! [1]
Ach, in dem Land der Bluthochzeit
Dräut unter Rosen dem, der freit,
Nicht selten Schlangentücke!

II. Wie es um Neujahr schneit, auch wenn's nicht schneit.

(Strassburger Mundart.)

Wie sunderbar isch doch der Winter diss Johr!
Nurr einmol e bissel het's gschneit;
Unn doch sinn mer schun üwwer d'Wihnachte vor
Unn 's Johr het sich widder erneut.

E Christkindelsmärkt ohne Schimmer von Schnee,
's Neujohr ohne schneewisses Kleid —
Ach! sifze do d'Kinder unn klaauen: o weh!
Au grosse Lit, Eltren isch's leid.

Do fallt jo ins Wasser der Schneeballe-Jux,
Wo d'Buewewelt sich bumbardiert.
Do hört mer kein Schlachtgschrei, kein Hurrahgejuchz,
Wie sunst, wenn der Find retiriert.

Kein Spassvöjel bringt jetz e Schneemann ze Stand,
E Zwergbild mit riesiger Nas,
Der droht mit dem Hewel in sinere Hand,
Mit funkligen Aue von Glas.

Ach, niemand lauft Schlittschueh, wil gfrore kein See,
Kein Baum isch mit Silwerduft bhängt.
Kein Schlitte kommt gfahre durchs Feld ohne Schnee,
Kein Pferd kommt mit Schelleklang gsprengt.

O trüriger Winter, wenn wit unn breit
Nurr Newel uff Berri unn Thal!
O trüris Neujohr, wenn es gar nit schneit
Unn 's Land isch so öd unn so kahl! —

---

[1] Tu felix Austria, nube.

Was saauen er? bsinne euch besser, ihr Lit!
Isch wirkli 's Neujohr ohne Schnee?
Ei, sehn er's nit schneie? es schneit jo schon hit,
Unn morjen unn später kommt meh.

Es schneit jo ins Hüs, bis in d' Stuwwen erin —
E Schneefall, der d'Flocke nit spart;
Mer möcht ne verwünschen ins Pfefferland hin,
Er isch nit von lustiger Art.

Ha, merken er's? Konto schneit's üwwergenue,
Vom Schlosser, vom Schriener, vom Schmied;
Buechhändler, Tuechhändler unn Schnieder derzue,
Beck, Metzjer, Wirth, — alles hilft mit.

Na, Handwerk unn Handel will au sine Lohn,
Se genn mer, was billi unn recht.
Doch heischt noch en anderi Profession
Neujohrsgeld — e bettelhaft Gschlecht.

Jo, d' Zit isch jetzt do, wo's au Bettelbrief schneit,
Drinn steht von der bitterste Noth.
«Mit siwwe lewendige Kinderle schreit
E Wittfrau nooch täglichem Brot.»

Isch's Wohret, se denk an der Bruederlieb Gsetz,
De Wittwen unn Waise reich d' Hand;
Oft awwer sinn d'Bettelbrief Luejegeschwätz,
Drum uffgepasst, gieb mit Verstand!

Schnapsbrüeder gehn um hit, der Alt unn sin Bue,
Zuem Trunk nurr bettelt diss Korps.
Sie renne hit ihrem Verderwe zue,
So blind wie im vorige Johr.

Gott besser's! zuem Heil fürr Jung unn Alt
Lenk Er unsre künftige Lauf.
Unn trüebt sich der Himmel, so nemme mer halt
Au Schneegstöwer mit in de Kauf.

Jungs Völkel! dir wünsch i zum Wintergenuss
En Isbahn unn wuchelang Schnee.
Do fahren er üewwer de gfrorene Fluss
Unn singen im Schlitte Jucheh!

Gott bhüet euch, dass keins im en Isloch versinkt,
Er schütz euch vor allerhand Gfohr,
Bis uff euerm Scheitel der Alterschnee blinkt
Im achtzigste, hundertste Johr!

III. Der Nussbäume Klagelied.

Ach wie d'Kriejsfurcht sich verbreitet,
Wie sich d'Welt zuem Kampf bereitet —
Wie viel Opfer kostet das!
Au mir armi Nussbäum müesse
Schwer diss Waffefiewer büesse
Unn de blinde Völkerhass.

Ländli still isch unser Lewe,
Isch dem Fridde ganz ergewe,
Andre wohlzethuen bereit.
D'Vöjel lon mer lusti singe
Unn durch unser Laubwerk springe,
Wo im Nest ihr Bruet gedeiht.

Menschekinder zen erfreue,
Lon mer Nusse sich verstreue,
Zuem Genuss unn Spiel, im Gras.
Unser Grundherr losst sich presse
Köstlis Nussöl, vollgemesse
Wurd manch Krüejel, manches Glas.

Wenn in schwüeler Summersmitte
Gras gemäjt wurd, Weize gschnitte,
Unn dem Gsind wurd's gar ze heiss —
O wie wohl thuet uff de Matte
Unser breiter kuehler Schatte,
Wo mer's Brod isst, frei vom Schweiss

Unn wenn d'Muetterlieb, im Winter,
Christbäum rüst fürr ihre Kinder
Unn mit Obst unn Nusse ziert —
Wer — mer saaue's nit mit Prahle —
Wer isch's, der in goldne Schale
Sie mit Nusskern regaliert?

Sehn, wie mir uns treu bemüeje
Euch zuem Nutsen unn Vergnüeje,
Johr um Johr, ihr liewi Lit!
Drum au thuen mer wohl verdiene,
Dass der Mensch uns froh losst grüene,
Bis uns Gott den Abschied git.

Awwer zither e paar Johre
Hen sich widder.uns verschwore
Büre, die vor Goldgier blind,
Fällen uns mit Axt unn Säje,
Laden unsri Stämm uff Wäje,
Unn do geht's in d'Fremde gschwind.

Trüri sehn mer's unn verwundert:
Unsrer küm noch zehn vom Hundert
Bliwe stehn im wite Feld...
Ach, Soldate sinn halt kumme,
Hen de Büren abgenumme
D'schönste Bäum um schweres Geld.

Weshalb het's d'Armee errunge?
Nussbaumholz, so festgedrunge,
Isch zue Flinteschäfte guet;
Unn die brücht mer ze Millione,
Wil dem Sieger Legione
Grolle mit verbissner Wueth.

Armi Lit! o laie nidder
Eure Hass! als Brüeder widder
Gehn mitnander Hand in Hand.
Uns au losse friddli lewe,
Fröhli grüene, Früchte gewe
Euch ze guet unn unserm Land.

Merk, Soldat! unn merke's, Büre!
Kriej bringt Tod de Kreatüre,
Fridde nurr macht's Lewe froh.
Fridden isch e goldner Brunne,
Labt Mensch, Thier und Pflanz, wie d'Sunne.
Wie im Paradies isch's do!

VII.

Münsterthäler Anekdoten.

(Mundart des Dorfes Sulzern.)

Mitgeteilt von

J. Spieser.

Zu dem im vorigen Jahrgang Seite 72 Gesagten sei hier noch folgendes bemerkt. Auch die hier veröffentlichten Anekdoten wurden im Grossthale gesammelt; sie erscheinen nur in der Sulzerer Mundart, um auch diesen Zweig des Münsterthäler Dialekts zu seinem Rechte kommen zu lassen.

Die Sulzerer Mundart hat mit derjenigen von Mühlbach die Ersatzdiphthongierung,[1] die Ersatzdehnung,[2] die Verwandlung von nd in ng (η)[3] sowie die Eigenschaft gemein, dass sie nur zwischen lχ, rχ und nχ, nicht aber auch zwischen lk und rk ein i einschiebt.[4] Sie unterscheidet sich von ihr

---

[1] Z. B. Hàil «Halde» (Flurnamen), wùin Wunde, eim (mhd. imbe) Biene; vgl. Mankel, Laut- und Flexionslehre der MA. des Münsterthales. Strassburg 1886. Seite 38.

[2] Z. B. âsəl Achsel, tásəl (mhd. dëhsel) Queraxt; vgl. Mankel, Seite 37.

[3] Z. B. haη Hand; vgl. Mankel, S. 36.

[4] Z. B. kheliχ Kirche, khàriχ Karren, meniχ (Mühlb. māniχ) Mönch; aber: folk Volk, štàrk stark (in Münster: folik, štàrik u. s. w.); vgl. Mankel, S. 27.

namentlich durch den Verlust der Nasalierung,[1] infolgedessen zahlreiche gleichlautende Wörter entstehen. So heisst z. B. lât «Land» und «Lade», kås «Gåns» und «Gas», råsə «grunzen» (Mühlb.: rą̊sə) und «rasen», kheit «Kind» und «gefallen, geworfen», sei «sind» und «sei» u. s. w.

Die Konsonanten stimmen mit denjenigen der Mühlbacher MA. überein, nur dass vor der Endsilbe əl k (g) nach k u r z e n Vokalen[2] meist in i übergeht. Z. B. feil (M. fekəl) Feile, foil (M. fokəl) Vogel, khäil (M. khèkəl) Kegel, khùil (M. khùkəl) Kugel, nåil (M. nåkəl) Nagel u. s. w.; vgl. auch aiərštoik (M. akərštoik) Hühnerauge, feilåt (M. feklåt) Veilchen; jedoch ekəl Igel, prakla in Fett braten, šteklik (M. štekəl) steil u. a.

Das Verhältnis der Vokale und Diphthonge der beiden Mundarten wird — seltene Ausnahmen vorbehalten[3] — durch nachfolgendes Schema veranschaulicht:

M	S	M	S	M	S	M	S
i	i	i, į	i	ie, iè	ie	éi	éi
e, ä	e	é, ą̂	ė	ei, ą̃į	ei	ėi	ą̃i
è	è	â	é, ė	èi	äi	ái	ái
a	a	è	è	ą́, ai, ąį	ai		
à	à	á, ą́	á	ài	ài		
o	o	â, ą̂, ąį	à	oi	oi		
ù	ù	ó	ó	ùi, ųį	ùi		
y	y	ù, ų̂	ů	yù	yə		
ə	ə	ẏ	ẏ	yo	ùwə		

[1] In ähnlicher Weise hört man zuweilen manche Elsässer die französischen Nasale behandeln; z. B. «sâk fwa sâk fû wât-sâk» für «cinq fois cinq font vingt-cinq» oder «Hâri šât pjä» für «Henri chante bien».

[2] Nach langen Vokalen und Diphthongen wird das g (k) in beiden Mundarten gleichmässig behandelt, z. B. sáiə sägen, Segen (auch säen); nåi (M. nêi) nein; aber flíkə fliegen; kêkə gegen; wåkə Wagen jákər Jäger; plók Plage; kriek Krieg; M. lyùkə, S. lyəkə schauen. (In Münster: fleäiə, káiə, wâiə, jáiər, plói, kreäi, lyäiə).

[3] Dieselben werden in den nachfolgenden Dialektproben jedesmal besonders angemerkt werden. Mit der Mühlbacher Mundart ist die von Sulzern hier verglichen worden, weil erstere durch Mankel eine wissenschaftliche Darstellung erhalten hat. — Zur Orthographie vgl. die Anmerkung auf S. 73 des vorigen Jahrgangs.

Schliesslich bittet der Herausgeber noch um Nachsicht, wenn einige der nachfolgenden Anekdoten, namentlich in der beigegebenen Uebersetzung, etwas derb klingen. Es hiesse den Volksgeist falsch darstellen, wollte man alles entfernen, was den Geschmack der modernen Bildung verletzen könnte. Die Uebersetzung ist übrigens nur als Kommentar beigegeben, nicht etwa um selbständig gelesen zu werden. Darum wurde auch mehr auf getreue Wiedergabe des mundartlichen als auf Vollendung des hochdeutschen Ausdrucks gesehen.

28.

«È, è, Leiəs, wùrùm hèš het ti štreipf lats â?» hèt əmùwəl ə myətər tə piewlə kfrókt;[1] tərnùwə hèt ər ksäit: «è, ùf tər âtər sit hai sə lèχər.»

«Ei, ei, Elias, warum hast du heute die Strümpfe verkehrt an?» fragte einmal eine Mutter ihren Jungen; darauf sagte er: «Ei, auf der andern Seite haben sie Löcher.»

29.

«O jèrəkot, we eš toχ ti walt so wit!» hèt salər Sûtərnâr ksäit, wù-n-ər ùf ti Èlmprùk khùmə eš fór â Meištər.

«Ach Gott, wie ist doch die Welt so weit!» sagte jener Mann aus Sondernach, als er auf die Elmbrücke kam unterhalb (vor) Münster.

30.

«Sal liekt mi, mísiel, niemə mie â, às äinə[2] s isəpân fârə wèllər khùmt, we' mər rètýrpiljè nemt. iχ pe kemtik ùf Kholmər ksé ùn hâ nys ù rí äis kənùmə, ùn s hèt mi ùf tie ârt fil mier khošt às sùs.»

«Damit lügt mich, mein' Seel', niemand mehr an, dass einem die Eisenbahnfahrt billiger zu stehen kommt, wenn man Retourbillets nimmt. Ich war letzthin in Colmar und nahm hin und zurück («hinaus und herein») eins, und es kostete mir so viel mehr als sonst.»

31.

«Tər Nàpóliùm eś kəwes[3] ùŋkənátik riχ.» — «è, hèt ər ten mier às hûtərt khéi?»

«Man sagt, Napoleon sei ausserordentlich reich.» — «Ei, hat er denn mehr als 100 Kühe?»

---

[1] in M. kfryokt.

[2] Accusativ; in Münster lautet auch der Dativ zuweilen so.

[3] Das Wort «kəwes» bedeutet, tonlos gesprochen, «wie man sagt»; betont dagegen «gewiss, sicherlich»; ist also hier tonlos zu lesen.

32.

«Tý hirùwətš àwər pətsitə, Ànəmeiələ,» hèt əmùwəl ti froi pfàrərə tsù mə mäitlə ksäit, wù met sewətsè jùwər hóχtsit khâ hèt. — «ja, wesə-n-ər, froi pfàrərə,» hèt s ksäit, «i mieχ nà net hóχtsit, wen s ùf miχ åkhám, àwər s eš hàlt o só, ûsər lit wai s hà, sə pryχə kàr nùwətwainik èpər fer tsùm fé.»

«Du heiratest aber frühzeitig, Anna-Mariechen,» sagte einmal die Frau Pfarrer zu einem Mädchen, das sich mit 17 Jahren verheiratete. «Ja wissen Sie, Frau Pfarrer,» antwortete sie, «ich würde mich noch nicht verheiraten, wenn es auf mich ankäme, aber es ist halt auch so, meine Eltern wollen es haben, sie brauchen gar notwendig jemand zum Vieh (als Melker).»

33.

S hèt əmùwəl ə froi, wù sə e mə nùwəχpərshys tsə štùwənə ètər tsə kwaltə ksé eš, kəklåkt, às e énə khè kwatšəpäim wai wâsə. «iχ wäis əkotsənàmə net, wàs tàs eš,» säit sə, «àli lit pəkhùmə kwatšəpäim, às mér pəkhùmə kheni, ùn toχ àləmùwəl, we' mər kwatšəpfafər khâ hai, sái iχ ti štäin!»

Es klagte einmal eine Frau, als sie in einem Nachbarhaus (am Tag oder Abend) auf Besuch war, darüber, dass ihnen keine Zwetschenbäume wachsen wollten. «Ich weiss in Gottes Namen nicht, was das ist,» sagt sie, «alle Leute bekommen Zwetschenbäume, nur wir kriegen keine, und doch jedesmal, wenn wir Zwetschenmus hatten, säe ich die Steine!»

34.

«Sàkə, hèrə, hèr toktər, mùs-ə-s wàsər häisər sé às khoχik, fer tàs kheit tsə pâtə?»

«Sagen Sie, hören Sie, Herr Doktor, muss das Wasser heisser sein als siedend, um dieses Kind zu baden?»

35.

S hèt əmùwəl ə froi plyət-sýkər khólt e tər àpətèk. ewər ə šetslə ànə khùmt sə wetər tsərùk ùn säit: «è wàs i sàkə wel, hèr àpətèkər, — i hat[1] nà

Eine Frau holte einmal Blutegel in der Apotheke. Nach einer Weile kommt sie wieder zurück und sagt: «Ei, was ich sagen will, Herr Apotheker, —

[1] in M. hàt.

tàš kâr fərkasə tsə frókə [1] — verprakəlt mər ti plyətsýkər em šmùts ètər màχt mər ə sêslə trâ?»

beinahe hätte ich noch vergessen zu fragen — brät man die Blutegel im Fett, oder macht man eine Sauce dran?»

36.

Ti Wêwərmei hèt əmùwəl ti myətər kfrókt: «myətər, eš sýfər wàsər e tam èrklə tùwə, wù tar hienərtrak tren eš?»

Die «Webermarie» fragte einmal ihre Mutter: «Mutter, ist reines Wasser in diesem Zuber da, in dem dieser Hühnermist sich befindet?»

37.

Tewərə em Âpfəršpà hai sə əmùwəl e mə hys kəmètsikt [2] khâ. tərnùwə eš nə ti khàts e tə khaiər kətysəlt [3] ùn hèt ə krùwəs štek flàiš fùrt. wù sə s enə wórə sei, eš äinər e tər khàts nùwə [4] kərent; àwər ti khàts eš e s tan ùn ti läitər nùf ùf tə hoištok ùn eš tèrt eŋər ti tàχšpàrə kšlofə. «wârt, [5] khatsər, tiχ wel iχ prenə!» säit ər ùn nemt ər ti läitər əwak.

Drüben in Ampfersbach (Annex von Stossweier [Štùwəswír]) hatte man einmal in einem Hause geschlachtet. Da schlich (ihnen) die Katze in den Keller und entwendete ein grosses Stück Fleisch. Als man das bemerkte (inne wurde), lief Einer der Katze nach; aber diese lief in die Tenne und die Leiter hinauf auf den Heustock und schlüpfte dort unter die Dachsparren. «Warte, Bösewicht, dir will ich einen Streich spielen (eig. dich will ich brennen)!» sagt er und nimmt ihr die Leiter weg.

38.

S hèt əmùwəl äinər pim ártèpfəl talwə ə šárər láwənik kfàŋə. «tsäi, wàs fer ə tùwət sèl i jètsikə [6] e tam tùwə âtù?» frókt [7] ər ə âtərər, wù ùf ərə màt eŋə trâ kfért hèt, «wèls sàkə sə àls eš tər wieštšt tùwət?» — «è, tàs khâ iχ ùχ [8] sâkə,» säit tər âtər, «ti àltə lit hai àls ksäit, láwənik fərkrâwə wárə

Es fing einmal Einer beim Kartoffeln aushacken einen Maulwurf lebendig. «Sag (zeig), was für einen Tod soll ich jetzt Diesem hier anthun?» frägt er einen Andern, der auf einer Wiese weiter unten Wasserfurchen zog, «welches sagt man gewöhnlich, sei der grausamste Tod?» — «Ei, das kann

[1] in M. fryokə. [2] kəmètsit. [3] kətyst. [4] nyor. [5] wàrt. [6] hiets. [7] fryokt. [8] iχ.

eš tər èrikšt tùwət.» — wù salər tàs hèrt, nemt ər tə krópfə[1] ùn hàkt met ə tieflàχti lùt e tə pótə ùn kheit tə šárər trí ùn tèkt nə met krùt tsyə ùn säit: «tùwə khàš jètsikə fərèkə, wen tə wet, tý wieštər khäip!»

ich Euch sagen,» entgegnet der Andere, «die alten Leute pflegten zu sagen, lebendig begraben werden sei der schlimmste Tod.» Als jener das hört, nimmt er den Karst, hackt damit eine ziemlich tiefe Vertiefung in den Boden, wirft den Maulwurf darein, deckt ihn mit Erde zu und sagt: «Da kannst du nun krepieren, wenn du willst, du wüstes Aas!»

39.

«Sei ùiər pyəwə o em ksàŋfəräin? ùsərə hai sə net pəkárt, ùn ər hèt toχ ə štem às we štek fé!» — «tàs kloi-w-iχ wákər, ùsəri hai pieti nà kàts àtəri štemə, ùn s sei nà fà tə kəreŋštə.»

«Sind eure Söhne auch im Gesangverein? Den Unsrigen hat man nicht gewollt, und er hat doch eine Stimme wie eine Bestie!» — «Das glaube ich wahrlich, die Unsern haben beide noch ganz andere Stimmen, und es sind noch von den Geringsten!»

40.

Ti H . . . . . mei hèt ksäit tsù érəm mäitlə: «wen iχ s e minə èltərə kəmàχt hat[2] às we tý e mér, tie wierə mər misiel kətsäikt hà.» — «jùwə, ér wárə sàti èltərə khà hà!» — «àləwái prêfəri às tý!»

Die H . . . . . marie sagte zu ihrer Tochter: «Wenn ich es meinen Eltern gemacht hätte, wie du mir, die würden mir's mein' Seel' gezeigt haben!» — «Ja! Ihr werdet wackere Eltern gehabt haben!» — «Jedenfalls brävere als du!»

---

[1] in M. kryopfə. [2] hàt.

VIII.

Zillinger Sprachproben.

Sprichwörter und Kinderlieder in der Mundart des Dorfes Zillingen bei Pfalzburg.

Gesammelt von

J. Spieser.

Wie bei der Herausgabe meiner früheren Sammlung von Münsterthäler Sprichwörtern im zweiten Jahrgang dieses Jahrbuchs,[1] kommt es mir auch hier vor allen Dingen darauf an, zuverlässige Sprachproben zu bieten. Wer es je versucht hat, sich in eine fremde Mundart einzuarbeiten, wird die Schwierigkeiten begreifen, die mit solcher Arbeit verbunden sind, und etwaige Irrtümer, die sich trotz aller Sorgfalt einschleichen können, entschuldigen. Ich werde für Berichtigung solcher stets dankbar sein.

Was von der Hirschländer Mundart mitgeteilt ist, verdanke ich samt und sonders der Güte des Herrn Lehrers Andrès in Zabern, dessen Heimat Hirschland ist. Ich bin ihm überhaupt für das rege Interesse, das er an dieser Arbeit nahm, zu wärmstem Dank verpflichtet.

---

[1] Dieselbe ist seither von 85 auf über 200 Sprichwörter angewachsen. Der Rest wird voraussichtlich im nächsten Jahrbuch erscheinen.

Trotz aller Beobachtung ist es mir nicht gelungen, über das Zillinger *r* ganz ins Reine zu kommen. Wenn auf dasselbe noch ein anderer Konsonant folgt, glaubte ich stets ein ganz kurzes a zu hören, etwa: toᵃf Dorf, kàᵃtə Garten, äᵃwət Arbeit u. s. w. Ich wählte dafür das Zeichen ʳ. Im Anlaut schien es mir sich von dem r meiner Heimat, das stets durch Vibrieren der Zungenspitze hervorgebracht wird, nicht zu unterscheiden. Ebenso schwankte ich darüber, ob ich «löw» (schaue) oder löy̆, phŏw (Pfau) oder phöy̆, frau oder fraw schreiben sollte. Folgt ein Vokal nach, so hört man deutlich ein *w* («löwə» schauen); folgt aber ein Konsonant, so klingt das w vokalisch.

Folgende Beispiele mögen den Vokal- und Diphthongenbestand der Hirschländer Mundart veranschaulichen und zugleich zeigen, wie notwendig es ist, mundartliche Sprachproben phonetisch und nicht etymologisch zu schreiben.

I. Kurze Vokale: štil *Stiel*, štel *still*, štèl *stelle*, štäl *Ställe*, awə *Augen*, štàl *Stall*, mòŋs[1] *frisch*, *zart* (*vom Brot*), kot *Gott*, kùt *gut*, hyt *Haut*, tröwə *trauen*.

II. Lange Vokale: pír *Bier*, pér *Birne*, pèr *Beere*, pår *Bär*, sáwə *sagen*, pàr *baar*, pôm *Baum*, rót *rot*, rût *Rute*, pýr *Bauer*, frŏwə *fragen*.

III. Kurze Diphthonge: liit *lügt*, lèit *liegt*, käis *Geiss*, *Ziege*, fray *Frau*, tröy̆ (ich) *traue*.

IV. Lange Diphthonge: fliit *fliegt*, knéi *Knie*, lèit *legt*, räit *regnet*, jáut *jagt*, plöy̆ *Plage*.

In Z. steht für ò (ô): à (å)[2] (màŋs, påm); für ii (ii): ei (éi) (leit, fléit); für äi: ai (kais); für ay: au (frau).

I. Sprichwörter

in Zillinger Mundart nebst Angabe der Abweichungen der Hirschländer Mundart.

1. ånər nàr màχt hùntəʳt.
2. ə khû eš[3] wí ə sàk; wà(n) mər neks tren* tùt, [ùn tó][4] khàn mər á* neks ərys nämə. H.: ənen, áu.

---

[1] ò (gedehnt: ô) ist ein Laut zwischen à und o, etwa wie das o in franz. *homme*.

[2] Doch auch ó (H. rôt, Z. rót *Rat*).

[3] ist. Präs.: iχ̧ sen, ty peš́, ər eš, mər (ər, sə) sen; Conj. präs.: sêw, — š, —, ə; Conj. imp.: wår, — š, —, ə; Imp.: sèi, sèiə; Inf. sen; Part.: kəwän.

[4] Das in [ ] eingeschlossene bleibt in H. weg.

3. ə kùtər khùmətérər[1] eš pèsər às ə šläχtər šàfər.[2]
4. ə kùtər leiə* šàt neks (wàn mər nə kùt ànpreηl). H.: liiə.[3]
5. ə kùt wo^rt feηt[4] ə kùt o^rt.
6. emə* jètə nàr kfàlt sin khàp. H.: ùmə.[5]
7. emə kšäηktə* ros löÿt[6] mər net en s myl. H.: ùmə kšeηktə.
8. em träkiχə wàsər khàn mər siχ net sÿwər wäšə.
9. əs* eš khäm myl tsə tröwə.[7] H.: s.
10. əs* eš khän àprel so kùt, əs* šnèit əm pýr[8] noχ ùf tə hùt. H.: s, s.
11. əs* plí[9] ə jètər wàs ər eš, nó fàlt* khän šnitər iwər tə* tàχ ərà. H.: s, nò fèlt, s.
12. əs* hàt šùn filmól ə plen[t]i týw[10] ə-n-ä^rps kfùη. H.: s.
13. əs* kèn fil kətùltiχi šóf en ånə štàl. H.: s.
14. əs* khùmt á* wetər ə tsit, wù t* khû tə wàtəl[11] pryχt. H.: s, áu, tə.
15. əs tǟt*[12] àls kǟr[13] ånər ə-n-au kän*,[14] wàn tər àntər khäns hèt. H.: s tät, ken.
16. əs* wä^rt khän frós[15] kəpór, àwər ərtsöÿ.[16] H.: s.
17. fil häη*[17] hàn[18] pàl ə-n-äη*. H.: heη, eη.
18. fil hùn sen s hàsəs tót.
19. fil prétərə màχə šmàli kétərə.[19]
20. freši wùntə sen kùt hålə.
21. fùr əm tèiwəl[20] khàn mər siχ hétə, àwər fùr tə pèsə lit net.
22. hóχmût mùs tswàη lítə.
23. klǻn* ùn khäk wä^rfl tə krósə[-n-] en tə träk. H.: auch klín.
24. kréni winàγtə*, wisi óštərə. H.: winàχtə.

---

[1] Anordner. [2] Arbeiter. [3] Lüge. [4] findet. [5] vgl. das ù in Liksùm Lixheim, Wèšùm Weschheim u. s. w. [6] schaut. [7] trauen. [8] Bauer. [9] bleibe; Part.: kəple (H.: kəplew). [10] blinde Taube. [11] Schwanz. [12] thäte. Präs.: tû, — š, — t, — n; Part.: kətón. [13] gerne. [14] geben. Präs.: ke, — š, — t, kän (H.: ken); Conj. imp.: kåp, — š, —, kåwə. Part.: kän (H.: ken). [15] Vielfrass. [16] erzogen. [17] Plur. von hànt. Andere unregelmässige Plurale sind: fen (fent Feind), fêilə (fôwəl Vogel, dem. fêiələ), hùn (hùnt Hund), khen (khent Kind), kréi (krùk Krug), pléi (plùk Pflug), pûwə (pû Knabe), šû (šùk Schuh). [18] haben. Präs.: hàn, hàš, hàt, hàn; Conj. präs.: hêw, — š, —, ə; Conj. imp.: hèt, — š, —, ə; Inf.: hàn; Part.: khât. [19] Güter. [20] Teufel. vgl. hâwə Hafen, Topf; owə Ofen; šwåwəl Schwefel u. a.

25. krós ùn neks nùts sen tswên fâlərə.
26. kùthait* eš ə štek fàn tər letərliχkhait*. H.: — hắt, — khắt.
27. léχtmäs*, špenə fərkäs, ùn pi tâ ts nâχt* käs. H.: lít-mäs,[1] s nàχt* (nât).
28. Màrià kəpù^{r}t* šet t* èplə[2] ùf t hù^{r}t*[3] ùn s tsówə[n]äsə fù^{r}t, Màrià fərkhentikùŋ preŋt s tsówə[n]äsə wetərùm; tər hailiχ* Sànt Kàl štèlt s fé fùr tə štàl, ùn tər Sànt Mà^{r}tin tût s folš* en. H.: kəpý^{r}t, tə, tə hý^{r}t, hắliχ, fols.[4]
29. mər haut* tə pâm* net met əm è^{r}štə štraiχ* àp. H.: hayt, pôm, štrắχ.
30. mər khänt tə fő wəl[5] àn tə fấtərə.
31. mər mùs àləwil màχə, tàs t* kheriχ em to^{r}f plit. H.: tə.
32. mər mùs àləwil s pèšt hofə, s šläχt khùmt fàn âsə.[6]
33. mər mùs né sáwə: prùnə, àn tér treŋk iχ nimè*. H.: nimè.
34. mər mùs s isə šmetə, wàn s wâ^{r}m eš.
35. mər mùs siχ štrèkə nó* tər tèkət*. H.: nò, tèk.
36. mər mùs tə fīrówət[7] ts* mo^{r}jəts sûχə. H.: s.
37. mər mùs t frau* pim è^{r}štə laip* prót tseiə*. H.: tə fray, lắw, tsiiə.
38. mər mùs tsùm šmet kèn, net tsùm šmetəl.
39. mər rèt fàn tər khe^{r}w,[8] pets às* sə tó* eš. H.: pes, tò.
40. mər wais* àn sinə pérə, wàn àntər lit érə* tsitiχ[9] sen. H.: wắs, írə.
41. met krósə härə eš net kùt khe^{r}šə[-n-]äsə, sə wä^{r}fə -[n] äm t štíl* àn tə khop.[10] H.: tə štil.
42. met špäk fàŋt mər t* mís, ùn met lešt t* lit. H.: tə.
43. met târə ắ^{r}wət, wù mər ùmkèt, fərsùtəlt mər siχ.
44. met tər kàwəl[11] eš s ə[-n-] èr, àwər met əm lèfəl kréit* mər mê. H.: krèit.
45. mo^{r}jərắiə ùn wíwərwè eš nómetàs* neks mê.[12] H.: nòmetàs.

---

[1] In H.: lít Licht, vgl. nât Nacht, knắt Knecht, âteŋ Achtung; flâs Flachs, wâs Wachs, wâsə wachsen u. s. w. Doch sind alle diese Formen veraltet. [2] Aepfel. [3] Brettergerüst. [4] vollends; zu folš vgl. fùršiχ vorwärts; hàlš Hals, klùnšə glunsen, glimmen, tùršə (H.: thùršə) Strunk (vgl Münsterthal torsə); haišə (H.: hašə) heissen, šúnšt (H.: súnšt) sonst. [5] Vogel. [6] von selbst, so wie so. [7] Feierabend. [8] Kirchweih. [9] reif. [10] Kopf. [11] Gabel. [12] «Morgenregen und Weiberweh ist Nachmittags nichts mehr.»

46. neks hàn eš ə rûiχ* lẘwə, àwər äps* eš kùt. H.. réwiχ, äpəs.[1]
47. päriχ ùn tàl khùmə net tsàmə, àwər t* lit. H.: tə
48. pèsər ə lys em kryt às kâr khän flaiš*. H.: flåš.
49. pèsər ə štekəl prót em sàk às ə fätər ùf əm hût.
50. pèsər šläχt kfâr às kùt kàη.[2]
51. pètš[3] tə kùt, so lèiš[4] tə kùt.
52. s krós sen* eš ə[-n-] èr, àwər s màχt tə kältsàk lår. H. auch: s hófərtiχ sen.[5]
53. so fil tâ às t* frèšə fùr Jèrjətâ[6] kwàkərə, so fil wùχə nó* hår sen sə štel. H.: tə, nô.
54. sùnəplekər, råiəšekər.[7]
55. t* àltə khé kän*[8] tə pùtər, ùn t* jùηə hénərə lèiə aiərə*. H.: tə, ken, tə, tə äiərə.
56. tår, wù tə sàk hèpt, eš kràt so fil às wí tår, wù ənen štèkt.
57. tàs ros, wù tə hàwər fərtént, tàs kréit* nə net. H.: krèit.
58. tər mèrts trùkə ùn tər àprel nàs, felt əm pýr kheštə* ùn fàs.[9] H.: khèštə.
59. tə riχə lit érə* tèχtərə ùn tə [-n-] àrmə lit érə* khèlwərə[10] sen pàl àlt kənùk. H. irə, irə.
60. tər krùk kêt àn tə prùnə pets às* ər präχt. H.: pes.
61. tər màn khàn net met ros ùn wáwə píférə,[11] wàs t* fraw em fùrtûχ[12] khàn fùrt tráwə. H.: tə.
62. tər pèšt häntəl* eš neks nùts. H.: hänəl.[13]
63. tər woləf* fərlért t* hór àwər t* nypə[14] net. H.: wolf, tə, tə.
64. t* kəpräntə khen färiχtə s fir. H.: tə.
65. t* khen ùn t* nàrə sáwə t* wórət. H.: tə, tə, tə.
66. t klaitərə* màχə t* lit ùn t* lùmpə t* lis. H. tə klätərə, tə, tə, tə.
67. t* nöwə påsə fåiə kùt. H.: tə.
68. t* röwə ùn t* rekhärw khùmə heηə nó.* H.: tə, tə,[15] nô.
69. ts nàχts* sen àli róti khé šwàrts. H.: s nàχts (nàts).
70. tswên ryχi štån mâlə sältə rån.

---

[1] etwas. [2] gegangen. [3] bettest. [4] liegst. Part.: kəlå. [5] Die Patenschaft. [6] Georgstag (23. April). [7] «Sonnenblicke, Regensender». [8] Kühe geben. [9] Fässer, sonst fèsərə. [10] Kälber [11] Wagen herbeiführen. [12] Schürze. [13] Streit. [14] Bosheiten. · Die Re ue und die Rückkörbe kommen hinten nach.»

71. t* štelə wàsərə sen t* äriχštə štàtəfräsərə. H.: tə, tə.
72. ùməsùnšt eš tər tót, ùn tər säl[1] khošt s låwə.
73. ùmkəkhêʳt eš á* kfår, åwər net kråt ənys. H.: áu.
74. ùm s kält kréit* mər tsùkər. H.: krèit.[2]
75. ùnfərsûχt šmåkt net.
76. wån ånər kšolt wel sen, mùs ər hèiråtə*, ùn wån ər kəlopt wel sen, mùs ər štäʳwə. H.: hèiråtə.
77. wån ə phår ənàntər fórnämə, so khùmt ånər met əm hämt tərfån*, ùn tər àntər mùs nàkiχ laufə*. H.: hemt təfån, nàkəʳtiχ[3] layfə.
78. wån ə säŋèsəl[4] säŋlə wel, säŋəlt sə åsə jùŋk.
79. wån mər ålt wäʳt[5] wi ə khù, lèʳt mər ålfùʳt[6] noχ tə[r]tsû.
80. wån mər ə štäniχər åkər håt ùn ə krùmər plùk,[7] ùn ə pêsi fraw em hys, (tərnó) håt mər krits kənùk.
81. wån mər pi tə wèləf* eš, mùs mər met nə hílə. H.: wèlf.
82. wån mər siχ eŋər t* klèiə mešəlt, [ùn tó] fräsə[-n-] ånə t* sōwə.[8] H.: tə, tə.
83. wån mər tə šåtə håt, fùr tə špot pryχt mər net soriχə.
84. wån mər tə woləf nänt*, [ùn tó] khùmt ər kəränt. H.: wolf nent.
85. wån mər t* häʳt ånämt, mùs mər sə á* hétə. H.: tə, áu.
86. wån mər wel hóχtsit màχə, mùs mər érə tswai* sen. H.: írə tswäi.
87. wån s ånə net pränt, mùs mər net plósə.
88. wån s misəl såt eš, eš s mål petər.
89. wån s tər kais tsə* wól eš, kèt sə ùf s is ùn präχt ə pån. H.: käis sə.
90. wån s tùnəʳt iwər tə plùtə[9] wålt, [ùn] so fəršrèkə jùŋ ùn ålt. :
91. wån tər pår åm léχtmäs* s nèšt khån trùkə, tråt ər s* noχ əmól sèks wùχə ənen. H.: lítmäs, š.
92. wån tər pätəlmån ùf s ros khùmt, so rit ər s* tsə tót. H.: š.
93. wån tər tèiwəl hùŋriχ eš, fräst ər mùkə.
94. wån t* khåtsə fùʳt sen, sen t* mís maištər*. H.: tə, tə, måštər.

---

[1] tər säl jener; man sagt in Z. auch tər min fåtər «mein Vater».
[2] kriegt, bekommt. Z: Conj. imp: kräχt, — š, —, ə; Part.: kréit (H.: krèit). [3] nackt. [4] Brennnessel. [5] Präs.: wär, — š, — t, wårə; Inf.: wårə; Part.: wor. [6] immer. [7] Pflug. [8] Schweinə. [9] bloss, kahl, unbelaubt.

95. wàn t* mós fol eš, lauft* sə iwər. H.: tə, layft.
96. wàn tswó frawə e' mə hys sen, eš åni tsə* fil. H.: sə.
97. wår en šlùrpə[1] kəpór eš, tår tärf en khān štiwəl šlypə*. H.: šlyfə.[2]
98. wår kùt šmért, fårt kùt.
99. wår neks wöýt,[3] kəwent neks.
100. wår net khùmt tsù räχtər tsit, tår mùs nāmə, wàs iwriχ plít.
101. wår nímàntə* tröýt,[4] täm eš net tsə tröwə. H.: nimànt.
102. wår siχ wais* tsə šekə, pryχt siχ net tsə pekə.[5] H.: wås.
103. wår tsèršt* khùmt, målt tsèršt*. H.: sèršt*.
104. wàs fàn tə khàtsə tó* eš, lèrt mýsə. H.: tò.
105. wàs mər àn åm plàts* šöýt,[6] feŋt mər àm àntərə. H.: plāts.
106. wàs mər ərärpt, pryχt mər net [tsə] ərhýsə.[7]
107. wàs mər net em khop hàt, hàt mər en tə fés.[8]
108. wàs mər net en tər hànt hàt, khàn mər net hèpə.
109. wàs mər net khàn, štêt äm s lèrə wól ån.
110. wàs mər net wais*, màχt äm net hais*. H.: wås, hås.
111. wàs pàt s miχ,[9] wàn tər tèiwəl tə [-n-] àntərə hólt, ùn iχ mùs tə fýrlón pətsålə?
112. wàs siχ pətswait, pətret siχ á. H.: w. s. tswäit, tàs tret siχ áu.
113. wí mər en tə wàlt šrèit, šrèit s äm ərkèiə*. H.: əkèiə.
114. wi s mål eš, wärt s prót.
115. wi tər här, só s kšär.[9]
116. wit fàm kšets ket àlti sältåtə.
117. wù fil herte sen, wärt šläχt khét.
118. wù kənùk eš, kréit* tər hùnt phäfər ùf t* sùp. H.: krèit, tə.
119. wù neks eš, hàt tər khaisər* s räχt fərlór. H.: khåsər.
120. wù tər tèiwəl net ànə wel, šekt ər ə àlti fraw ànə.[10]

---

[1] elende Schuhe. [2] schlüpfen. [3] wagt. [4] traut. [5] bücken. [6] scheut. [7] ersparen. [8] d. h. wenn man die Gedanken nicht anstrengt (etwas vergisst), muss man die Füsse anstrengen. [9] hilft es mir. [10] Geschirr, Werkzeuge. [11] hin.

II. Kinderlieder.

A. Zillinger Mundart.

1.

Haiə påpaiə,[1]
šlå s pipələ[2] tót!
s lèit tər khän kåkəl[3]
ùn fräst tər tin prót.

2.

Haitərlùm,[1]
t fraw eš krùm,
sə håt ə krùmər tsêwə,[4]
sə hypəlt[5] en tər štùp ərùm
ùn håt ə såk fol šlêwə.[6]

3.

Hau hèkə-n-åp, hau hèkə-n-åp
ùn los mər t štypə[7] štèn;
lauf tə šènə maitlə[8] nó
ùn los mər t wyštə kèn!

4.

Maikhäwər, fléi!
tin fåtər eš em kréi,[9]
tin mùtər eš em Owərlånt,[10]
se preɲt[11] tər ə šènəs rósəpånt.

5.

Pitšə påtšə khûχə![1]
tər pèk, tår håt s kərûfə:[12]
«wär wel kùti khûχə påχə,
tår mùs håwə[13] sewə såχə:
pùtər ùn šmålts,
aiər' ùn sålts,
meliχ ùn mål,
ùn såfrə måχt tə khûχə käl.»

6.

Trèi hûn ùn trèi hân![1]
ty min léwər Krešån![14]
ty håš mər s fəršproχ,
ùn jèts mùš miχ á hån.

7.

Wèwərlə, wèwərlə, wek, wek,
wek![1]
måχ mər s tûχ trèi èlə[15] tek,
los tə špûlə laufə;
iχ wel tər ə wèkə khaufə.

8.

Wisi plémlə, róti plémlə
wåksə-n-en tə hèkə,
maitələ, wån t' ə šmetsəl[16] wet,
sə mùš tiχ net fərštèkə.

B. Hirschländer Mundart.

9.

Rèitə, rèitə ros![1]
sə Påsəl štèt ə šlos,
sə Påsəl štèt ə härəhys,
to^rt löwə[17] trèi šèni jùnfər' ərys.
tə änt špent sít,[18]
tə åntər špent wít,
tə tret, te špent ə rótə rok
fùr ùnsərə klínə käisəpok.[19].

---

[1] Sinnloses Flickwort [2] Hühnchen. [3] Ei. [4] Zehe [5] hüpft. [6] Schlehen. [7] Strünke. [8] Mädchen. [9] Krieg. [10] Oberelsass. [11] bringt. Part.: kəprùɲ; Conj. imp iχ präχt. [12] sonst «kərûft» gerufen. [13] sonst «hån» haben. [14] Christian. [15] Ellen. [16] Küsschen. [17] schauen. [18] Seide. [19] Die zwei letzten Zeilen lauten in Zillingen:

«t tret špent håwəlštró,
ùn t fé^rt måχts kråt əsó»

IX.

Drei Mitforschern zum Gedächtnis.

Von **E. Martin.**

Johann Friedrich Kräuter.

Die elsässische Dialektforschung hat in Joh. F. Kräuter, welcher am 2. September 1888 zu Bern starb, einen ausgezeichneten Mitarbeiter verloren. Seine wissenschaftliche Thätigkeit beschränkte sich jedoch nicht auf das Gebiet unserer Mundarten: alles was die Lautlehre, sein besonderes Studium, betraf, hat er sich nicht nur im Anschluss an fremde Untersuchungen anzueignen, sondern auch durchaus selbständig nachprüfend und beobachtend zu fördern gesucht.

Die Lautlehre ist ein Grenzgebiet, auf welchem Philologie und Naturwissenschaft (diese als Akustik und Physiologie) zusammentreffen. Die Kenntnis der lebenden und der Sprachen der Vergangenheit, der Schriftsprache und der Mundarten giebt das Material, für dessen Verwertung zum Aufbau einer Wissenschaft die naturwissenschaftliche Methode massgebend ist: Beobachtung mit möglichst objektiven, vor Willkür und Selbsttäuschung schützenden Hilfsmitteln, wo möglich Anwendung des Experimentes, welches oft wiederholt und rein auf die gestellte Frage gerichtet werden kann. Gerade auf diesem Gebiete lag nun Kräuters Neigung und Begabung. Er beschäftigte sich viel mit physikalischen Untersuchungen, er konstruierte Apparate, er prüfte immer und immer wieder und überzeugte sich wohl selbst gelegentlich, dass auf Wegen, die anfangs viel versprachen, das Ziel nicht zu erreichen war.

Zu dieser Art der Forschung führte ihn seine Anlage, aber auch jene hat auf seinen Charakter und in gewisser Weise auch auf sein Schicksal zurückgewirkt. Um ganz unbeeinflusst durch andere zu forschen und zu urteilen, zog er sich mehr und mehr zurück und kannte zuletzt ausserhalb der Familie keine andere Erholung mehr als einsame Spaziergänge; die fast leidenschaftliche Verfolgung seiner wissenschaftlichen Absichten musste vielfach als Eigenheit und Sonderlingswesen erscheinen. Wie er wissenschaftlich nur das, was er selbst wahrnahm, anerkennen konnte, so schien er auch im Leben nur unmutig manche Schranke zu empfinden, welche in unseren so vielfach verwickelten Verhältnissen nun einmal nicht zu durchbrechen ist. Daher auch wohl seine heftige, zuweilen herbspottende Art, seine Gegner zu bekämpfen und gerade gegen die angeseheneren unter ihnen die entschiedensten Ausdrücke zu gebrauchen. Dadurch hat er der Anerkennung seiner Arbeiten eher geschadet, aber freilich auch seinen Ausführungen einen Reiz gegeben, welcher, in Verbindung mit der Klarheit seiner Ansichten, auch jetzt noch auf den Leser wirkt.

J. F. Kräuter war geboren zu Strassburg am 12. Februar 1846 als Sohn eines Buchhändlers. Er erhielt seinen Unterricht auf dem protestantischen Gymnasium seiner Vaterstadt, von 1863 ab auf dem höheren Gymnasium zu Bern, welches er 1865 mit der dortigen Universität vertauschte, um namentlich unter der Leitung von Prof. Rettig klassische und germanische Philologie zu studieren. Durch das Los vom französischen Militärdienst frei geworden, war er von 1868 ab eine Zeit lang Hauslehrer bei Baron von Heye auf Schloss Uhenfels bei Urach, dessen Töchter er unterrichtete. Nach dem Krieg fand er in seinem Heimatland bald eine Stelle in dem neuorganisierten Schulwesen, die er, von früh an aufrichtig deutsch gesinnt, gern übernahm. Durch Verfügung vom 15. September 1871 wurde er zum kommissarischen Lehrer am Gymnasium zu Saargemünd ernannt, am 1. Oktober trat er sein Amt an. Am 1. Juli 1872 erfolgte die Beförderung zum ordentlichen Lehrer. Am 30. Oktober 1884 verheiratete er sich mit einer ihm verwandten Dame aus Bern, welche selbst als Schriftstellerin sich Anerkennung erworben hatte. Sie schenkte ihm zwei blühende Kinder, und es gestaltete sich sein häusliches Leben in der glücklichsten Weise. Doch schon im Sommer 1887 sah er sich genötigt, einen längeren Urlaub zu nehmen, um eine bedrohliche Brustkrankheit auszuheilen. Er sollte nur noch auf kurze Zeit in seine Lehrthätigkeit zurückkehren. Als er sein Ende nahe fühlte, wünschte er nur noch — und dieser Wunsch ward ihm erfüllt — am Sedanstag zu sterben.

Kräuters litterarische Leistungen bestehen in einer für sich erschienenen Arbeit « Zur Lautverschiebung », Strassburg, Trübner 1877; einem Programm des Collegiums zu Saargemünd 1873 « Ueber neuhochdeutsche und antike Verskunst »; und in einer grossen Anzahl von Artikeln, welche in Fachzeitschriften erschienen sind. Von diesen standen ihm auch die angesehensten zu gebote und veranlassten ihn überdies zu einer Reihe von Recensionen insbesondere über Werke lautphysiologischen Inhalts. Noch zuletzt, nach seinem Tode, ist ein derartiger Artikel im Anzeiger für deutsches Altertum XV (1889) S. 1—9 zum Abdruck gekommen. Schriften über französische Grammatik besprach Kräuter besonders im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie.

Ich versuche es, die einzelnen Fragen, welche Kräuter hauptsächlich beschäftigten, mit Bezug auf die einzelnen Arbeiten aus seiner Feder aufzuzählen. Zunächst galt es eine Uebersicht der Laute, welche an der Sprache unterschieden werden, zu gewinnen und wohlgeordnet vorzuführen, und K. veröffentlichte hierzu « Das physiologische System der Sprachlaute » in Reicherts und du Bois-Reymonds Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin 1873, S. 449—477, mit manchen eigenen Gedanken. Näher an seine eigentliche Aufgabe trat er heran, indem er diese allgemeinen Sätze auf die deutsche Sprache zur Anwendung brachte und durch einzelne Beobachtungen noch verfeinerte. Er zeigte, dass wir in der ober- und mitteldeutschen Aussprache die Tenues *k p t* meist mit den geschriebenen Medien *g b d* zusammenfallen lassen, im Anlaut aber durch Aspiration davon unterscheiden, so dass z. B. in K o r n hinter *k* ebenso ein *h* zu hören ist wie in T r i n k h o r n: « Die nhd. Aspiraten und Tenues » in Kuhns Zeitschrift f. vergleichende Sprachforschung XXI (1873) S. 30 bis 66; Michaelis Zs. f. Stenographie u. Orthographie XXI (1873 S. 34—43. Gegen die Bezeichnung der Medien und Tenues als Lenes und Fortes, also als schwächer oder stärker ausgesprochene Laute wendete er sich auf das entschiedenste: Anz. f. deutsches Alt. XII (1886) S. 121 ff. Auf den Konsonantismus der heutigen Gemeinsprache bezog sich ferner die Abhandlung « Die Prosodie der nhd. Mitlauter » in Paul und Braunes Beiträgen II (1876) S. 561—573, worin bemerkt ist, dass die Doppelschreibung *ll*, *nn* u. s. w. keineswegs eine doppelte Aussprache bedeute, indem z. B. in a l l e das *ll* nicht länger dauere als *l* in A h l e, so dass vielmehr durch die Verdoppelung des Konsonanten nur die Kürze des vorhergehenden Vokals bezeichnet sei; Fälle wie a n n e h m e n sind natürlich anders aufzufassen und bestätigen nur die Beobachtung. Solch e

phonetische Untersuchungen wandte K. in seiner Schrift «Zur Lautverschiebung» auch auf die ältere Sprache an; von allgemeinerer Bedeutung ist namentlich seine Unterscheidung der Selbstlauter und Mitlauter von den Vokalen und Konsonanten, die man sonst damit zusammenfallen liess: ihm war z. B. in E i e r das *i* nur ein Mitlauter; vgl. auch Anz. f. deutsches Alt. III (1877) S. 14. Mit Recht wendet sich K. gegen die Regel: im Nhd. sei jede offene Silbe lang, jede geschlossene kurz: Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik II. Abt. 1879, S. 401 ff.

Aus der Lautlehre ergeben sich nun weitere Folgerungen, zunächst für die Verskunst. Ganz vortrefflich zeigt K. in dem schon angeführten Programm von 1873, dass der musikalische Vortrag, den wir als ursprünglich aller Poesie eigen ansehen müssen, immer die Verhältnisse der Prosarede zu rhythmischen Zwecken verändere. Selbst in unserer Deklamation ist dies sichtbar: Schiller sagt in Don Carlos 3, 10 «Stolz lieb ich den Spanier» und giebt dem letzten Wort drei Silben, während es in gewöhnlicher Rede nur zwei hat. Die französische Bühnendeklamation lässt, um den Eindruck der Natürlichkeit zu machen, die von den Dichtern als silbenbildend gezählten e m u e t s weg: Zs. f. d. Gymnasialwesen XXXV (1881) S. 746; Zs. f. neufranz. Sprache und Literatur III (1882) S. 583 ff.

Sodann ist es die Orthoëpie, d. h. die Lehre von der richtigen Aussprache, welche in manchen streitigen Fällen nach den Grundsätzen der Phonetik zu bestimmen ist. So trat Kräuter für die Aussprache des *g* nach süddeutscher Weise als die allein richtige in gehobener Rede ein, und die in diesem Sinne erlassenen Verordnungen für die Berliner Hoftheater gaben ihm eine wahre Genugthuung: Musikalisches Wochenblatt X (1879) 429 ff., Blätter f. d. bayerische Gymnasial- und Realschulwesen XV (1879) 373 ff., Herrigs Archiv LXIII (1880) 123, Anz. f. d. Alt. XII (1886) S. 128 ff.

Von besonderer Wichtigkeit aber musste die Phonetik für die Orthographie werden, sobald es darauf ankam, die Schreibung mit der gesprochenen Rede in Uebereinstimmung zu bringen. Bekanntlich hat die deutsche Orthographie sich in einzelnen Punkten noch im Laufe unseres Jahrhunderts geändert; ja, eine völlige Umgestaltung wurde durch Jacob Grimm und andere Germanisten in Anregung gebracht, bei welcher insbesondere der Anschluss an das saubere, durchsichtige System der mittelhochdeutschen Schreibweise gesucht werden sollte. Dieser etymologischen Behandlung, welche zwar in sehr verschiedenen Stufen, doch bei einer grossen Zahl von Sprachforschern bereits Anklang gefunden hatte, stellte sich R. v.

Raumer entgegen, welcher mit Recht die übergrosse Schwierigkeit einer orthographischen Reform hervorhob und betonte, dass eine ganz Deutschland gemeinsame, wenn auch hie und da fehlerhafte Rechtschreibung noch immer einer besseren, aber nur von einem Teile Deutschlands angenommenen vorzuziehen sei. Raumer bemerkte weiter, dass, wenn an dem herkömmlichen Gebrauche etwas verändert werden solle, wie namentlich in gewissen schon zweifelhaft gewordenen Fällen, nicht die Etymologie, nicht der nächste Anschluss an einen älteren Sprachzustand, sondern die Phonetik den Ansschlag geben, also die möglichst genaue Wiedergabe des gesprochenen Lautes erstrebt werden müsste. Der preussische Kultusminister Falk berief im Januar 1876 eine orthographische Konferenz nach Berlin, welche Raumers Vorschläge begutachten sollte. An der lebhaften Verhandlung, welche dieser Schritt in den Zeitungen und Zeitschriften hervorrief, beteiligte sich auch Kräuter. Hatte er schon 1873 in Michaelis Zs. f. Orthographie S. 51 eine Arbeit von Berliner Gymnasiallehrern, welche wesentlich das Herkömmliche zusammenfassten, gebilligt, so hielt er auch später die Sache für noch nicht spruchreif: Herrigs Archiv f. d. Stud. d. n. Spr. LV, 129 fg. (Braunschweig 1876), und äusserte sich über das Ergebnis der orthographischen Konferenz, welche weder den Raumerschen Vorschlägen zustimmte, noch unter sich einig war, sehr abfällig: Herrigs Arch. LVI (1876) 311 fg. Der Erfolg bestätigte dies Urteil: das preussische Ministerium, welches inzwischen auf Herrn v. Puttkamer übergegangen war, griff auf Raumers Vorlage zurück, welche dann für die Schulorthographie massgebend wurde. Auch die Mängel dieser Vorlage setzte Kräuter auseinander: Magazin f. d. Lit. des In- und Auslandes 1883, 756. Insbesondere kämpfte er gegen das sz heftig an: Michaelis Zs. f. Stenographie und Orthographie 1875 S. 73 fg., Journal f. Buchdruckerkunst 1879, 487 fg., 507 fg., «Ein orthographisches Ungeheuer» Herrigs Archiv LXII, 1879, 193. Die Frage nach der Bezeichnung der s-Laute ist namentlich dadurch erschwert, dass die lateinische Schrift (Antiqua) von der sogenannten deutschen (Fraktur) hierin abweicht. Die Abschaffung dieser letzteren befürwortete auch Kräuter auf das lebhafteste: Mag. f. d. Lit. d. In- und Auslands 1885, 749 = Reform, Zs. d. Ver. f. vereinfachte Rechtschreibung 1886 S. 25 fg.

Was der Schriftsprache gegenüber an unüberwindlichen Schwierigkeiten scheiterte, das war an den Mundarten durchaus durchführbar und durchführenswert: eine genaue Bezeichnung der gesprochenen Laute. Es kam nur darauf an, so einfach, so klar und so umfassend wie nur möglich die Zeichen für die

Laute zu wählen. Hier ist Kräuter in jeder Weise am glücklichsten gewesen. Seine Art, mit Benutzung fast nur der überlieferten Schriftzeichen Klang, Hervorbringungsweise, Dauer der Laute, sowie bei den Vokalen die etwaige Nasalierung zu kennzeichnen, ist vollkommen durchdacht und gegenüber zahlreichen Vorschlägen anderer auch aus späterer Zeit wohl vorzuziehen. Kräuter hat sie mehrfach als « Zwölf Sätze über wissenschaftliche Orthographie der Mundarten » zusammengefasst und besonders ausführlich dargelegt in Frommanns Zeitschrift: Die deutschen Mundarten Bd. VII (Halle 1877) S. 305—332; vgl. dazu Herrigs Archiv LVIII (1877) S. 43 fg., Anz. f. d. Alt. IV (1878) S. 299 fg., Bartschs Germania 23 (1878) S. 123 fg., Korrespondenzblatt f. niederd. Sprachforschung (1879) S. 2 fg., «Grundgesetze der orthographischen Wissenschaft» Zs. f. Orthogr. (1881) S. 170 fg.

Diese Schreibung der mundartlichen Laute hat dann namentlich auch bei denen Annahme gefunden, welche sich mit den elsässischen Dialekten befasst haben, bei Mankel, Lienhard, Spieser u. a. Einzelne Abweichungen wurden nur aus Rücksicht auf den Typenvorrat der Druckerei und auf leichtere Aneignung seitens der Leser für nötig befunden.

Die Kenntnis der elsässischen Mundarten hat Kräuter auch in historischer Beziehung erheblich gefördert, insbesondere durch seinen Aufsatz über « die schweizerisch-elsässischen *ei*, *öy*, *ou* für alte *ī*, *ȳ*, *ū* »: Zs. f. d. Alt. 21 (1877) S. 258 fg., ferner durch die in Birlingers Alemannia IV (1877) S. 255 fg., V (1877) S. 186 fg. abgedruckten Untersuchungen « Das elsässische y für gemeinalemannisches u » und « Die mitlautenden Längen im Altelsässischen », « Die alten g und j im Elsässischen ».

Eine umfassende Darstellung gedachte er von dem Strassburger Dialekt zu geben. Die Arbeit sollte schon 1874 gedruckt werden, und ein Teil fand sich handschriftlich in Reinschrift unter den nachgelassenen Papieren. Allein auch dieser Teil zeigt durch spätere Zusätze, Striche und Umarbeitungen, dass Kräuter selbst mit dem ersten Entwurf später nicht ganz zufrieden war. Immerhin wird diese Arbeit nicht verloren gehen. Nach einer gütigen Mitteilung der verwitweten Frau Dr. Kräuter hatte der Verfasser zuletzt noch gewünscht, dass sie in meine Hände gelegt werde: sie wird für unser elsässisches Idiotikon und die sich daran anschliessenden grammatischen Arbeiten dankbar benutzt werden.

Ich schliesse diese Uebersicht über Kräuters Arbeiten mit dem Hinweise auf einige Aufsätze allgemeineren Inhalts, welche in anziehender Weise die von ihm wissenschaftlich behandelten Gegenstände einem grösseren Leserkreise zugänglich machen

sollen: «Sprache und Schrift», Zs. f. Orthogr. I, Rostock 1880|81, «Die Verkommenheit der Mundarten», Arch. f. n. Spr. LVII (1877) 189—210. Manche eigentümliche Gedanken und die klare, lebendige Darstellung werden auch jetzt noch den Leser dieser Aufsätze anziehen und fesseln.

Wilhelm Mankel.

Auf dem Gebiet der elsässischen Dialektforschung ist auch W. Mankel thätig gewesen; seine Bearbeitung einer elsässischen Mundart sichert ihm einen bleibenden Anspruch auf unseren Dank.

Wilhelm Mankel war geboren am 16. August 1831 zu Wachenbuchen in Hessen, im jetzigen Regierungsbezirk Kassel. Sein Vater war Förster. Seine Ausbildung erhielt er auf der Oberrealschule in Hanau, wo er auch von 1855 bis 1860 als Lehrer an der Bürgerschule thätig war. Am 4. Juli 1858 verheiratete er sich mit Amalie Langsdorf, der Tochter eines Lehrers, die ihn nach langer glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe überleben sollte. 1860 an die Realschule zu Hanau übergegangen, kehrte er von 1864 ab zu den Studien zurück und hörte von Ostern 1863 bis 1864 in Paris die Vorlesungen an der Sorbonne und am Collège de France; bezog dann von 1864 bis 1866 die Universität Marburg und sah sich hier insbesondere durch den Sprachforscher Justi gefördert. 1866 ward er als ordentlicher Lehrer an der Realschule in Hanau angestellt, wirkte von Ostern 1874 bis Herbst 1875 an der höheren Bürgerschule zu Frankfurt a. M., hierauf ein halbes Jahr an der Sekundärschule zu Winterthur, ward 1876 an der Realschule zu Münster im Oberelsass angestellt und ging von hier aus zu Ostern 1882 an die Realschule zu St. Johann in Strassburg über. Am 28. Januar 1889 raffte ihn eine rasch sich entwickelnde Brustkrankheit hinweg. An seinem Grabe sprach Herr Direktor Wingerath mit vollster Anerkennung von der ausgezeichneten Treue und Gewissenhaftigkeit, mit welcher Mankel sein Lehramt verwaltet hatte.

Dieser Zug gewissenhafter Sorgfalt ist nun auch den wissenschaftlichen Arbeiten Mankels eigen. In Münster hatte er im Auftrage der Realschule zwei Schriften veröffentlicht: eine Festrede zu Kaisersgeburtstag, «Ueber die Treue in Sage und Dichtung des deutschen Volkes (Colmar 1877)», und eine Programmabhandlung, «Ueber das Sinnenleben und dessen Entwickelung zur Intelligenz» (Colmar 1877). Zugleich sammelte er in Münster den Stoff zu mundartlichen Arbeiten, die er in Strassburg vollendete. In den Strassburger Studien Bd. II. S. 113—284, auch in Sonderabdruck, Strassburg 1883, erschien: «Die Mund-

art des Münsterthales, grammatisch-lexikalischer Beitrag zur Erforschung der deutschen Sprache im Elsass.» Die grammatische Einleitung erweiterte Mankel zu einer «Laut- und Flexionslehre der Mundart des Münsterthales», welche er als Strassburger Doktordissertation 1886 drucken liess.

Die zuletztgenannten Arbeiten Mankels bieten eine treffliche, auch phonetisch höchst sorgfältige Sammlung des Sprachschatzes einer Mundart des Oberelsass, welche infolge ihrer Abgeschlossenheit eine besondere Reinheit und Fülle bewahrt hat. Im Wörterbuch ist mit erstaunlichem Fleisse alles zur Vergleichung herangezogen, was in verwandten Dialekten ebenfalls vorliegt. Eine auserlesene Bibliothek hatte Mankel sich zu diesem Zwecke selbst gesammelt.

So war er denn in vorzüglicher Weise vorbereitet zur Mitarbeit an einem Elsässischen Idiotikon, welches — mit Benutzung des von August Stöber lebenslang gesammelten Stoffes — nach dem Muster hauptsächlich des neuen Schweizerischen Idiotikons geplant wurde. Diesen Plan entwickelte Mankel in einem anregenden, klaren und reichhaltigen Vortrag in der allgemeinen Versammlung unseres Zweigvereins 1887. Der Ausführung dieses Plans die ruhigen Tage des kommenden Alters zu widmen war seine Hoffnung. Sie sollte sich nicht erfüllen. Uns aber werden die sorgfältigen, schön geschriebenen Beiträge, welche er hinterlassen hat, immer wieder an den lieben, bescheidenen, tüchtigen Mitarbeiter erinnern.

Johannes Crüger.

Der dritte Mitforscher, dessen Tod wir beklagen, hatte seine Thätigkeit der Litteraturgeschichte zugewendet. Von den zahlreichen Arbeiten, die er noch in jungen Jahren veröffentlicht hat, bezieht sich nur ein Teil auf das Elsass; doch hatte er eine grössere Schrift über die Theatergeschichte des Elsass seit längerer Zeit vorbereitet. Ueber das Leben des Frühgeschiedenen hat dessen Vater gütigst folgende Mitteilungen gemacht.

«Dr. Ferdinand Julius Johannes Crüger ist am 21. Juni 1861 zu Eisleben geboren. Sein Vater Dr. Joh. Crüger war damals erster Lehrer am Schullehrer-Seminar zu Eisleben, seine Mutter heisst Julie Crüger, geb. Boehr. Den ersten Unterricht erhielt der Knabe in der Stadtschule zu Oranienburg bei Berlin, wohin sein Vater als Direktor des Seminars zu Michaelis 1861 versetzt worden war. Von Michaelis 1872 an besuchte Johannes das Gymnasium zu Neu-Ruppin und verliess dasselbe mit dem Zeugnis der Reife Michaelis 1878; von der mündlichen Abgangsprüfung war er dispensiert worden. Er studierte sodann

Philologie auf der Universität Leipzig von Michaelis 1878 bis Mich. 1879, zu Strassburg von Mich. 1879 bis Mich. 1880, zu Leipzig von Mich. 1880 bis Ostern 1881, zu Bonn von Ostern 1881 bis Ostern 1882, und nachdem er einige Monate lang die Bibliothek zu Zürich durchforscht hatte, zu Strassburg von Michaelis 1882 bis Ostern 1883. Am 29. Juli 1883 wurde er hier nach bestandenem Colloquium und auf Grund der Promotionsschrift «Der Entdecker der Nibelungen» zum Doktor der Philosophie promoviert. Nachdem er am 1. August 1884 das Examen pro facultate docendi bestanden hatte, leistete er sein Probejahr von Michaelis 1884 bis Michaelis 1885 am Lyceum zu Strassburg und wurde am 1. April 1885 Adjunkt an dieser Anstalt. Am 21. September 1885 trat er am protestantischen Gymnasium als wissenschaftlicher Hilfslehrer ein. Im Anfang des Jahres 1888 hat er viel an einem schmerzhaften Rheumatismus gelitten, kam in den Sommerferien krank im elterlichen Hause zu Neu-Ruppin an und fiel aus einem gastrischen Fieber in eine Darmkolik, dann wieder in ein gastrisches Fieber. Im Oktober gestaltete sich die Krankheit zu einer mit hohem Fieber verbundenen Gehirnentzündung; anfangs November trat ein Schlaganfall ein, durch welchen die Zunge und die rechte Seite des Patienten gelähmt wurden. Die Lähmung verbreitete sich langsam weiter, lichte Augenblicke waren selten. Der Tod trat ein am 27. Februar 1889.»

Diesem Berichte des Vaters darf wohl hinzugefügt werden, dass Dr. Crüger im persönlichen Verkehr sich durch frisches, frohes Wesen, durch Freundlichkeit und Gefälligkeit zahlreiche treue Freunde erworben hat, und dass seine unermüdliche Arbeitslust und Arbeitskraft wahre Achtung einflössen musste. Seine wissenschaftliche Neigung und Begabung ging dahin, das was man neuerdings «Archive der Litteratur» genannt hat, jene handschriftlichen Sammlungen von Briefen, von ungedruckten Litteraturwerken oder Entwürfen dazu, an das Licht zu ziehen und für die Litteraturgeschichte nutzbar zu machen. Zuerst gedachte er die Dichtungen des Göttinger Hainbundes in dieser Weise zu behandeln; allein es gelang ihm nicht, sich das Material vollständig zugänglich zu machen, und so erschienen als Ergebnisse dieser Studien nur einzelne, noch dazu meist erst später veröffentlichte Artikel: 1) Zwei Vossische Gedichte in früherer Fassung. Archiv f. Litt. Gesch. XI (1882) S. 449 bis 453; 2) Das erste neuhochdeutsche Minnelied. Zs. f. deutsche Philol. XVI (1884) S. 85—88; 3) Bundesbuch und Stammbücher des Hains: Akadem. Blätter S. 600—605 (1884); 4) in der Vierteljahrsschrift f. Litt. Gesch. soll demnächst erscheinen Halms «Hölty». Weit ergiebiger erwies sich der in

Zürich aufbewahrte Nachlass von Bodmer und Breitinger, und insbesondere die auf die altdeutschen Studien der Schweizer wie ihres Gegners Gottsched bezüglichen Aufsätze Crügers haben volle Anerkennung gefunden: 5) Der Entdecker der Nibelungen (Diss.), Frankfurt a. M. (1883); 6) Die erste Gesamtausgabe der Nibelungen, Fkf. a. M. (1884); 7) Briefe von Schöpflin u. a. Strassburger Gelehrten an Bodmer und Breitinger: Strassb. Stud. 2 (1884) S. 440—498; 8) Bodmer, Stadtvogt Renner in Bremen, Wiedeburg in Jena: Zs. f. d. Philol. XVI (1884) S. 197—221. Mehr die allgemeine Litteraturgeschichte betreffen: 9) Die Recension: Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer, hg. v. Bächtold: Arch. f. Litteraturgesch. XII (1884) S. 488—502; 10) Zwei Wielandbriefe: Arch. XIII 220—228 (1885); 11) Ein Stück des Messias in erster Fassung: Arch. XIII (1885). S. 411—413; 12) Bodmer und Gœthe 1773—1782: Gœthejahrbuch V (1884) S. 117—216; 13) Ein grösseres, zusammenfassendes Buch: Joh. Christ. Gottsched und die Schweizer J. J. Bodmer und J. J. Breitinger hg. v. J. Crüger in Kürschners Deutsche Nationallitteratur, 42. Bd., Berlin u. Stuttgart o. J.; 14) Aus Handschriften der Strassburger Bibliothek stammt: Zu den Briefen von Christiane Gœthe an Nic. Meyer, Gœthejahrbuch VII (1886) S. 304, 305. Ich reihe hier noch an 15), 16), 17) Miscellen: Akadem. Blätter S. 548—550; Anz. z. Zs. f. d. Alt. X (1884) S. 275—278; XI (1885) S. 179, 180; und ferner 18) eine halb scherzende Polemik gegen Combes Types de la littérature allemande, Grenzboten 1888, I. 125—136; 172—180. Was noch zu nennen ist, gehört der elsässischen Litteratur- und Kulturgeschichte an: 19) Ein Brief von 1782 über Strassburger Zustände (Cagliostro): Els.-Lothr. Landes-Zeitung, Dez. 1882; 20) Englische Komödianten in Strassburg vor dem Ende des 30jährigen Kriegs, Strassb. Post 1886 N. 359—361; 21) Englische Komödianten in Strassburg: Arch. f. Litt. Gesch. XV (1887) S. 113—125; 22) Der Schwerttanz in Strassburg: Strassb. Post (1888) N. 295; 23) Zur Strassburger Schulkomödie (Calaminus): Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des protest. Gymn. (1888) S. 305—354; 24) Das Strassburger Theater von der Reformation bis zum 30jährigen Krieg: Vortrag (auszüglich) in den Verhandlungen der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Zürich: Leipzig 1888, S. 186—189.

Ich schliesse, indem ich dankbar bemerke, dass bei dieser Zusammenstellung Herr stud. Hermanny mir behilflich war, ebenso wie für Kräuters Arbeiten einer seiner ehemaligen Schüler, Herr J. Dreyfuss, mir zur Hand gegangen ist.

X.

Volkstümliche Feste, Sitten und Gebräuche in Elsass-Lothringen.

1888.

Die diesjährigen Mitteilungen verdanken wir zum grössten Teil den Steuerkontroleuren Herrn Jansen, früher in Rothau, jetzt in Molsheim, und Herrn Schrader, früher in Molsheim, jetzt in Bischweiler. Ferner steuerten bei die Herrn Oberlehrer Dr. v. Dadelsen in Gebweiler und Forstassessor Bargmann in Rothau. Herr Regierungsbaumeister Bühler sandte uns das wertvolle Trachtenbild aus dem Münsterthale, das den Band schmückt. Möchten unsere Mitglieder auch fernerhin offen Auge und Ohr für das Volksleben haben und durch Aufzeichnen zu retten suchen, was noch zu retten ist.

Neujahr.

Kleeburg (Kreis Weissenburg). — Das Jahr wird angeschossen. Neujahrsgruss: Ich wünsch Dir ein glückseliges neues Jahr und alles, was Dir lieb ist. — Ich wünsche Dir desgleichen. Die Kinder erhalten von ihren Paten Wecken.

Stossweier (Kreis Colmar). — Die Kinder sagen den Glückwunsch: I weisch eich e güets neis Johr, viel Glüeck, G'sundheit un e langs Läwe, das eich der lieb Gott möcht gäwe.

Odratzheim (Kreis Molsheim). — Die Kinder wünschen ihren Paten das Neujahr und werden beschenkt.

Mariä Lichtmess (2. Februar).

Saales (Kreis Molsheim). — Von Mariä Lichtmess bis ersten Fastensonntag wird «Ménage» gemacht; die Burschen schleichen sich in die Küchen und verstellen sämtliche Küchengeräte. Wird man überrascht, so schwärzt man mit den absichtlich russig gemachten Händen dem Störer das Gesicht.

Petri Stuhlfeier (22. Februar).

Dangolsheim (Kreis Molsheim). — Zur Erinnerung an die Vertreibung der Juden aus der Gemeinde durchziehen die Schulkinder das Dorf und rufen: «Kroten und Schlangen laufen ins Taterle Hosen herum!»

Die Kinder erhalten von den Leuten Nüsse und andere Kleinigkeiten. Kein Jude lässt sich an diesem Tage im Dorfe sehen.

Fastnacht.

St. Blaise (Kreis Molsheim). — Es brennen Fastnachtfeuer. Früher wurden glühende Rädchen mit Gerten in die Luft geschleudert. Man ruft die Paare beim Feuer aus.

Sonntag nach Fastnacht (Kiachlesonntag).

Saales (Kreis Molsheim). — Am Sonntag nach Aschermittwoch werden auf einem Hügel grosse Feuer, «bures» genannt, angezündet; um dieselben tanzen Burschen und Mädchen singend herum.

Schirmeck (Kreis Molsheim). — Auf den Höhen brennen Feuer, «feir des birs» genannt. Es werden Scheiben geschlagen und Paare ausgerufen.

Odratzheim (Kreis Molsheim). — Es werden Küchle gebacken. Es brennt abends ein grosses Feuer. Die Knaben ziehen, nachdem das Feuer niedergebrannt ist, mit brennenden Fackeln und singend in das Dorf zurück.

Sulzbad (Kreis Molsheim). — Das Kiachlelied wird am ersten Sonntag in der Fastenwoche gesungen. Das Küchelbacken ist fast in Vergessenheit geraten. Die Gaben, die man den singenden Kindern giebt, bestehen meistenteils aus Obst. Früher war es Sitte, am Mittag nach der Vesper die «Schürwacke» zu schlagen. Dieselben waren runde Holzstücke, die durchbohrt mit Hilfe einer Gerte brennend den Berg herab geschnellt wurden.

D' Schürwacke hanmer geschlaje,
's Kiachele wellemer hole.
·/. Veiele, Rose, Bliamele.
Mer senge um des Kiachele.
Kiächele arüs, Kiächele arüs.
Wensche Gleck en ejer Hüs.

Der Herr het a schener Schopf,
Owene nof drowe ne a schener Knopf.
·/. Veiele, Rose, Bliamele etc.

Der Herr het a schene Käller,
Ar hangt ganz voll Moschgadāler.
·/. Veiele, Rose, Bliamele etc.

Der Herr het a schener Hund,
Ar esch ganz köjelrund.
·/. Veiele, Rose, Bliamele etc.

Mer stehen of em a kalte Stein,
Gan is a Kiächele, no genner heim.
·/. Veiele, Rose, Bliamele etc.

Gresswciler (Kreis Molsheim). — Es werden Scheiben geschlagen.

Stosswcier (Kreis Colmar). — Die Schulbuben ziehen umher und sammeln « Fastnachtkichle », indem sie dabei singen :

« Kiechle nüs, Kiechle nüs,
Oder i schla' e Loch ins Hüs. »

Die Küchle werden an lange Stöcke gesteckt.

Mollkirch (Kreis Molsheim). — Noch vor wenigen Jahren brannte ein grosses Feuer, wurden Scheiben geschlagen und wurden die Paare ausgerufen.

1. April.

Saales (Kreis Molsheim). — Am 1. April, dem sogenannten Tage des «poisson d'avril», und vierzehn Tage vor dem 6. Dezember gehen abends die grösseren Knaben in Bischofskleidern von Haus zu Haus mit einem aus Stroh verfertigten Esel.

Anfang Mai.

Bolchen (Kreis Bolchen). — In einzelnen Orten des Kreises, wie Hessdorf, Falck, Machern, ziehen anfangs Mai die jungen Mädchen in die Ortschaften und von Haus zu Haus, singen geistliche Lieder und sammeln Beiträge für die Marienandacht.

Ostersonntag.

Saales (Kreis Molsheim). — Am Ostersonntag werden die kleinen Kinder vom Priester in der Kirche öffentlich gesegnet.

Christi Himmelfahrt.

Steinthal (Wildersbach, Kreis Molsheim). — Am Tage vor Christi Himmelfahrt treffen sich viele Leute aus dem Steinthale auf den freien Berghöhen. Dort wird bei lodernden Feuern und Musik geschmaust und begrüssen sich alte Bekannte, die sich oft das ganze Jahr nicht gesehen haben. In früheren Zeiten waren mit diesem Feste auch Spiele verbunden, wie Springen, Ringen, Wettlaufen u. s. w. Die Sieger erhielten Preise, oft wurden sogar dem einen oder andern Triumphbogen gebaut. Das Fest hat an Bedeutung nachgelassen; doch finden noch jetzt Zusammenkünfte statt, besonders auf dem Bergsattel zwischen Wildersbach und Waldersbach, genannt «Berheux» (Berghöhe?), und zwar an dem Platze, auf dem Oberlin seine Predigten öfters zu halten pflegte.

Pfingsten.

Kleeburg (Kreis Weissenburg). — Die Schulbuben durchziehen den Ort, um Eier und Speck zu sammeln. Einer von ihnen, mit geschwärztem Gesicht und mit Stroh umwunden, erbittet die Gaben; die andern rufen:

Speck und Eier heraus!
Sonst schicken wir den Martel ins Hühnerhaus!

Am Abend werden die Gaben in einem befreundeten Hause verzehrt.

Pfingstmontag.

Dangolsheim (Kreis Molsheim). — Am Pfingstmontag wird alljährlich ein Knabe vollständig mit Stroh oder Ginster umwickelt. Dieser, «Pfingstesel» genannt, wird an einem Seil von der Dorfjugend von Haus zu Haus geführt und dabei folgender Spruch hergesagt:

Guten Morgen beisammen!
Da haben wir einen stockblinden Mann,
Der niemand sehen kann.
Droben im Elmer Forst
Hat er seinen Horst.

Er hat seine Zähne an einem alten Eichbaum ausgebissen und kann nichts fressen als Eier und Speck und Wein saufen. Wir sind schon bei vielen Doktoren gewesen, und sie haben uns geraten, wir sollen ihn in weissem und rotem Wein baden. Ja, ja, ja!

Darauf erhalten die Kinder von den Leuten Eier, Speck oder Wein. Am Abend wird das Gesammelte gemeinschaftlich verzehrt.

Odratzheim (Kreis Molsheim). — Auch hier wird der «Pfingstesel» herumgeführt und Gaben gesammelt.

Johanni (24 Juni).

Sulzbad (Kreis Molsheim).

Kanzti (Johannis) han a Fier,
Kanzti han a Stier,
Kanzti han a Peternall,
Gän is aui a Rawall.

Am Abend des Johannistages wird das Kanztilied von den Knaben gesungen. Sie gehen von Haus zu Haus und erhalten eine «Rebwelle». Ursprünglich sammelte man nur das Holz von den Reben, das im Frühjahr abgeschnitten war, jetzt nimmt man auch anderes Holz. Früher war es Sitte, an den vier Ausgängen des Dorfes je ein Feuer abzubrennen, jetzt wird nur eins abgebrannt. Das ganze Dorf ist darum versammelt. Sobald das Holz verbrannt ist, springt alles über den Gluthaufen.

Gressweiler (Kreis Molsheim). — Es brennen Johannisfeuer.

Trinitatis.

Saales (Kreis Molsheim). — Am Feste Trinitatis lässt jedes Haus vom Priester Salz weihen.

Andreastag (30. November).

Gebweiler (Kreis Gebweiler). — Um die Beschaffenheit des zukünftigen Gatten zu erfahren, wird von den Mädchen folgender Brauch geübt. Das Mädchen lässt sich von einer jungen Witwe einen Apfel schenken, zerschneidet denselben in zwei Hälften und isst die eine davon. Die andere nimmt sie abends mit in das Bett und spricht vor dem Einschlafen die Worte:

Heiliger Andreas, i bitti
Ins Bett tritti,
Zeig' mir diese Nacht
Mein Herzallerliebst
In menschlicher Gestalt,
Ist er jung oder alt.

Zeigt ihr dann der Traum einen Geliebten, wie sie ihn sich wünscht, so reibt sie sich am Morgen mit der Apfelhälfte den Nabel ein.

1. Dezember.

Saales (Kreis Molsheim). — In der Nacht vom 30. November zum 1. Dezember kochen die jungen Mädchen den Spüllappen auf und glauben in dem aus dem Topfe aufsteigenden Dampf das Gesicht ihres zukünftigen Freiers erkennen zu können.

St. Nikolaus.

St. Blaise (Kreis Molsheim). — Aeltere Buben verkleiden sich als St. Nikolaus, reiten auf einem Esel durch das Dorf und belohnen die guten, bestrafen die bösen Kinder.

Odratzheim (Kreis Molsheim). — Aeltere Burschen durchziehen maskiert das Dorf, belohnen die guten, bestrafen die bösen Kinder.

Weihnachten.

Kleeburg (Kreis Weissenburg). — Ein als Christkind verkleidetes Mädchen geht herum und beschenkt die Kinder.

Stossweier (Kreis Colmar). — Christkindle und « Pickesel » ziehen herum, belohnen die artigen und bestrafen die bösen Kinder.

Mollkirch (Kreis Molsheim). — In der Christnacht bekommt das im Hause befindliche Vieh vor Mitternacht Futter, damit es während der feierlichen Stunde nicht schlafe.

Sylvesterabend.

Stossweier (Kreis Colmar). — Das Neujahrschiessen nimmt ab. Man spielt in der Nacht grosse, sogenannte « Neujahrswecken » und « Brettstellen » aus.

Saales (Kreis Molsheim). — In der Neujahrsnacht stellt jeder junge Bursche vor das Haus seines Mädchens ein junges, mit Bildern und Bändern geschmücktes Tannenbäumchen.

Odratzheim (Kreis Molsheim). — Es werden grosse Brettstellen in der Nacht ausgespielt.

Taufe.

Grendelbruch (Kreis Molsheim). — Zu dem Kindstaufschmaus liefert der Taufpate den Wein, die Taufpatin Brot, Fleisch und Käse. Beim Imbiss erhält die Hebamme das grosse, sogenannte «Hebammenglas». Bei der Rückkehr aus der Kirche wird die Wohnstubenthür zugehalten und nur gegen ein Trinkgeld, das der Taufpate zahlen muss, geöffnet.

Wird die Taufpatin ausgesegnet, so bringt der Taufpate den sogenannten «Kindbettenlaib».

Hochzeit.

Kleeburg (Kreis Weissenburg). — Hochzeiten finden meistens Dienstags oder Donnerstags statt. Der Hochzeiter und die Hochzeiterin laden vierzehn Tage vorher zwei Burschen und zwei Mädchen, die Schmollburschen und Schmollmädchen genannt werden. Die Schmollburschen laden dann acht Tage vorher die ganze Freundschaft ein, die Schmollmädchen helfen drei Tage vor der Hochzeit bei den Zurüstungen. Beim Kirchgang führt der älteste Schmollbursche die Braut. Braut und Bräutigam müssen Geschenke an die Schuljugend geben, die Ketten über den Weg gespannt hat. Die Mädchen tragen Kränze auf dem Kopfe, die Burschen einen Strauss. Nach der Trauung schenkt die Braut den Schmolljungfern eine weisse Schürze mit breitem Band und Spitzen. Nach dem Essen, das sich lang hinzieht, wird getanzt. Die ersten drei Tänze tanzt das Brautpaar allein, den folgenden der Brautführer mit seinem Mädchen, dann darf alles tanzen. Am nächsten Tage wird im Hochzeitshause nochmals zu Mittag und Abend gegessen, bei reichen Leuten auch getanzt; ebenso am dritten Tage.

Gressweiler (Kreis Molsheim). — In der Kirche opfert die Brautjungfer für die Braut ein Taschentuch, welches sie beim Opfergange auf den Altar legt.

Westhalten (Kreis Molsheim). — Früher war es Sitte, das jedes neuvermählte Paar auf der Allmend einen Obstbaum setzen musste. Noch heute steht auf dem Girste (Geierstein) eine grosse Anzahl von Obstbäumen, die bei solchen Anlässen gepflanzt wurden.

Wildersbach (Kreis Molsheim). — Bei Hochzeiten ist es heute noch Sitte und Brauch, dass gleich nach der Suppe eine zugedeckte Schüssel herumgereicht wird Mit dem Herumreichen beginnt man zur linken Hand von dem Sitze der Braut, so dass sie zuletzt in die Hände der Braut gelangt. Erst von Seiten der Braut wird die Schüssel geöffnet, um sich des darin befindlichen vermeintlichen Gerichts zu bedienen. Aber zum Erstaunen aller befindet sich nur eine Pitschel- (Wickel-) Puppe darin, womit das Sinnbild einer gesegneten Ehe angedeutet werden soll.

Die Braut lässt dann die offene Schüssel noch einmal im Kreise herumreichen, damit sich ein jeder Gast von dem Inhalt überzeugen kann, wobei er jedoch nicht vergessen darf, in die Schüssel zu der Puppe ein Geldstück in beliebiger Höhe zu legen. Das so gesammelte Geld wird aufbewahrt und gehört der eventuellen Erstgeburt als Taufgabe oder gleichsam als Notpfennig.



Carl Flemming in Glogau.

Saales (Kreis Molsheim). — Es ist gebräuchlich, jedem neuvermählten Paare in der Brautnacht die sogenannte Suppe zu reichen. Sie besteht aus Rotwein, Pfeffer, Salz, Oel, Essig, Asche u. s. w.; damit pflegt man sie im Bette zu überraschen.

Ist eines der Brautleute bereits verheiratet gewesen, so wird dem Brautpaare am Abend vor der Hochzeit eine Katzenmusik gebracht.

Todesfall.

Grendelbruch (Kreis Molsheim). — Stirbt jemand, so wird sofort der Spiegel mit einem Tuche verhangen, die Wanduhr zum Stehen gebracht, das Weinfass, die Sauerkrauttonne, die Bienenkörbe, die gefüllten Mehlsäcke und sonst ähnliche gefüllte Gegenstände gerüttelt und dabei der Name des Verstorbenen genannt.

Stirbt eine Frau im Kindbett, so bekommt sie Schuhe an, damit sie wieder zum Kinde kommen kann.

Engenthal (Kreis Molsheim). — Der letztere Gebrauch findet sich auch hier.

Börsch (Kreis Molsheim). — Derselbe Gebrauch.

Tracht.

...sterthal. — Im oberen Münsterthal ist eine eigenartige Tracht, ...ch im Schwinden ist (in Metzeral, Mühlbach, Breitenbach, ...ch, Stossweier, Sulzern, Hohrod). Die alte Tracht in ihrer ...digkeit und den lebhaften Farben — die jetzige kennt nur ...Farben — stellt die beigegebene Abbildung dar. Dieselbe ist ...rn Baumeister Bühler, früher in Metzeral, nach einer noch im ... einer Familie befindlichen vollständigen Tracht gezeichnet. ... jetzige Tracht ist in dunklen Farben gehalten. Farben am ...iebt es nicht. Es werden zwei besonders grosse Taschen mit ...hnur um den Leib befestigt. Der «Tschobed» (Jacke) ist am ...iemlich weit ausgeschnitten, sonst aber eng anliegend, und ... sogenannte «Schnecken». Der ausgeschnittene Teil wird ...t durch ein grosses, zwei- bis dreimal um den Hals gewundenes Tuch. Das Haar ist in der Mitte auf den Kopf gewunden, bedeckt ist derselbe mit der «Näwelkapp», die mit ihrem «Lätsche», Seidenband, an den oberen Teil vorn geknüpft ist. Die beiden unteren Flügel der Kappe, an denen Bänder zum Knüpfen unter dem Kinn befestigt sind, bedecken die Ohren.

Kleeburg (Kreis Weissenburg). — Die jungen Burschen tragen Hosen und ein kurzes Wams aus schwarzem Tuch, ein weisses Hemd mit sehr hohem Kragen und ein schwarzseidenes Halstuch ganz schmal zusammengelegt und um den Hals gelegt. Schwarzen runden Hut. Die verheirateten Männer tragen einen dreieckigen Hut und einen langen, bis an die Knie reichenden Rock («Mutzen» genannt), vorn zwei Reihen Knöpfe, hinten fast bis an die Hüften aufgeschnitten; die beiden Teile heissen Zipfel. Sonst wie die Burschen. Die Mädchen tragen auf dem Kopfe eine schwarze Kappe («Nebelkappe» genannt), jedoch nur bei dem Kirchgang, dann einen Mutzen,

der bis auf die Hüften reicht. Auf diesen Mutzen wird von hinten ein buntes Halstuch geheftet, das vorn eingesteckt wird. Schwarzer Rock und schwarze Schürze, weisse Strümpfe und ganz niedere Schuhe. Die Frauen tragen sich ebenso, nur dass sie kein buntes, sondern ein schwarzes Halstuch tragen. Bei der Heuernte tragen die Mädchen weisse Schürzen, keine Mutzen, die Hemdärmel bis zum Ellbogen aufgebunden und über die Brust das «Leibel».

Spinnstuben.

Kleeburg (Kreis Weissenburg). — Es werden Spinnstuben in der gewöhnlichen Weise abgehalten.

Stossweier (Kreis Colmar). — Es werden Spinnstuben abgehalten, man nennt es «z'quelten gehen».

Griesheim (Kreis Molsheim). — Es werden Spinnstuben abgehalten.

Erdmännel.

Romansweiler (Kreis Molsheim). — Um die Kinder vor dem Erdmännel, das denselben Alpdrücken verursacht, zu schützen, werden in das Wiegenseil drei Knoten gemacht; dieselben sollen die heilige Dreieinigkeit bedeuten und das Erdmännel verscheuchen.

Aberglauben.

Mollkirch (Kreis Bolchen). — Zieht ein Gewitter über das Dorf, so verbrennt die Hausfrau ein geweihtes Kränzlein oder einen Palmzweig, um dadurch die Gefahr des Einschlagens abzuwenden.

Wenn im Hause ein Buchfink (Rotbrüschtl) nistet, so giebt die Kuh rote Milch.

Wer am 10. August (Lorenzius) zwischen 11 und 12 Uhr mittags in der Erde gräbt, findet kleine Kohlen, die das Haus vor Hexen schützen.

Im Sternbild der Jungfrau säen die Leute nicht, weil sie glauben, dass die Pflanzen falsch blühen und deshalb keine Frucht bringen.

Wenn die Bohnen am Urbanustag gepflanzt werden, so gedeihen sie und tragen reichlich.

Wenn es in der Kirche Wandlung läutet und zu gleicher Zeit die Uhr schlägt, so sagen die Leute: Jetzt stirbt bald jemand im Dorf.

Kinder, die an den Fronfasten zur Welt kommen, sehen auch an den Fronfasten des Nachts Geister.

Saales (Kreis Molsheim). — Nach Läuten der Abendglocken wird Milch nur dann über die Strasse getragen, wenn sie vorher etwas Salz erhalten hat.

Rosenweiler (Kreis Molsheim). — In der Fasten- und Adventzeit zeigt sich öfters in den engen Gassen und Schlüpfen das sogenannte Zotteltier, das die Späteingehenden verhext, irreführt und viel Unheil anrichten kann.

Hat jemand junge Schweine gekauft, so nimmt er sie zuvor in die Stube, tränkt sie mit Milch und führt dieselben dann erst rückwärts schreitend in den Stall. Dadurch schützt er sie vor den Hexen.

Nach der Betglocke wird von vielen Weibern keine Milch mehr über die Gasse verabreicht, weil sonst die Kühe verhext werden.

Läuft in der Nacht jemandem eine Katze über den Weg, so soll man einen anderen Weg einschlagen, oder wenn dies nicht möglich, neben dem Weg gehen, sonst verirrt man sich.

Ballbronn (Kreis Molsheim). — Warzenvertreiben. Um Warzen zu vertreiben, wird folgendes Mittel angewendet. Ist man in der Kirche und sieht, dass zwei Personen miteinander schwatzen, so fährt man dreimal mit der Hand über die Warze und spricht dabei:

Was ich seh', das ist eine Sünd',
Was ich streiche, das verschwind'!
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und
des heiligen Geistes.

Zimmermannsspruch. Nach Aufschlagung eines neuen Hauses sagt der Zimmermann vom Dachfirst herab den Zimmermannsspruch, leert ein Glas Wein und wirft es hinab. Zerbricht dasselbe nicht, so bedeutet es Unheil für das Haus.

Börsch (Kreis Molsheim). — Verirrt man sich im Walde, so soll man die Schuhe wechseln.

Ballbronn (Kreis Molsheim). — Raupenvertreiben. Setzen sich im Herbst Raupen auf den Kohl, so soll, wenn zufälligerweise in der Nähe Kilbe ist, die Hausfrau dort unangeredet einen neuen Reisbesen kaufen, damit in den Garten gehen, den Kohl damit kehren und dabei sprechen: «Ier Rübbe gehen uf de Kilb, ier Rübbe gehen uf de Kilb», so werden die Raupen verschwinden.

Westhofen (Kreis Molsheim). — Baumpflanzen. Wurde ein Obstbaum gesetzt, so nahm man einen Knaben mit, gab diesem nach erfolgtem Setzen eine Ohrfeige und erklärte demselben auf Befragen: «Du sollst daran denken!»

Ueber der Stallthüre war immer ein mit den Reisern gegen die Thüre gekehrter Besen angebracht zur Fernhaltung von Hexen.

An einem Mittwoch zur Welt gekommene Schafe wurden nicht aufgezogen.

Vor ungefähr 50 Jahren war es bei den Juden Brauch, dass das Vieh, das an einem Sabbath geboren wurde, entweder nach Frankfurt gebracht oder an einen Andersgläubigen verschenkt werden musste.

Witterungswechsel.

Grendelbruch (Kreis Molsheim). — «Hört man im Falkensteinwald das Hündlein bellen und sieht man im Grendelbruchthal das Feuer brennen, so tritt langanhaltendes Regenwetter oder grausiges Schneegestöber ein.» Allgemein wird angenommen, dass das Hündlein, das

viele gesehen haben wollen, ein verwunschener unehrlicher **Wald**-hüter sei.

Spruch.

Ballbronn (Kreis Molsheim).

Ein Mädchen, das pfeift,
Und ein Huhn, das kräht,
Sind beide nichts wert.

XI.

Chronik für 1888.

29. Januar: Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim, Verf. von «Lillis Bild» (Nördlingen 1879) und der «Erinnerungen alter und neuer Zeit», II (Stuttgart 1887), stirbt 65jährig zu Schloss Edla in Oesterreich.

5. März: Professor Ohleyer in Weissenburg, geb. 20. Juni 1816, hochverdient um die Geschichte und um die Wiederherstellung des Doms zu Weissenburg, stirbt ebenda.

18. März: Trauerfeier für S. M. Kaiser Wilhelm I.

8. April: Eröffnung des städtischen Kunstgewerbemuseums in Strassburg.

15. Juli: Einweihung des auf Kosten von Herrn Sengenwald erbauten Glockenturms der Neuen Kirche zu Strassburg.

24. Juni: Trauerfeier für S. M. Kaiser Friedrich III.

1. 2. August: Jubelfeier des 350jährigen Bestehens des protestantischen Gymnasiums zu Strassburg.

13. Oktober: Oberlehrer Waldner an der Realschule zu Wasselnheim, geb. 26. März 1836 zu Basel, Vorsteher der botanischen Sektion des V. C., stirbt zu Mannheim (s. Progr. der Realschule zu Wasselnheim 1888).

26. Oktober: Gœthes Bildnis wird in einer Reproduktion von W. Eberbach an dem von Gœthe 1770—1771 bewohnten Hause zu Strassburg (Alter Fischmarkt 36) angebracht.

7. November: Hägeli, Pfarrer zu Nordheim, Verf. von Dramen für Jünglingsvereine, stirbt 48jährig.

17. November: Johannes Thomas Mangold, Pastetenbäcker zu Colmar, Dichter der «Colmererditsche Komedi» (1878), stirbt (geb. 1816).

19. Dezember: Der Rösselmanns-Brunnen in Colmar, ein Werk des Bildhauers Bartholdy, wird durch den Verschönerungsverein der Stadt Colmar übergeben.

XII.

Sitzungsprotokolle.

Vorstandssitzung.

11. November 1888, im städtischen Kunst-Gewerbe-Museum.

Anwesend: die Herren Barack, Erichson, Franke, Martin, Mündel, Schricker, Wiegand. Ihr Ausbleiben haben entschuldigt die Herren Hering und Luthmer.

Die Mitteilungen für die General-Versammlung werden vorbereitet sowie einige für das Jahrbuch eingelaufene Arbeiten vorgelegt und zur Berichterstattung verteilt.

Die nächste Vorstandssitzung wird auf Freitag den 28. Dezember anberaumt.

Es folgt die

Allgemeine Sitzung.

Prof. Martin eröffnet die Sitzung und erstattet den Rechenschaftsbericht über die Entwickelung des Zweigvereins im abgelaufenen Jahre. Die Mitgliederzahl betrug 1029.

Die Kasse ergab einen Ueberschuss von ℳ 109.

Der Kassenbericht des Herrn Mündel wird von zwei Mitgliedern der Versammlung geprüft und richtig befunden.

Herr Museums-Direktor Dr. Schricker hält einen Vortrag über die Entstehung und Entwickelung der Kunst-Gewerbe-Museen sowie über ihre Dienste für das Kunsthandwerk und führt dann die Anwesenden durch die Sammlungen des Museums.

Zum Schluss wird der bisherige Vorstand durch Acclamation wiedergewählt.

Nach der Sitzung vereinigen sich die auswärtigen Mitglieder mit mehreren hiesigen zum Mittagessen in der Bahnhofs-Restauration.

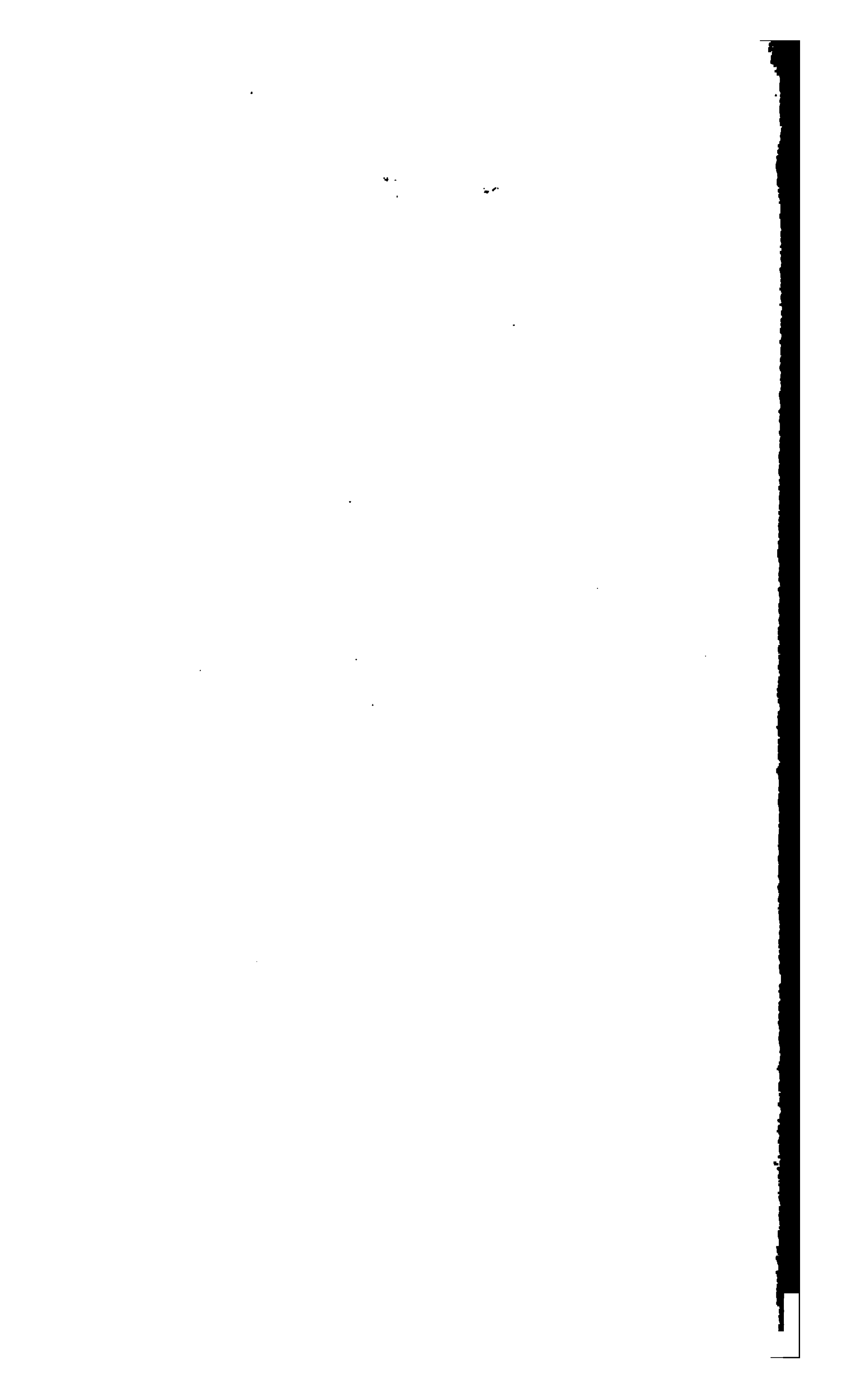
Vorstandssitzung.

28. Dezember 1888, im Bezirks-Archiv.

Anwesend: die Herren Barack, Erichson, Harbordt, Ihme, Martin und Wiegand.

Ihr Ausbleiben haben entschuldigt die Herren Euting, Franke, Herrenschneider, Mündel, Rathgeber und Schlumberger.

Die für das Jahrbuch 1889 eingelaufenen Beiträge werden vorgelegt und zur Berichterstattung verteilt.



JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

VI. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1890.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

VI. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1890.

Inhalt.

I.

Drei lateinische elsässische Kaisergedichte aus alter Zeit.

Uebersetzt von

Theodor Vulpinus.

I.

In einem alten Buche der Pariser Bibliothek (vgl. Monumenta Germaniae historica bezw. Dümlers Poetae latini aevi Carolini, Bd. I, S. 88 und 93) finden sich auf 122 Blättern die drei Bücher eines alten Grammatikers namens Diomedes. Auf dem 123. Blatt wird mitgeteilt, dass Karl der Grosse im Jahre 780 einen gewissen *Adam*, Haynhards Sohn, in *Worms* beauftragt habe, das Werk des Diomedes abzuschreiben. Die Pariser Handschrift ist eine Abschrift dieser Arbeit Adams. Auf demselben Blatt sind aber auch *Verse* Adams wiedergegeben, die er, offenbar bald nach des Kaisers Tod, wehmütigen Dankes voll an denselben gerichtet hat. Wir ersehen daraus, dass dieser Adam ein *Elsässer* war. Der Kaiser hatte ihm zum Lohn für geleistete wissenschaftliche Dienste das Kloster *Masmünster* geschenkt. Die Wormser Arbeit Adams fällt in das Jahr 780, das Gedicht in die Zeit um 814; Adam erwähnt, dass er 780 genau 30 Jahre gezählt habe; als er sein Dankgedicht schrieb, war er also etwa 65 Jahre alt, und das Gedicht selbst hat sich durch 10 Jahrhunderte bis in unsere Zeit

erhalten. Ich denke, es verlohnt sich, dieses ehrwürdige Altertum in deutsche Worte zu kleiden und es dadurch allen verständlich zu machen :

Adam von Masmünster an Karl den Grossen.

Um 814.

Als in dem Laufe der Zeiten der Erdkreis siebenmal glücklich
Hundert der Jahre vollendet und etwa noch zehenmal achte,
Seit durch Christi Geburt Heil über die Zeiten gekommen,
Und zwölf Jahre bereits Du trugest das Scepter der Franken,
5 Hat Dir, Karl, Du Geliebter des Herrn, mein König, das Buch hier
Adam geschrieben, zu *Worms* in der Stadt, Dein treuester Diener,
Haynhards Sohn. Doch eigentlich nennt er des *glücklichen Elsass*[1]
Bacchusgesegneten Gau, wo die Wiege gestanden ihm, Heimat.
Damals, als er es schrieb, war alt soeben geworden
10 Dreissig der Schreibende. Dann hast Du, Karl, gnädiger König,
Ihm *Masmünster,*[2] das Kloster, verliehen, wofür Dir der Himmel
Droben mit ewigem Lohne gewähre die reichste Vergeltung! —
Waffengewaltiger König und Held *Karl*, sei mir gegrüsset!
Dein demütiger Knecht, Dein *Adam* bittet: Gedenk' sein,
15 Schaue hernieder auf ihn, Du fürstlicher Völkergebieter;
Dein demütiger Knecht ist immer zu Dienst Dir gewärtig!
So fest stehet hienieden und droben Dir Fülle des Ruhmes,
Dass Du die Krone gewannest nun auch in dem himmlischen Reiche,
Wo stets Eintracht herrschen und endlos währender Friede,
20 Wo mit den Sternen sich labt Dein Geist auf himmlischer Weide!

II.

Unser zweites Kaisergedicht ist an Kaiser *Maximilian* gerichtet, den «letzten Ritter», und stammt aus der Feder *Sebastian Brants*, des berühmten Verfassers des «Narrenschiffes», der mit dem Kaiser wiederholt auch in persönliche Berührung gekommen ist. Brant war nach der Art seiner Zeit für allerlei Vorzeichen, wie wunderbare Missgeburten u. dgl., sehr empfänglich und hat derartiges mehreremale in seinen Gedichten verwertet. Zu dem hier mitgeteilten bietet ihm ein «Vogelwunder» Anlass, das aber vor den anderen den Vorzug naheliegender, ungezwungener sinnbildlicher Deutung voraus hat. — Seit Adam von Masmünster sind 681 Jahre verflossen,

---

[1] Alsatia felix
Est propria fecunda bono cui patria Bacho.

[2] Masunvilare.

aber die mittelalterliche Kaiservorstellung ist auch im Zeitalter des vorreformatorischen Humanismus noch lebendig: Seb. Brant fordert Maximilian vor allem auf, über die Alpen zu ziehen zum Empfange der *römischen* Krone, und beschwört die deutschen Fürsten, ihn auf diesem Römerzuge zu begleiten. Maximilian ist bekanntlich nicht im alten Sinne Kaiser geworden, sondern hat den Titel «*erwählter* römischer Kaiser» angenommen; sein Vater Friedrich III. war der letzte Kaiser gewesen, der sich in Rom (1452) hat krönen lassen. — Das Gedicht ist trotz mancher Weitschweifigkeit und Redekünstelei lesenswert.

Sebastian Brant an Kaiser Maximilian.

1495.

(Ad divum serenissimumque Maximiliánum Romanorum regem invictissimum semperque Augustum auspicii falconum prope Thann in comitatu Phirretarum de mense Junii anno 1495 visorum explanatio. — S. Brant.)

Wenn es Dir, gütigster König, beliebt, auf den Sänger zu lauschen
Und ein gnädiges Ohr seinem Gesange zu leihn,
Wie schon früher des öftern und jüngst erst wieder Gehör Du
Schenktest, erhabener Herr, meinem bescheidenen Spiel,
5 Will ich von *Wundern* erzählen, die wahr sind, die sich am hellen
Tage, von vielen geschaut, haben begeben. — Vernimm:
Hoher Gebieter, Du kennst in der Grafschaft Pfirt ja die Stadt *Thann*,
Auch *Balschweiler*[1] vielleicht (beide gehören dir zu),
Wo, wer da südwärts schreitet, nach *Basel* gelangt und vom Himmel
10 (Dort in der Gegend geschah's) fiel der geschleuderte *Stein*.[2]
Als eintausend man schrieb vierhundert und neunzig und fünf, just
Mitten im Juni (am Tag war es des heiligen *Veit*),
Und, und von den Zwillingen scheidend, im Zeichen des Krebses die Sonne
Wandte den Lauf und des Jahrs längester Tag sich genaht,
15 Kamen, den Feldern zu setzen das schützende Zeichen des Grenzsteins,

---

[1] — Phirreti de comitatu
Oppida Thann, Balsvil.

[2] Der bekannte Ensisheimer Meteorstein, den Brant gleichfalls als ein grosses Himmelszeichen in zwei lateinischen Gedichten besungen hat. Eines davon ist auch dem Kaiser Maximilian gewidmet und trägt die Ueberschrift: Fulgetrae immanis jam nuper anno XCII septimo idus Novembris prope Basileam in agros Suntgaudiae jaculatae in Naeniam mortis optimi imperatoris Friderici consolationem et exhortationem Divi Maximiliani explanatio. (S. Brant.)

Jeder auf eigenem Grund, *Ackerer* rings aus dem Land.
Dort, in der Mitte des Gaus steht einsam, rauschend die Krone,
Ein hochragender *Baum,* weithin beschattend die Flur.
Aber die Bauern erblicken ihn heut *voll Vögel;* es wimmelt
20 Schwarz auf den Aesten; wer mag zählen die flatternde Schar?
«Das sind Raben ja wohl, vielleicht auch Weihen,» so schien es
Allen, die's sah'n um den Baum fliegen und sitzen darauf!
Einer jedoch, dem die Art nicht als die gewöhnliche vorkam,
Hatte sogleich sich dem Schwarm, recht ihn zu schaun, sich genaht,
25 Und bald wurd' es den übrigen auch an dem tönenden Fluge
Zweifellos klar und gewiss jedem, dass *Falken* es sei'n!
Wohl an die sechzig beziffern die einen die Zahl, und die andern
Meinen, es könnten doch rund achtzig gewesen auch sein.
Einer der Vögel, mit schwarzem Gefieder und kräftigen Leibes,
30 Ragte hervor aus dem Schwarm, schien von erlesnerer Art.
Um ihn scharte sich auch, rings wimmelnd, der übrige Haufen,
Gleich als wär' er für sie *Fürst* und *gebietender Herr.*
Und dann traten die Reise sie an aufwärts in die Lüfte
Ueber der Alpen Gebirg weit nach *Italiens* Flur! — —
35 Gütigster König, ein Zeichen wie dies ist wert der Beachtung,
Wunderbar ist es, und Heil, wisse, verkündigt es Dir!
Ein Auspicium war es. So früh schon im Sommer der Vögel
Südwärts drängende Hast, sag', was bedeutet sie wohl?
Zudem gab die Natur dem Geschlechte der Falken den Trieb nicht,
40 Dass sie sich scharen; zu zweit fliegen sie, selten zu dritt.
Alle die Vögel, bei denen die Klauen gebogen nach rückwärts
Oder wie Krallen gekrümmt, sieht man sie jemals gesellt?
Nein, sie vereinigen nie sich zu Schwärmen, ein jeglicher sucht sich,
Einsam kreisend, mit Gier, was ihm zur Beute behagt.
45 *Darum,* wenn einer einmal sie in Menge gewahrte, der wisse,
Dass er ein Zeichen von Gott, dass er ein Wunder geschaut! — —
Jene beflügelte Schar, *ihr* seid sie, Herzöge, Grafen,
Ritter der deutschen Nation, *Adel des heiligen Reichs!*
Alles was Damwild heisst, folgt willig als Führer dem Damhirsch,
50 Wo er auch hingeht, durch Wälder und Flur und Gebirg.
Auch für die Falken geziemt es sich so: sie versammeln sich, aber
Ihnen, den edeln, voran fliegt (und sie folgen) der *Aar!*
Und wenn der Schlachtschrei schallt, dann scharen die Falken sich *um* ihn.
Dass in der Mitte bekommt Jupiters Vogel den Platz! —
55 So, mein König und Herr, stehst *Du* mit dem Schmucke des Adlers
Auch als führendes Haupt unter den Rittern des Reichs,
So wird *Deutschland Dir* nachfolgen und Deinen Panieren,
Fürsten und Volk, und wem edel das Herz in der Brust!
Mit Dir ziehen sie gern nach *Italien* über die Alpen
60 Oder zu Wasser, wohin wenden die Segel Du heisst!
Alle beseelt *ein* Sinn, *ein* Geist hingebender Treue;
Dir, Du Zierde des Reichs, folgen sie willig als Herrn!
Lass Dich begleiten von ihnen, o König! Wenn *sie* Dich umgeben,
Sind nicht Waffen und Wall nötig, um sicher zu sein!

65 Weshalb lehrt die Natur scharweise zu fliegen die Vögel?
Weil der gemeinsame Flug über das Land und die See
Sicherheit ihnen gewährt und die Sorge verscheucht vor Gefahren.
Feindlicher Angriff wagt minder an sie sich heran,
Namentlich, wenn nach der Kraniche Brauch als Herzog und König
70 Einer von ihrem Geschlecht, den sie begleiten, sie führt.
So, *Maximilian,* sollst, mildherziger Held, in der Fürsten
Edlem Geleit auch Du wallen als Führer und Haupt,
Kommen mit ihnen als Vater *Italiens,* Vater der *Kirche*,
Um Dir zu setzen aufs Haupt feierlich *Roms Diadem!*
75 Reise geschwind, mein König, auf den schon lange sie harren,
Glaube, die Zeit traf ein günstiger Sterne für Dich!
Auf, nach *Italien,* auf, ihr, Deutschlands heilige Fürsten,
Sprossen des göttlichen Teut, ziehet gen Süden in Eil!
Dort heisst neu das Geschick euch Scepter und Krone gewinnen,
80 Dort sind Ehren und Ruhm männlichen Helden bereit!
Euerem Haupte gehorcht, dem erhabenen König, in süsser
Lehnspflicht, leistet ihm gern alle den schuldigen Dienst!
Auf, frisch auf, und erwerbt euch selber und eueren Enkeln
Weiten unsterblichen Ruhm, ritterlich regend den Arm!
85 Droben erwartet euch dann nach beendetem Laufe die bessre.
Einzig beglückende Lust *himmlischen* Ruhmes und Heils!
Tapfere Deutsche, bewahret in Ehren den Namen der Vorzeit:
Alemannen.[1] — Ja zeigt *Alle,* dass *Mannen* ihr seid!
Trauet dem Schicksal und folget der Stimme; die Himmlischen haben
90 Wahrlich genug euch gemahnt, wahrlich gerufen genug!
Gott schafft Sieger und Sieg, ist Schöpfer und Spender des Lorbeers;
Alles, was Ruhm nur heisst, wird uns von oben geschenkt!

III.

Kaiser Maximilian starb 1519, Seb. Brant 1521. Aus dem Todesjahre des letzteren stammt unser drittes Kaisergedicht, die an Kaiser Karl V., den Enkel Maximilians, gerichtete Panegyris Carolina [2] des Humanisten Hieronymus Gebwiller (Strassburg, Februar 1521). — Gebwiller, um 1473 in Kaysersberg geboren, hatte in Basel als Schüler Brants studiert und wurde

[1] Theutones o fortes, nomen retinete venustum:
Sitis Alemanni; fortiter ire decet.

[2] Hieronymi Gebvilerii Panegyris Carolina cum ejusdem notis, in quibus Alsatia et Argentoratum brevi descriptione illustrantur. Gewidmet ist das Werkchen bezw. in einer Vorrede empfohlen nobili ac magnifico viro Dom. Joanni Hannart, vicecomiti de Lombeco etc. Sacrae Caesareae et Catholicae Majestatis consiliario ac primario Secretario. — Eine zweite Ausgabe erschien 1641 (in Strassburg, typis Mulbii).

1501 Rektor der Schule in Schlettstadt. Acht Jahre später berief ihn das Domkapitel als ersten Laien zum Rektor der Münsterschule nach Strassburg, wo er auch bald der neugegründeten sodalitas litteraria als eifriges Mitglied beitrat. Als in Strassburg die reformatorische Bewegung um sich griff, siedelte Gebwiller nach Hagenau über zur Leitung der Schule von St. Georg dortselbst. Denn obgleich er die Notwendigkeit kirchlicher Verbesserungen selbst einsah und forderte, blieb er doch der alten Kirche treu und bekämpfte die Reformation bis zu seinem Tode (1545) aufs lebhafteste. Die Panegyris Carolina stammt aus seiner Strassburger Zeit. In der Vorrede erzählt er, dass nach alter Sitte am Nikolaustag (6. Dezember) die Schüler in Strassburg einen aus ihrer Mitte zum Bischof zu erwählen pflegten. Dieser werde dann um die Weihnachtszeit in bischöflicher Tracht in feierlichem Zug von Kirche zu Kirche (per civitatis templa vicosque) geführt und dabei stentorea voce ein passendes Lied gesungen. Diesmal (also Ende 1520) sei die Reihe, solch ein Lied zu schaffen, an ihn, den Rektor, gelangt, und keinen geeigneteren Stoff habe er finden können als eben die Begrüssung des neuen Kaisers. — Karl V. war 1520 nach Deutschland gekommen; es ist lehrreich, auch aus unserem Gedichte zu ersehen, mit welchen Hoffnungen man in den kirchlich konservativ gesinnten Kreisen seiner Regierung entgegensah. Von ihm, von *oben* herab, sollte die Besserung in die Hand genommen werden, um die von *unten* drohende Gefahr gewaltsamer Aenderung zu beseitigen. Leider war der spanische Karl nicht der Mann hierfür; gerade das Jahr 1521 wurde infolge des Wormser Ediktes das Geburtsjahr der kirchlichen Spaltung Deutschlands. — Von dieser zeitgeschichtlichen Seite abgesehen, ist das Gedicht aber auch deshalb für uns anziehend, weil darin hauptsächlich das *elsässische* Volk[1] aufgefordert wird, dem Kaiser huldigend entgegenzuziehen. Der Rhein, die Ill und alles Gewässer vom Wasgau soll herankommen, ihn zu begrüssen, der als Sprosse der Habsburger zum Elsass gehöre. — Die Anmerkungen Gebwillers zu dem Gedicht enthalten eine der ältesten geographischen Beschreibungen des Landes. Eine eingehendere descriptio Alsatiae, die er vorhatte, ist leider nicht zustande gekommen. Die Anmerkungen konnten hier nicht mitübersetzt werden; doch sind die zu den Versen 31 bis 36 gehörigen (samt diesen Versen) im Grundtext mitgeteilt. — Dass die

---

[1] Gebwiller in der Vorrede: «Igitur in ejus occursum hoc hecatosticho elegiaco carmine Germanos ac praecipue *Alsatas* adhortati sumus, ut dignis officiis etc. exciperent.»

Schüler der Münsterschule bei ihrem Umzug im Jahre 1520 dieses Gedicht *gesungen* haben sollen, können wir uns übrigens kaum vorstellen; das decantare stentorea voce wird wohl nur eine Art lautes Zusammen*sprechen* gewesen sein. Stentor war ja nach Juvenal ein Mann, der so stark — *schreien* konnte, wie fünfzig zusammen!

Hieronymus Gebwiller an Kaiser Karl V.

Panegyris Carolina.

1520.

Jubelt mit Schall, ihr Knaben, und ihr, ehrwürdige Greise,
Männiglich freue sich hell, dass nun der *Kaiser* erscheint;
Er (das hoffen wir fest!) bringt Heil und Segen der Menschheit,
Führt ihr, schirmend, herauf wieder die goldene Zeit!
5 Bald wird schauen geschlossen des Janus Tempel der Erdkreis,
Und rings atmen die Welt Frieden und friedlichen Sinn!
Schwerter verwandelt in Sicheln der Schmied, aus krieg'rischen Helmen
Hämmert er Waffen der Flur: Karste, das Feld zu bebau'n!
Ablegt sicheren Mutes der Wandrer die eherne Lanze,
10 Furchtlos beschreitend sogar unter Barbaren den Weg!
Reissende Tiere verschonen den Menschen und seine Gehöfte,
Zahm wird werden und fromm Tiger und Panther und Leu!
Hase verkehren und Hund, mit der Angel versöhnt sich das Fischlein,
Je ein Wolf, ein Lamm bilden ein Brüdergespann!
15 Unter dem nämlichen Laub mit dem Habicht nistet die Taube,
Selber die Eule gesellt anderen Vögeln sich gern!
Zwischen den Sterblichen wird kein Rest mehr bleiben von Zwietracht,
Da nun der *Kaiser* erschien, *Karl*, der den Frieden verbürgt! —
Möge beschirmen ihn treu die Gebärerin Gottes, *Maria*,
20 Ihn und das Reich, dass er lang lebe wie *Nestor* dereinst!
Weiche von hinnen, *Bellona*, du starke, hinweg mit dir, *Ares*,
Weil nun ein höherer Gott, weil nun der *Kaiser* gebeut!
Geister der Rache, verschwindet! Es bleibt euch nichts auf der Erde,
Das noch eurer Gewalt dienstbar erweisen sich mag!
25 Fort in den Orkus mit euch, bluttriefende Kriege! Die Schatten
Möget verwunden ihr dort, aber sie fürchten euch nicht!
Karl kommt an, und er bringt für *Deutschland* Frieden; die Feinde
Müssen ihm, wer sie auch sei'n, beugen die Nacken ins Joch!
Galliens[1] schwellenden Kamm und die Fluten der *Adria*[2] wird er

---

[1] Franz I. von Frankreich hatte sich nach Maximilians Tod um die deutsche Krone beworben.

[2] Venedig.

30 Bändigen schnell und den Trotz wütend gewordenen Stiers![1]
Roms habgierigen Schlund wird stopfen der *Kaiser*, die Scylla.
Welche die Deutschen verschlingt, welche zu Bettlern sie macht!
Nicht wird dulden er mehr in den *kirchlichen Aemtern* Schmarotzer,
Sondern dem würdigen Mann geben den würdigen Preis,
35 Bessern in *Klerus* und *Volk* die entarteten Sitten und spüren
Lassen die *Räuber* im Land seine zermalmende Faust![2]

---

[1] Anspielung auf die Bauernunruhen, die dann 1524 zum vollen Ausbruch kamen.

[2] Obstruet hic Caesar Romanae guttura Scyllae.
Haec quia Germanos pauperat atque vorat;
Nec sinet, ut levibus dentur sacra munera scurris,
Pro meritis pendens præmia digna viris.
Corriget hic mores cleri vulgique malignos
Grassantumque trucem perdet ubique gregem.

In seinen Anmerkungen schreibt der Dichter bei dieser Stelle folgendes:

Zu «*Obstruet*»: Quot aucupiis misera Germania pecuniis Romam mittendis emungatur, Sanctissimo domino nostro Papa Leone illiusque sacrosancto Cardineo senatu per sacratissimam Caesaream ac Catholicam Majestatem informatis, modus procul dubio ac frenum imponetur.

Zu «*Levibus scurris*»: Histrionibus, cachinnonibus, parasitis, lenonibus, colacibus et simili faeci hominum.

Zu «*Sacra munera*»: Beneficia, sacerdotia, populosae parrochiae, dignitates et praelaturae, doctis duntaxat conferendae, Dii boni, quae scandala, quae seditiones, qui tumultus, quae plebis in clerum invidia hac una ex causa profluunt, quod a pastoribus interdum et mercenariis, nec moribus nec literis probatis, in quibus praeter sacrum ordinem, quod laude dignum sit, reperies nihil, pascantur? Non igitur nobilis Germania temere desolatam se ac nebulonibus prostitutam luget, quod paucos nonnunquam exemplo et vita ipsam pascentes habeat pastores: quaeritur profecto lana, ovium autem cura ferme nulla.

Zu «*Digna praemia*»: — — Quot honestissimi hodie cives filios suos proba indole praeditos, nullis expensis parcendo, sacris literarum manciparent? Si saltem ullam spem eisdem ob adeptae doctrinae merita, sucerdotiis aliquando, citra Simoniacam labem, provisum iri sperarent; qua iniquitate haud mediocris seditio, discordia atque laetiferum inter sacerdotes odium passim oritur.

Zu «*Corriget*»: Reformabit, in meliorem statum rediget.

Zu «*malignos*»: Perversos, enormes, distortos, a Justitiae amussi omnino declinantes.

Zu «*Cleri*»: — — necesse igitur erit, luxum, Simoniam, impudicitiam, ambitionem, ἀποστασίαν et id genus similia in clero sedari, quod nisi factum fuerit, gregario ariete per avia palante, totum pecus aberrabit.

Zu «*Vulgique*»: Petulantiam, desidiam, factiones, inobedientiam, vulgi nemo ignorat. Quocirca reformatione indiget etc.

Ihm wird schreiten zur Rechten *Asträa* mit schwebenden Schalen,
Wägend, was jedem gebührt, fördernd und gebend das Recht,
Und auf der Linken, gewärtig des Winks, holdselig der *Frieden*,
40 Durch den mächtig, er neu baut das zerrüttete Reich! —
Billig beeilst du dich, *elsässer Volk*, ihm entgegenzuziehen;
Aus *elsässischem* Stamm, edelstem, sprosst er hervor.
Wolltest du's leugnen, so sag' doch, aus welchem Geschlechte der grosse
Rudolf von Habsburg ist, wessen Erzeugter er war.
45 Schmückt euch, Najaden des *Rheins* (Gold bergen die wogenden Fluten),
Tauschet das Alltagskleid heute mit festlicher Zier!
Schick' auch *du* zu des Königs Empfang die erlesensten Nymphen
In dem erlesensten Schmuck: purpurbekleidet, o *Main!*
Eilet herbei, Flussgötter der *Lauter*, der *Queich*[1] und der *Sauer*,
50 Bringet auch mit des *Gebirgs* Götter zum Feste herab!
Moder und *Zorn* soll senden vereint jungfräuliche Chöre,
Dass sie mit Spiel und Gesang scheuchen die Sorgen hinweg
Möchte die *Mossig* da halten zu Haus ihr göttliches Völklein?
Nein, im Geleite der *Breusch* kommt sie, der sanften, heran,
55 Kommen heran, und die *Ill*, die fischreich fliesst in der Ebne,
Geht in der Kleineren auf, lässet den Namen der *Breusch*,
Die, jetzt schwellend in Stolz, *Schön-Strassburg*, deine Gemäuer
Auf drei Seiten umspielt, leise gemächlichen Laufs,
Und, was der *Ill* sie genommen, bis weit in die Mitte der Stadt trägt:
60 Köstliches Bacchusgeschenk, Schiffe, beladen mit Wein!
Aber die *Ill* wird kommen doch auch mit wimmelnden Fischen,
Sie, die dem Elsassland einst ja den Namen verlieh,
Und die Gewässer zumal, die sie aufnimmt, Kinder der Berge,
Welche des *Wasgaus* Schoss unter Metallen gebiert! —

65 So, mit den Göttern des Lands, komm', elsässer Volk, und dem König,
Den dir der Himmel geschenkt, rüste den wärmsten Empfang!
Einen erwählt, der, wie *Nestor* beredt, vor dem König uns alle,
Wohllautatmenden Worts, Folgendes sprechend, vertritt:

»Heil sei Deinem Erscheinen! Das wünschen wir, hehrester Kaiser,
70 Weihen Dir, oberster Herr, was wir besitzen und sind:
Frauen und Kinder und werte Verwandte, der heimische Boden,
Herden und Hirten und Hof, alles, Gebieter, sei Dein!
Sorge nur, dass uns verbleibe der Glaube der Väter, und Weisheit,
Welche von aussen uns kommt, jage zum Lande hinaus!
75 Die zu Dir aufschaun treu, blick' an sie mit gnädiger Miene,
Auf die Empörer jedoch fasse den heftigsten Grimm!
Wir (seid Zeugen, ihr Himmlischen droben!) versprechen dagegen,
Deine Befehle zu thun, tapfer und ohne Verzug!
Treibe die Räuber zu Paaren, die frech an den Strassen sich lagern,
80 Bringe, den Bürgern ein Freund, Friede und Ruhe zurück!

---

[1] Glanae?

Wird es doch Keiner vermögen, dem Willen des Königs zu trotzen,
Welchem der Erdkreis lauscht samt dem umgebenden Meer!
Sei Dir dauerndes Leben beschert, ein sokratisches[1] Alter,
Welches das irdische Los: Krankheit und Schwäche, nicht kennt!
85 Und in dem nämlichen Mass wie Salomon kleide Dich Weisheit,
Als ein beharrlicher Freund immerdar stützend den Thron!
Schöner als *Helena* sei, wie *Penelope* züchtig die Gattin,
Beide besiegend an Wert, welche dir Venus bestimmt!
Möge gebären sie Dir Nachkommen so reichlich, dass *Söhne*
90 Vater dich nennen, so viel Danaos *Töchter* gehabt!
Möge der Söhne Vermählung sodann stets wachsende Reihen
Enkel dir bringen, auf dass ewiglich blühe der Stamm!
Hat ihn der Rhein doch gehegt schon neun Jahrhundert'[2] und drüber,
Und des hercinischen Walds[3] Tannen, sie kennen ihn längst!
95 *Troja* gab dem Geschlecht in der Urzeit leuchtende Väter,
Und heut beugen sich dir *Tiber* und *Tajo* zu Dienst!
Auf dich hoffen als Herren *Jerusalems* Bürger, und schweigend
Harret das heilige Land, dass Du den Türken verjagst!
Vor Dir bleichen die Grössten der Grossen! Wen nennen wir gross noch?
100 Keiner erreicht Dein Mass! Heil uns, dass unser Du bist!

---

[1] Gellius lib. 2, cap. 1 wird von einem Sokrates erzählt, der sehr alt geworden und niemals krank gewesen sei.

[2] H. Gebwiller bemerkt zu dieser Stelle, das Haus der Grafen von Habsburg sei damals schon 940 Jahre im Besitze der elsässischen Landgrafschaft und der Herrschaft Breisgau gewesen.

[3] Der Schwarzwald.

II.

Das Stift Jung-St. Peter.

Beiträge zu seiner Geschichte

von

Wilhelm Horning

Pfarrer an Jung-St. Peter.

Einleitung.

An die Nordseite der Jung-St. Peterkirche lehnen sich noch heute, wenn auch vielfach verbaut und entstellt, *die Gebäulichkeiten des Stifts von Jung-St. Peter* an.

Von dem gut erhaltenen, teilweise der Zeit des ersten Baues der Kirche (1075) entstammenden *Kreuzgange* aus überblickt man *östlich* das *Kapitelhaus* mit seinen noch aus der Verbauung erkennbaren rundbogigen hohen Fenstern, *westlich* Reste von *Zellenfenstern*, *nördlich* den im Jahre 1780 ebenfalls neu erbauten und später mit Wohnungen besetzten *Stiftsspeicher*.

Als ich zum ersten Mal diese Trümmer des alten Stifts sah, konnte ich eines wehmütigen Gedankens an die inhaltschwere Vergangenheit von acht Jahrhunderten, die über diesem hochalterigen Bau verflogen war, mich nicht erwehren. Die tausendfältigen Erlebnisse der einzelnen Kirchen- und Stiftsdiener, vom Stiftspropst an bis zum Stiftspedell, welche hier ihren Berufslauf in den verschiedensten Gemütsverfassungen vollführt hatten, und deren Gebeine längst wieder mit dem

Stück Erdreich vereinigt sind, auf dem sie amtlich gewirkt, fesselten meine Phantasie.

Die alten Gründer des Stifts, die Strassburger Bischöfe, gingen mit der Schar der Stiftspröpste und Stiftsherren, mit Fahnen, Infuln, Pallien und Rauchfässern vor meinem Auge vorbei, und zwischendurch schlug die alte Turmglocke dumpfe, wie aus der Ewigkeit herübertönende Schläge.

Was alles mag in den nunmehr verfallenen und verbauten Zellen der Stiftsbrüder vorgegangen sein! — wie viele heimliche Zerwürfnisse zwischen Untergebenen und Obern, wie mancherlei Spannungen und Intriguen zwischen geistlichen und weltlichen Beamten, wie vielerlei Sorgen um Vermehrung zeitlichen Besitzes, bis das grosse Stiftsgut zusammengebracht, registriert, versichert, behauptet, durchprozessiert, in seinen Gerechtsamen geordnet und festgestellt, vor fremdartigen Eingriffen bewahrt, und dann endlich doch in ganz andere Hände kam!

Ferner, das Wechseln der Kriegs- und Friedenszeiten, die mannigfache Mitleidenschaft, in welche bald der Sturm, bald die linde Luft des städtischen und politischen Lebens, jene Stiftsherren zog; die Jahre des Ueberflusses und der Teuerung, der Gesundheit und der Pest, die Zeit der Reformation, der Gegenreformation und ihrer wechselnden Anforderungen; dies alles und tausend Aehnliches rückte an meinem Gemüt in leisen Umrissen und verschwimmenden Gestalten vorbei.

Und als nun die 800 Jahre dieses Stifts vor meiner Seele vorübergezogen, erhob sich die unabweisliche Schlussfrage: Was hat wohl Gott der Herr von diesen Generationen gewonnen für die Ewigkeit? Welche Lebensfrucht hat ihm dieses Stift mit den Verschlingungen seiner Zeitläufte getragen?

Die Neugierde, etwas tiefer in die Geschichte des Stiftes hineinzuschauen, bewog mich, das in der Revolution durch Gendarmen wie ein Nest ausgehobene und in das Bezirksarchiv überführte *Stiftsarchiv* durchzuforschen.

Ich lege die Ergebnisse meines Forschens auf die folgenden Blätter nieder.

KAPITEL I.

Gründung des Monasteriums und sein Stand bis 1031.

§ 1. Gründung des Monasteriums.

Die alten Charten des Stifts sind verloren gegangen. Wie? durchs Feuer, durch den Krieg, durch die Nachlässigkeit? Wir

Genug, die Pergamente und Urkunden, aus denen wir gerne Licht über die Anfänge des Stifts hätten schöpfen können, sind unwiederbringlich dahin.

Vielleicht in derselben Zeit, als an der Südseite Strassburgs an den Ufern der Breusch, ein hölzernes Monasterium mit dem Kirchlein St. Thomä extra muros gegründet wurde,[1] erhob sich ebenfalls extra muros an der Nordseite der Stadt die hölzerne *Capelle St. Columban*, die ebenfalls an ein kleines Hospitium oder Monasterium angebaut wurde. Sie wurde nach St. Columban genannt, dem irländischen Mönche, welcher mit 12 Brüdern Irland am Ende des 6. Jahrhunderts verliess, um in Gallien, Germanien und Helvetien das Panier des Christentums aufzuwerfen. Dass Columban selbst gegen 590 nach Strassburg gekommen, davon weiss die Geschichte nichts. Dass aber der Irländer Florentius hundert Jahre hernach sich hier niederliess und St. Thomä gründete, ist historisch erwiesen.

C. Schmidt, der in seinem Werk «Le Chapitre de St. Thomas» (Strasbourg 1860) die Gründung der Thomaskirche bespricht, neigt zur Ansicht, dass der Stifter dieser Kirche, der für die Fischer am Ufer der Breusch ein Bethaus gründete, hier für die Landbevölkerung, welche die Aecker und Wiesen baute, die das Terrain der späteren Steinstrasse bildeten, ebenfalls ein Gotteshaus errichtete.[2] Zur Zeit Kœnighofens hatte man den Ursprung der Kirche so vergessen, dass dieser Chroniker den Namen des Columban mit dem der St. Columba vertauschte.[3] Diese Heilige aber war im Elsass gänzlich unbekannt; sie figurirt auf keinem Kalender der Strassburger Kirche, während St. Columban schon frühe genannt wird (24. Oktober). Auch Wimpheling begeht den Irrtum.[4] Der einzige Chronist, der das Richtige trifft, ist Bernh. Hertzog: «S. Columbani zu Ehren.»[5]

Die Fratres im Monasterium befolgten, wie in den meisten Klöstern irländischer Herkunft, die Regel von St. Columban, welche noch viel strenger war als die des hl. Benedikt, und die geringsten Abweichungen von der Disciplin mit körperlicher Zucht strafte. In der Mitte des 8. Jahrhunderts wurde in allen

---

[1] Es kamen erstmolen heilige mann aus Schotlandt, die des glauben halb drin vertriben wurden, wiederum heruss, die haben erstlichen ein clussen bawn zu dem alten castell do itzund S. Tomaskirch ligt. (Specklin.)

[2] p. 6.

[3] «In honore sanctae Columbae virginis.» Chron. lat., ms.

[4] Xenodochium sanctae Columbae (Catalogus episcop. Argent.; Strassb. 1660, in 4°., p. 41).

[5] Elsäss. Chronik; Strassb. 1592, in fol. lib. VIII, p. 113.

Klöstern Germaniens Benedikts Regel eingeführt; die irländischen Klöster im Elsass mussten sich derselben fügen; sie verloren ihre Freiheit, und es wurde von da an das Band, das sie an Rom und an die Bischöfe der Diöcese knüpfte, fester.[1]

Die auf die Gründung des Monasteriums folgende Zeit ist von Schatten belegt, die nicht die geringste historische Nachricht zerstreut. Es lässt sich aber denken, dass dieser neue Feuerherd religiöser Wärme eine grössere Bevölkerung anzog. Doch behielt die Kirche samt dem Monasterium ein ärmliches Aussehen, da sie nur von den Almosen und den Zehnten der Gläubigen unterhalten ward. In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts steigt ihr Ansehen.

KAPITEL II.

Erhebung des Monasteriums zu einem weltlichen Stift. — Sein Wachsthum nach innen und aussen.

§ 1. Das Stift unter den Bischöfen Wilhelm I. und Hetzel.

Im Jahre 1031[2] befreite der *Bischof Wilhelm* die Klosterbrüder von der mönchischen Regel und verwandelte sie in Canonici oder weltliche Domherren. Er baute die *Jung-St. Peterkirche*[3] und stiftete 8 «thurmherrenpfründen, gab gross gut darzu».[4] Zufällig existiert noch eine Stelle aus der Stiftungsurkunde des Kapitels, in einer schriftlichen Arbeit über das Besitztum des «Kirchhofes» oder Kirchplatzes von Jung St.- Peter, *im Stadtarchiv.*[5]

Zwei Adelige mit Namen *Wezil* und *Hatto* schenkten dem neuen Stift ihre in *Ruestenhart* und *Wittersheim* liegenden Güter. Diese auf Bitte des Bischofs Wilhelm gemachte Donation

---

[1] Schmidt, «Chapitre de St. Thomas», p. 6.

Anno 788 hat Carolus Magnus auf dem *Synod zu Worms* verschafft, dass man in allen Stiften und Klöstern *alle Canones und Decreta* des Nicänischen und anderer Conciliorum und Patrum einschreiben müssen, welche Bücher noch in der Bibliothek vorhanden sind. (Specklin.)

[2] Grandidier, Oeuvres inédites II, p. 14.

[3] Siehe: Die Jung-St. Peterkirche und ihre Kapellen (mit besonderer Berücksichtigung der restaurierten Zornkapelle). — Eine archäologische Studie (mit Bildertafeln). — Von W. Horning, Pfarrer an Jung-St. Peter. — Strassburg 1890.

[4] Specklin, Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques, 1889, p. 204.

[5] Lade 46, Nr. 11.

wurde im Anfang des Jahres *1040* bestätigt. Der Act wurde von 38 Zeugen unterschrieben.[1]

Bischof Hetzel, Wilhelms Nachfolger im Jahre 1047, vermehrte die Fundation und errichtete 6 andere Kanonikate.[2]

§ 2. Die Stiftsgebäulichkeiten.

Auf der Nordseite der Kirche lag (und liegt noch in Ueberresten)[3] das Monasterium, mit dem freien viereckigen *Hofraum* in der Mitte, welchen die verschiedenen, die eigentliche *Clausur* bildenden Baulichkeiten umgaben.

Um den Klosterhof stand und steht noch der *Kreuzgang,* der sowohl für Grabstätten als für Processionen und zum Lustwandeln der Brüder und der Stiftsherren diente. Einige Säulchen seiner Arcatur zeigen das 11.—12. Jahrhundert an. — Die *nördliche* Lage des Kreuzgangs entspricht nicht der gewöhnlichen Regel, kraft welcher derselbe mit dem Monasterium südlich von der Kirche gebaut wurde (gegen Norden von dieser geschützt und mit sonniger Lage des rings umschlossenen Rasenplatzes).[4] Durch *Nebenportale,* die noch heute sichtbar sind, stand der Kreuzgang mit dem Seitenschiff der Kirche in Verbindung. — Der *westliche Flügel* des Monasteriums enthielt wohl die *Mönchszellen*, das Wohnhaus mit der *Wärmstube* (calefactoria domus) unten und dem *Schlafsaale* (dormitorium). — Der *nördliche Flügel* enthielt den mit der *Kleiderkammer* (vestiarium) übersetzten *Speisesaal* (refectorium), der wegen des Duftes der Speisen entfernt von der Kirche, bei der Küche lag.[5] Hier war auch die *Vorratskammer,* und unter dem Erdgeschoss erstreckten sich in zwei Etagen die weitläufigen *Keller.*

Im vierten, an der östlichen Seite des Kreuzganges hinlaufenden Flügel war der *Kapitelsaal.* Dieser Saal pflegte in der Nähe der Kirche zu liegen und war von dem Kreuzgang häufig nicht durch eine geschlossene Thür, sondern

---

[1] Urkundenbuch der Stadt Strassburg I, 46 nr. 54.

[2] Grandidier, Oeuvres inédites II, 15.

[3] De nos jours encore l'Eglise de St. Pierre-le-Jeune offre cela d'intéressant, quelle existe *encore dans son plan d'ensemble, avec une grande partie des anciens bâtiments claustraux.* — Le *cloître* subsiste encore. Il accuse deux époques bien distinctes. La partie ancienne paraît dater du IXe; la partie plus récente au contraire ne semble remonter qu'au XV. siècle. (Schnéegans, ms. Stadtbibliothek.)

[4] Otte, Kunst-Archäologie I, p. 78.

[5] Otte, p. 80.

nur durch offene Bogenstellungen getrennt. Im Jung-St. Peter-Monasterium ist er noch heute zu sehen; dort besteht er aus vier Jochen und zeigt eine schöne Wölbung mit konservierten Schlusssteinen. (Er dient jetzt als *Weinkeller.*) Später wurde er in den ersten Stock verlegt, wo seine fünf gotischen, mit roter Farbe bestrichenen, jetzt oben durchgebrochenen und verbauten Fensterrahmen noch zu sehen sind. Er diente für die Beratungen des Konvents. Im Innern war ringsherum eine *Steinbank* angebracht für die Brüder, die sich hier auch täglich nach dem Morgengottesdienste unter dem Vorsitze des Stiftspropstes versammelten zum Vortrage eines Kapitels aus der Ordensregel, zu richterlichen Verhandlungen und Beratungen, etc.[1]

Der erste im Erdgeschoss liegende Kapitelsaal diente zum *Begräbnis der Kapitularen.* Er ist jetzt noch mit *Grabsteinen* belegt, auf welchen Gestalten von Stiftsherren mit Inschriften zu sehen sind.

In allen Klöstern, d. h. geistlichen Verbrüderungen, die nach Art der Mönche ein gemeinsames Leben in einem und demselben Gebäude führten, war stets eine besondere Abteilung vorhanden zur Aufnahme *erkrankter Brüder und Angehöriger,* sowie *vor* der Pforte eine *Herberge für fremde Pilger.*[2] Für Jung-St. Peter können wir uns die Lage dieser Häuser nicht mehr denken. — Nördlich von der Kirche lag der «Kirchhoff» oder «Coemeterium», der aber schon vor dem 13. Jahrhundert auf die westliche Seite versetzt wurde und den Namen «Leichhoff» oder «Leuthoff» hatte; er war der Gottesacker der gewöhnlichen Leute.

---

[1] Wie dieser Kapitelsaal im Jahre 1633 möbliert war, ersehen wir aus einem Inventarium, das folgendes berichtet:

«Im Jahr 1633 verfügten sich die Herren Deputirten aus dem Magistrat hinauf in die *grosse Kapitelstube* und protokollirten:

«In gemelter Capitelstueben seint zu befinden wie folgt:

Item 9 ungleiche grosse *gemalte Tafeln,*

1 grosse *Altar-Tafel,* mit des Decani Hanss Heinrich Merckels Bildnus,

Item hinter derselben ein *Wandkänsterlein* («wanth Kensterlin») mit 4 Thüren, darinnen: 1 *alter beschlüssiger Trog,* darinnen allerhandt gerümpel von Büchern vnd Kirchenzierde,

1 *offener Bücherschrank* mit 8 unterschlichen Fächern, darauf allerhandt alte Mess- und Chorbücher in folio und in 4°.

1 *Schaft mit 4 Fächern,* darinnen viel hölzerne vergülte bilder, so auf dem hohen Altar sollen gestanden sein,

2 grosse messingene Lichtstöck,

1 geschriebene Calender- und Planeten-Tafel.» (Bezirksarchiv.)

[2] Otto, K.-A. I., p. 94.

§ 3. Das Stiftsleben.

Um sich einen Begriff von dem Leben der ersten Canonici zu machen, genügt es, die Hauptregeln des Stiftslebens sich anzusehen, wie dieselben definitiv auf dem Konzil 816 bestimmt waren.

Das Kloster verblieb die Behausung aller Stiftsglieder, mit einem gemeinsamen Schlaf- und Esssaal;. nur die gebrechlichen und greisen Canonici durften ein Privatzimmer benutzen. Um jede Ursache von Unruhe und Unordnung von der Stiftswohnung fernzuhalten, wurde sie von einer ziemlich *hohen Mauer* umgeben, die niemand gestattete, anderswo aus- und einzugehen als durch das Thor.

Die Besitztümer des Kapitels bildeten ein gemeinsames *Vermögen*; über sein Privatvermögen konnte jeder Canonicus frei verfügen. Aus der gemeinsamen Kasse erhielten die Stiftsherren gleiche Portionen von Nahrung und Wein; sie hatten auch einen gewissen Teil an dem Opferstock, mit dem sie sich begnügen sollten, um sich nicht den Vorwurf zuzuziehen, als ob sie den Armenteil verringern wollten.

Es durften auch *Kinder* Mitglieder des Stifts werden; ein Canonicus musste ihnen den Unterricht erteilen.

Die Zeit war für die Stiftsglieder folgendermassen geregelt: Zwei Uhr nachts standen sie auf, um die Matutinen zu beten; in der ersten Tagesstunde und in der ersten Nachtstunde gingen sie in den Chor, um zu singen und zu beten, worauf ihnen verboten war Nahrung zu sich zu nehmen und miteinander zu reden. Ohne Erlaubnis sollte niemand aus dem Kloster gehen. Ausser der gottesdienstlichen Beschäftigung mussten sie studieren, ein jeder das Fach, für welches er am meisten Fähigkeit besass. Während der Mahlzeit las ein Bruder aus einem Erbauungsbuche vor.

Das *Hospitium*, für die armen Reisenden eingerichtet, stand unter der Aufsicht eines Bruders;, während der Fastenzeit war den Brüdern geboten, den Armen die Füsse zu waschen. — Ein Bruder hatte die *Thorwache;* er empfing die Fremden und führte sie zu dem Propst, dem er auch bei einbrechender Nacht die Schlüssel des Klosters verabreichte. Er bewohnte die an das Claustrum angebaute *Custorey* (hinter der Kirche gebaut), «weil der Custos die Pforten Claustri und der Kirchen müssen in Achtung haben, die er auff- und zuschliessen lassen».[1]

Ursprünglich waren die Hauptbeamten, ausser dem *Pförtner*, dem *Herbergsbruder* und dem *Schulrektor*, nur der *Propst*, der

---

[1] Stadtarchiv, Nr. 81.

die Verwaltung der Güter innehatte, der *Kantor* und der *Cellarius,* der unter sich den *Stiftsbäcker* und die *Köche* hatte.

Wie überall liess man im Jung-St. Peter-Stift die für reiche Canonici zu strengen Regeln in Vergessenheit geraten. Zugleich wurde die Zahl der Beamten durch die Kreierung eines *Dekans* und eines *Custos* vermehrt, und erlitten auch die Dienstleistungen der durch das Konzil 816 kreierten Beamten Veränderungen. Die wichtigste Verletzung der kanonischen Regel war die *Verzichtleistung auf das gemeinsame Leben.* Sie war verursacht durch das wachsende Vermögen des Kapitels und die Ernennung zu den Pfründen von Adeligen, deren eingewöhnte Lebensweise eine bequemere und freiere war.[1]

Wir können nicht mehr ermitteln, wie viel *Brüder* das Jung-St. Peterkloster hatte, ehe es in ein Stift verwandelt wurde. Zur Zeit seiner Erweiterung wurden 14 Kanonikate errichtet.

Die sieben ältesten waren *Priester, Diakonen*; von den sieben jüngsten wurde nur der Grad des *Subdiaconus* gefordert.

§ 4. Wachstum des Stifts nach innen.

Im letzten Viertel des *10. Jahrhunderts* wurde die Gemeinsamkeit des Stiftslebens fast allgemein aufgehoben. Nachdem in Strassburg das Münsterstift auch hierin vorangegangen, folgten die anderen Stifte nach.

Um jedoch dem Buchstaben der ursprünglichen Regel gerecht zu werden, der von einem *Stiftskloster* redete (claustrum canonicorum), wurde den Stiftshäusern der Name *curiae claustrales* (Klosterhäuser) beigelegt und die Bestimmungen des ursprünglichen Artikels über die gute Verwahrung und gute Instandhaltung des Klosters wurden auch auf die Stiftshäuser ausgedehnt.

Das Wort *Monasterium* kommt freilich noch in einer Urkunde des Kaisers Heinrich VI. im Jahre 1196 vor: «Monasterium sancti Petri Apostoli in suburbio Argentinensi»;[2] aber dieses Wort wird auch dem Münsterstift noch beigelegt, lange nach dem Aufhören des gemeinsamen Lebens. Es wurde eben zuerst bald der alte Name «Monasterium», bald der neue Name «Kapitel» gebraucht. Das *gemeinsame Haus* wurde fortan nur von den minorennen Stiftsherren bewohnt. Eine Zeitlang erhielt sich noch unter den Stiftsherren die Sitte des gemeinsamen Essens. Von dem 13. Jahrhundert jedoch an entsagten sie ihr, und sie

---

[1] Aus und nach C. Schmidts: «Le Chapitre de St.-Thomas»

[2] Urkundenbuch der Stadt Strassburg I, 110 nr. 34.

beschlossen, die Besoldung der Köche der Kirche zuzuwenden.[1] Von der Zeit an wurden keine anderen Stiftsmahlzeiten gehalten als die an grossen Festen, oder wenn es galt, einen fremden Würdenträger zu ehren. Das Refektorium wurde auch als Kapitelstube gebraucht.

Im Jahre 1200 wurde das Stift *in die Stadterweiterung* mit allen damit verbundenen Rechten und Pflichten gezogen.[2] Zur Dankbarkeit dafür, «dass das Stift die Stadt begriffen, beschützet vnd geschirmet worden, hat das Stift *eine singende Mess* oder *Danklied abzusingen* vnd zu begehen auffgesetzet, worzu Einer nahmens *Magister Heinricus Diethmarus*, ein præbendarius præbendar Episcopi in demselbigen Stifft, durch sein Legatum verordnet, wie folgt: «Item 1 ℔ iij ß ad cantandum de Bta Virgine pro salute communitatis civitatis ratione tuitionis.»[3]

Im Jahre 1225, unter dem Propst *Ulrich*, verteilten die Stiftsherren («fratres»)[4] unter sich die Einkünfte der Güter in Hunheym und Vendenheim, in Antschussheym, Umesheim und in Bersted, Kriegsheym, Phulgriesheim, Dingksheym, Humelotesheym, in Mulnheym und in Brumat, in Geyspoltzheym, Hirckheysheim, Kugenheym, Duntzheym, Pfettesheym, Kuneheym, Offenheym, Franckenheym, Atzenheym, Königshoffen, und die Güter, die vor der Stadt lagen.

«Wie viel (meldet ein Manuskript aus dem 17. Jahrhundert[5]) von der Zeit an, da die Kirch neu erbaut (1290—1320) gutherzige Leut darzu gestifftet, ja eigene Capellen daran gebawen (als der Zornen Capell) und Häuser darzu legiret», davon könnte uns das *Liber anniversarium* «überflüssigen Bericht mittheilen» (wenn es noch existierte). Aber weder im Bezirks- noch im Stadtarchiv fand Schreiber dieses seine Spur.

«Von dieser Zeit an hat auch das Stifft Jungen St. Peter *eine gantz andere faciem* (Ansehen) bekommen, und ist nach und nach zu solchem ansehenlichem Collegiat-Stifft erwachsen.

---

[1] Schmidt, ibid., p. 15.

[2] Königshovens Strassb. Chronik fol. 273: «Also wart die Almende u. zum Jungen St. Peter und der Rossemerket zu der Statt begriffen u. vmbgemuret.»

(*Almende* hiessen die Gemeindegüter um die Stadt.)

[3] So in Liber Anniversariorum, «welches von dreyen Jahren zu dreyen Jahren und in ao. 1323 schon aus den ältesten dergleichen Büchern jeweiln abcopiret und wieder restituirt worden». (Stadtarchiv Nr. 81, 47 Lad.)

[4] Divisimus inter nos fratres, agros sc. frugiferos sitos. (S. Bezirksarchiv.)

[5] Stadtarchiv, Lad. 47. Nr. 11.

«Das Wort *claustrum* (Kloster) wird in folgenden (den nachherigen) Statutis sehr rar mehr gefunden, da es doch vorhero zum öfftern vorgekommen . . .

«Und viel anders mehr ward zu des Stiffts weiterm flor und Ansehen anderst als zuvor eingerichtet.»

Im Anfang des 14. Jahrhunderts ist unter den *Legaten*, die der neuerbauten Stiftskirche gemacht wurden, das beträchtliche (21,000 Gulden) von *Hugo Zorn*, dem Stiftspropst, zu verzeichnen (1317, Sonntag vor Oculi).

Es ist auf etlichen Pergamenten geschrieben und mit dem Propstsiegel versehen und noch heute im Bezirksarchiv vorfindlich.

Das erste Pergament beginnt mit den Sätzen :

«In Nomine Domini, Amen. Cum nihil certius sit morte, nihil vero incertius sit hora. Item ego Hugo praepositus Ecclesiae S. Petri Argentinensis corpore per Dei gratiam sanus et pariter mentis compos, cogitans de extremis, Et ne videar discedere intestatus de rebus meis mihi a Deo collatis, In quibus haeredes mei post obitum meum de jure nullam habent capem portionem, praesertim cum ipsa res neque paterna haereditate vel materna, sed pro redditus et proventus Ecclesiae meae S. Petri praedicti ad me sunt delata seu comparaverim mihi ipsas, propter quod praecipue ipsae res ad pios converti ex debito debere usus, meum Testamentum seu ultimam voluntatem ordine facio, statuo et exprimo pro praesentem statuum, ordinavi, feci, In hunc motum meae animae ad salutem, progenitorum omnium et parentum : Primo, etc.»

Die folgenden Testamente enthalten :

2. Donatio inter vivos omnium in praescripto Instrumento Contentorum nec non reddituum C. Librarum (Geld) facta Ecclesiae nostrae per Dm. Hugonem praepositum (8 Idus Novbris 1319) «ob Dei honorem, meoque et progenitorum meorum animarum remedium et salutem.»

3. Interpretatio et Modificatio per Dominum Hugonem Praepositum locum quae prius disposuit et legavit (1. Idus Novembris 1319).

4. Ordinatio per Dominum Hugonem, Praepositum de cera ministranda ad festa et Anniversaria per eum instituta (10 Cal. Martii 1321).

Hugo Zorn hatte Güter in Kestenholz und Scherweiler (bona vinifera), in Doroltzheim (Dorlisheim), Svindratzheym, Geyspolsheim, Stytzheim (villam meam), in Hettesheim (cum vinario meo ibidem), Dingksheim (tres agri et unum pratum). Er knüpfte das Erbteil an die Bedingung, dass kein Canonicus oder Vicarius Anspruch haben könne auf Zinsen dieses Ver-

mächtnisses, wenn er in der ersten Stunde den ersten Psalm nicht gesungen hätte.[1]

§ 5. Wachstum des Ansehens des Stifts nach aussen.

Von seiner Stiftung an war auch das weltliche Ansehen des Jung-St. Peter-Kapitels immer mehr gewachsen. Bald nahm es unter den Stiften Strassburgs und des Elsass eine der ersten Stellen ein. Mit dem Thomasstift wurde es in die erste Reihe nach dem Münsterstift gestellt.

In den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts figurieren die Stiftsherren von Jung-St. Peter mit denen von St. Thomas als *Zeugen* in den meisten bischöflichen Akten. Im Jahre 1105 wohnt der Propst von Jung-St. Peter *Hetzel* mit *Conon*, Propst von St. Thomä, dem Akt bei, durch welchen Friedrich II., Graf im Elsass und in Schwaben, die Fundation des Monasteriums von Sanct-Fides zu Schlettstadt bestätigte.[2] Im Jahre 1133 ist der Propst von Jung-St. Peter *Eberhart* mit dem St. Thomaspropst Bertold Zeugen der Bestätigung der Abtei von Baumgarten durch den Bischof Gebhart.[3]

Manchmal wurden Stiftsherren vom *Papst* und seinen Gesandten zu Aufträgen gebraucht, leisteten den Bischöfen Dienste oder wurden als Schiedsrichter in streitigen Fällen herzugezogen. Ein Beispiel. In Hugesrute (bei Dettweiler) wurde der Wald oft von den Bewohnern der Nachbarorte verwüstet; die Herren von Lichtenberg selbst, welche die Gegend beherrschten, nahmen teil an diesen Räubereien und verursachten dem Strassburger Thomasstift, das diese Güter verpachtet hatte, grossen Schaden. Das Stift liess seine Klage bis nach Rom zu dem Papst Innocenz VI. gelangen, der den *Jung-St. Peterkantor Nikolaus* mit der Prozessführung betraute. Am 10. Februar 1356 sprach dieser den Bann gegen den Grafen Ludwig und die Bauern, die ihm gehorcht hatten, aus. Er befahl den Priestern und Kapellanen von Lichtenau, von Scherzheim, von Bischofsheim, von Hugesgerute, von Linggries, von Leutesheim und von Werde die Schuldigen aufzufordern, auf dem Münsterplatz in Strassburg sich einzustellen, um dem Thomasstift Genugthuung zu geben oder die Folgen des gegen sie geschleuderten Bannes zu tragen. Da niemand sich einstellte, proklamierte Nikolaus vor der Eingangsthüre des Münsters am 3. Februar des folgenden

---

[1] Nullus Canonicorum vel Vicariorum praedictorum distributionem aliquam de hujusmodi redditibus recipiat, si in hora prima neglexerit primum Psalmum. Test. Hug. Zorn.

[2] Grandidier, Hist. d'Alsace II, p. 199.

[3] Ibidem, p. 285.

Jahres das Urteil, das den Grafen zu einer Geldbusse von 100 Mark Silber, als Räuber eines Kirchengutes, strafte. Jetzt erst schlug ihnen Ludwig einen Vergleich vor. Am 23. Juni hob *Walther von Mülnheim*, Nachfolger von Nikolaus als Kantor von Jung-St. Peter, auf die Bitte des Kapitels, den Bann, wieder auf. Das Kapitel machte Ludwig den Vorschlag, ihm den Wald abzutreten. Die Abtretung erfolgte durch Kontrakt vom 2. Juni 1360, mit Einwilligung des Bischofs Johann. St. Thomä erhielt dagegen den Zehnten vom Korn, Wein und Heu sowie auch die Lehenzinse, welche die Herrschaft Lichtenberg im Bann von Kuenheim auf dem Kochersberg besessen hatte.[1]

Sogar zu *Bischöfen* konnten die Stiftsherren gewählt werden. Im 12. Jahrhundert war der Strassburger Bischof *Burkard* Propst von Haslach und von Jung-St. Peter zugleich, sowie Canonicus und Archidiaconus des Münsterstiftes.[2]

Das Stift von Jung-St. Peter wusste sich *Vorrechte* zu sichern, die sein Ansehen erhöhten. Das von Heinrich V. im Jahre 1122 dem Münsterstift verliehene Privilegium, dass seine servientes oder Huber von jeglicher Stadt- und Landsteuer befreit sein sollten, wurde auf Bitten des Bischofs Burkart von Kaiser Friedrich I. in Strassburg (Januar 1156) auch auf das Jung-St. Peter-Stift ausgedehnt.[3] Anno 1196 erneuerte der Kaiser Heinrich VI. bei seinem Aufenthalt in Ehenheim (Elsass) die Befreiung von Abgaben, die den Hubern (servientes monasteriorum s. Thomae et s. Petri) von den früheren Kaiser gewährt worden waren.[4]

KAPITEL III.

Ernennungsmodus der Canonici. — Würdenträger und Beamten, Summissarien. Untergeordneter Klerus.

§ 1. Ernennungsmodus.

Wie wir schon hörten, erwähnen die ursprünglichen Regeln des Klosterlebens eine gewisse Zahl von Beamten, beauftragt,

---

[1] C. Schmidt, «Le Chapitre de St.-Thomas», p. 86.

[2] *Zeistholf*, Custos von Jung-St. Peter, berichtet in einer Charta vom Jahr 1143: «Dominus noster Burchardus episcopus qui tunc temporis etiam noster fuit prepositus.» (Grandidier, O. i. II, p. 394.)

[3] Schmidt, p. 16.

[4] P. Laguille, Hist. d'Als., Strasb. 1727, fol. I, p. 205. Die Charte redet von Jung-St. Peter, nicht von Alt-St. Peter, das damals noch keine Canonici hatte.

den verschiedenartigen Erfordernissen des Dienstes im Kloster und im Chor Genüge zu leisten. Diese Funktionen wurden im Lauf der Jahre in Würden verwandelt, oder, wie man auch sagte, in *Personaten*.

Es gab anfangs 14, später 15 praebendae canonicales fundatae, sub Litteris A. B. C. D. E. F. G. H. I. K. L. M. N. O.[1]

Unter den 15 Canonici waren die fünf ältesten *presbyteri* (Priester), fünf *diaconi* und fünf *subdiaconi*.

In Hinsicht auf die *Ernennung* und die *Wahl* der Canonici waren die Bestimmungen der Konkordate Deutschlands zwischen Papst Nikolaus V. und dem Kaiser Friedrich III. massgebend. Nach denselben sollte die *Ernennung* und « provisio » im Februar, April, Juni, August, Oktober und December geschehen. Die Mehrheit der Stimmen des Kapitels gab den Ausschlag, oder das Kapitel erwählte nach gemeinsamer Verabfindung. Die *Investitur* geschah in der Weise, die in den alten Bestimmungen festgesetzt war.[2] *Getaufte Juden und uneheliche Kinder* waren nicht wahlfähig. Der Kleriker sollte das 10. Lebensjahr zurückgelegt haben und sonst tüchtig und vermögend sein.

Wir hörten oben, dass von Anfang an *Kinder* zum Genuss der Präbenden gezogen werden durften, die zum Dienst der Kirche herangebildet werden sollten. Im Prinzip war der Gedanke kein übler; die Eltern meinten im Interesse des Seelenheils ihrer Kinder zu handeln, indem sie sie frühzeitig dem geistlichen Stande widmeten. Sie hofften, dass, in der Stille des Klosters erzogen, von Kindheit an die Strenge der Zucht gewöhnt und umgeben von ernsten und pflichttreuen Männern, ihre Kinder nützliche Glieder der Geistlichkeit und fromme Muster für die Gläubigen werden würden. — Diese Kinder wurden der Leitung des *Scholasticus* anvertraut, den sie erst verliessen, als sie ihre Studien an einer Universität vollenden wollten; gewöhnlich empfingen sie bei ihrer Rückkehr die Weihe.

Was aber in dieser Einrichtung löblich war, verschwand bald wieder. Die Sitte, Kanonikate Kindern aufzubewahren, wurde die Ursache eines der grössten Missbräuche in der Kirche des Mittelalters; man dachte bald nicht mehr daran, Kinder für den Dienst der Kirche erziehen zu lassen, sondern die Zukunft des jüngsten Familiengliedes durch eine reiche Präbende zu sichern. Es stellten sich im Lauf der Geschichte des Stifts noch andere Missbräuche ein.

---

[1] Aus: « Statuta et Consuetudines Ecclesiae Sti. Petri Junioris in novam et succinctiorem formam reducta ». (Bezirksarchiv.)

[2] Ibidem.

Ursprünglich genügte es, um in das Kapitel gewählt zu werden, Vorliebe für den geistlichen Stand zu haben; man machte keinen Unterschied zwischen Bürgern und Adeligen. Noch im 13. Jahrhundert gab es Canonici von bürgerlicher Herkunft. Bald aber wurde der grösste Teil der Kanonikate durch Söhne von Rittern und reichen Patriziern besetzt. Das Wachstum des Vermögens, die kirchliche und politische Bedeutung des Kapitels zogen die Glieder der Strassburger Aristokratie und des elsässischen Adels an. Die Namen der *Kageneck*, der *Mülnheim*, der *Zorn* findet man des öfteren und besonders bei den höchsten Würdenträgern des Kapitels.[1]

Das Recht der Investitur eines gewählten Canonicus stand dem *Propst* zu und in seiner Abwesenheit von der Diöcese, dem Dekan und dem Kapitel. Die *Gebühren*, die dem Propst für die Investitur zukamen, waren

für das Kanonikat	10	Gulden (floreni)
für das Vikariat	6	»
für die Capellenie	4	»
für feudo	4	»
für das Haus	20	»

Die *Stiftseinkünfte* der «Canonici residentes» waren

	40	Viertel (feiner) Weizen,
	10	» Weizen
und	10	» Gerste.

Anstatt des *Weines* bezogen sie aus dem Stiftsspeicher 10 Viertel Weizen, 10 Viertel feinen Weizen und 10 Viertel Korn.

In Geld bezogen sie 300 Gulden (floreni). Die *Vikare*, «Chori Residentes», bezogen 150 florenos als Präsenzrechte; aus dem Stiftsspeicher aber nichts.[2]

Weil am Anfang des 15. Jahrhunderts die Einkünfte der *Fabrik* so gering waren, dass aus derselben die Kosten der Unterhaltung der Stiftsgebäulichkeiten nicht bestritten werden konnten, so wurde in den Jahren *1421 und 1452* mit Bewilligung und Bestätigung der *Bischöfe Wilhelm* und *Ruprecht* ein Statut herausgegeben, welches jeden neuernannten Canonicus oder auch «den zur Präbende Sculteti» Gewählten verpflichtete, bevor er in den wirklichen und leiblichen Besitz seines Kanonikats aufgenommen werde, *50 Rheingulden* (florenos Rhenenses) von echtem Golde und gesetzlichem Gewicht der *Kirchenfabrik* zur Restaurierung der Ornamente des Hochaltars (und nur zu diesem Zwecke) auszuzahlen.

---

[1] C. Schmidt: «Le Chapitre de St.-Thomas.»
[2] Statuta a Riccio.

Ueber die Aufnahme der Canonici zu den Kapitelsitzungen war bestimmt: Kein Canonicus wird in dem Jahr seines strikten Aufenthalts (stricta residentia) und in den zwei folgenden Jahren zu den *Kapitelsitzungen* zugelassen, wenn er auch als Unterdiakon oder presbyter geweiht worden. Kein Canonicus, der über seine Erwählung als solcher und seine Präbende Processe führt, kann zu den Kapitelsitzungen zugelassen werden, bis er in den friedlichen und ruhigen Besitz des Kanonikats oder der Präbende gekommen ist.[1]

Da die Canonici ausser der Stiftspfründe noch Privateinkommen hatten und ihre besonderen Ehrentitel, so wurden diese Personate der Gegenstand des Gelüstens von Seiten der päpstlichen Höflinge. Durch ihre «apostolischen Briefe» vermochten die Päpste diese Würden auszuteilen; was den Dekreten der Koncilien und der Konkordate im 15. Jahrhundert zum Trotz geschah. Die Würden verloren auf diese Weise ihren dienstlichen Charakter, da der Dienst von abwesenden Stiftsherren nicht verrichtet werden konnte.[2] — Auch die *Kaiser* suchten ihre Macht und Gunst in dieser Hinsicht geltend zu machen. — Aus diesen päpstlichen und kaiserlichen Vergünstigungen erwuchsen für das Kapitel eine Menge von Verlegenheiten, deren Beilegung dasselbe in *lange und kostspielige Prozesse* verwickelte. Manchmal hatte das Kapitel eben erst eine vakante Präbende verliehen, als plötzlich ein unerwarteter Bewerber sich einstellte, eine apostolische Provision oder eine erste kaiserliche Bitte vorzeigend. Daher Streitigkeiten, Intriguen, Anstrengungen der Kompetitoren, um sich gegenseitig aus dem Sattel zu heben, und endlich Prozesse, in denen die Kapitel selten Sieger wurden. Wegen der durch solche Streitigkeiten verursachten Kosten wurde von 1367 an jeder neue Canonicus gezwungen, *zwei Bürgen* zu stellen, welche einen Kautionsvertrag unterschrieben für alle etwaigen Kosten oder Verluste, welche die Beanstandung der Wahl mit sich bringen konnte.

Einer der merkwürdigsten Prozesse in dieser Hinsicht wurde im Jahre *1449* geführt. Der *Bischof Ruprecht*, verschwenderisch und habsüchtig, hatte sich selbst eine päpstliche Provision für ein Kanonikat in Jung-St. Peter verschafft. Aber *Paul Munthart*, Canonicus von St. Thomä, hatte schon einen älteren Brief für dieselbe Präbende in Händen. Er protestierte daher; der Bischof appellierte an den Papst, und das Kapitel von St. Thomä, statt sich seines Stiftsherrn anzunehmen, unterstützte den Appell seines Bischofs. Die Ritter *Burkart von Mülnheim* und *Arbogast*

---

[1] Ibidem.

[2] C. Schmidt, Ibidem.

von Kageneck, der Ammeister *Leonhard Drachenfels* und der Altammeister *Jakob Wurmser* stellten sich als Bürgen für St. Thomä. Wie es scheint, unterlag der Bischof, denn später figuriert Munthart unter den Stiftsherren von Jung-St. Peter.

Darum beschlossen im Jahre 1518 die in Strassburg gegenwärtigen Canonici, dass niemand mehr eine Würde beanspruchen könne, ohne schon vorher ein Kanonikat erhalten zu haben, und dass kein Würdenträger das Einkommen seiner Pfründe beziehen könne, ohne in Strassburg selbst seinen Wohnsitz zu haben.[1]

§ 2. Würden und Aemter.

Die in der ersten Zeit der Stiftsfundation vorkömmlichen Funktionen erlitten in der Folge verschiedenartige Modifikationen; ausserdem wurden nicht alle während des ganzen Mittelalters beibehalten; einzelne wurden als unnütz abgeschafft, andere dem untergeordneten Klerus auferlegt. Erwähnen wir zunächst die Funktionen, die nie abgethan und nur Stiftsherren verrichten konnten. Wir folgen hier wörtlich den vortrefflichen Ausführungen von Ch. Schmidt in seinem Buche über die Geschichte des Thomas-Kapitels.[2]

Der *Propst* (praepositus, prévot). Er war hauptsächlich mit der Administration des Eigentums betraut und mit der Ehre, das Kapitel bei feierlichen Gelegenheiten zu repräsentieren. Er wurde durch den Bischof investiert und investierte dann auch die anderen Stiftsmitglieder und Beamten.

2. Der *Dechant* (decanus, doyen). Er wachte über die Stiftsdisziplin und verrichtete die Seelsorge an den Stiftsherren und den Vikarien, deren Beichtvater er war. Ursprünglich war der Propst mit dieser Thätigkeit betraut; allein in Jung-St. Peter wie in St. Thomä und anderen Stiften hatte man die Regel durch listige Exegese umgangen; man behauptete, dass der Dechant, «quia prae aliis positus est», auch in gewissem Sinne als praepositus gelten könne.

3. Der *Küster* (thesaurarius sive custos). Er hatte den Schatz der Kirche, d. h. die Reliquien, die Ornamente und die heiligen Gefässe zu verwahren. Der Unterhalt der Ornamente und überhaupt die Sorge um die beim Kultus gebrauchten Gegenstände lag ihm ob. Er musste den Stiftsherren die Kerzen liefern für die Prozessionen und für die Messen an bestimmten Festtagen, die über dem Hochaltar brennende Lampe unter-

---

[1] Ch. Schmidt, ibidem.
[2] Ch. Schmidt, p. 54 f.

halten, die chappas und die albas besorgen, die Altartücher reinigen und die liturgischen Bücher des Chors einbinden lassen. Die Kosten dieses Unterhalts wurden teils durch das Stiftsvermögen, teils durch die Fabrik getragen. Sein wichtigstes Amt aber war, die Pfarrei zu regieren, die Seelsorge der Pfarrkinder zu betreiben, wozu er ihre Opfergaben für sich in Empfang nahm.

Unter ihm stand der den letzten Rang im Kanonikat innehabende *Plebanus* oder Pfarrer.[1]

Da die Stiftskirche eine «Pfarre» war, so wurde der Plebanus[2] durch den Dekan und das Kapitel erwählt und investiert. Er schwur, dass er Sorge dafür tragen werde, dass die Glieder der Parochie in allen notwendigen seelsorgerlichen Angelegenheiten durch die gesunde Arznei des göttlichen Wortes und der Sakramente gepflegt werden; dass er besonders an den Sonn- und Festtagen der «sel. Jungfrau» und der Apostel und an anderen Feierlichkeiten eine Predigt halten die Geheimnisse der Messe ehrfurchtsvoll behandeln und nichts unterlassen werde, was einem wachsamen Pfarrer zu thun gebühre. — Im übrigen sollte er, wenn die Bedienung seiner Pfarrei es ihm erlaubte, auch die Pflichten seines Kanonikats erfüllen und, angethan mit dem Stiftsgewande, im Chor samt den Stiftsherren das Lob der göttlichen Majestät verkünden.[3]

4. *Der Schulherr* (Scolasticus oder Schulmeister, écolâtre). Er stand dem Unterricht der minorennen Canonici, der Chorknaben und der Kinder, welche die Gemeinde in die Kirchenschule sandte, vor.

5. Der *Kantor* (Vorsänger) leitete den Gesang während des Gottesdienstes und den Gesangunterricht der jungen Stiftsherren sowie der Chorknaben.[4]

Lange Zeit waren obige Funktionen nur ziemlich allgemein bestimmt und konnten in einer Zeit, wo die Sitten streng und die Administration des Stifts weniger verwickelt war, zu keinerlei Streitigkeiten unter den damit Betrauten Anlass geben. Im grossen und ganzen durch die Regel des Jahres 816 festgesetzt und in etlichen Einzelheiten durch das Herkommen, hatte man nicht Sorge getragen, sie durch schriftliche Regeln

---

[1] Sein Kanonikat wurde im Jahre 1551 unter dem Bischof Erasmus mit seinem Plebanat vereinigt.

[2] Plebanus von Plebs, das Volk.

[3] Siehe: «*Von dem Plebanus und seiner Pflicht und Competentia*» in: De Collegio Junioris Sti Petri. (Bezirksarchiv.)

[4] Siehe auch: Réglement du chapitre sur l'admission des chantres et enfants de chœur, à la distribution du pain (1603). — Bezirksarchiv G. 4707.

zu fixieren. Die Veränderung, die das Kapitel erlitt durch den Zuwachs seines Vermögens, durch den bei Wahlen den Adeligen und Patriziern gegebenen Vorzug, durch die Ernennung von fremden Mitgliedern, durch die Häufung von Pfründen, übte auch auf die verschiedenen Würden einen verändernden Einfluss und wurde die Ursache mancher Streitigkeiten; denn die einen verweigerten ihren Dienst, andere überschritten denselben. Im 14. Jahrhundert stritt man über die Funktionen des Propstes, des Dechant, des Kantors und des Scholasticus.[1]

Ausser diesen Würdenträgern gab es ursprünglich noch *etliche andere Stiftsherren*, die bei dem Aufhören des Zusammenlebens und der Wandlung der Stiftsgüter in Präbenden als unnütz aufgehoben worden, während ihre Einkünfte dem Kapitelvermögen einverleibt wurden.

Es sind die folgenden:

1. Der *Cellarius*, der die allgemeine Verwaltung der Keller, der Küche, der Nahrung der Brüder hatte. — Sein Amt wurde im Jahre 1688 zum Besten der Kirche und der Stiftsherren ganz abgethan, nachdem die in Mutzig (Mutzigensi) gelegenen Weinberge des Kapitels mit Approbation des Ordinarius im Jahre 1688 verkauft worden. Die Einkünfte der Cellaria wurden mit ihren Lasten dem Kapitel und der Fabrik einverleibt.[2]

2. Der *Dapifer* (Tafelmeister), der das Refectorium und die Mahlzeit beaufsichtigte.

3. Der *Pincerna* (Mundschenk, bouteiller), der die Rebenkultur und die Weinverteilung besorgte.

Diese beiden Funktionen waren manchmal in demselben Canonicus vereinigt; aber schon am Anfang des 13. Jahrhunderts wurden sie untergeordneten Klerikern vertraut, die der Cellarius ernannte.

Zwei Aemter, die vom 16. Jahrhundert an von den Stiftsherren auf Vikare übertragen wurden, waren die des *Portners* und des *Kämmerers*.

Der *Portener* (Portarius, Portenarius) war ursprünglich der Verteiler der *Almosen* an der Klosterpforte. Da bei dieser Thüre das Hospitium sich befand, wurde dieser Name porta dem Hospitium selber beigelegt und der mit dem Empfang der Fremden und der Armen betraute Bruder mit dem Titel portarius geschmückt.[3] Zu den Almosen kamen auch die *Zinse*

---

[1] Schmidt, ibidem

[2] Statuta a Riccio.

[3] Siehe über den Portarius die Fascikel im Bezirksarchiv 14e—15e S. — Liber portae secundus sancti Petri junioris argen-

der Armenlegate. Da die Herberge in den meisten Kapiteln, von der Zeit des gemeinsamen Lebens an, geschlossen wurde, so lag es dem Portarius ob, das Almosen und die Legate zu verwalten, einzunehmen und auszugeben, den Stiftsherren und den Armen ihren Anteil zu verabreichen, wovon er dem *Dechant* Rechnung stellte. Während in anderen Stiften die Würde des Portarius an Wert verlor, so verblieb sie, wie im Münster, so auch in Jung-St. Peter eine der Hauptwürden des Stifts.

Im 13. Jahrhundert wurde die *Portaria* zu Gunsten der Schaffenei abgethan und wurden ihre Einkünfte samt ihren Lasten dem Kapitel einverleibt.[1]

Nennen wir noch den *Camerarius* und den *Dormentarius*.

Der *Camerarius* hatte bis zum 13. Jahrhundert ein Kanonikat inne. Später wurde die Cameraria einem einfachen Vikar anvertraut. Der Camerarius läutete die Glocke zur Mette, zu den Metten und Vespern. In den Horen und bei der grossen Messe sang er verschiedene Antiphonen. Bei den Metten der grossen Feste stand er, angezogen mit der cappa und ein Rauchfass in der Hand, in der Mitte des Chors. Er war auch über die priesterlichen Gewänder gestellt und musste die Ornamente und die Bücher in die «camera» oder in die Kammer tragen lassen, wo sie unter seiner Verantwortlichkeit aufgehoben waren.[2] Im 13. Jahrhundert wurde sein Amt zum Unterhalt der Schaffenei abgethan und dessen Einkünfte mit den Lasten dem Kapitel inkorporiert. Ein einfacher Vicarius wurde mit dem Dienst betraut.[3]

Dem *Dormentarius* (dormenter) lag *ursprünglich* die Pflicht ob den gemeinsamen Schlafsaal zu besorgen, und die Brüder zu den Horen in der Nacht aufzuwecken. Als das gemeinsame Leben aufhörte, erlitt das Amt eine Verwandlung. Man veränderte dormentarius in *dormitarius* und übergab ihm das

---

tinensis; — copie de titres de propriété divers, constitutions de rentes, renouvellements, transactions. (Volume in-folio.) — G. 4902.

1. Arbitrage entre Nicolas de Bünau, chanoine de St.-Pierre-le-Jeune, et J. Sigebert, portier du chapitre, au sujet d'une rente affectée à l'office du portier sur des biens à Kintzheim (1303). — G. 4790.

2. Goltz Hüttendorff vend à Conrad Schultheiss, portier de St.-P.-l.-J., une ferme avec dépendance (1334). — G. 4803.

3. Bail emphythéotique entre le portier du Chapitre de St.-P.-l.-J. et Catherine, veuve de Nicolas de Bussensheim (1366). — G. 4739.

[1] Statuta a Riccio.

[2] Schmidt.

[3] «Statuta» (Riccius).

Amt der Beerdigung derer, die im Sterben entschlafen waren. Dormitorium hiess der Gottesacker.

Starb ein Pfarrkind, so war (nach der Verordnung von 1403) der dormitarius beauftragt, die Canonici von der Leichenfeier zu benachrichtigen. Mit dem *camerarius* bereitete er den Leichnam zum Begräbnis, verteilte die Kerzen für die Leichenfeier, sammelte nach dem Gottesdienst in dem Deckel des Kelches Gaben ein und übergab sie dem Schaffner. Bei den *Vigilien* der Verstorbenen sang er die Strophe requiem aeternam und wohnte täglich dem Hochamt bei. Sein Sitz im Chor war zur Seite der Stühle des Dekans, gegenüber dem Schulrektor; an den Sonn- und Festtagen sang er oder der Rektor den 5. Vers der Metten. — Er wurde der *Pedell*, Bote und allgemeiner Diener aller Canonici. Er berief, auf Befehl des Dekans, zu den Kapitelsitzungen, stand an der Thüre des Saales während der Verhandlungen und nahm Notiz über die Mitglieder, die zu spät oder gar nicht kamen.

Im Jahre *1471* liess sich das Kapitel St. Thomä durch den Bischof *Ruprecht* bevollmächtigen, die Dormentaria abzuschaffen und deren Einkünfte in tägliche Verteilungen an die Canonici und Vikare, die den Gottesdiensten beiwohnten, umzuwandeln; doch scheint er nicht darauf eingegangen zu sein, sondern erneuerte im Jahre 1518 einfach das Statut von *1403* über die Eigenschaften und Einkünfte des Dormentarius.[1] Im Stift Jung-St. Peter begegnen wir dem Dormentarius noch im 17. Jahrhundert.[2]

Da die Würdenträger des Stifts nur unter den Stiftspriestern gewählt werden sollten, und diese nicht imstande waren, den ganzen Chordienst zu übernehmen, so richtete man, um sie zu entlasten, *Vikariate* ein,[3] die mit gewissen Pfründen versehen waren. Die Vikarien sollten den Dienst versehen und die Stiftsherren demselben in ihren Chorstühlen beiwohnen.

Es gab *Obervikare* und *Untervikare*. Die ersteren erhielten den Namen Summissarien (summissarii, fronmesser), weil sie die summa missa (Hauptmesse), die am Hauptaltar gelesen wurde, zu halten hatten, zu welchem Altar die Canonici-Priester allein den Zugang hatten.

---

[1] Schmidt, p. 147, 148.

[2] Montag den 21. Aprilis 1614, nachdem ich in der Wantzenav gewessen vndt meinen garten hab lassen aussbutzen vndt dess Abendts heimkhommen, vndt albereit vber Disch gesessen, kompt über den nacht Innbiss *noster Dormitarius u. zeigt an* . . . . (Extractus Prothocolli de anno 1614).

[3] 1494: — Règlement sur le serment des fonctionnaires-vicaires. Bez.-Arch. G. 5081. Nr. 12.

Es gab in Jung-St. Peter 14 *Vikariate,* unter welchen die Summissaria Episcopi und die Summissaria des Propstes den ersten Rang einnehmen; die anderen folgten je nach dem Alter ihres Amtsantritts.[1]

Die Canonici, die noch nicht in sacris waren, folgten in der Rangordnung den Summissarien des Chors und hatten ihre Sitze in den unteren Stühlen vor den übrigen Vikaren.[2]

Eine Summissaria oder Präbenda Sculteti genannt, wurde auf Befehl des Bischofs Ruprecht und Bestätigung des Papstes Nikolai V. im Jahre 1450 unter dem Buchstaben P. gestiftet.[3]

Da die Obervikare den Untervikaren das Beispiel der Pünktlichkeit und des Eifers in Kultussachen geben sollten, betitelte man sie einfach: Summissarii assidui (welcher Titel später in das ironische assisii verwandelt wurde). Sie genossen Präbenden, welche den gleichen Wert hatten wie die der Canonici, deren Funktionen sie ja auch verrichteten. Im feierlichen Zuge schritten sie unmittelbar hinter ihnen; doch waren sie von den Kapitelsitzungen ausgeschlossen und unterschieden sich auch durch ihre Kleidung von ihren Patronen. Sie wurden von dem Propst und dem Dechant vereidet und schwuren die Statuten zu befolgen, in Strassburg zu wohnen und sich nicht ohne Erlaubnis zu entfernen.

Von dem 14. Jahrhundert an werden auch *semi-summissarien* angestellt, welche nur die Hälfte des Einkommens haben und Vikare der Stiftsvikare waren.

Eine Menge *Kaplane* schloss die Reihe der untergeordneten Stiftsbeamtenwelt. Sie wurden durch den Propst investiert, versprachen Gehorsam dem Dechant, und schworen, ausser dem Altardienst, den sie selbst verrichteten, den Chorgottesdiensten beizuwohnen. Sie händigten auch dem Custos die Gaben der Gläubigen ein. 18 *Kappellanien* (Capellania) zählte die Kirche, verschiedene Titel tragend und « unter der Anrufung der Heiligen stehend », welche ihre Patrone waren.[4] Zwei dieser Kaplane oder Vikare wurden *animissarii* (Seelmesser) genannt, da sie speziell für die Totenmessen bestimmt waren.[5]

---

[1] Statuta a Riccio.

[2] Ibidem.

[3] Statuta a Riccio.

[4] De Collegio St. Petri junioris. Statuta (B.-A.).

[5] Bezirks-Archiv. Serment prêté par Valentin Hypper, élu vicaire de St.-P.-l.-J. (1518). — G. 4718. Albert, évêque de Strasbourg, confirme la fondation de la vicairie de la Trinité, faite par *Simon de Kirchberg,* chanoine de St.-P.-l.-J. (1591) — G. 4716.

KAPITEL IV.

Stiftskultus und Stiftsgewänder. — Gedächtnistage. — Begräbnisfeierlichkeiten.

§ 1. Stiftskultus.

In den Stiftskirchen wurde der Kultus viel feierlicher gehalten als in den Leutkirchen, der Gesang besser gepflegt und reichlicher gestaltet, die Messe pomphafter, die Ceremonien herrlicher gehalten. Doch muss man zwischen dem Kultus *im Chor* und dem *für die Pfarrei* unterscheiden. Der erstere, dem die Laien im Schiff beiwohnen konnten, war nicht für sie bestimmt, er wurde nur für die Stiftsherren gehalten. Der zweite war geleitet durch den Pfarrer und seinen Kapellanen, welcher erstere Stellvertreter des Kapitels war; nur durch ihn handelte dasselbe mit den Pfarrkindern, dem es fast als solches fremd blieb.

Die hauptsächlichsten Kultuspflichten erfüllten die Stiftsherren im *Chor*, darin jeder seinen Chorstuhl hatte. Der *Propst* sass zu allererst rechts neben dem Hauptaltar, der *Dechant* zu allererst links; die anderen Mitglieder folgten auf beiden Seiten im Altersrang, doch so, dass die Canonici-Priester den Canonici-Diakonen vorangingen. — Die Beaufsichtigung und die Disziplin im Chor war dem *Dechant* anvertraut; er wachte über die Kleidung eines jeden, über das Verbleiben in dem Chorstuhl bis zu Ende des Gottesdienstes; er litt nicht, dass geredet wurde, und verwehrte den Ausgang ohne Erlaubnis.[1]

Im Chor sang man u. a. unter der Leitung des Kantors die *kanonischen Horen* und die verschiedenen *Antiphonen* der Fest- und Sonntagsliturgie. Dieser Kultusteil wurde nach dem Münsterritus gebildet.[1]

Eine eigene Messenthätigkeit waren die «Anniversarien» oder Gedächtnistage. Es waren Stiftungen von Verstorbenen, die den Qualen des Fegfeuers entrinnen wollten.[2]

Die Namen aller derer, die das Recht zu einer jährlichen Messe hatten, wurden durch den *Custos* in das *Lebensbuch* (liber vitae) eingetragen, einer Art von Kalender, in welchem bei jedem Datum die zu feiernden Gottesdienste aufgezeichnet waren mit den Geldern, die den beiwohnenden Stiftsherren ausgeteilt werden sollten. Reiche Stiftsherren stifteten für sich

---

[1] Ch. Schmidt, S. 120 ff., dem ich auch hier mich aufs engste anschliesse.

[2] Hugo Zorn stiftete Anniversarien für sich, seinen Vater, seine Mutter, seinen Bruder, den Dekan des Thomasstifts, «in animorum remedium earundem, cum visitatio sepulchri in Vigilia et in Missa cum plenis vigiliis». (Testament.)

Gedächtnistage in verschiedenen Kirchen; so hinterliess im Jahre 1517 der Scholasticus *Johann Sigrist* Vermächtnisse in St. Thomä und Jung-St. Peter.

Die Feierlichkeit an einem solchen Gedächtnistag bestand, nach dem Gesang der Totenvigilien am Vorabend des Tages, in einer Totenmesse des Morgens, nach welcher das Kapitel in feierlicher Procession an das Grab zog. Der *Propst* ging voran; ihm folgte der *Dechant* mit dem ältesten Stiftsmitglied, dann gingen zu zweien die anderen Stiftsherren der Altersreihe nach; nach ihnen die Kapellanen und die Vikaren mit den Chorknaben; endlich die Pfarrkinder. Die Stiftsherren und Priester trugen Kerzen, die der Würde nach grösser oder kleiner waren. An das Grab gekommen, wurde Weihwasser gesprengt und Weihrauch gebrannt, der Psalm Miserere und eine bezügliche Litanei gesungen.[1]

Nicht selten stifteten die Schenkgeber *Lampen* oder *Kerzen* über ihren Gräbern, teils um «ewig» darüber zu brennen, teils um in verschiedenen Zeiten angezündet zu werden. Das Testament *Paul Muntharts,* Propst von Jung-St. Peter, der auch Canonicus von St. Thomä war und im 15. Jahrhundert lebte, ordnete einen Luxus auf seinen Gedächtnistag an, wie ihn die früheren Jahrhunderte nicht kennen. Er befahl nämlich (1480), dass am Morgen und am Abend *30 Beghinen* (Bettelnonnen) sein Grab mit Kerzen besuchen sollten. Dagegen solle das Kapitel ihnen eine Mahlzeit überreichen.

Die Personen, die eine *Altarpräbende* stifteten, wählten gewöhnlich ihren Begräbnisort in der Nachbarschaft dieses Altars. Die, welche ein Legat dem Kapitel machten, ohne anderen Zweck als den der Feier ihres Gedächtnistages, beliebten den Ort zu bezeichnen, wo sie begraben zu werden wünschten.

Die armen Pfarrkinder wurden im «*Leichhof*» beerdigt; die reicheren in dem Kreuzgang oder in der Kirche selbst, wo sich auch die Gräber der *Stiftsherren* befanden.

Die *Begräbnisfeierlichkeiten* der letzteren wurden unter der Leitung des *Custos* vorgenommen und bestanden in einer Procession (iter) mit Kerzen und Gesängen, durch die Kirche bis an das Grab.

Manche Canonici ordneten selbst den Verlauf ihres Begräbnisses.

Am 15. Mai 1480 machte der obgenannte *Paul Munthart* in Gegenwart von *Geiler von Kaisersberg,* des gelehrten und frommen Licentiaten Engelin von Braunschweig und etlicher

---

[1] Eine singende Seelenmesse; «über das Grab gehn mit rauch geben».

Stiftsherren und Doktoren sein Testament, worin er verordnete, dass sein Leib *neben dem Altar* von St. Peter in der Jung-St. Peterkirche beerdigt würde, angezogen mit der tunica, dem Ueberrock und dem Kugelhut, dass der Sarg von 30 Beghinen begleitet und zwei grosse brennende Kerzen vor- und nachgetragen würden.[1]

Sein Grabstein wurde im Sommer 1888 im Schiff unter der Orgel vorgefunden und in die Zornkapelle transportiert.

Munthart machte zwei Testamente; eines am 6. Mai 1480, in welchem er seine Bibliothek dem Thomasstift vermachte; das zweite am 15., worin er sein Begräbnis anordnete und den Rest seiner Habe verteilte: den Kindern seines Bruders Jakob vermachte er 60 Gulden, seinem Bruder Nikolaus 60 Gulden; seinem Bruder Conrad nichts, weil er seine Frau verlassen; den Nonnen von St. Magdalena 200 Viertel zu einem Gedächtnistag; dem Bischof sein «bicerium argenteum deauratum cum suo coopertio»; den Kapiteln von St. Thomä und Jung-St. Peter den Rest seiner Güter zu gleichen Teilen; das Kapitel von Jung-St. Peter soll anfertigen lassen ein «liber lectionarius epistolarum missarum et ornetur seu circumferatur argento de aurato, ut ibi est liber evangeliorum argento deaurato ornatus cum imaginibus beatissimorum apostolorum Petri et Pauli»; es soll Muntharts Siegel drauf drücken, «ut sciatur quod de bonis relictis per me factus sit, in finem ut alii domini canonici post me ad similia inducantur».[2]

§ 2. Stiftsgewänder.

Für die kirchlichen Feierlichkeiten und den Chordienst trugen die Strassburger Stiftsherren priesterliche Gewänder, deren Form durch den allgemeinen Gebrauch geregelt war.

Das für den Horengesang und überhaupt für das Amt in der Kirche unentbehrliche Gewand war der «*Ueberrock*» (superpellicium, surplis), in *weisser* Leinewand; den Ueberrock tragen hiess im Amt sein (superpelliciatus sive in religione). Wenn die Glocke zur *Mette* wie zu den andern Gottesdiensten geläutet hatte, sollten die Canonici mit diesem Gewand im Chor sich zeigen. Da sie nicht selten diesem Befehl nicht nachkamen, verbot ihnen die Synode von Strassburg im Jahre 1335 und das Konzil von Basel im Jahre 1431, den Chor ohne dies Gewand zu betreten.[3]

---

[1] C. Schmidt, «Le Chapitre de St. Thomas.»

[2] C. Schmidt, «Le Chapitre de St. Thomas», p. 144.

[3] Synode von 1335, art. 18. Martène, Thesaur. nov. anecdot., IV. âl e. Ducange, Glossar. VI, p. 446. (Schmidt, ibidem.)

Zum *Messelesen* wurde die *alba*, die seidene, mit Silber gestickte *Casula*, und die *cappa*, eine Art vorn zugehäkeltes Mäntelchen,[1] getragen. Diese Kleider wurden auch für Processionen gebraucht.[2]

Das *Haupt* war bedeckt mit dem «Kugelhut» (sive kutzhut, Almutia sive caliendrum), eigens von dem Konzil zu Basel verordnet, anstatt der Hüte, deren etliche Canonici sich hatten bedienen wollen. Im Jahre 1432 wurde verordnet, dass jeder Canonicus und Vikar dieser Kirche, der den Chor oder die Kirche zur Zeit der Gottesdienste ohne die Almutia betrat, aller Präsenzen und täglichen Austeilungen verlustig gehe; in der Nacht aber oder des Morgens stehe es dem Canonicus frei, ohne sie auszugehen.

In Bezug auf diese Kopfbedeckung entspann sich zwischen den Stiften von Strassburg ein sonderbarer Streit. Während man auf dem *Konstanzer Konzil* die grössten Interessen der Kirche verhandelte, zankten sich die Stiftsherren in unserer Stadt um den Stoff ihrer Kappen dermassen, dass Kaiser und Papst sich ins Mittel legen mussten, als handelte es sich um eine Lebensfrage für die Christenheit. Die Hüte der Münsterherren waren von Hermelin, die der unteren Stifter von Eichhornshaut (eichhernelin kutzhuete), die der Münstervikarien von Schafshaut in Schwarz gefärbt. Von Dezember 1414 an wurden Papst und Magistrat in Bewegung gesetzt und eine Unsumme Geldes vergeudet im Prozess wider die Münsterherren, die für ihre Vikarien das Recht, ebenfalls wie die Canonici *eichhörnsche* Hüte zu tragen, durch päpstliche Erlaubnis erlangt hatten. Die Stiftsherren von Jung-St. Peter und St. Thomä durften von da an hermelinsche Hüte tragen.[3]

KAPITEL V.

Die Stiftshäuser.

Das Stift kam im Lauf der Jahrhunderte in den Besitz einer Menge von Häusern, die teils *Schenkungen*[4] waren,

---

[1] Die Canonici waren verpflichtet, sobald sie ihre Einkünfte bezogen, «cappam sericam vel purpuream qua decenter uteretur in Testis ipsis Ecclesiae sibi facere ad minus valoristrium marcarum argentia et apud Ecclesiam perpetuo debent remanere», bei Strafe der Entziehung der Einkünfte. (Statuta p. 30.)

[2] Statuta.

[3] Schmidt, ibidem.

[4] Donation faite au Chapitre, par Metza et Catherine Zoller, de deux maisons sises rue dite Criegesgasse (1336). — Bezirksarchiv G. 4827.

teils als *Kapitalienanlage* vom Stift selbst angekauft wurden und verzinslich (feudales et censuales) waren.[1]

Nach Aufhören des gemeinsamen Klosterlebens erhielt jeder Canonicus seine eigene Wohnung, die, wie wir oben sahen, um den von einem Claustrum redenden Statuten gerecht zu bleiben, curia *claustralis* oder Klosterhaus genannt wurde. Sie hiess auch *feudum claustrale*, Kloster*lehen*, weil sie den Stiftsherren gleichsam verlehnt oder als Lehen zu lebenslänglichem Genusse gegeben wurde.[2]

Als Stifts*wohnungen* wurden im Lauf der Zeiten 14 Häuser benutzt, die alle um die Kirche lagen, so dass das Stift fast die ganze Blauwolkengasse, die Burggasse, das Krappengässlein, die jetzige Fadengasse, die Grosskirchgasse, die Thomanngasse u. s. w. als Eigentum besass. Die zwei ersten Häuser waren für die *Präpositur*, das dritte für das Plebanat bestimmt. Zwölf andere Häuser waren für die anderen Stiftsherren bestimmt, davon eines dem Kanonikat und ein anderes der Präbende Sculteti einverleibt war. Der jüngste Canonicus, der kein Haus hatte, musste auf eigene Kosten sich eine Wohnung verschaffen.

Die Verleihung (Collatio) der Kanonikats-Häuser war Obliegenheit des Propstes, mit Ausnahme von dreien, die für den Dekan und das Kapitel bestimmt waren.

Alle Canonici und Vikare waren verpflichtet, ihre Häuser in gutem Stande auf eigene Kosten zu erhalten.

Es war ihnen erlaubt, ihre Häuser zu vermieten. Doch ehe das Stift in die Ringmauer der Stadt begriffen wurde, «und auch lang hernach», war es üblich, dass die Canonici allerlei Leute ohne Unterschied des Berufs in ihre Häuser setzten, «weil der Kirchplatz so lustig mit Bäumen besetzet ward», «ahn Würthen lociret», und einige unter ihnen sogar Wein ausschenkten und öffentlich Wirtschaft trieben. Beides wurde am Anfang des 13. Jahrhunderts verboten. Der Canonicus musste darauf sehen, dass seine Mieter rechtschaffene Leute

---

[1] Concept, Copiae, ga. über die Häuser in dem Bruch, welche das Stift zum Jungen St. Peter der Stadt und ihren Bürgern abgekauft hat, ga. (Stadtarchiv, Lad. 46.)

Seind Kauffbrieffe über die neue stub., ibid. Satzbrieffe und sonders über Zinnss und Gülten, dem Stifft gehörig. Sonderlich über die Häusser in dem Bruch gelegen. — Transaction entre les héritiers Mollinger et le Chapitre, *au sujet d'une rente sur 1e maison entre le cimetière et la cour Marbach* (1705). — Réparations faites à la maison du Chapitre de St-Pierre-le-jeune, *à Geispolsheim* (1678-1691); comptabilité y relative. — Bez. Arch. G. 4761.

[2] Siehe: Statutum de Divisione Curiarum Claustralium, de Anno 1334. (Stadtarchiv, Lad. 47, Nr. 11.)

seien, die der Kirche keine Schande zu machen im stande wären.[1]

Dass nach Einschluss des Stifts in die Ringmauern Strassburgs die Stiftshäuser sich auch in *die städtische Häuserordnung* fügen mussten, ist selbstverständlich.[2]

Auch dem *Almendgeld* waren die Stiftshäuser unterworfen, wie folgende Stelle aus einem Manuskript berichtet: «Weilen auch bey Erweiterung der Stadt, die Kirch und *die Häusser des Canonicorum* des Stiffts Jungen St. Peter in die Ringmauern dergestalten eingeschlossen worden, dass selbige hart an die Mauren und Thüren gestossen, war nöthig an diessem orth die *Almend* zu conserviren und vorsetzung zu thun, wie die Extract besagen aus den alten *Almend Büchern* gezogen. Ueber das auch zu den Thürmen und Zinnen zu setzen und zu kommen, der Zugang frey und ongehindert seyn müssen. Welche Thüre etwann denen Canonicis omb ein Jährl. Zinnsz verliehen worden je . . .»[3]

Das Inventarium des Jahres 1633 giebt uns ein genaues Verzeichnis der Stiftshäuser in jenem Jahrhundert. Wir teilen dasselbe hier mit und begleiten es da und dort mit Notizen.

1. *Die Propstei* (jetzt «Kastnerhaus», früher Lehrerinnenseminar).

Der *Propst* sollte sich mit seiner *Propstei* begnügen und auf seine eigenen Kosten, wie die anderen Stiftsherren und Präbendarien, sie unterhalten und restaurieren. Es war ihm nicht erlaubt, unter irgend welchem Vorwand ein anderes Stifts-

---

[1] «Statutum de non ponendis Laicis in curias nostras Claustrales principaliter inhabitanti», de Anno 1334. — «Canonicus principaliter Hospitium ipsis Curiae sine fraude observet. Nec talis etiam Canonicus S. clericus publice tabernam tanquam hospes publicus. . . reat in eadem. Item Statuimus et ordinamus, ut nullus Canonicorum Curiam suam claustralem, quam per se inhabitare non voluerit, locare possit alicui hospitii publico, hospites indistincte recipienti, sed personis honestis per quas Ecclesia nostra nullam infamiam contrahet vel incurrat.» Stadtarchiv Lade 47, Nr. 11.

[2] Anno 1354, Idus Octobris: «In signum communionis (murus et transitus zweyer Canonicathäuser wird alhier gemeint) Curiis imponatur, ut in eis conservantur fenestrae dictae blinde fenster et quaelibet curia ejusdem muris utatur in edificando super et juxta eos prout potest et debet fieri secundum consuetudinem civitatis.» — Anno 1431 die Mercurii XVIII mensis Martii: «Magister Martinus se et suos successores in dicta curia ne ipsam curiam dixit gravari contra consuetudinem civitatis.»

[3] Stadtarchiv, Lade 47.

haus zu besitzen, wenn er auch Besitzer des Kanonikats H. oder der Präbende sculteti wäre; in diesem Fall war er genötigt, das Haus, das mit dieser Präbende verbunden war, dem nächsten Canonicus, der ohne Haus war, zu überlassen.[1]

Ein Mietsvertrag des Jahres 1624 lässt uns einen Blick in die Gebäulichkeiten der Propstei thun:

«Die Probstey Behausung wird dem Domherrn Henott von Köln (1624) vermiethet zusampt dem obern und untern Garten, neben dem Hof, Schopp, Stallung, Badstüblein, gross- und kleinen Keller, die untere grosse Wohnstube, die grosse Küche daran, zusammt dem kleinen spindlin über dem kleinen Keller. *Die obere Probstei oder Chorstube*, zusammt den 2 Kammern daran.

«Und dann auf dem anderen Stock, die 3 kleineren Nebenkammern, wie nit weniger die Kammern und Kästen über der Probstei Schaffnei, Stuben und Kammer, darauf man *über den hölzinen Gang und die kleinere hölzine stegen im obern Garten*, gehet.

«Hingegen aber sind Ihr. Hochw. vorbehalten, die obere kleinere Stube, zusammt der Kammer daran, und dann die Kammer daneben durch welche man in das Archiv geht. Item gemelte Probstei Schaffnei Stuben und Kammer daran, im kleinen obern Garten gelegen.

«Item die *Capell* in gemeltem obern Garten. Sodann auf dem anderen Stock der grossen Behausung, gleich an der stegen auf der linken Hand, der *Weizenkasten* und kleinerer Kasten. Ueber der Thorstube, und sonsten alle die Kasten, so von der 3 Stegen hinauf bis unter das Dach: wie nicht weniger auch alle Gemach und Kasten, so sich über dem stall, von der untern stegen hinauf im ganzen Stock sich befinden. Die hintere kleinere Thür in den Theilhof soll Entlehner nit gebrauchen.»[2]

2. *Die Dechanei* (dem Decan gehörig). Das jetzige Haus Schützenberger am Ende des Jung-St. Petergässleins.

Im Jahre 1356 wurden *Befestigungswerke* im Propsteihof aufgeworfen.[3]

Die jetzige Façade datiert vom Jahre 1783, sowie eine den Bedürfnissen der Zeit angemessene totale Veränderung der Gebäulichkeiten (unter *de Rochebrune, dem letzten Propst* von Jung-St. Peter).

---

[1] De Collegio Junioris Sti. Petri. Statuta. Stadtarchiv, Lade 46.

[2] Das neue Rebenfeld im obern Garten (Ibidem), Stadtarchiv Lade 47, Nr. 1.

[3] Strobel II, S. 375.

In der Revolution (1793) wurde das Haus als *National-eigentum* an einen Herrn Nagel verkauft, dem Schwiegervater eines Herrn Lotzbeck von Lahr, der mit zwei Brüdern in der Revolutionszeit sich in Strassburg angesiedelt hatte.

Der berüchtigte *Eulogius Schneider* machte das Haus zu seiner Wohnung. Er hatte sich am 13. Dezember 1793 in Barr mit einer schönen und reichen Person verheiratet, welche die Schwester war des Bürgers Stamm, Flügeladjutant des Generals Custine. Sie hatte nicht gewagt, dem Tyrannen auf seine Anfrage eine verneinende Antwort zu geben. Am andern Morgen war er mit ihr in einem offenen, von sechs Pferden gezogenen Wagen, in Begleitung der Mitglieder des Revolutionsgerichts und der berittenen Nationalgarde, nach Strassburg gefahren, einen feierlichen Einzug daselbst haltend. Diesen aristokratischen Akt benutzten seine Gegner, um sich seiner zu entledigen. Am Abend des 14. Dezember (24. Frimaire an II) ertönte der Saal der früheren Propstei, der so oft zu den bacchanalischen Festen der Jacobiner hatte dienen müssen, zum letzten Mal von Gläserklang bei dem Hochzeitsfest Schneiders. In der Nacht wurde das Haus von Gendarmen umzingelt, und Schneider, der Regierungskommissar, durch den General Diège arretiert und in das jetzige Bezirksgefängnis abgeführt.

Noch eine Zeitlang blieb die Schwester Schneiders, Marianne, in der Propstei. (Die zweitägige Gattin Schneiders aber heiratete einen Immigranten Friedrich Cotta.) Das Haus blieb Eigentum des Herrn Lotzbeck.[1]

3. Das Haus zum Thürlin (gehört dem Herrn Scholasticus).
4. Das Haus, der Peghoff genannt.
5. Das Haus am kleinen Kirchgässlein.
6. Das Kanonikathaus am Krengel.
7. Der Kanonikathof gegen dem Landt Pergerhoff.
8. Der Kanonikathof, der Schultheissenhof genannt.
9. Der Kanonikathof stosst gegen Herrn Zorn'schen Hof am Kirchhoffgässlin, jetziges Jung-St. Petergässlein.
10. Der Preithof.
11. Der Kanonikathoff daneben.
12. Der Kanonikathof auf dem Kirchhof.
13. Die Behausung so dem Kanonikat A gehörig.
14. Ein Vikariathaus im kleinen Kirchgässelin.
15. Ein Vikariathaus im Pfundtzollergässlin (Fadengasse).
16. Ein Vikariathaus in gemeltem Ort.

---

[1] Aus «Piton, Strasbourg illustré», S. 273—276.

17. Ein Vikariathaus in erwähntem gässlin.
18. Ein Vikariathaus auf der Burggasse.
19. Ein Vikariathaus mitten in der Burggasse.
20. Ein Vikariathaus.
21—22. 2 Präbenden-Häuser.
23. Ein Vikariathaus neben der Propstei.
24. Ein Vikariathaus auf dem Kirchhoff, gehört zum Stifft.
25. Ein Vikariathaus.
26. Eine Behausung, der Pfarrhoff, bewohnt im Jahre 1633 von Schallesius, der Pfarrherr (Blauwolkengasse 3).
27. Eine Behausung auf dem Kirchhof (bewohnt im Jahre 1633 von dem Helfer zum Jungen St. Peter). (Jetzt Jung-St. Peterplatz 5.)
28. Eine Behausung in der Kirchgasse (bewohnt im Jahre 1633 von dem anderen Helfer). (Jetzt erstes Pfarrhaus.)
29. Eine Behausung, die *Pfisterey.*
30. Eine Behausung im Pfundtzollergässlin (bewohnte im Jahre 1633 der Schulmeister).

    1712. — «*Maison de l'Ecole luthérienne.*»

    «Consentons que Mons. sieur le Comte du Bourg fasse rétrécir la maison de l'Ecole située dans la rue dite *pfundzollergass.*

    — «Maison d'Ecole *et son jardin* situés dans la pfundzollergass et attenant au jardin de Mr. le Comte du Bourg, commandant de la province.» (B.-A.,G. 5151.)
31. Eine Behausung auf der Burggasse (bewohnt im Jahre 1633 von † Mag. Lipp's Tochter).
32. Eine Behausung in der kleinen Kirchgasse.
33. Eine Behausung in gemeldter Gasse (bewohnt im Jahre 1633 von dem *Sigrist*).
34. Eine Behausung bei dem Pfenningthurm.
35—37. 3 kleine Häusslin daselbst.
38. Eine Behausung: die *Schaffenei* (1427—1712). Das jetzige Gerichtshaus in der Blauwolkengasse.

    Kaiser Friedrich III. herbergte in dem Stiftshaus des Kustos von Jung-St. Peter (Jetziges Gerichtshaus). Er investierte daselbst den Herrn Jakob von Lichtenberg mit dem Grafentitel. (Piton, Strasbourg illustré, S. 283.)

    — «Auch die *Schaffeney* ausser dem Hoff angeordnet. Welches Haus die Stadt in anno 1335 an das Stifft verkaufft.» (Ms. Stadtarch., Lade 47.)

    — Arbitrage entre le Chapitre et la famille de Landsperg au sujet de la maison du receveur du Chapitre [1542]. (B.-A., G. 4727.)

— *Siehe noch weiter im Bezirksarchiv:*
Vente de rente laudémiale assise sur une maison dans le *Stubenwegtgœsselin*, par Gertrude, veuve Zorn, en faveur du Chapitre [1394]. (G. 4831.)
— Vente de maisons *dans la rue de la Corneille* (1557).
— Sentence d'immission concernant la maison sise *contre le pont* du faubourg de Pierre [1501]. (G. 4837.)
— Litige entre le curé de St-Pierre-le-Jeune et le Chapitre, au sujet *d'une maison canonicale à l'usage du curé* (1707); mémoire; sentence. (G. 4729.)

KAPITEL VI.

Die Stiftsschule.

Das Stift von Jung-St. Peter hatte seine Schule. Ein Canonicus war beauftragt, sie zu leiten. Er trug den Namen «*Scolasticus*», und es war die «*Scolastria*» eine der Hauptwürden des Stifts.

Vom 13. Jahrhundert an war es nicht mehr der *Scolasticus*, der den Unterricht erteilte. Wie der Kustos die Seelsorge einem *Pfarrer*, der unter seiner Aufsicht stand, anvertraute, so entledigte sich der Scolasticus seines Schuldienstes zu Gunsten eines *Meisters* oder *Rektors*, den er nach Belieben ernannte, sich selbst nur die obere Leitung des Unterrichts reservierend. Der Rektor durfte Priester oder Diakon sein; er hatte die Besoldung und den Rang eines Chorvikars; sein Chorstuhl stand nicht weit von dem des Propstes.

Die ursprüngliche Bestimmung der Schule war, den Kindern, welche Kandidaten eines Kanonikats waren (pueri sive minuti) den Segen des Unterrichts zu erteilen. So lange sie nicht majorenn waren, stunden diese *Canonici minores* oder *domicellarii* unter der Zucht des Scholasticus und bewohnten das gemeinsame Kapitelhaus, selbst dann als die *Canonici majores* ihre besonderen Häuser erhalten hatten.

Ausser diesen Kanonikatsschülern wurden die *Pfarrkinder* aufgenommen. Zwar waren die Stiftsschulen nicht die einzigen Schulen Strassburgs im Mittelalter; es gab auch *Laienschulen*, deren Existenz man aber kaum kannte.[1]

[1] Im Jahre 1395 wird «Otheman Kregelin de Richenshoven, instructor puerorum laicorum civitatis Argent.», genannt, der das Haus «zum birmenter in *smidegasse*», Pergamentergasse in der Schlossergasse) bewohnt. Zur selben Zeit war in der *Hellelichtergasse* ein Haus genannt *zu der Schulen*. (S. Schmidt, «Le Chapitre de St-Thomas», p. 186, dessen Darstellung ich mutatis mutandis hier wiedergebe.)

Doch ist anzunehmen, dass, da die Stifts- und Klosterschulen den Schülern eine gründlichere Bildung gaben, sie den Vorzug hatten. Die adeligen Familien und die Patrizier der Jung-St. Petergemeinde schickten ihre Kinder in die Stiftsschule, und hier haben gewiss viele der bedeutenden Ratsherren Strassburgs ihre erste Bildung erhalten.

Doch waren die *armen Kinder* nicht ausgeschlossen. Die Stiftsherren machten Legate zu ihren Gunsten. So Hugo Zorn im 14. Jahrhundert. Sein Testament . . . «dat quatuor Scholaribus pauperibus duodecim quarte siliginis in præbendarum suarum augmentationem; Item in Augment. dictarum præbendarum cedunt redditus unique quart. Siliginis de redditibus sex sextariorum siliginis in Svindratzheim.» (Beziks-Archiv. lib. Instrument L. XVII. B. folio 39.) — Die armen Schulkinder wurden zu *Choristen* gebildet, von dem Dechant dazu bezeichnet und zur Prüfung vor den Scholasticus gebracht, der sie nur aufnahm, wenn sie im Lesen und Singen ziemlich geübt waren. Sie allein durften den Chor betreten ; zwei standen neben dem Propst und dem Dechant als Helfer ; zwei trugen die Leuchter, reichten das Weihwasser und hatten im allgemeinen denselben Dienst, den jetzt die Chorknaben haben. Sie sangen die Horen und mussten bei der Messe conventuali dienen, und wurden durch den Dekan zum Akolitenamt befördert.

Während des Gottesdienstes standen die anderen Schulkinder im Schiff; obwohl der *Rektor* seinen Stuhl im Chor hatte, so wünschte man doch, dass er bei den Schülern bleibe, um sie zu beaufsichtigen und ihren Gesang zu leiten.[1]

Alle Schulkinder wohnten der Begräbnisfeierlichkeit der Stiftsherren und den Prozessionen bei. Die Canonici minores durften dem Festessen der Kapitelherren bei grossen Feierlichkeiten beiwohnen. Am Nikolausfest und am Tage der unschuldigen Kindlein vereinigten sich die Schulkinder mit denen der anderen Kirchen, um im Münster der Installation eines *Bischofs der Kinder* beizuwohnen. Dieser possierlichen Ceremonie wollte *Peter Schott*, ein Canonicus von Jung-St. Peter, einen ernsteren und litterarischen Charakter geben, hatte aber

---

[1] Ihnen wurde durch Statut vom Jahre 1303 als Besoldung 12 Viertel Weizen zuerteilt, davon das Kapitel 8 und der Scholasticus 4 lieferte. Bezirksarchiv, folio : Statuta.

Nota. «Quatuor Scholares quae frequentat chorum et ad horas cantant ad arbitrium Decani ipsos panes ministrando, cui et Decanus quos choro viderit expedire assumet scholares. Potest et decanus scholares assumere et repellere et mutare eosdem et corrigere toties, quoties Choro videbitur expedire. (De Statut. praebendis Quatuor Scholarium, et ad quem eorum collatio pertinet.) Fol. Stat. p. 39.

wenig Erfolg. Mit der Reformation verschwand auch der kindliche Bischof.

Was den *Schulunterricht* selbst betrifft, so wissen wir hierüber wenig. Da gegen Ende des 12. Jahrhunderts der Unterricht überall so gänzlich vernachlässigt war, dass man selbst in vielen Kirchen die Präbende des Scholasticus abschaffte, befahl Alexander III. im Jahre 1109, sie wieder herzustellen, «damit der Unterricht den jungen Klerikern und den armen Schulkindern gratis gegeben werden könnte»; und im Jahre 1215 gebot Innocenz III., dass in jeder Stiftskirche die lateinische Grammatik gelehrt würde. Die Grammatik des Priscian, des Donat, dann die versificierte «Doctrinale Alexandri», brachten die ersten lateinischen Elemente den Schülern bei. Um ihnen Stilübungen zu geben, lehrte man sie etliche Verse machen, oder auf Pergament, nicht Stellen aus Klassikern, die man ja nicht besass, sondern Kontraktsformulare oder Akten kirchlicher Procedur schnitzeln.

Die Schule blieb auf dieser niedrigen Stufe, bis die Universitäten gegründet wurden, auf welchen die *domicellarii* dann ihre Studien vollendeten.

Schon im 12. Jahrhundert finden wir manchen Magister Canonicus. Das Stift sandte im nächsten Jahrhundert seine gelehrigen Schüler nach Frankreich und nach Italien; später nur nach Italien; von dem 15. Jahrhundert ab auch nach Erfurt, Freiburg und Heidelberg.[1]

Anfangs des 16. Jahrhunderts verbesserten sich die Schulen merklich. An die Spitze der Jung-St. Peterschule wurde der Scholasticus *Conrad Caroli* gestellt, der den Knaben *Wimphelin'gs Adolescentia* erklärte, und *Johann Gallinarius* von Heidelberg docierte die Rhetorik.[2]

Gelehrte Stiftsherren finden wir deren etliche im 15. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Rechtsgelehrten und Kanonisten:

Doktor Martin Reuchlin, Scholasticus von Jung-St. Peter, Advokat am bischöflichen Hof.

Paul Munthart, Canonicus von Jung-St. Peter, geistlicher Richter des Bischofs Ruprecht. Er war einer der gelehrtesten Canonici von Jung-St. Peter und besass eine der reichsten Bibliotheken. Er hatte das Recht in Italien studirt und alle Manuskripte und Rechtsbücher und Kanonistensammlungen, die er dort erhaschen konnte, an-

---

[1] C. Schmidt, ibidem, p. 188.

[2] 1688. Catalogue de la bibliothèque de St-P.-l-J.; livres de théologie, de philosophie scolastique, de droit (canonique et civil); de grammaire et de rhétorique. — Bezirksarchiv (G. 4917).

gekauft. In Strassburg hatte er die meisten Bücher, die aus der Buchdruckerei von Mentelin & Eggestein kamen, sich angeschafft. Als leidenschaftlicher Liebhaber von Büchern hatte er das Einkommen seiner verschiedenen Präbenden an seine Bibliothek verschwendet, welche bei seinem Tode zu 60 Bänden Manuskripte, meistens Pergament, und 23 der ältesten Inkunabeln herangewachsen war.[1] Sie war eine der reichsten Sammlungen, die man in einem Privathaus sehen konnte. Die Theologie war wenig vertreten. In Manuskripten war nur: das Rationale von Duranti und die *Postillen* des Nicolaus von Lyra; zu Drucken: eine grosse Bibel, von Eggestein herausgegeben, die *Moralia* über Hiob von Gregor dem Grossen, die *Etymologien* von Isidorus, die *Kommentarien* von Thomas Aquinus über die Evangelien, *das Leben Jesu* von Ludolph von Saxen, der Traktat Alberts des Grossen *De laudibus beatae Virginis*, das *Fortalitium fidei* des spanischen Franziskaners Alphons de Spina. Munthart vermachte sen e ganze Bibliothek dem Thomasstift, damit, wie er sagte, dasselbe Mittel habe, seine Rechte zu verteidigen, und den gelehrigen Stiftsherren die Gelegenheit verschaffen könne, sich zu belehren und das Volk mit Gottes Wort zu nähren. Er verlangte, dass das Stift seine Bücher an einem besonderen, mit Schäften, Bänken und Ketten versehenen Orte aufbewahre. Würde dieser Wunsch nicht berücksichtigt werden, so solle die Bibliothek dem *Jung-St. Peter-Stift* gegeben werden, und falls dieses die Bedingung auch nicht eingehe, dem Münsterstift. Kein Buch sollte verkauft, vertauscht, noch einer Person ausserhalb des Kapitels verabreicht werden, welche Würde sie auch trage; nur wenn einer seiner Neffen das Recht studieren wolle, könne man ihm Bücher gegen sichere Kaution zur Benutzung einhändigen.

Das Epitaphium Muntharts in St. Thomä meldet, dass das Kapitel seinen Wunsch erfüllte und einen besonderen Saal baute.[2]

Peter Schott, Dr. Juris. — Am Ende des 15. Jahrhunderts, als die Theologie anfing aufzublühen und die Renaissance der klassischen Studien den Eifer jüngerer Geister reizte, zählte das Jung-St. Peterstift einen der ersten und ausgezeichnetsten

---

[1] Siehe Schmidt, Chapitre de St-Thomas, Documents, 124.

[2] Anno domini MCCCCLXXI. XIX Marcii obiit spectabilis magister, magister Paulus Munthart, decretorum licentiatus, prepositus, S. Petri iunioris et hujus canonicus et benefactor ecclesiarum *librarieque hic noviter erecte fundator*. Orate pro eo. — Alles aus Schmidt ibidem.

Strassburger Humanisten, *Peter Schott*, zu seinen Mitgliedern.[1] Die Jung-St. Peterkirche hat das Andenken ihres Canonicus Peter Schott durch ein Epitaphium verewigt, das in der Zornkapelle aufgestellt wurde. (Siehe hierüber Ausführlicheres in meiner Schrift: Die Jung-St. Peterkirche.)

Ausser Paulus Munthart und Peter Schott ist noch als gelehrter Canonicus zu nennen:

«*Thomas Wolf*, von Eckbolsheim gebürtigt, Canonicus der drei Stifte St. Thomä, Jung- und Alt-St. Peter, Doktor des kanonischen Rechts, Canonicus in Basel und in Worms, der ein groser Liebhaber der Philologie und der Künste wa r.»[2]

---

[1] Petrus Schottus Argentinensis, abi neunte aevo bonas litteras sedulo coluit. Primum enim in patria nostra, oppido Sletstattino Grammatices et Dialectices rudimenta sub Ludovico Dringenbergensi, Westphalo; deinde in Galliis Philosophiam, Oratoriam, Poeticam, Historias et Cosmographiam, Caesareasque et Pontificias leges cum graecis etiam literis hausit. Adeo ut haud facile crediterim similem virum nostro praesertim saeculo, Germaniam habuisse. . . Fuit in Petro decora et innocentissima vita, nulli molesta, mitis gravitas, placida constancia, blandusque vigor animi. . .

In parentes pius, in domesticos humilis, in aequales benignus, in Deum vero semper devotissimus fuit. . . Tranquillus mansuetus et sobrius. . . laudi propriae pertaesus, cultu simplex, veste frugalis, praebendas ecclesiasticas cumulare recusans, etc.»

Aus Wimphelings Vorrede dat. ex pago Sulce prope Mollischeyme Argent. direces. sexto Kalend. Sextiles 1498 — vor dessen Herausgabe von Petri Schotti Lucubratiunculae ornatissimae Argent. 1498. 4°. Briefe, Gedichte und Abhandlungen *Schotts* und einiger Zeitgenossen enthaltend. Ein für die Litterargeschichte am Ende des 15. Jahrhunderts wichtiges, aber seltenes Buch. (Aus Rœhrichs Mittheil. II, p. 91, 92.)

[2] Schmidt, p. 193. — Sein Andenken haben die vielen *Inschriften* erhalten, die er teils bei dem Alten-St. Peter, wo *sein Bruder Johann* den Rang eines Dechanten hatte, teils in *seiner Behausung bei dem Jungen-St Peter* aufstellen liess. Zum Beispiel oben in dem Treppenhaus ist folgendes zu lesen: «Ita amicum habeas posse ut facile fieri hunc inimicum potes: Kal. aug. 1494.» (Strobel, III, S. 549.)

Siehe noch über die Scholastici *im Bezirks-Archiv:* «Constitution d'une rente sur une maison sise entre les ponts, en faveur de l'écolâtre de St.-Pierre-le-Jeune (1302). G. 4826.

— Autorisation donnée par le commandeur de Klingenowe (Ordre de St.-Jean), lieutenant du Grand-Maître de l'Ordre, en Allemagne, à Hugues de Vegersheim, commandeur de la maison de Schlestadt, de vendre une rente en faveur de l'écolâtrerie de St.-Pierre-le-Jeune (1323). G. 4821.

— Acquisition d'une maison in dem Tumenloch, par l'écolâtrerie da St.-Pierre-le-Jeune (1358). G. 4829.

KAPITEL VII.

Das Stiftsarchiv.

«*Oben im den Kreuzgang sehend*» war das «Stiftsgewölb».[1] Die «äussere und andere Thür des Gewölbs ging inn ein Stub».[2] Hier befand sich das Stifts*archiv*. Die für die Inventaraufnahme des Stifts im Jahre 1584 gesandten Herren Stadtdeputierten protokollierten in folgenden Worten den Stand dieses Archivs:

In dem Gewölb war:

1. Ein *Kasten, mit 64 unterschiedlichen Laden*, mit allerlei des Stiffts Brieffen und Sachen den Praebenden und Pfrunden nach abgesundert. Auf der ersten Lade stund geschrieben: Decanatus Nr. 1. (Die ältesten Briefe waren aus dem 14. Jahrhundert.) 2: praebenda Thuribulariae (Rauchfässerchen-Prähenden) de Collatione Decanatus.

2. Ein *Ladenkensterlein mit 6 unterschiedlichen Laden*, darin des Stiffts *Kapellaneyen-Brieff* begriffen sindt.

3. Ein *dreyff. beschlüssige Lad* mit Ysen bandenn, mit Litera B, darinn allerhand *Gelt*, von kleinen und grossen Sorten, so sie die Capitularen zu täglichem gebrauch bewahren.[3] Bei der Inventarisierung i. J. 1633 fand sich da, in dem *lederen Säckel*:

1 vierfache Spannische Duplon, so falsch.
1 Wolfscron.
6½ italienische cron.
2 schotlendische Cron für 5 β.
2 Goldgulden.
1 halb Engelisch Crönlin für 12 β.
1 halb güldener Albertus, so falsch.

In dem kleinen rothen lederen Säckel:

29 thaler zu 13 batzen gerechnet, = 12 ℔ 11 β 4 ₰.»

Weiter fand man hier die über die Stiftskapitalien, Pfennig Zinss, Hauptgüter, *gefertigten notariellen Briefe*. Lauter Pergamentrollen, die noch jetzt im Bezirksarchiv liegen. Sie wurden folgendermassen registriert: 150 β (batzen) geben Herr Abbt und Convent des *Klosters zu Gegenbach* Jahrs uf Johannis Baptistae fallent, lössig mit . . . . 3000 β

Darüber besagt ein Brief de dato 24. Juni Nr. 1618. Dafür ein Brief von *Ertzherzog Ferdinand* besagt 8000 β zu unter Pfund verlegt.

---

[1] Inventarium 1584. Stadtarchiv. Lade 47. Nr. 3.
[2] Ibidem.
[3] Ibidem.

Item 8 β gelts, gibt Hanns Faust, Capelan zum Jungen St. Peter zu Strassburg auf St. Antonitag, lössig mit . 200 β

Darüber sagt ein Pergamentenerbrief anfangend: Wir *Christoff* von Gottes Gnaden *Markgrav zu Baden*, mit 6 anhangenden Siegeln de dato uff Antoni Tag anno 1491.

Item 71 ℔ Zinss Jars auf purificationis Maria uf dem Hospital zu *Hagenau* ablössig mit . . . . 3000 β gehört dem Legato Trunci absentium zu.

Darüber sagt ein deutscher Pergamentener Brief, anfangend: Wir hienach benannte etc., dessen Datum den 6. Februarii anno 1618 mit 3 anhangenden Insiglen.

Item 32 ℔ 20 β gibt die *Stadt Hagenau* Jahrs uf Laetare, ablössig mit . . . . 1,300 β

Darüber besagt ein Pergamentener Brief, mit der Stadt Hagenau anhangende Insiegel, datiert den 26. Martii 1697 gehört auch in das Legat absentium.

Item 25 ℔ gibt gemelte Stadt *Hagenau* Jars uf Udalrici, lössig mit . . . . 1500 β

Darüber sagt ebenmässig ein Brief mit der Statt anhangendem Insiegel datiert den 4. Juli 1606, gehört ebenmässig in voriges Legat.

— Item 100 ℔ uf Asumptionis Mariae, uf dem Ampt *Berenstein*, lössig mit . . . . 4,000 β

Darüber ein pergamentener Brief von *Erzherzog Leopold, Bischof zu Strassburg*, mit sein und des Dechants Insiegeln, de dato 14. Augusti 1609, gehört in das Legatum Hugonis J. Dithmari.

— Item 7 ℔ 10 β geben die Gemeindt *Wallenheim und Mittelhausen* jahrs uf Trium Regum, ablössig mit . . 300 β

Darüber sagt ein pergamentener Brief, mit 2 anhangenden Insiegeln, datiert den 6. Januar 1608.

Gehört in das Legat Matutinal: Abb. et *Kageneck*.

— Item 25 ℔ gibt die Gemeind *Lüttisheim* in der Grafschaft Hanau gelegen, ablössig mit . . . . 500 ℔

Darüber besagen 2 unterschiedliche Briefe, jeder 500 β sambt beigefügter Abschätzungsbriefen, dessen Datum uf Medardi anno 1607, gehört auch in das Legat Trunci Absent.»

Weiter wurden im Stiftsarchiv auch aufbewahrt:

die *bischöflichen und kaiserlichen Privilegia des Stifts*, lauter Dokumente in Pergament mit vielen angehängten Wachs-Insiegeln (alle noch jetzt im Bezirksarchiv vorfindlich);

sowie die *Protokolle der Stiftssitzungen*, die von den *Scholastici* niedergeschrieben wurden und teils noch vorhanden sind.[1]

---

[1] Inventarium 1633. Stadtarchiv. Lade 47. Nr. 8.

Endlich waren im Stiftsgewölb auch in «Trogen» die *Kleinodien* und *Kirchenornate* aufbewahrt, die im Inventarium des Jahres 1633 wie folgt inventarisiert wurden.

«Trog Nr. 4, darinnen die Kleinodien und Kirchenornat:

Ein silbern zum theil verguldt Rauchfass.

Trog Nr. 3: 1 vergülter *Kelch* mit der Patene in einer hölzernen Büchse.

1 kleiner silberner *Kelch*.

1 inwendig vergülten *Kelch* sambt der Patene mit der Jahreszahl 1516.

In einem vierecketen höltzenen *Trog* mit Eissen beschlagen mit alten litera B. notirt:

1 silbern theils vergult *Crucifix*, mit etlichen Edelgestein oder Dupleten versetzt, an den 4 Ecken die vier Evangelisten, wiegt 6 Marck 7 Loth.

1 klein christallin *täfelin* Christi und der Apostelbilder, mit dieser Schrift: Pax vobis, accipite spiritum sanctum, in silber vergült eingefasst, wiegt 2 Marck, 4 loth.

1 klein silbern vergült *Crucifix*, in der mitten ein vierfach unterscheidt aus Kupfer mit 4 silbernen Evangelisten, und 4 Engelsköpflin, wiegt 1 Marck, 9 loth, 2 quintlin.

1 *Crucifix*, in die runde gefasst, silber vergült, wie man an die Chorkappen braucht, sampt 34 kleinen, einem grossen Perlin und Saphire, wie man meint, wiegt 1 Marck und 1/2 Quintlin.

1 christallen *Kreutz* mit silber vergülteten banden, und Christi Bildnis, sampt einem Todtenkopf, wiegt 1 Marck und 1 1/2 quintlin.

1 silber theils vergült *Marienbild* mit dem Kindlin Jesu, wiegt 1 Marck, 4 loth 1 1/2 quintlin.

1 klein *Monsträntzlin* silber vergült mit allerhand heiligthum, wiegt 14 loth 3 quint.

1 klein silbern *Altärlin*, darinnen allerhand heiligthumb, mit 6 Granaten wiegt 8 1/2 loth.

1 grosser silberner vergülter *Kelch*, mit einer Patene gravirt und beschnitten, wie auch mit alten Bildern erhaben, und allerhand Steinen versetzt, wiegt 4 Marck, 15 loth, 1 quintlin.

1 silbervergulter *Kelch* sampt der Patene, wiegt 1 Marck, 15 loth, 1 quintlin.

1 silbervergulter *Kelch* ohne Patene, wiegt 14 loth, 1 quintlin.

1 silbern, theils vergult *heyligthumshandt* wiegt 2 Marck, 10 loth, 1 quintlin.

1 grosse silberne vergulte *Agnus Dei* Kapsel, wiegt 1 Marck, 2 loth, 3 quintlin.

1 silbern vergult *Altärlin* mit zweien aus Elfenbein geschnittenen Bildern Sancti Martin und St. Anna, wiegt 1 Marck, 7 loth, 2 quintlin.

2 silberne vergulte *Messkäntlinn*, deren eines zum theil christallin, wiegen 1 Marck, 13 loth.

1 silbern vergult durchbrochen *Altärlin* mit verschnittenen Bildern in Perlenmuther, als Coronationis B. Mariae Virginis, Apostolorum und ein Crucifix von Perlenmutter, sampt dem heiligthumb vom heiligen Kreutz, wiegt 1 Marck, 6 loth, 1 1/2 quintlin.

1 kleines *Altärlin*, silber vergult, mit 12 gefächlin, wiegt 6 loth.

1 kleine silber vergulte *Monstrantz*, mit einem geschnittenen Kristall, wiegt 13 loth 1 1/2 quintlin.

1 kleine silberne *Schell*, theils vergult, wiegt 8 loth und 1/2 quintlin.

1 silbern *bild* mit dem Salvatore, wiegt 1 Marck, 5 loth, 3 quintlin.

1 höltzern *Altärlin*, aus Ebenholz, in welchem 1 gulden Bild des Salvatoris und der 3 Könige, wiegt 2 Mark, 2 quintlin.

1 Agathen-*Krucifix* in gold gefasst, wiegt 13 Marck und 6 loth.

1 grosse orientalische *Robintafel* auf einem Eck mit einem Regenbogen, in einem güldenen Ring versetzt, wiegt 1 loth.

1 silbern vergult *geschirlin* sampt einem Deckel, wiegt 2 Marck, 10 loth.[1]

KAPITEL VIII.

Der Stiftsspeicher (Granarium).

Die Güter, die das Stift besass, waren unzählig. Fast in allen Ortschaften des Unter- und Ober-Elsass und von Kehl hinauf bis nach Baden waren Stiftsäcker oder Stiftswiesen.[2]

---

[1] «Diese Stück sind den 16. Novemb. 1610 dem Stifft von dem Bisthumb Strassburgs zur Abzahlung dess im Elsass geworbenen Keyserlichen Volks, um 2500 fl versetzt worden, und wiegen zusammen, sampt anderen Stück, so nicht in dieser Designation begriffen gewesen 51 Marck, 6 loth und 3 quintlin.» (Inventarium 1633. Lade 47, Nr. 8.)

[2] Die «*Dinghöfe*» in den verschiedenen Dörfern spielten eine besondere gerichtliche Rolle zwischen dem Stift und der Bevölkerung. (Siehe über dieselben Strobel, Geschichte des Elsass, S. 234—236.)

Im Bezirksarchiv fanden wir die Namen: Achenheim, Altdorff, Altenheim, Andlau, Avolsheim und Avenheim (1302), Baurbach, Balbronn, Barr, Batzendorf (1332), Benfeld, Bergbieten, Bernolsheim, Bernardswiller (12. Jahrhundert), Biblisheim, Bischheim, Bischoffsheim, Bischwiller, Blodelsviler, Brumath (1299), Burgheim, Colmar (1313), Dachstein und Dahlenheim (1307), Eckbolsheim, Ekendorff, Eckwersheim (1346), Ernolsheim (1326), Erstein, Sand und Ettendorf (1311), Hürtigheim (1333), Altsweyer, Appenweyer, Auenheim, Baden-Baden, Bischoffsheim, Buhl, Kehl, Kork, Legelshurst, Ortenberg, Renchen, Willstett, Wolfach und Hausen (1336), Hagenau (1376) etc. etc. Die Titel dieser Güter liegen noch alle im Bezirksarchiv.

Von allen diesen Aekern erntete das Stift jährlich eine Unmasse von Weizen, von Roggen, von Gerste ein, die nach Strassburg in den *Stiftsspeicher* gefahren wurde. Derselbe befand sich an der Nordseite der Kirche. In seiner ursprünglichen Gestalt *existiert er heute nicht mehr.*[1]

Im Jahre 178 . . wurde er durch einen *neuen* ersetzt,[2] der seitdem baulichen Veränderungen unterworfen wurde.

Speziell dazu beauftragte Kapitelherren mussten ihn beaufsichtigen. Man hiess sie *«spicherherren»* (domini granarii); nur unter ihren Augen durfte der *«Kornkouffer»* oder «Kornwerffer»[3] (venditor annonae) das Getreide messen, das zum Kauf auf dem Markte oder für die Präbenden bestimmt war. Dieser Kornkouffer, ein Laie, Mitglied der Zunft der Kornhändler, musste jeden Markttag (Freitag) den Schaffner von dem Preis des Korns benachrichtigen.

Bei Verfertigung des Inventariums im Jahre 1633 fanden sich *719 Viertel «neue Früchte»* auf dem Granarium, laut folgender Rechnung:

---

[1] «Extract Eines Buchs Tit. Relationen von dem Pfenningthurm in a° 1600 geschr. — «Stifft zum Jungen S. Peter hat vornan neben der *Einfahrt Ihres Speichers* ein kleins Winckelin oder Allmendplätzlin (so Herrn Johann Schmassmann desselben Stiffts Canonico durch Bauw Herren u. Drey umb VI β. Järl. gelts *zu seiner Behausung, als er den gedeckten gang* vornen uff seiner maur gebawen verliehen worden ist) belangend, etc.» (Stadtarchiv, Lad. 47, Nr. 17.)

[2] Herr *Keller*, Kornhändler, Urgrossvater der Gattin des Verfassers, kaufte den Stiftsspeicher dem Staat ab, als das Haus in der Revolutionszeit mit dem übrigen Stiftsgut versteigert wurde.

[3] Der «Kornwerffer in unserm Stifft». (Prot. Ueberheu Thomasarchiv.)

«Früchten so auff dem Catten ligendt befunden worden,
Item an Neuen früchten, ohngefährlich

an Weitzen	60	Viertel
an Rocken	40	»
an Gersten	20	»
an Sack von Körnern	3	»
Item alte Früchte an Weitzen	500	»
Mehr gleicher Gattung	50	»
an Rocken	50	»
Mehr Rocken	6	»
Summa:	729	Viertel.»[1]

Im Jahre 1663 betrug der Verkauf von Roggen: 150 livres.[2]

Für das Jahr 1715 findet sich folgende Rechnung vor: «Dépense en céréales: 2329 réseaux, 2 setiers; — boni restant en grains: 1372 rézeaux à setiers 2 ½ mesurettes.»[3]

KAPITEL IX.

Die Stiftskeller.

Unter dem Stiftsspeicher liegen die *Stiftskeller*. Sie sind jetzt Privateigentum. Mit dem Hause, deren Unterlage sie bilden, wurden sie in der Revolutionszeit von dem Staat an den Meistbietenden versteigert und sind jetzt, wie sie es seitdem wohl immer waren, an einen Weinhändler vermietet.

In zwei Stöcken liegen sie übereinander. Wer sie besucht, ist erstaunt, da unten ein kleines Labyrinth mit Strassen und Seitengässlein, versteckten Kammern und Nischen, gewölbten Durchgängen und vermauerten Ausgängen zu entdecken. Tief drinnen steht eine schön bearbeitete und ornamentierte *Holzsäule*.

Auf der Südseite der Keller sieht man die Fundamente der Kirche, die gar gewaltig massiv sich erheben. Noch liegen hier Fässer, die schon am Ende des vorigen Jahrhunderts da gelegen haben müssen und dem Alter nach in die Jahrhunderte hinaufreichen.

Das Stift war reich an Reben. In *Rosheim* (1323), in *Dahlenheim*, in Avolsheim, in Mutzig, in Gimbret, in Scherlenheim, in

---

[1] Inventarium 1633. Stadtarchiv, Lade 47, Nr. 8.

[2] Bezirksarchiv G. 5117.

[3] Ibidem.

Wege, in Westhofen, in Wangen und an vielen anderen Orten besass es Weinberge.[1]

Der bezogene Wein wurde teils gebraucht, teils verkauft. Es liegt eine Rechnung vor aus dem Jahre 1629—1630, nach der wir uns einen Begriff von dem Weinvorrat machen können:

«Summarum alles weinss so diess Jhar erkaufft worden ist.

xiiij fuoder xxij Ohmen xviij mass das Remanet des vorigen Jahrs darzuo gelegt ij fuoder

Sumarum alles Weins so sampt dem frueren wein in den keller bracht worden thut zusamen

xvy fuoder ohmen xviij mass. Davon ist diss Jhar auf, und in druossen abgangen zusammen:

---

[1] Vente de Vignes à Rosheim au Chapitre par J. Grünlin (1323). G. 4814.

— Walther et Frédéric de Wangen vendent au doyen du Chapitre de St-Pierre-le-Jeune des vignes sises à Wangen (1347). G. 4843.

— Marc Bullin, chanoine d'Ittenwiler, vend à Henri, de Sallenthal, prébendier de St.-Pierre-le-Jeune, des vignes sises à Westhoffen (1352). G. 4844.

— Catherine Bolrin de Molsheim donne une rente sur une maison et des vignes à Wege, au Chapitre de St.-Pierre-le-Jeune, pour fondation d'anniversaire (1371).

1669. Dépenses collongères à *Dahlenheim;* — 20 oct. 1669; pour frais de voiturage de vin: 4 livres 5 schillings 6 deniers; — droit de péage de ce vin: 14 schillings 3 deniers. G. 5122.

1660. Frais de transport du vin: 3 livres 16 schillings. (*Dahlenheim* à Strasbourg.) G. 5114.

1661. Recette en vin à *Avolsheim:* 25 ohmen; — à *Mutzig:* 40 ohmen. G. 5115.

1662. Dépense pour vendanges; — 19 août, au vigneron, pour frais de journée: 18 schillings; — pour vin: 1 livre. G. 5116.

1682. Recette en vin à *Gimbrett;* la commune fournit *13 ohmen* à partager entre les capitulaires. G. 5133.

«Umgeld ou péage du vin.»

1657. Dépenses pour les *vignes et vendanges.* G. 5111.

1658. Dépenses pour vendanges à Mutzig; 18 avril, frais de route: 2 livres 13 schillings 4 deniers; — payé au vigneron 17 schillings 5 deniers G. 5112.

1659. Frais de voiture pour transporter le vin de Dahlenheim à Strasbourg: 1 livre 12 schillings. G. 5113.

1686. Recette de *vin collonger* à Scherlenheim; 14 octobre: le prévôt du lieu fournit 48 ohmen; — 30 oct.: le prévôt du lieu fournit 26 ohmen. G. 1686.

— Bail de 3 ans concernant la dîme du vin et du blé à Mutzig; fermiers Reyss et consorts (1768 à 1783). G. 4881.

Rentes en vin à Mutzig; les héritiers de J. Meyer donnent 1 ohmen 9 maas. G. 4941.

vj fuoder x ohmen
xviij mass.

Verbleibt also nach disser rechnung in dem Keller x fuoder.
So geschehen den 27. September 1630.»

Die Rechnung specificiert «Muscateller, weisser wein, rotter Wein».

(Colligenda Canonicatus Fr. dicti Sculteti, Feudi in Herzveldt et Capellaniae Stae Columbae virginis in Ecclesiae Sti Petri Junioris Argt. (1629—1630).[1]

Der von den Mietern in den Stiftskeller gebrachte Wein wurde von dem *Pincerna* besorgt. Dieser Beamte mass auch die Weinportionen für die Mahlzeiten im Refektorium, während nach Aufhören des gemeinsamen Lebens er jedem Stiftsherrn seinen Teil für das ganze Jahr lieferte.

KAPITEL X.

Die Stiftsbäckerei.

Ausser dem Getreide, das die Stiftsherren als Eintrag ihrer Präbende bezogen, erhielten sie noch Brotportionen (panes claustrales).

Zur Bereitung dieser Brote lieferte bis zum 14. Jahrhundert der *Cellerarius* einem städtischen Stiftsbäcker (Pistor)[2] wöchentlich ein vereinbartes Quantum Frucht aus dem Stiftsspeicher, wowofür der Bäcker so und so viele Brote buk. Aus Anlass mancher Unzuträglichkeiten wurde im Jahre 1312 dieser Dienst der Celleraria durch Beschluss des *Bischofs Johann* abgeschafft und wurden seine Gefälle zu den Stiftspräbenden geschlagen. Dagegen wurde das Bäckeramt (*Officium pistrini*),[3] das in der Gross-

---

[1] Stadtarchiv. Lade 46. Nr. 24.

[2] *Pistor* = ein *Stampfer*, der das Getreide in einem Mörser stampft oder in einer Handmühle zerreibt, nach unserer Art ein *Müller*, *Handmüller*, der zugleich auch Bäcker war. (Georges, latein.-deutsches Lexicon.)

[3] *Pistrinum* = die *Stampfmühle*, der Ort, wo das Getreide *vor Erfindung der Mühlen* in hohlen Klötzen oder Mörsern gestampft wurde. Späterhin wurden solche Mühlen durch Pferde oder Esel getrieben. (Ibidem.)

Instrumentum super officio pistrini incorporato Capitulo anno 1312.

Règlement concernant l'incorporation du moulin foulon relevant du cellerier du Chapitre. (B. A. G. 4707. Nr. 3.)

Accord fait par le Chapitre, pour incorporer avec le Chapitre les droits sur un moulin à foulon relevant du cellerier du Chapitre. (1313.) (B. A. G. 4707.)

kirchgasse lag, dem Stift inkorporiert und abgethan, dergestalt «dass die fructus davon künftig in usus Canonicorum solten angewendet werden, ein *pfister* (Bäcker) aber in das Haus gesetzet, den das Kapitel wieder zu beurlauben Macht hätte».[1]

Im Jahre 1340 wurde mit dem *Bäcker Hermann und seinem Bruder Nikolaus*, Vikar an der Jung-St. Peterkirche, ein Vertrag geschlossen, der den Bäcker verpflichtete, wöchentlich 15 Weizenbrote jedem Canonicus zu liefern. Aus einer späteren Zeit datiert eine *Eidesformel, durch welche der Bäcker dem Stift Treue schwor*:

«Juramentum Pistoris Ecclae St. Petri Junioris Argentinensis.

«Ich G.(emeiner) *Brottbecker* meiner Herrn *Probst Dechan und Capitel der Stifft zu dem Jungen Sant Peter* zu Strassburg, schwer und verheisse, das Ich denselben minen Herrn Probst, Dechan und Capittel getrewe (unleserlich) . . . .

«Item Ich will auch den *weisen* (Weizen) *u. Rocken,* den man mir zu bachen gibt *nit mischen mit anderm Korn,* es sye myn oder ander Litte (Leute), vnd wille dasselbige korn malen u. bachen also gutt, als man mir das gibt u. allen symelen (Semmelmehl) u. gwiesen? by miner Herrn brott lassen blybe on alle geverde (gefährde).

«Item Ich will auch *kein Pfrundbrott bucken,* den (denn) miner Herren Pfrundbrot, noch niemande zu kauffen geben, es sei umb gelt oder umb weissen on alle geverde.

«Item Ich will auch alle wochen . . . . . buchen *zwei hundert u. dryen sechzig Pfrunbro* (263 Pfrunbrote); Ein Pfrunde zu geben an *Zistage,* die ander am *Dornstage* u. die dritte am *Sambstage,* mit vollem u. gantzem gewicht.

«Item ich soll u. will auch alle wochen meinen Herrn geben — *fünfzehen pfrunden,* jeder pfrunden acht Rocken brott alle sambstage. Doch von dem fiertel Rocken, lx (60) brott u. nit mr (mehr).

«Item darzu sollen mir mine Herrn der Probst Dechan u. Capitel nach Innehalten Ihrer Statuten mir alle wochen also viel gutes weissen u. gutes rocken geben u. handreichen, als vil dass zu den obgenannten *pfrundebrotten u. rockenbrotten* nottürftig sein würde.

«Item ich soll vnd will auch *kein symmelbrott bachen,* es sy dan mit miner Herrn willen u. erlaubunge vnd also lang mine Herrn mir das vergönnen wollen.

---

[1] Ms. Stadtarchiv. Lade 47. 7. August 1312.

«Item Ich wil auch guet brott einem als dem andern auch recht u. gantze gewicht geben, on alle geverde.

«Also helffe mir Gott u. die Heiligen ...... Evangelisten.»[1]

Noch im Jahre 1670 ist das «Beckenhauss in der grossen Kirchgassen». «Die Dire (Thür) im Bachhauss ist verbrochen.» (Aus einem Gutachten zweier Werkmeister an den Rat. 3. März 1670.)

KAPITEL XI.

Des Stiftes jäher Untergang in der Revolution.

Bis zur grossen Revolution bestand das im 11. Jahrhundert von *Bischof Wilhelm I.* gegründete Stift von Jung-St. Peter. Unmittelbar vor dem Ausbruch derselben schrieb *Grandidier* in seiner im Jahre 1787 als Manuskript hinterlassenen (und erst im Jahre 1878 gedruckten) grossen Werk «L'Eglise de Strasbourg» :

«Das Stift von Jung-St. Peter *existiert noch heute* in Strassburg; wir werden anderswo eingehender hierüber berichten. Es besteht heutzutage aus 15 Kanonikaten; die mit den 15 ersten Buchstaben des Alphabets bezeichnet werden. Die 14 ersten sind die durch die Bischöfe Wilhelm und Hetzel gegründeten. Das 16. ist die Summissaria Sculteti (des Schultheiss), die als Kanonikat im Jahre 1450 durch den Bischof Ruprecht von Bayern errichtet wurde. Es sind in diesen Kanonikaten zwei Würden, die *Propstei* und die *Dechanei*, und drei Personate, die Kustodie, die Kantorei und die Scholaria. Die Aemter des *Cellarius, Portarius* und *Camerarius* sind erloschen und ihre Einkünfte zum Gebrauch der Fabrik verwandt.

«Das germanische Konkordat wird in Anwendung gebracht für die *Propstei* und die vakanten Kanonikate in den Monaten des heiligen Stuhls. Das Kapitel erwählt den *Dechant* und verleiht die *Personate*.

«In dem Jung-St. Peterstift giebt es noch 14 *priesterliche Vikariate*, welche zu verschiedenen Zeiten gegründet sind, deren hier residierende Inhaber nur 4 oder 5 sind, und 19 andere *Vikariate* oder *Capellanien*, deren Besitzer nicht hier zu residieren verbunden sind.»[2]

Und *heute*, am Schluss des 19. Jahrhunderts, ist das reiche, angesehene Jung-St. Peterstift, vergangen, vernichtet, verklungen.

---

[1] Stadtarchiv. Lade 46. Nr. 24.

[2] Oeuvres inédites II, p. 16.

Die *Revolution* von 1790 hat alle Stiftsgüter mit einem Schlag verschlungen, säkularisiert und damit die Geschichte eines sieben Jahrhunderte alten Instituts zu einem jähen Abschluss gebracht.

Am 27. November 1790 dekretierte die Pariser *Reichsversammlung, dass alle Kanonikate, Probsteien, Präbenden und alle anderen geistlichen Stiftungen* und *Bruderschaften,* wie sie auch Namen haben mögen, «jetzt und ewig» in Frankreich abgeschafft sein und bleiben sollten.[1]

«Der *Verkauf der geistlichen Güter* ging aller Drohungen ungeachtet ruhig von statten. Allenthalben fanden sich *Käufer genug*, die diese Güter ohne Furcht an sich steigerten. Nirgends wurde die öffentliche Ruhe gestört.

«Das Stift-Archiv wurde in das Archiv der Distrikts-Verwaltung überführt»[2] (wo es sich noch befindet).

«Am Morgen des 15. Januar 1791 liess die *Verwaltung des niederrheinischen Departements* den Chorherren im Münster, im alten und jungen St. Peter und bei Allerheiligen ankündigen, dass *ihr Amt aufhöre,* dass der Chor in allen diesen Kirchen, dem Gesetz gemäss, sogleich geschlossen werden müsste.

«Die Domherren unterwarfen sich, und dieses Geschäft ging gegen alle Erwartung ruhig vorbei.»[3]

In der Folgezeit wurden die mittelalterlichen Gräber der Stiftsherren in der Kirche geöffnet und geplündert.

Dies das Ende eines der bedeutendsten Stifte Strassburgs!

---

[1] Friese, Vaterl. Gesch. V. S. 92.

[2] Als am 3. Jan. 1791 eine Kommission des Distrikts die Schriften aus dem Archiv des Stiftes *Alt-St. Jung* abholen wollte, um sie in dem Archiv der Distrikts-Verwaltung aufzubewahren, entstand ein grosser Auflauf bei dieser Kirche, der durch übelgesinnte Menschen angerichtet zu sein schien. Sobald aber die bewaffnete Macht herbeigeeilt war, zerstreute sich der Haufe, ohne dass ein beträchtliches Unglück geschehen wäre. Die Nacht hindurch gingen starke Patrouillen, und den anderen Tag wurden die Schriften unter einer starken Bedeckung wirklich abgeholt und in das Archiv des Distrikts gebracht. (Friese, Vaterl. Geschichte V, S. 94.)

[3] Friese l. c., S. 94, 95.

Anhang.

1. Verzeichnis von adeligen Stiftsherren.

(Aus Kindler von Knobloch: Das goldene Buch.)

I. TEIL.

Hugo Abt, Cellarius, 1424, 48, † 9. August 1450, wohl der letzte seines Geschlechts. Sein Siegel an einer Urkunde von 1433 zeigt im gerandeten Schilde einen Abtsstab. (Siehe Bild 1 Knobloch.)
Ulrich Bertschin von Halle, Scholasticus 1487 (1517 Canonicus von St. Thomas), lebte meist in Rom.
Nicolaus Blenckel, Kantor 1354, schon 1350 Canonicus.
Wolfgang Böcklin von Böcklinsau, J. U. D. (Propst von Alt-St. Peter) Canonicus von Jung-St. Peter und St. Thomas, 1510 bis 1530.
Erhard Deutner, Dechant, führte 1432 das Wappen Bild 92.
Heinrich Ehenheim, Kantor, † 1530.
Philipp Endingen, Dr., Canonicus, † 11. December 1505.
Löwekind oder *Leo von Firdenheim*, Domherr zu Jung-St. Peter 1396.
Friedrich Fleckenstein, Domherr, 1447.
Johannes Geispolzheim, 1423 Custos, später Thesaurarius (Chorkönig des Münsters), † 1439.
Nicolaus Geudertheim, Canonicus, † 1375.
Heinrich Grostein, Thesaurarius eccl. S. Petri arg., tot 1340.
Wetzelo Grostein, Canonicus 1337, 1343, 1377 Cellarius.
Cuno Grostein, 1337 Canonicus.
Götzo Grostein, 1353, 1356 Canonicus, 1355 Decan, 1362, 1376 Propst † 1376 in die beati Galli.
Reimbolt Haslach, Canonicus 1293.
Anton Heilmann, Dechant 1432 (1417—1450 Canonicus von St. Thomä), † 1457.
Heinrich von Hochfelden, cantor eccl. S. Petri arg. 1371.
Voltzo Hueffel, 1370 Canonicus, 1383 Kantor, † 1394 oder 95.
Heinrich Ottfriedrich, Canonicus
Nicolaus Friderici, 1346, 1366 Scholasticus, zuletzt Propst. Sein parabolisches Siegel zeigt einen Doppeladler, darüber das Haupt Johannis des Täufers in einer Glorie, darunter den Wappenschild, 1366.
Hugo Pamphilin (Pamphilin, eine Linie der Zorn), Canonicus 1298, † 30. April 1303.
Wilhelm von Parma, 1387, 1398 Scholasticus, 1391 Vicedekan, 1408 Thesaurarius, † 1411.
Leopold Reich von Reichenstein, Domherr von Jung-St. Peter, führte nach dem Armorial de la généralité d'Alsace: Des gueules à deux faces abaissées d'argent et en chef au lion naissant de même. Dies Wappen gleicht dem der Reich von Kienzheim.
Georg Stehelin, Domherr vom Jung-St. Peter, † 1431.
Eucharius Trachenfels, Domherr, † 1450. Dies Geschlecht hat seinen Namen von dem pfälzischen Rittergeschlechte von Drachenfels, Burgruine zwischen Dahn und Weissenburg, von dem einzelne Glieder in Strassburg wohnten und dessen Wappen (ein Hirsch-

geweih im Schilde) noch an dem Giebel eines Hauses in der Bruderhofsgasse zu sehen ist.

Reymbodus Veuer de Gamundia, canon. eccl. S. Petri arg. 1308, 1484 (Alt-St. Peter?).

Albertus Wiese, Decan 1406, führte im parabolischen Siegel ein Schildchen mit einer zweisprossigen Leiter (Bild 471).

Heinrich Woelfelin von Hochfelden, cantor eccl. S. Petri arg. (Alt St. Peter?).

Johannes Zorn, 1302 rector eccl. S. Petri arg.
Hugo Zorn, 1294, 1320 Propst, tot 1332.
Berthold Zorn, 1314, 1316 Thesaurarius, tot 1332.
Georg Zorn von Eckerich (resignierte 1453 als Thesaurarius von St. Thomas), Propst 1453, 1466.
(Die Ahnherren des jetzigen Baron Hugo Zorn von Bulach in Osthausen.)

Heinrich Kolin, 1303 Scholasticus, † 1334.
Götze Kolin, 1293 Thesaurarius, 1307 Küster. (Sie waren Brüder, Ihre beiden gut erhaltenen Siegel stellen Heilige dar. Haben aber keinen Schild.)
Nicolaus von Kuettolsheim, 1400 Canonicus, 1408 Propst, † 1420.
Egenolf von Landsberg, 1272 canonicus, 1283 praepositus eccl. S. Petri arg.
Peter Merswin, 1319 Canonicus.
Sifrid Merswin, 1370 Propst.
Conrad Merswin, Canonicus (auch von St. Thomas), tot 1391.

II. TEIL.

Müllenheim, Mülnheim (die Ahnherren des jetzigen Baron Hermann von Müllenheim-Rechberg in Strassburg):
» Walter, 1296 Canonicus, 1303 Dekan, tot 1308.
» Walter, 1323, 1338 Canonicus, 1350 Custos, 1361, 1363 Kantor, tot 1364.
» Conrad, 1326 Thesaurarius, † 22. März 1364.
» Gosso, Custos 1356.
» Eberlin senior, 1381, 1416 Canonicus.
» Heinzo, 1396 Kantor.

2. Einzelne Notizen über Stiftsherren.

Berthold de Geroldseck, frère de Burchard Ier et d'Othon II, chanoine de la cathédrale en 1160, était, en 1193, grand-chantre de la même église.

Il était en même temps *prévôt de Saint-Pierre-le-Jeune,* «Bertoldus prepositus S. Petri», est nommé parmi les chanoines de la cathédrale dans un acte de 1160. (Grandidier, O. i. III, p. 5.)

Parmi les chanoines de Saint-Pierre-le-Jeune se rencontre en 1366 un *Henri Erwin,* dont je ne saurais établir la filiation. (C. Schmidt, Note sur Erwin et sur sa famille. Bulletin 1876, p. 83.)

Bühler nennt in seiner Chronik 1545 einen *Herlin*, Canonicus zu Jung-St. Peter, dessen Schwester den weltberühmten kunstreichen Maler Johannes Baldung († Strassburg 1545) zur Ehe gehabt. (Aus Röhrich's Mscr. Notizen — die Schulen.)

Jean Knapp, chanoine de Saint-Pierre-le-Jeune, laissa 10 livres pour être partagées, en une fois, entre tous les lépreux présents à Strasbourg, indigènes ou étrangers (Liber Vitae). (C. Schmidt, Notice sur l'église rouge et la léproserie de Strasbourg. Bulletin 1876 à 1878, p. 258.)

3. Der unter Dr. Pappus zur evang.-luth. Kirche übergetretene Stiftspropst Mauritius Ueberheu und sein Denkmal.

(1597—1607.)

Zu *St. Marx* in Strassburg befindet sich in der Schreiberstube das schöne Denkmal von *Mauritius Ueberheu*, Propst von Jung-St. Peter, der (in seinem Alter) zur lutherischen Kirche übertrat und vor seinem Tode († 1608) sein ganzes Vermögen (60,000 Gulden) St. Marx stiftete, worunter ein Kapital von 8000 Gulden zur Unterstützung für studierende Bürgersöhne, dessen Zinsen noch heute zu dem bezeichneten Zweck fallen. (Röhrich, Gesch. d. Elsass III, S. 60.)

«Die äusserst reiche Umrahmung des Bildes ist eine der schönsten und stilvollsten Holzarbeiten der Renaissance im Elsass. Die das Bild umstellende Säulenarchitektur ist geradezu vollendet.» (Kraus, Kunst und Altertum im Elsass I, p. 552.)

Die Photographie des Denkmals und seiner Inschriften befindet sich im «Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques de l'Alsace» X, 200, 201.

Siehe auch Bezirksarchiv G. 4905: Protokollbuch der Sitzungen des Kapitels von Jung-St. Peter, geschrieben von Mauritius Ueberheu.

Im Stadtarchiv siehe *Die Citation des Propstes vor den Kardinal von Lothringen.*

4. Verhältnis des Stifts zur Aussätzigen-Kirche auf Gutleuten („St. Helena").

Il y avait quelques relations mal définies entre *Ste-Hélène* et le chapitre de Saint-Pierre-le-Jeune; la seule chose positive que l'on sache, c'est que le 25 avril, jour de Saint-Marc, *les chanoines* faisaient à *Rothenkirchen* (l'église rouge de Ste-Hélène) *la procession des rogations* dite la grande litanie. («25 aprilis fit processio in Rotenkirchen.» *Liber vitae de Saint-Pierre-le-Jeune.* Grandidier, Oeuvres inédites, t. VI, p. 290.) (Aus: C. Schmidt, Notice sur l'église et la léproserie de Strasb. Bulletin 1876—1878, p. 240.)

Tous les lépreux de la léproserie de Strasbourg (Ste-Hélène) qui se présentaient pouvaient assister au repas donné *le mercredi de la Semaine-Sainte* par le chapitre de Saint-Pierre-le-Jeune. Là ils étaient sous la surveillance d'un agent; quand il sonnait 3 heures, il les faisait sortir par la porte de Pierre. (Ibidem.)

5. Verhältnis des Stifts zu dem Stift Allerheiligen.

1327 baute *Ritter Heinrich von Mülnheim* in der Steinstrasse eine Kirche, welche er mit Gütern beschenkte und *dem Jung-St. Peterstift unterstellte*, indem er sich und seinen Nachkommen das Patronat vorbehielt. Er kaufte auch von dem Kapitel das Hofherrenrecht (dominium) über den Pflügershof (grosser Gartnershof, den Otto Pflüger als *Erblehn vom Kapitel zum Jungen St. Peter* besessen hatte.

Siehe hierüber die Quellenarbeit: «Das Bethaus von Allerheiligen» von *Hermann von Müllenheim-Rechberg*. Strassburg 1880.

6. Die das Jung-St. Peterstift umliegenden Gassen.

(Aus C. Schmidt, Häuser- und Gassennamen.)

Als man am Anfang des 13. Jahrhunderts die Stadt nach dieser Seite hin erweiterte, errichtete man unweit der Kirche, an der Ill beim Eingang der Burggasse, einen Thorturm, Burgthor oder *porta S. Petri junioris* genannt.

Die heutige **Blauwolkengasse** wird noch 1587 nicht anders bezeichnet als «*am Rossmarkt* (Broglie) *um das Eck hinum nach den Jungen St. Peter hinab*». In dieser Gasse stand u. a.:

Der Hof der Aebtissin *von Andlau* 1466, 1479.

Der Hof *der Mülnheim*, der Kirche gegenüber, 1396, 1449.

Eine Curia dicta zu dem Wolmecher, Hof der Kagenecke, gegen der Kirche über, 1395, 1396.

Eine Curia dictorum Zorn de Bulach 1396, 1432.

Die **Burggasse** wurde 1291, 1587 nach dem vor alters bei der Kirche zum Jungen St. Peter stehenden *Burgthor* benannt.

In dieser Gasse stand im Mittelalter ein *Kapitelhaus* des Jungen St. Peter im Jahr, 1317 von dem Canonicus Peter von Schöneck bewohnt.

Die heutige **Grosskirchgasse** heisst in den Urkunden:

Vicus S. Petri junioris 1296, *Kirchgasse* 1376, 1427, *die grosse Kirchgasse* 1587 (Grande rue de l'Eglise).

In der Gasse war:

1. *die Bäckerei des Kapitels* zum Jungen St. Peter 1376, 1466.
2. Domus zu Hübelin 1388; wahrscheinlich dasselbe Haus wie das *zum Bühel*, in dem 1568 *Mathis Pfarrer* starb. Hübel, Bühl kleiner Hügel.

Dieser *Mathis Pfarrer*, *Ammeister* 1527, 1533, 1539, 1545, 1551, 1557, 1563, und Kirchenpfleger zu Jung-St. Peter, hatte zur Frau die Tochter des *Seb. Brant*, Esther genannt (nach andern Euphrosine), «hat gewohnt in dem grossem Eckhus *unten* an der grossen Kirchgasse». (Bühelers Chronik.)

Als, nach der 7. Wahl, er seines Alters und seiner Gebrechlichkeit wegen das Amt verweigerte, machte der Rat, um ihn umzustimmen, eine Ausnahme mit ihm und versprach ihm sein Nachtessen an jedem Abend, den er vorschriftsmässig im Rathhaus zubringen sollte, in seine Wohnung zu senden, wo ihm auch erlaubt wurde, die öffentlichen Angelegenheiten zu besprechen und zu regeln.

Er starb in diesem Hause im Jahre 1568, 14. Februar, «bey den Guten leuten begraben». 2500 Personen begleiteten seine Leiche. (Piton, Strasb. ill. I, p. 59.)

Capito, der erste evangelische Jung-St. Peterpfarrer, bewohnte das Stiftshaus auf dem Platz jetzt «Hôtel de France» genannt (früher «Zum Fünfzehnsolsstück».)

«Capito starb in dem *grossen Eckhaus* zum Jungen St. Peter *oben* in der grossen Kirchengasse, *wo der Grendel* (d h. eine mit Zinnen versehene Mauer) *am Hause ist*, genannt zum Vogelsang. — Hat aber nit lang darin gewohnt.» (Bühelers Chronik. Pp. Rœhrich.)

An dieses Haus knüpfte sich eine Sage, den auf einem starken Knaufe inmitten der Zinnen sitzenden steinernen Hund betreffend.

Diese Sage wird erzählt in dem *Indicateur*, gedruckt bei Dannbach, im Jahre 1847. (Lambs, Die Jung St. Peterkirche, 5. 45.)

3. Curia Walthers von Mülnheim, Canonicus zum Jungen St. Peter. (Schmidt, p. 96.)

Ueber die **Thomannsgasse** (die noch heute im Volksmund „**Dummeloch**" genannt wird) berichtet Schmidt: «Ursprünglich bewohnten die *Canonici* des Jungen St. Peter, ihrer Regel gemäss, ein gemeinsames Haus. Nun war aber im *Dummenloch* ein Baumgarten (pomerium); könnte dieser nicht in der Zeit, als die Herren noch nicht jeder eine eigene *curia claustralis* besassen, also *etwa vor der Mitte des 12. Jahrhunderts*, ihr gemeinsamer Garten oder Spazierplatz gewesen sein?» — Als dann die Canonici eigene Häuser mit Gärten bezogen, hatte der Spazierplatz keinen Wert mehr für sie; ein Teil davon ward überbaut, und es blieb nur noch der von niemand mehr verstandene «Dummenloch», d. h. Dume = Domini, loch = Garten.» (S. 61.)

Im **Gässlein hinter der Kirche** hiess Nr. 2 im Jahre 1395 *Curia zu dem Wolmecher* und noch 1757 *Kanonikathaus Cagineck*, Cageneck oder Kageneck, genannt, neben dem grossen Glockenturm, von dem chanoine de Reigemorte bewohnt 1757 (hatte Terrasse, Garten und Gloriette auf den Stadtgraben).

Die Kleinkirchgasse.

Anno 1365 verkauften die Erben des Ritters Rudolph Stubenweg dem Kapitel zum Jungen St. Peter die Häuser des «Stubenwegegesselin» (= Gässlein), welches später *Kleinkirchgesselin* (1466, 1587) Petite rue de l'Eglise genannt wurde. (Schmidt, S. 181.)

III.

Memorabilia quaedam Argentorati observata.

Mitgeteilt von

Alexander Tille

in Leipzig.

Die im folgenden getreu wiedergegebene Handschrift aus dem alten Strassburg befindet sich im Besitze des Gutsbesitzers Georg Falck in Friedberg in Hessen. Derselbe erhielt sie mit allerlei Briefschaften gelegentlich von Bekannten. Ueber ihre frühere Geschichte ist nichts bekannt.

Die hs enthält 2 Bogen, also 4 Bl. klein Folio. Bogen 1 enthält Memorabilia quaedam Argentorati observata, Bogen 2 statistische Aufzeichnungen von 1582 bis 1604 über die Anzahl der Gestorbenen, Getauften, Hochzeiten, Gefangenen, der in den Kirchen gesammelten Gelder und der aus der Stadt ausgeführten Waren. Vertreten sind die Jahre 1582, 1586, 1587, 1603, 1604; von 1586 an finden sich auch Nachrichten über die in den Spitälern Gespeisten und über die Kindbettnerinnen. Auf Bl. 4 b (Bogen 2, Bl. 2 b), also am Schlusse, findet sich im Umfange von nicht ganz einer halben Seite ein Verzeichnis der Professores Argentinenses und rechts daneben der Medici Argentinenses. Dazwischen sind mit jüngerer, rot aussehender, schlechterer Tinte von einer anderen Hand allerlei z. T. sehr verwischte

Bemerkungen über kneblein, Zwilling, Dreyling, vierliche eingetragen, die aber nur noch zum Teil lesbar sind. Die Professores sind eingeteilt in 1. Theologi, 2. Jurisconsulti, 3. Medici, Philosophi, Physicus.

Der erste Bogen ist gleichmässig von einer Hand geschrieben. Der zweite Bogen weist etwas grössere Schriftzüge auf, der Zug stimmt aber ganz genau mit der Hand des ersten Bogens. In derselben Schrift, wie sie der zweite Bogen hat, weist der erste einige Randbemerkungen auf, die ich als *cursiv* wiedergebe.

Ergänzungen an unlesbaren Stellen unterpunktiere ich.

Im allgemeinen ist Frakturschrift angewendet. Die Antiqua gebe ich nicht besonders an. Bis auf die Bruchstellen ist die Schrift deutlich leserlich. Die einzige Abkürzung, die verwendet wird, ist 9 für us.

Ueber den Verfasser lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Dem Inhalt der hs nach war er sicher weder Geistlicher noch Professor an der Universität. Wie die Ueberschrift zeigt, war er jedoch des Lateins kundig. Er war kein geborener Strassburger, denn 1^a, Z. 2 sagt er: «Das Steinstrasser thor (da ich hinein Von Schilcken kommen bin).» Dies deutet sicher auf eine Einwanderung. Das kirchliche Interesse war bei ihm sehr ausgeprägt. Jedenfalls war er noch jung. Vielleicht ein Student, obgleich dies an der Stelle, wo er von der Universitätsgerichtsbarkeit spricht, nicht hervortritt. Oder ein gebildeter Buchdrucker? Von den Handwerken weiss er in der Bäckerei offenbar am besten Bescheid. Aber dies liesse sich leicht dadurch erklären, dass er bei einem Bäcker wohnte, dass sein Vater oder ein sonstiger Verwandter Bäcker war. Jedenfalls lohnt es nicht, darüber sich den Kopf zu zerbrechen.

Die hs enthält eine Reihe bemerkenswerte kulturhistorische Angaben und ist für die Kenntnis des Strassburger Lebens im Anfang des 17. Jahrhunderts nicht ohne Wert.

Nach dem Schlusse der Memorabilia Bl. 2^b scheint die hs bald nach dem Februar 1605 gemacht zu sein.

Das Verzeichnis der Professoren und Aerzte ist folgendes:

Professores Argentinenses.

1. Theologi.

D. Johan Pappus.
D. Philipp Marbach.
Licent. Faber.
M. Barthol Hesser.
M. Thobias Specan Hebræus.
M. Joh. Pappus Extraordinarius.

Medici Argentinenses.

D. Joh. Lud. Hauenreuter.
D. Daniel Rixinger.
D. Melchior Sebicius.
D. Israel Spachius.
D. Lucas Eberling al. Verreobus.
D. Ringler.
D. Saltzmann.

2. Jurisconsulti.
D. Georgius Obrecht.
D. Melchior Junius.
D. . . . Michael Reuterus.
D. Justus Meyerus.

3. Medici.
D. Melchior Sebicius.
D. Israel Spachius.

Philosophi.
D. Joh. Ludov. Hauenreuter.

Physicus.
D. Daniel Rixinger Logicus.

D. Agerius Acker.
D. Sultzerus.
D. Mous.
D. Ebersperger.
D. Marcus.
D. Ulricus Gigerus Mēs. feb. A. 605. obijt.

M. Marcus . . . Rhetor.
M. Laur. Thomas Walliser Ernicus (Musicus ?).
M. Michael Busch Graecus.
M. Isacus Natholus Mathematicus.

Zu D. Ulricus Gigerus scheint Mēs. feb. A. 605 obijt nachgetragen zu sein. Demnach wäre das Verzeichnis vor dem Februar angefertigt gewesen und hätte dann nur noch eine kleine Durchsicht erfahren.

Unter anderem enthält die hs die älteste bisher nachgewiesene Nachricht über den Weihnachtsbaum, welche seine Erwähnung in Dannhauers Katechismusmilch, Strassburg 1646, noch um 40 Jahre überbietet.

Memorabilia quaedam Argentorati observata.

Eusserste Pforten der Statt. Es seindt erstlich 9 Pforten an den Fürstetten. 1. das Steinstrasser thor (da ich hinein Von Schilcken kommen bin). 2. Weisser thurn, 3. Kronburgerthor. 4. Elisabethenthor. 5. Spitalthor. 6. Metzgerthor. 7. Neuthor. 8. Fischerthor. 9. Judenthurn. Für diessen thoren musz allzeitt Schildtwacht gehalten werden. Auff den thürnen musz einer stetigs sitzen vndt acht nehmen. wan Reutter kommen so schlegt er vff die glocken so viel schleg alsz der Reutter seindt, damitt er der Scharwacht[1] ein Zeichen gebe, dasz sie sich zu ihren wehren schickten, auch sie [2] sprachten so es auszlendische weren. [Bl. 1a]
Zum Juden thurn hinausz ist 1. der Armbrust reyen.[3] 2. die Bleiche da man das thuch bleichet. Da musz man von einer ehlen thuch 3 od 4 Pfennig geben, den es seindt gärten etlicher leute die daselbsten wohnen. 3. der Schiesz reyen[3] da man mitt Büchsē

[1] «Schar» ist durchstrichen.

[2] Ueber dem Raum kurz vor «sprachten» und das s dieses Wortes ist mit der roten Tinte der S. 4b unten ein Zeichen gemacht, das aussieht wie ein «be».

[3] Auf das y ist mit der roten Tinte ein «i» korrigiert.

scheust. Darauff stehen 15 Schiesz heuszlein vndt 15 Scheiben. 4. die Lohemül, Spitalmül, Pulvermül, habermül, Schleiffmül vndt Flachs od Blaüelmül. 5. die Schiessmatten da marh die schiff machet, der kieffer Dauben, der Schreiner thieln etc. 6. Der kieffer brenhütten darin sie branten wein 20 brennen den keiner in der Statt brennen darff. 7. Der Becker Seustall. Da selbsten hinausz kumpt man bey den Ziegelhütten hinausz auff die Rupprecht auw, welches ist ein Dorff, sehr weitt, stehet kein hausz bey dem andern, den was zu einem hausz gehöret als Scheuren, Stall, Acker, Wiessen, 25 Gerten das liget alles bey samen.
Die Schwartzbecken od. Hauszbecken dörffen nicht vber Zwey Schwein halten, die weill ihnen das mehl ins hausz gegeben wirt, die Weiszbecken aber mögen ihrer so viel haltē als ihnen geliebet, dieweill sie keuffen müssen was zu ihrē 30 backen gehöret, davon sie viel kleihen vndt ands machen.
Die Weiszbecken haben ihre Schwein für dem Judenthurn, die Schwartzbecken aber in der Statt.

mesten[1]

So man einen Schwartzbecken ein Sester mehl bringt, zu backen, so giebt er ihm zwey keine[2] brötlein welche sie Mittschelen 35 nennen, bringt man ihm viel Sester, so bekumpt man auch viel Mittschlen, möchten bey vns zwey ein pfennig kosten, werden [Bl. 1a] aber allhie nicht verkaufft.
Zum Anderen Seindt die fürnembsten brücken diese: 1. S. Catharein brücken, 2. Steffensbrück, 3. Thomasbrück, 4. Clauszbrücken, 5. Neu- 40 brück. 6. Schiebrück. 7. holtzbrück. 3 Hoher steg. 9. 5 gedeckte brücken. 10. 2 Steinenbrücken. 11. 3 auffen Roszmarkt. 12. 1 beym Weisenhausz. 13. 15 andere. etc.
Zum dritten Märckte in der Statt 1. Roszmarck. 2. Fischmarck. 3. Saltzmarck. 4. kornmarck. 5. Wein vndt holtzmarck auff Bar- 45 füsser Pflatz. 6. Schwein vndt holtz marck bey der Metzig. 7. Fronhoff beim thiergarten, bischoffshoff vndt Münster. Da ist allen freytag wen der wochenmarck ist allerhandt Essenspeisz auch heffen od töpfen etc. feyl. 49

[Bl. 1b]

Die Bauren dörffen nicht zum Pfennig thurn auff den Freytag einfahren mitt den holtzwägen, bisz so lang der wein verkaufft ist. Das meieste holtz aber wirdt auffem Wasser herein bracht. Ein Arm des Rheins fleust in die Statt *in die Breusch*, welche für der Statt die Ill genömet wirdt.[3] [fleust auch durch die Statt] 5

---

[1] In der angegebenen Weise überschrieben.

[2] = kleine?

[3] Von dieser Zeile ist «welche für der Statt» und «genömet wirdt» ausgestrichen und von einer späteren flüchtigen Hand mit annähernd derselben Tinte hinzugefügt hinter «wirdt»: fleust auch durch die Statt, so dass der Satz entsteht: «Die Ill fleust auch durch die Statt».

Fünff seindt gefengnusz in der Statt mitt dem Deumelthurn.
Es seindt sieben Pfarrkirchen zu Straszburg.
1. Das Münster (vnser Frawen) welches 574 Werckschue
hoch ist, hatt 547 staffeln bisz an die öberste Schnecken. Darinn
wirt allen tag dreymal geprediget mit dem frügebett od frūe
predig, ohn auff den Sontag vff welchem Viermal gepredigt wirdt.
der PfarrHerr im Münster (den ein iede kirchen hatt nur einen
PfarrHer welcher seine Helffer oder Diaconos hatt) ist Casparus[1] Schal
ler. 3 Helffer N. Schüring N. Gottwaltz N. Reutter.
Das Münster stehet alltzeitt offen dasz ein freyer gang dardurch ist,
ohn auff den abendt machet man es zu. Darin ist das schöne
vndt künstliche Vhrwerck, für welchem alletzeit leutte stehen das sel-

bige zu beschauen, welches vmb 11 vndt umb 3 vhren gesäng [Bl. 1b]
schleget, vndt sonsten viel kunstreiche stück daran gesehen werden
2. S. Thomas. Ist Pfarr Herr Barthol. Nasser, Helffer Joh. Thonicus
Nicol. Herberger.
3. Jung S. Peter Pfarr Herr Joh. Lipp. Helffer Tobias . . .
Petrus Phorhius.
4. Alt S. Peter Pfarr Her Pangratius Zenacker
Helffer Joh. Frey N. Schilli
5. S. Clausz Pfarr Her N. Speckser. Helffer N. Thomas.
6. S. Wilhelm Pfarr Herr Carolus N. Helffer N. Pappus
M. Paulus Crusius. Molendinus. P. Cæs.
7. S. Aurelien Pfarr Herr N. Crugius.
Helffer N N. Von Heiligenstatt.
D. Pappus prediget im Münster die Wochen zweymal. Am
Sontag vmb 12. vndt am Dinstag frü am Bettag.
Licentiatus Faber frey Prediger, prediget wan er will.
M. Casparus klei.
Zu S Johannis Haupt halten die Papisten Mesz.
Zu S. Margreten seindt Nonnen welche Wunden, bösse ge-
schwvr etc. heilen darausz eine gen Offenburg kommen
welche 1603 besessen gewessen, od wie man darfür helt sie
sich also gestelt hatt. Ist ein schön büchlein darvon im truck auszgāg
Es ist alle 4 wochen vff den Zinsztag allhier Bettag
Es wirt alle tag vmb 9 vhr die Bettglocken geleutet. *
Es predigen die ande pfarher vndt helffer auch im münster.
Zu S. Vrelien wirdt am Sontag zu mittag auch gepredigt.

ein Grossbettag

Es wirdt allhier alle Fest vndt Sontag zu morgen in allen [Bl. 2a]
kirchen zweymahl geopfert in ein Weissen vndt in einen
Schwartzen sack. Davon die Wilhelmitter oder Stipendiatē
vndt vom andern die Arme leutte erhalten werden:
Zu S. Marx seindt auch Arme Schüler.
Es seindt 7 teutsche schüln zu Straszburg bey einer ie-
den kirche eine. 1. S. Vrelien 2. S. Thomas. 3. Alt
S. Peter. 4. Jung S. Peter. 5. S. Willhelm. 6. S. Nicolaus
7. Zum Statt Peiffern. *Zum Münster gehörig.*

---

[1] Das Zeichen 9 wechselt mit us, ist aber noch in der Mehrheit

Wen die leutte zu Straszburg in die kirchen kommen, so [Bl. 2a] 10
kehren sie sich sobalt nach dem Altar obschon ihre stühl darnach
nicht gewendet seindt. Weibspersonen knien nieder vnd thun
ihr gebett darnach setzen sie sich. Item So der Pfarr Herr ein
gebett spricht knieen die Weiber so sie es können, biss er ausz-
gebetet. So die Weibspersonen in die kirchen kommen 15
oder darausz gehen geben sie den nechsten leutten in ihrem
oder darbey stühlen vndt ihren nechsten die händt.
Es gehet kein Weibsperson allhier in Mänteln. so sie aber
Zum Nachtmal oder auff die Sontag in die kirchen geben so
haben sie ein klejnes mentlein ohne falten 2 handt breitt 20
fornen umgekrepfet vmb. Die garteuer weiber haben lange
schwartze beltz vmb ein leylachen vmb sich hencket.
So für ein krancke person fürgebeten wirdt so kumpt ie-
mandt ausz des krancken hausze. . . . .
Darauff dan stehet dass für ein solche od. andere person ein 25
gebett die gemeine sprechen wölle vndt leget sie an ein
gewisz ort an den Predig Stuhl. Darnach werden die selbigen
briefflein wen die predig balt ausz ist gesamlet vndt dem
Pfarr Herr gegeben, welcher eines nach dem andern verlieset.
Auf Weihenachten gibt man den kindern (ein woche zuvor) 30
einen spruch einem itylichen, welchen sie 1. die knaben vff
Christag 2. die Megtlein aber auff New Jahrstag beten
müssen, werden darnach einem ieden 1. 2. 3. 4. ₰ od. auch
büchlein verehret.
Es darff kein megtlein zu Strassburg zum Nachtmal gehen 35
es sey den Manbar. Die knaben aber nicht vnter 19 od 20 Jahrē
So ein feuer in der Statt entstehet muss ein ieder bürger
ein brennende lucern für sein hausz hencken: Er aber
muss in der Rüstung stehen. Werden in ein ieder gassen
die zum Münster gehen geschütz geführet zur gassen hinein 40
gekehret. Es darff sich auch nimandt von gesindtlein auff
der gassen finden lassen. Seindt eigen leutt bestelt das
feuer zu löschen.

Der Stattmeister zu Straszburg ist ein stattlicher vom Adel [Bl. 2b]
Doch wirt alle Vierthel Jahr ein neuer.
Der Ammeister zu Straszburg muss (regularive) von seinen vier
anhern ein bauer oder Bürger zu Straszburg sein, welcher macht
hatt, einen ins gefengnüsz zu setzen, aber nicht losz zu lassen 5
den das musz der Stattmeister thun.
Fürm Ammeister werden auch die studiosi verklagt vndt nicht
fürm Magnifico.
So sich iemandes versündiget doch nicht leibs straff verdienet od. . .
dasz ers mitt gelt ablegen möchte, musz er im Schellen Werck 10
am Wall bauen, doch wirt ihm kost vndt herberg gegeben.
So einer auff den Pfenningthurn kumpt od zu einem drey
er Herrn gesetzt würde, gibt man ihm 1000 fl. drey Jahr
so er sie begeret zu gebrauchen ohn pension vndt Interesse
musz sie aber in dem dritten Jahr wider erstatten.

So man ettwas kaufft zu Straszburg vndt sobalt das nicht bezahlet, gibt man ihm einen Gottspfennig. (ist ein Pfennīg) darauff zur versicherung, den brichet er. wirdt gemeinglich armen leutten vmb Gottswillen gegeben.
Auff Weihenachten richtett man Dannenbäum zu Straszburg in den stuben auff daran hencket man roszen ausz vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker etc. Man pflegt darum ein viereckent ramen zu machen. vndt vorrn . . . . .
. . . .
. . . .
. . . . der Stattmüller halb . . . .
Den 11. 12. 13. tag Februari. An. 1605 haben die Schreiner mitt sampt ihren weibern ein Comœdiam agiret, darinnen gewessen sein die Gerechtigkeitt, Fürsichtigkeitt, Wahrheitt, die Vierzeitten des Jahrs. Die 12 himlische Zeichen vndt was man alle Vierthel Jahr handelt.
Ein wilder Man, Ein wilde fraw, ein Bauer. Haben ein sehr gross bildt ausz holtz gemacht vndt auff einen wagen welchen sie auch darzu gemacht gesetzt. Item Ein Schiff darinnen ein Schlosz gestanden. Ein schönen Sessel, vndt all ihr Werckzeug sehr grosz. ausz holtz alles geschnitten. Ihre kleidung seindt all ausz Hobelspenen gemacht sehr artiglich, hüt, federn, kleidung etc.

Den 13 tag zu Abendt nach 9 vhren haben sie das Schlosz [Bl. 2b] auff der Breusch mitt einem lustigen Feuerwerck welches ein halbe stunde gewehret, verbrandt, haben Wasserkugeln ins Wasser geworffen, welche brennende seindt geflossen. Racketen in die lufft fliehen lassen. Damitt sie haben wöllen anzeigen, dass sie nun nicht mehr bey licht arbeiten dörffen, welches sie das Licht verbrennen heissen. Ist ein sehr grosz vnkosten darauff gangen. Welche Schreiner noch gesellen nicht haben mitt in dem Spiel sein haben ein ieder einē fl. dem handtwerck geben müssen, nicht zu straff, sondn dass sie den vnkosten möchtē desto leichter abzahlen. Der einzige sessel nur 3 fl. zu mahlen gekostet.

IV.

Auszug
aus der
Chronik der Stadt Ingweiler.

Von
Fritz Letz
in Ingweiler.

Der dreissigjährige Krieg, 1618—1648.

Dieser schreckliche Krieg, in unserer Gegend nur der Schwedenkrieg genannt, hat furchtbare Verwüstungen auch in unserem Städtchen angerichtet. 1622, als der Graf von Mansfeld in das Elsass eingefallen, hatte der Graf von Hanau demselben 100,000 Gulden bezahlt, damit er sein Land verschone, und dann in seinem ganzen Land bekannt gemacht, dass, wer etwas an Kostbarkeiten, Geld u. dgl. habe, solle es in eine der vier Städte thun: Buchsweiler, Neuweiler, Pfaffenhofen und Ingweiler. Unsere Stadt war damals gestopft voll Habseligkeiten und Menschen, die sich hierher geflüchtet hatten. Bis drüben von Ingenheim waren sie gekommen. 110 Personen starben in diesem Jahr, nur ungefähr 30 waren von hier und Menchhofen, alle anderen waren Flüchtlinge, welche sich von Ende April bis Ausgang September hier aufhielten. — Es bestand damals hier eine Schützengesellschaft. Dieselbe hatte vor dem Unterthor draussen, auf der Stätte, die heute noch «auf der Schiessmauer» heisst (ohne dass jemand von hier mehr wüsste, was das Wort bedeutet), ihr Schiesshaus samt

Schiessrain und Schiessmauer (Kugelfang). Die Stadt gab derselben jedes Jahr einen Beitrag von 10 Gulden zum Verschiessen und liess den «Schiesbronnen zu fegen, gibt jahrs einer Frau dafür 2 schilling». Diese Schützengesellschaft nahm an dem Scharmützel bei Gichweyler,[1] am 3. Juni 1622 teil. Es sind daselbst erschossen und tödlich verwundet worden 3 Mann von hier und einer von Menchhofen, namens Wendling Schiess. Die drei von hier hiessen Hans Kürschner, Peter Häusser und Peter Förster, der «Schmidt». 1624 erging eine Schatzung im ganzen Land, die grosse Schuld abzubezahlen, «giebt dazu die Judenschaft 50 Gulden» ; auch die Stadt wurde sehr hoch angelegt. «Der Bürgermeister und Schultheis nach Buchsweiler gangen, sich allerhöchst zu beschwehren der hohen Schatzung halben». — Unser Städtchen blieb nun merkwürdigerweise vor grösseren Ueberfällen lange verschont. Pfaffenhofen und Obermodern dagegen waren 1634 schon ganz zerstört; es befanden sich von dort viele Flüchtlinge hier; Magister Böhringer, Pfarrer von Obermodern, hielt sich hier auf bis 1642, weil ein Dorf ganz ausgestorben war. Es scheint, dass in dieser Zeit in der ganzen Umgegend kein Pfarrer sich mehr befand, denn von 1632—36 sind aus der ganzen Umgegend die Kinder hier getauft worden. Gross war auch hier die Sterblichkeit. Früher starben in einem normalen Jahr 25 Personen, 1632 schon 58, darunter aber ein Drittel fremde Flüchtlinge, 1633: 78, 1634: 68, 1635: 98 Personen. 1636 fingen auch für unser armes Städtlein die Schrecken des Krieges an. Den 21. August wurde dasselbe von Schweden überfallen, es waren Reiter vom Kaltenbach'schen Regiment, welche im Sturm in die Stadt eindrangen. Dieselben ermordeten drei Einwohner, den Stubenwirt Melchior Riff, Michael Beuerlein, den Becker, und Michael Hoffmann, einen Gerberjungen. Wie schrecklich sie hier hausten, zeigt uns folgender wortgetreue Auszug: «Dienstag den 30. Kunigund, hans Seltzers dochter von Wimmenau, des Sternenwirths magd, so von den Rüttern genothzüchtiget und dermassen zugerichtet, dass sie in 2 tagen gesund und tod gewessen, begraben worden.» Schaudern durchrieselt einen beim Auffinden solcher Notizen. Nach den Schweden kamen die Kaiserlichen. Es fand ein Treffen hier statt, wobei mehrere Reiter, samt einem Fähndrich und einem Obristwachtmeister fielen. Von Feldherren waren hier im Quartier Graf Gallas, Graf zu Solms-Laubach und der Baron de Shuisse.

---

[1] Eine Klause samt Kapelle anderthalb Kilometer von hier; darüber näheres in der Chronik, welche aus den Akten des Stadt- und Pfarrarchivs geschöpft ist.

Der Stadtschreiber, welcher während der Zeit die Beeth (Steuer) einsammeln musste, schreibt, dass er solches gethan habe «unter grösster leibes vnd lebens gefahr». Es starben in diesem Jahr 220 Personen. - Im Hornung 1637 kam ein Regiment schwedischer Infanterie vor die Thore, und der Oberst desselben von Wurmbrand begehrte Einlass. Die Bürger, welche nicht wussten, ob sie ihm willfahren sollten, begaben sich nach Buchsweiler zu den Herren Räten. Diese gaben ihnen Bescheid, sich an den gnädigen Herrn zu wenden, der Graf befände sich in Hagenau, Strassburg oder im Schloss zu Wolfisheim. Man schickte nun auf jeden dieser Plätze zwei Bürger, um Bescheid zu holen; unterdessen gab man den Soldaten Brot und Wein vors Thor. Dieselben logierten sich über Nacht in den Mühlen und Gerbershäusern ein und diejenigen, welche keinen Platz bekamen, zogen nach Weinburg. Des andern Tages kamen die Boten zurück mit der Weisung, die Truppen einzulassen, was auch geschah. In aller Eile wurde nun die Stadt in Verteidigungszustand versetzt, die Mauern wurden nachgesehen und ausgebessert, neue Fallbrücken an den Thoren angebracht, dieselben mit Pallissaden umgeben. Bei der Röthdarre wurde ein Blockhaus errichtet. Vom Lichtenberger Schloss kamen etliche Zentner Pulver und Blei, und der Seiler von hier musste etliche Klafter Lunten machen. «Mittwoch den 11. Aprilis kamen die Kayserlichen vnter dem Obristen Bamberger, und berannten die Stadt, mit Reiter und Fussvolk 1500 Mann stark, aber durch Gottes Hülf, vnd der officieren vnd Soldaten manliche gegenwehr abgetrieben worden, dass vber 50 Mann vom feindt, von uns aber nur 2 verletzet worden. Gott sey für diesse gn. hülf gross lob ehr vnd danck gesagt. Amen. Amen.» Diesem Lob und Dank des damaligen Vikars und Pfarrers Göter schliessen wir uns von Herzen an. Denn auch die Bürger hatten bei der Verteidigung der Stadt mitgeholfen, und wenn die Kaiserlichen die Stadt in ihre Gewalt bekommen hätten, so wären nach damaligem Kriegsbrauch die Bürger sämtlich niedergehauen worden und die Stadt in Rauch und Flammen aufgegangen. Nach dieser glücklich überstandenen Belagerung liess die Stadt weissen Wein unter die Soldaten austeilen, an die Bürger aber, «welche sich auf Mauern vnd Wache gewehret, 2 Ohm rothen wein». Der Weisswein wurde bezahlt mit 1 Gulden, der rote mit 1 Gulden 2 Schilling die Ohm. Von den Wurmbrandischen Soldaten, die Ingweiler nun besetzt hielten, hören wir nicht, dass sie Grausamkeiten begangen hätten; sie hielten, wie es scheint, Mannszucht, denn gleich bei ihrer Ankunft liess der Profoss einen Pfosten zum Stockhaus setzen und denselben mit Ketten belegen. Nachher kam dann noch

das Schmidburgische Regiment.[1] Die Leute dieses Regiments scheinen nicht immer sehr sauber gehandelt zu haben, denn der Pfarrer nannte sie Bettelbuben und haben dieselben Herrn «Musculi, Pfarrers zu Imbsheim Wittwe, welche hier krank lag, dermassen geänstiget und traktiret dass sie gestorben». Diese Einquartierungen dürfen wir uns nicht vorstellen wie heutzutage. Wenn solch ein Regiment kam, so war dabei ein ganzer Tross von Weibern und Kindern, fast jeder Soldat hatte seine Frau, oder wie der Pfarrer sie betitelte — bei Angabe von Taufpatinnen «war des Soldaten Frau oder Köchin». Wenn ein Regiment eine Zeitlang in einem Städtlein lag, so war dasselbe ausgefressen. So finden wir, dass nach Abzug der Schweden die grösste Hungersnot hier herrschte. Als die Kaiserlichen im Anzug waren, die Stadt zu belagern, flohen viele Bürger mit Weib und Kind ins Gebirg; bis nach Puberg kamen sie, vier Stunden von hier. Wir hören von vielen Personen, dass sie Hungers gestorben seien; nur etliche Beispiele wollen wir anführen: «Der Bürgermeister, Philipp Kleiss hat sich, durch die Wurmbrandische Einquartirung gar verdorben, vnd hungers halben sich gen Strassburg salvirt, allda gestorben.» «1638 den 31. Janarius. Mittwoch, Magdalena, w. H. Joh. Ruprecht Ziedle Stadtschreibers wittib: vnd Margaretha, w. Peter Fritschen des schmids p. n. wittib, begraben worden: seind vor hunger verschmachtet. Dieser Peter Fritsch gieng von hier nacher Strassburg um Brod für die seinigen zu kaufen, aber im Brumather Wald, auf St. Thoma tag, weil nur wenig Speiss im Leib, erfroren.» Der Pfarrer fügt bei: «Gott woll sich der armen u. nothleidenden hertzlich erbarmen, vnd von aller trangsal, noth u. Hunger gn. erretten. Amen.» Bei einer Leiche finden wir ein «NB. Diese frau ist armuth halber hungers verschmacht; bey ihrer leich nit mehr als ein Mensch, Thomas heinrich[2] der Welker erschienen, also ich kein Sermon halten, vnd ohn einige sonst gebräuliche cere-

---

[1] Dem Obersten dieses Regiments, Freiherrn von Schmidburg, scheint's in Ingweiler gefallen zu haben; er wurde später hier ansässig und verehlichte sich mit Fräulein Magdalena Margaretha, der Tochter von Junker Kraft von Waldmannshausen, gräflich Hanauischer Oberfalknermeister von hier. Diese Familie von Schmidburg bestand hier bis zur Revolution, wo dann ihre Güter als Nationalgut eingezogen und versteigert wurden; sie hatte ihr Erbbegräbnis im Langhaus der Kirche.

[2] Diese Familie Heinrich ist die einzige, von der urkundlich bewiesen ist, dass sie vor dem 30jährigen Krieg schon bestand und heute hier noch besteht.

monien sie begraben lassen. Ist aber kein Wunder, sintemal als Sonn vnd Bettag schier niemand mehr in die Kirch gehet.» Ferner ein Beispiel dafür, wie hart und fühllos der Krieg die Leute machte: «NB. Vorige Woche nämlich den 14. Augustus ist Maria, Dürr Diebolts Wittib von Ober Motern, allhier gestorben, vnd hatt niemand sie begraben lassen wollen: ist also biss in den 7. tag vnbegraben ligen blieben, vnd ein pestlich geruch von sich geben: als ich nun solches den 7. tag erfahren, hab ich M. Böringern ihrem Pfarrer[1] zugesprochen, vnd dahin bewegt, dass er sich erklert, als den todtengräber Lohn 8 pf. zu steuern: ich aber hab den todtengräber bestellet, ia mit gewalt vnd betrohung des thurms nöthigen müssen, dass er sie begraben! ô des greuels! ô der schande! das wir Christen einander nit mehr begraben wollen.» Durch die grosse Hungersnot und die herrschenden ansteckenden Krankheiten, als Pest und «Porpeln» (schwarze Blattern), wurde unser Städtlein so entvölkert, dass 1640 nur 6 Personen starben, 1641 4, 1642 5. Die meisten dieser Leute starben an der Schwindsucht, jedenfalls infolge der grossen Not und Entbehrungen, welche sie durchmachen mussten. 1638 fanden nur vier Taufen statt, 1639 sogar nur eine. Die Rinderpest scheint auch grassiert zu haben, denn wir finden: «Geben dem Nachrichter, weil kein Wasenmeister da war, 5 Hund zu vertrancken vnd etliche Stück Vieh so ums Städtel herum lagen, zu verdelben, 8 schilling.» Von 1639 bis zum Friedensschluss blieb unsere Stadt von grösseren Kriegsschrecken verschont; sie war ständig von den Franzosen besetzt, welche im Bund mit den Schweden den Krieg gegen den Kaiser fortsetzten und des Rufs genossen, gute Mannszucht zu halten. Wie entvölkert unsere Stadt war und wie sehr der Ackerbau danieder lag, dafür finden wir einen schlagenden Beleg in den Bürgermeistereirechnungen. Es heisst da zu Ende des Jahres 1638: «Alle die hier nicht bezahlt angegebenen Posten sind als verloren zu betrachten sintemal die meisten Leute gestorben vnd verdorben sind.» Die von der Stadt verlehnten Güter waren nicht mehr bebaut; so hatte der Sternenberg[2] damals Reben, die nie mehr später bebaut wurden, ja es währte über hundert Jahre, bis sämtliches Land wieder bepflanzt wurde. In den 1650er Jahren musste die Stadt etliche Häuser abbrechen lassen, weil niemand sie bewohnte

[1] War dazumalen hier als Flüchtling, dann Pfarrverweser, hielt den 10. August 1638 eine Leichenpredigt, bei der er bemerkt, dass dies seit 78 Wochen wieder die erste Predigt sei.

[2] Berg, eine Viertelstunde von Ingweiler, an Rauschenburg grenzend, jetzt mit Fichten und Buchen bedeckt.

und sie baufällig wurden. Von 1633 bis 1720 ist kein Haus zu finden, welches in dieser Periode gebaut worden wäre; alle sind älteren oder neueren Datums.

Es giebt bei uns noch alte Gesangbücher, in welchen auch Gebete enthalten sind, und in denen es nach der Bitte um Abwendung der Feuers- und Wassersnot, Pestilenz und teueren Zeit, heisst: «Vor Türk und Schwed behüt uns lieber Herre Gott.» Unsere Vorfahren, wenn sie die benachbarten Bauern wegen der Aussprache des e gleich â necken wollten, sagten folgenden Reim «Bât, Bür, Bât, hit kumt dr Schwâd, morn kumt dr Ochsastârn,[1] dâr wurt och Bura bâta lârn.» Im Ingweiler Dialekt würde dies lauten: Bet, Bür, Bet, hit kumt dr Schwed, morgen kumt dr Ochsenstern, der word ëich Büre beten lehrn. Unsere Stadt hatte vor dem 30jährigen Krieg einen völlig ausgebildeten Handwerkerstand, in mancher Hinsicht vollkommener als heute. Es waren Kürschner, Haftner, Hafner, Hutmacher, Schwarz- und Schönfärber, Goldschmiede, Silberarbeiter, Wollspinner, Wollenweber, lauter Handwerker, die heute nicht mehr vorkommen. Aber nach dem Krieg mussten die meisten Arbeiten, welche die Stadt machen liess, von auswärtigen Handwerkern verfertigt werden.

Das eine Stunde von hier liegende Dorf Wimmenau starb ganz aus; von 1637 bis 1655 war keine lebende Seele mehr darin. Diesem Umstand ist auch zuzuschreiben, dass dieser Ort keinen Wald mehr besitzt. Der ganze grosse Wald, heute noch bekannt unter dem Namen «Wimmenauer Wald», gehörte vor dem 30jährigen Krieg dem Ort. Als aber alles ausgestorben, fiel der Gemeindewald der Herrschaft «caduc» anheim, und den später sich wieder Ansiedelnden wurde kein Recht mehr daran zu teil. — Um unsere Gegend wieder zu bevölkern, liess der Graf von Hanau Schweizer kommen und gab denselben einiges Feld unentgeltlich; auch waren dieselben einige Jahre steuerfrei. Hier in Ingweiler war wenigstens die Hälfte der von 1650 bis 1670 nachweisbaren Bevölkerung Schweizer. Dieselben waren fast alle calvinistischer Religion, hielten sich aber nach und nach zur lutherischen Kirche; jedoch in manchen Ortschaften im Gebirge, wo sie vorwiegend waren, hat sich das reformirte Bekenntnis bis heute erhalten.

Von 1660 ab wurde in der ganzen Grafschaft eine Bannvermessung vorgenommen, hier bei uns 1667. Es war nämlich alles in eine solche Verwilderung geraten, dass niemand mehr recht wusste, was sein Eigentum war. Es musste nun jeder

---

[1] Axel Oxenstierna, der schwedische Kanzler.

durch einen «Titer» vorweisen können, was ihm gehörte. War der «Titer» verloren gegangen, so genügten auch zwei glaubhafte Zeugen. Nun war aber viel Gut da, zu welchem keine Erben erschienen, auch Häuser, welche der Stadt anheimfielen; dieses herrenlose Gut fiel der Herrschaft «caduc» anheim. Sie wollte aber solches doch nicht alles behalten und schenkte den grössten Teil davon, wozu sie übrigens vollkommen das Recht hatte, der lutherischen Kirche. Daher stammt der grosse Güterbesitz der hiesigen Kirchenfabrik.

Durch die Annexion an Frankreich, nach dem Westfälischen Friedensschluss 1648, verlor schliesslich unsere Stadt fast alle ihre Rechte und Freiheiten, welche ihr früher die deutschen Könige und Kaiser erteilt hatten. Doch darüber näheres in der Chronik.

V.

Drei Lieder auf Strassburgs Uebergabe 1681.

Mitgeteilt von **J. Bolte** in Berlin (1 und 2)
und von **E. Martin** (3).

1. Von der schandlichen Uebergab der Statt Strassburg.



Glickh zue, Glickh zue, enterbtes Kind!
Fortuna enim eges;
In meiner Schoss dich nit mer find,
Nam Galli habes leges.
Ich fehle gwis, das ich mit dir
Non Galli loquar linguam.
Wie gfalt dir das französisch Gs[ch]lecht?
Ex corde dic, quid sentis?
Traurig gehst du darvon, wie recht,
Et similis es flentis.

2. Was weinst, betriebte Dochter mein?
Sed quid te dico natam?
Kein Reichsglid kanst du nit mehr sein
Ob fidem Gallo datam.
Zu spatt komt dir dein Jungfrauwitz:
Pax alma sic sancivit,
Gar wohl der rechte Gottes Bliz
Rebellem te punivit.
Ludwig wird lehrnen, glaube mir,
Te gallicè parlare,
Ja, ja, er wird gwis zeigen dir
Et Papam honorare.

3. Anstatt dess Adlerss zu deim Lohn
Hem! fistulam pro equo!
Tragst du den Gogglhan darvon,
Par sis ut sic iniquo.
Der Hanne dich mit seinem Gschrey
Vigilias docebit,
Ein Magt bist iezt: auf, Eille frey,
Continuo stridebit.
Anstatt der kleinen Guarnison,
Quam prius Caesar misit,
Mit 12 Tausendt zu deinem Honn
Te Ludovicus visit.

4. Dess frommen Adlerss siesses Joch,
Si iugum est vocandum,
War dir zu schwer, ach hetst es noch!
Sed non est revocandum.
Leopoldss Gnad vnnd Güttigkeith
In vanum es abusa,
Erkenst zu spatt mit Traurigkeith
Et gemitu illusa.
Es ist nur Schad um deinen Nam,
Iam non es Argentina.
Abghauen bist vom Reichessstamm,
Gallorum es Gallina.

5. Zugleich auch ausgeschlossen bist
Ex libro nostrae vitae,
Das hast dir gschmidt durch eigne Lüst,
Mercedem habes ritè.
Lehrnen must du, wilst oder nit,
Nunc gallicè parlare,
Gezwungen bist, da hilfft kein Bitt
Te Gallo subiugare,
Ein freue Reichstatt warst zuvor,
Pro libera es serva.
Dis Liedlein singt mann dir ins Ohr:
Es Agar, non Minerva.

6. Gehe hin, brang iezt mit deinem Gschiz,
Es gloria inanis,
Dein Macht vnd dein vermeinte Wiz
Gallorum sunt insanis.
All Freyheit hin, nur lehrer Schein
Cum iuribus antiquis,
So dir mitheilt der Kayser dein,
Evanuisse cernis.
Ach! Suech sie nit, du hasts quitiert
Cum magnis complimentis,
Das du Ludwig hast salutiert
Explosis cum tormentis.

7. Die Sacrament sibn an der Zahl
Iam diu respuisti,
Der römisch Kirch, dem alten Stall
Protervè restitisti,
Das Pfaffenwerkh, den Rosenkranz,
Thesaurum devotorum
Hast ring geschlagen in die Schanz
Adhucque plura horum;
Hast iezt empfangen von dem Rey
Extremam unctionem,
Bekommen wirst gar bald darbey
Romanam unctionem.

8. Recht also dises heisse Bad
Tibimet praeparâsti,
Da du zu deinem Vnglickhsrath
Gallum ad te vocâsti.
Ein guette Zeit zu deinem Fluech
Passa epilepsiam,
Hast nit gewust, das Lilgengruch
Causet apoplexiam.
Den Freyheitzukher, den zuvor
Tu dulciter gustabas,
Da Ludwig hast aufgmacht die Thor,
Cum felle permutabas.

9. Adiu, jungss Franzhöselein,
Porte vous ben francese!
Wie schickhst dich in die Heselein?
Nunc me cupis adesse?
Wie gfallt dir der Franzhosen Pflicht
Parola et illorum?
Ach, alles ist auf Schrauffen gricht,
Tota vita Gallorum
Mit ihren geschliffnen Compliment
Et Machiavelismo;
Schon habenss manchen Hoff verbrendt
Et vero Atheismo.

10. Zu vil hast traut ihrem Accordt;
Sunt mera complimenta.
Erfahren hast, dass ihre Wort
Ventosa elementa.
Versprechen als, nit halten vil
Hae leges sunt Gallorum;
Dan dises Sprichwort ist ihr Zyhl:
Non sclavi sunt verborum.
Doch, Strassburg, kanst nit klagen vill,
Non vi se intruserunt,
Sonder aus deinem eignen Will
Hi claves acceperunt.

11. Zum lesten was ich gmacht dir hab,
Dolentes genas rigo,
Ein Epitaphium aufs Grab,
Quod moerens hic affigo.
Dis solt dir sein die leste Ehr
A quondam tua matre,
Dein Schwesteren ein Lehr,
Ut maneant cum patre.
Den Kayser Leopoldum gross,
Simul Josephum Regem,
Erhalt, o Gott, in deiner Schoss
Et Germanorum gregem!

Epitaphium.

12. An disem orth (horst meine Worth)
Heu! Vestra iacet soror,
Ein alte Dam von alten Stamm
Et regni olim honor.
Ihr erster Stamm vnndt alter Namm
Ach! fuit Argentina.
Nach brochner Pflicht hört, was geschicht:
Gallorum fit gallina.

Jezt bruet sie aus mit Schmerz vnd Spoth
Aeternam servitutem,
An Adlers statt ein Han iezt hat,
Qui scalpat ei cutem.

Ende.

Aus dem Berliner Mscr. germ. oct. 230, einem um 1685 in Baiern geschriebenem Liederbuche, S. 87—95.

In Str. 12, 9 ist wohl zu lesen: «Jezt bruet sie hat mit Schmerz vnd Spoth».

In derselben Handschrift steht auf S. 248—249 von anderer Hand und ohne Melodie nachfolgendes Bruchstück eines auf dasselbe Ereignis bezüglichen Liedes. Vollständig (28 Str.) ist dies Lied, eine Dichtung des Baumburger Chorherrn *J. Albert Poysel,* aus dem Cod. germ. Monac. 4055, 122 abgedruckt bei F. W. v. Ditfurth, Die historischen Volkslieder von 1648 bis 1756 (1877) S. 67. — Der ebenda S. 76 gedruckte Dialog zwischen Montclar und Strassburg: «Nun will ich in dir leben» ist auch in zwei fliegenden Blättern der Berliner Bibliothek (Ye 7921 und 7922) erhalten.

2. Strassburgs Klage.

1. Ach was neyes Wehklagen
Erhebt szich an dem Rhein? —
Teütschland, darfst nit vill fragen,
Die Stimm ist leyder mein.
Kan nur nit laut gnueg schreyen.
Es zittret an mir allss:
Der mich hat wollen freyen,
Halts Messzer mir an Halss.

2. Argentorat ich hiessze,
Silber gab mir den Nahm.
Jezt fremdes Silber giessze,
So mir ausz Franckhreich kamm.
Mich Jungfrau von vill Jahren
Zu deflorieren szucht
Ein Krammer falscher Wahren:
O Silber, szey verflucht!

3. Mein Gschmuckh und Kleinodt stochen
Frembd Werber in das Aug,
Die Trey und Glauben brochen,
Auffgoszen schärpfste Laug.
Mein Freyheit kunt nit szechen
Der weit auszsehendt Han,
Drumb that er mich anckräheu
Mit 40 000 Mann.

4. Ich spreizte mich vor Zeiten
Des Adlers Braut zu sein,
Hab nun an meiner Seiten
Den Han zum Bueler mein.
Ich maint, das Spill wär gwunnen,
Wan ich kein Kaiszer schwur —

[Einen anderen Text des ersteren Liedes teilt Herr Pfarrer Rathgeber aus einem auf der Strassburger Universitätsbibliothek befindlichen Druck o. O. u. J. mit, in welchem auch eine *Antwort der Statt Strassburg an das H. Röm. Reich auff den Reichs-Abschied* folgt, mit dem Motto: *Pater et mater dereliquerunt me, Dominus autem assumpsit me.* Ps. 26. Dreiundzwanzig Strophen in der gleichen Form, mit einer angehängten *Syngraphe finalis* mit Binnenreimen:

LEOPOLD gross, bald glorios
Sole duplo micabis. (a. R. Anagr: *sole duplo = Leopoldus*)
Den Teutschen Thron die Griechisch Cron
In unum adunabis.
Leb deim Vatter gleich O Römisch Reich
Sic et tu triumphabis.
In dem ich schein armseelig zu seyn,
Patre, matre orbata,
Nimbt mich Gott auff ô gsengter [l. gsegneter] Kauff
Vitam [l. Vitae] *ecce post fata*
INNOCENTII LUDOVICI
Sum filia amata.

Diese Antwort ist also ebenso wie das Lied von einem Katholiken verfasst. Cöln, Augspurg, Regensburg, Nürnberg, Frankfurt, Ulm, Worms, Speyer, Schwäbisch-Gmünd, Hamburg werden genannt und vor dem Verrate an die Türken durch den ungarischen Grafen Tekeli gewarnt. Der Dichter frohlockt über die Conversion Friedrich Augusts von Sachsen 1697; er dichtete also zur Zeit des Friedens von Rijswick.

Für das oben mitgeteilte Lied lautet hier die Ueberschrift: *Letzter | Reichs-Abschied | Von der | Mutter | Dem Römischen Reich | An die enterbte | Tochter | Nun Frantzösis. Stadt Strassburg.* Auch im Text begegnen eine Anzahl Varianten, von denen ich die sicher besseren (denn nicht alle sind besser) hier verzeichne. 1,6 *non Gallice discurram,* (darnach:) Ich bleib gut Teutsch: verzeihe mir *Maternam servo linguam.* 7 (eigentlich 9) Wie gfallt d'Frantzösisch Nation. 9 Ach traurig gehest du darvon. 2,7 grechte. 5,12 *es Agar et non Sara.* 6,2 *Est.* 4 *haec omnia sunt gallis.* 7 die. 7,12 *unionem.* 9,11 verblendt. 11,7 Schwestern aber eine. 12,3 von Teutschem Stamm.

Eine vollständige kritische Ausgabe dieser Erzeugnisse einer traurigen Zeit zu besorgen, fehlt es mir gegenwärtig an Zeit.

Auch anderwärts erhoben sich Vorwürfe gegen Strassburg. Ganz volkstümlich gehalten ist das folgende Lied, welches in Bettlach am Leberberg (Jura) aufgefunden und von Frz. Jos. Schild in seiner mundartlichen Sammlung «Der Grossätti aus dem Leberberg», 2. Bändchen, Biel 1873, mitgeteilt worden ist.

Volkstümlich ist hier die Beschuldigung der feilen Verräter, sagenhaft die von dem Erbauer des Münsterturmes erzählte Geschichte. Der Dichter wird bei oder in Rheinfelden zu Hause gewesen sein. «Denn in der vierten Strophe setzt er dem Verhalten Strassburgs die ruhmvolle Erinnerung an den tapferen Widerstand entgegen, den im Jahre 1634 das österreichische Rheinfelden unter Oberst Franz von Mercy dem schwedisch-deutschen Heere unter Rheingraf Johann Philipp leistete. Erst nach einundzwanzig Wochen harter Belagerung hatten Hunger und Not diesen kleineren Waffenplatz zur Uebergabe an einen übermächtigen Feind gebracht.» [E. M.]

3. Strassburger Lied.

Zu singen ich anhebe,
Bitt' woll' mich recht verstan!
Ein selig's End' Gott gebe
Den, die es hören an.
Ich will euch jetzt anzeigä
In diesem Lied zugleich,
Wie dass vor kurzen Zeiten
Strassburg hätt' sollen streiten
Mit dem König aus Frankreich.

Es zogen französische Herren
Zu ihnen vor die Stadt.
Viel Geld thün sie verehren,
Sobald man's g'nommen hat.
Es waren ihre fünfzehn,
Die das Geld empfangen hand,
Ein jedä liess sich belohnen
Mit hundertdusig Chronen,
Zu verrathen das Vaterland!

Franzosen thäten kehren
Vor ihre Thor' geschwind,
Kein Mensch thät' sich da wehren
So wenig als ein Kind.
Sobald man akkordieret,
Macht man ihnen auf das Thor.
Damm liess man sie marschieren,
In der Stadt herum spazieren,
Kein Mensch stund mehr davor.

Eine Stadt will ich euch melden,
Strassburger zürnet nüt,
Dieselbige heisst Rheinfelden,
Selb sind wohl ander Lüt.
Tapfer hand sie gestritten
So lang mit ihrem Find.
Den Stand hand sie behalten,
Man möcht' den Kopf zerspalten —
Warum bist du so blind!

Strassburg, du thust dich trutzen,
Du wohlgezierte Stadt;
Hast viel kunstreiche Schutzen,
Gross Mauren steif und satt.
Du trugest übermüthig
Gross Hoffarth, Stolz und Pracht;
Jetzt trägst du Kummer und Sorgen,
Du möchtest schier erworgen,
Dass dir der Buggel kracht.

Den höchst Turm ohne Babel
Hast du in deiner Stadt.
Ich sag's, es ist kein Fabel:
Der ihn gebauet hat,
Sagt, er könnt einen machen,
Noch höher weder der;
Sobald er diess gesprochen,
Hesch du ihm d'Augen usg'stochen,
Drum straft dich Gott der Herr.

Kommt Etwer zu dir g'gangen,
Ein Trunk zu thun mit Rast,
Hast du ihn schön empfangen:
«Willkomm, mein lieber Gast!
Was will der Herr wohl essen,
Was will der Herr für Wein?»
«He guete Wisze und Rothe,
Gesotten und gebroten.»
«Der Herr kann's lustig sein.»

Ist Etwer zu dir kommen,
Handwerks- oder andere Leut,
Sobald du es vernommen,
Dass du nicht grosse Beut
Von ihnen könntest haben,
Mussten sie ins Spital hinein,
Wo nichts als Flöh und Lüse,
Viel Ratten und viel Müse:
Gang, lig jetzt selber drin.

VI.

Bilder zum Siegfriedslied von 1580 (?).

Mitgeteilt von

E. Martin.

Durch die Güte des Herrn Paul Heitz ist es uns möglich auch diesmal unser Jahrbuch mit Bildern zu schmücken und zwar mit Holzschnitten, für welche ein Interesse auch über den Kreis unserer sonstigen Leser hinaus zu erwarten ist.

Die Firma Heitz & Mündel ist im Besitz einer Anzahl von Holzstöcken, welche grösstenteils zu Volksbüchern des 16. Jahrhunderts die Bilder geliefert haben. Woran sich unsere Voreltern erfreuten, was jetzt nur als grosse Seltenheit in einzelnen Exemplaren erhalten, zum Teil vollständig verschwunden zu sein scheint, das lässt sich mit Hilfe dieser Holzstöcke auch jetzt wieder gerade so herstellen wie vor dreihundert Jahren. Herr Heitz gedenkt eine Ausgabe[1] dieser Holzstöcke in einem Sammelband erscheinen zu lassen; unserem Jahrbuch hat er die für eines der wichtigsten Volksbücher, für das Siegfriedslied bestimmten Holzschnitte vorweg zu bringen gestattet.

---

[1] Eine Auswahl dieser Sammlung erschien bereits unter dem Titel: «Originalabdruck von Formschneiderarbeiten des 16. und 17. Jahrhunderts etc. mit erläuterndem Text herausgegeben von P. Heitz» gr. fol. Strassburg, Heitz & Mündel, 1890.

Die Ausgabe des Siegfriedliedes, wozu sie gehörten, ist möglicher Weise die zu Strassburg bei Christian Müllers Erben 1580 erschienene. Leider hat man darüber nur eine Notiz im Katalog 28 des Buchhändlers Stargardt, Berlin 1857 Nr. 87: «Hüren Sewfried (gesangweis) mit Holzschnitten 8° cart. 76 Seiten. Die drei letzten Blätter beschädigt, 25 Thaler.» Wo dies Exemplar sich heute befindet, ist nicht zu ermitteln gewesen; so berichtet W. Golther, der nach den Vorarbeiten von E. Steinmeyer: Das Lied vom Hürnen Seyfrid, Halle (Niemeyer) 1889 als Nr. 81 und 82 der Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts herausgegeben hat, S. VI. Auch unsererseits ist auf deutschen Bibliotheken, in London und Paris vergebens danach gesucht worden.

Es lässt sich bei dieser Sachlage auch nicht sagen, ob die Ausgabe noch mehr Bilder enthält als die 15 (oder eigentlich nur 14) auf den Holzstöcken aufbewahrten. Eines davon ist doppelt überliefert, offenbar ist der eine Holzstock (Nr 13), auf welchem Krimhild eine verunstaltende Bildung der Stirn erhalten hatte, verworfen und durch einen andern (Nr. 13 a) ersetzt worden. Doch lässt sich die Reihenfolge durch den Gang des Liedes feststellen, wobei die in Golthers Abdruck angegebene Reihe der Bilder in der Ausgabe Nürnberg bei Georg Wächter (o. J. aber wahrscheinlich um 1540) leiten kann, nur dass es hier 28 Bilder sind, die nicht ganz mit den unsrigen zu stimmen scheinen. Aus dieser Ausgabe entnehme ich die folgenden Ueberschriften.

1. I Wie Seyfrid zu eynem Schmid kam und den Amposs in die erden schlůg und das eysen entzwey, und den meyster und knecht schlug.

2. II Hie schickt der meyster Seyfrid auss in meinung das er nit wider solt kummen.

3. III Hie kam Seyfrid zu der Linden da der Trach lag, vnd er schlug jn zu todt.

4. V Hie nympt Seyfrid ein few bei dem Koler, und will die würm verbrennen.

5. VIII Als nun der Trach die Junckfraw auff den Trachenstein het bracht, leget er jr seyn Haupt in die schoss und růwet.

6. X Hie reyt Seyfrid und will jagen im wald.

7. XII Hie nympt der Hürnen Seyfrid den Zwerg bey dem haupt, vnd schlecht jn vmb die staynen wand.

8. XIII Hie ficht Seyfrid mit dem Rysen Kuperan umb den Schlüssel.

9. XIV Hie schwerdt der Ryss Kuperan dem Hürnen Seyfrid, er will jm die Junckfraw helfen gewinnen von dem stayn.

10. Hierzu passt keins der folgenden Bilder der Nürnberger Ausgabe, soweit sie aus den Ueberschriften sich erkennen lassen; der Holzschnitt gehört etwa vor Strophe 95, in welcher erzählt wird: wie Siegfried den treulosen Riesen Kuperan nochmals überwindet, freilich sieht Siegfried die Jungfrau, welche auf dem Bilde zuschaut, erst nachher.

11. XVIII Hie wirfft der Hürnen Seyfrid den Rysen Kuperan vber den Trachenstain ab, das er zu stücken falt.

12. XX Hie ficht der Hürnen Seyfrid auff dem stayn mit dem Trachen.

13. und 13 a. XXIV Hie ligt Seyfrid in eyner onmacht vor grosser hitz und müde.

14. XXV Hie ligt Seyfrid und die Magt, vnd sie ist von seynetwegen kranck worden vnd seer betrübt, indem so kumpt der Zwerg Eugel unn gibt jr ein wurtz in mund, so wirdt sie gesund.

Den Kunstwert der Holzschnitte zu erörtern, überlasse ich Berufneren. Zu loben ist gewiss die Deutlichkeit der Darstellung, die Naturbeobachtung, welche selbst dem Drachen, der seinen Bärenkopf auf Krimhildens Schoss legt (5), eine gewisse Gutmütigkeit zu verleihen vermag. Dass Siegfried auf 1—4, 6—10 als bartloser Jüngling erscheint, auf 11, 13, 14, (12 ist unsicher) als bärtiger Mann, lässt vielleicht auf verschiedene Vorbilder des Holzschneiders schliessen. Freilich erhält auch der Wanderbursche 2, 3, 4, in Nr. 6 plötzlich ein Jagdkostüm und in Nr. 8 schon ritterliche Rüstung.



1



2



3



4



5



6



7



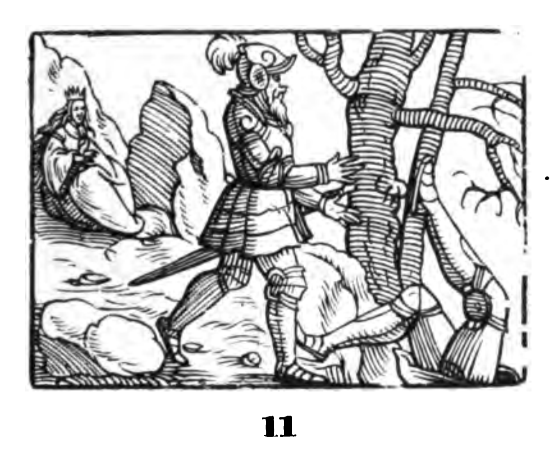
8



9



10



11



12



13



13a



14

VII.

Der Goethehügel bei Sesenheim.

Von

Ernst Martin.

> «Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
> Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
> Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.»

Goethes Schilderung seines Strassburger Aufenthaltes von Ostern 1770 bis in den Herbst 1771 ist allbekannt. In diesem Teile seiner Lebensgeschichte, der er den bedeutungsvollen Titel «Dichtung und Wahrheit» gegeben hat, zieht die «Sesenheimer Idylle» uns immer von neuem an: nie ist ein jugendliches Liebesglück reizender beschrieben worden. Ja man darf sagen, dass diese Schilderung von Land und Leuten wesentlich beigetragen hat zu der Sehnsucht, mit welcher wir Deutschen vor 1870 nach dem Elsass hinüberblickten und zu der Begeisterung, mit welcher wir in jenem Jahre die Wiedergewinnung des Landes begrüsst haben.

Früh regte sich der Wunsch, noch mehr über jene Episode in Goethes Leben zu erfahren, vor allem die Frage, ob es denn wirklich so schön gewesen, was Goethe als erlebt erzählte. Schon im Jahre 1822 zog der Bonner Philologe Näke Erkundigungen an Ort und Stelle ein, deren Ergebnis freilich erst durch Varnhagen von Ense 1840[1] veröffentlicht wurde. Dann

[1] Wallfahrt nach Sesenheim, von August Ferdinand Näke, weiland Professor in Bonn, hg. von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin 1840.

gab August Stöber 1838 und 1842[1] Gedichte von Goethe an Friderike heraus, welche er aus dem Nachlasse ihrer Schwester Sophie erhalten hatte. Den ersten Brief, welchen Goethe an Friderike geschrieben, hat Schöll 1846[2] bekannt gemacht, aus dem Konzept, welches gegenwärtig unserer Bibliothek angehört. Was seitdem an weiteren Spuren von Goethes Verhältnis zu Friderike Brion bekannt geworden ist, hat der 1885 verstorbene Pfarrer Lucius[3] trefflich und abschliessend zusammengefasst.

Lucius wendete sich mit vollem Recht gegen die Verleumdungen, welche sich an das Andenken des jungen Dichters und seiner elsässischen Geliebten geheftet haben. Als ich im Jahre 1864 zum ersten Mal auf der Plattform des Münsters stand und den Wächter nach der Richtung fragte, in welcher Sesenheim liege, meinte er, dass Goethe doch recht schlecht an Friderike gehandelt habe: er habe sie verführt und dann verlassen. Und diesem Vorwurf begegnet man vielleicht noch jetzt, auch bei Leuten, welche besser unterrichtet sein könnten.

Die vollste Widerlegung dieses widerwärtigen Geredes ist der Besuch Goethes in Sesenheim 1779. Wir besitzen darüber einen unmittelbaren Bericht von Goethe selbst an Frau von Stein, und dieser Bericht des dreissigjährigen, zu voller Kraft und sicherer, ruhiger Klarheit gelangten Dichters, in dem damals die Stimmung seiner Iphigenie lebte, möge auch uns den Gesichtspunkt angeben, aus welchem wir über Goethe und Friderike zu urteilen haben. Er schreibt:

«Den 25. Sept. Abends ritt ich etwas seitwärts nach Sessenheim, indem die andern ihre Reise grad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt, schöner als ichs verdiente, und mehr als andre an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich muste sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich

[1] Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Basel 1842.

[2] Briefe und Aufsätze von Goethe. Weimar, 2. Aufl. 1857.

[3] Friederike Brion von Sessenheim. Geschichtliche Mittheilungen von Phil. Ferd. Lucius, Pfarrer in Sessenheim. Strassburg 1877. Die Biographie «Friederike Brion von Sesenheim (1762—1813)» von P. Th. Falck, Berlin 1884, bringt wertvolle Nachträge aus dem Nachlasse Lenzens in Riga.

ihr unerwartet auf der Schwelle in's Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stiessen, dass mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muss ich ihr, dass sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube und da must ich sitzen und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond, ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen, und bezeugt dass er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier muste auch kommen, ich fand alte Lieder die ich gestiftet hatte, eine Kutsche die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich sei jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, dass ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.»

Dass Friderike sich auch in späterer Zeit noch der allgemeinen Achtung erfreute, hat Lucius gezeigt. Zwei weitere Zeugnisse dafür, die ihm noch nicht bekannt waren, kann ich anführen. Das eine verdanke ich einer gütigen Mitteilung des Herrn Geheimen Regierungsrat Albrecht. Er hatte einen hochbetagten Herrn aus dem Steinthal kennen gelernt, der ihm erzählte, dass er als Knabe Friderike dort, wo sie um das Jahr 1790[1] lebte, mit den angesehensten Familien habe verkehren sehen. Und eben dies bestätigt ein vor kurzem veröffentlichter Bericht aus dem Jahre 1794. Octavie von Berckheim, welche später einen Baron von Stein in Nordheim bei Meiningen heiratete, schreibt in ihrem Tagebuch[2] vom Frimaire (November—Dezember) 1794, dass bei einem Spaziergang von Rothau nach Fouday (Urbach), wo Pfarrer Oberlin im damaligen Club Gottesdienst hielt, auch «Mlle Brion, bonne et charitable fille, sœur du ministre» sie begleitet habe.[3]

---

[1] Allerdings wird versichert dass Friderike beim Ausbruch der französischen Revolution in Versailles sich aufgehalten habe; als eine Nachkommin der Familie, in welcher sie sich dort aufhielt, wurde mir eine Dame bezeichnet, an welche ich mich auch, freilich vergebens, brieflich um nähere Auskünfte gewendet habe.

[2] Souvenirs d'Alsace, Correspondance des demoiselles de Berckheim et de leurs amis. Neuchâtel et Paris 1889, I, 94.

[3] Es ist diese Erwähnung allerdings von anderen auf die jüngste Schwester Friedrikens, Sophie, bezogen worden; allein diese konnte, weil sie hinkte, wohl nicht bei diesem längeren Spaziergang in Betracht kommen.

Wohlthätigkeit, selbst im Uebermass, wird auch sonst als ein Charakterzug Friderikens in ihrer späteren Zeit bezeichnet; in Meissenheim, bei Lahr, wo wir ihr Grab aufsuchten, hiess es, dass sie dadurch während der Kriegszeiten geradezu die Ihrigen — sie starb bei ihrem Schwager, dem dortigen Pfarrer — in Verlegenheit und Verdruss gebracht habe. Was uns in Briefen oder Stammbuchversen von Friderikens Geistesart erhalten ist, bezeugt Zufriedenheit und Zärtlichkeit gegen ihre Verwandten.

Ueber Goethes Stimmung während der Sesenheimer Zeit sind wir am besten durch die Briefe unterrichtet, welche er von seinem dortigen Aufenthalt aus an seinen trefflichen Strassburger Freund, den Actuarius Salzmann geschrieben hat.[1] Das innige Verhältnis zu diesem klugen und frommen Mann ist zur Beurteilung Goethes in seiner Strassburger Zeit wohl zu beachten; Goethe hat Salzmanns Aufsätze,[2] in denen sich Leibnitzens Philosophie mit der Pädagogik Rousseaus auseinandersetzt, noch 1776 in den Druck gegeben.

In einem gewissen Gegensatz zur Darstellung in «Dichtung und Wahrheit» stehen diese Briefe allerdings, und wir begreifen, dass Goethe, als er von ihrer Auffindung in Salzmanns Nachlass 1812 erfuhr, sich ihre Veröffentlichung verbat. Tritt uns in Goethes Lebensbeschreibung fast nur das Glück der beiden Liebenden entgegen, so sehen wir in den Briefen, wie bald Goethe einsah, dass dies Glück ein Ende haben müsse, dass eine dauernde Verbindung unmöglich war. Von einem Ausbruch der Verzweiflung, die ihn darüber ergriff, haben wir vielleicht[3] noch anderswo in Goethes Dichtung ein Abbild. In Werthers Leiden ist es Ossians schwermütige Klage, welche der Leidenschaft des dem Tode Entgegengehenden den letzten Halt nimmt. Die Scene ist so wahr und so eigentümlich, dass sie erlebt sein muss.[4] Nun gut, Goethes Erlebnisse in Wetzlar boten dazu keinerlei Anlass und Gelegenheit. Dagegen gehörte zu den Gedichten, welche Goethe in Sesenheim zurückliess, auch eine Uebersetzung gerade jener Stelle Ossians: es liegt nahe, zu vermuten, dass die Vorlesung dieses Stückes vor Friderike in ihm jenen Ausbruch des Gefühls hervorgerufen hat, welchen er nach seiner Art später so wirkungsvoll als Dichter verwertete.

---

[1] Von Engelhardt zuerst 1838 veröffentlicht, dann in Stöbers «Alsatia» 1853, auch bei Lucius wiederholt.

[2] Kurze Abhandlungen über einige wichtige Gegenstände aus der Religion und Sittenlehre. Frankfurt a. M. 1776.

[3] So vermutete schon Düntzer.

[4] Dantes Erzählung von Francesca von Rimini erzählt freilich ähnliches: «An jenem Tage lasen wir nicht weiter.»

Tiefster Seelenschmerz war ja auch bei Friderike die Folge der Trennung. Und die masslose Trauer der Verlassenen mochte wohl bei der rohen Auffassung der Leute auf dem Lande den ersten Anlass zu jenen schlimmen Gerüchten über die Liebenden gegeben haben.

Es fehlte ihr übrigens auch nach Goethe nicht an Bewerbern. Goethes Freund und Nebenbuhler, der Dichter Lenz, suchte auch in Sesenheim dessen Stelle einzunehmen. Er besuchte die Pfarrerfamilie im Jahre 1772 von Fort-Louis aus, wohin er seine Zöglinge, livländische Edelleute, die in französische Kriegsdienste eintreten wollten, begleitet hatte. Wir wissen von seiner Bewerbung um Friderike freilich fast nur aus seinen Briefen an Salzmann, und wir können nicht wissen, inwieweit er berechtigt war, von einer Gegenliebe Friderikens zu reden. Die tiefe Trauer, in welcher er sie fand, hat er in einem wunderschönen Gedicht[1] geschildert. Auf jeden Fall ist ihr und den Ihrigen, welche wohl noch mehr geneigt waren, ihr durch eine neue Verbindung Trost bringen zu lassen, bald klar geworden, wie wenig Bestand die Hoffnungen hatten, die Lenz hegte und auch bei anderen zu erwecken suchte.

Goethe hebt in «Dichtung und Wahrheit» besonders die humoristische Seite an der Dichtergabe Lenzens hervor, wie trefflich er es verstanden habe, die mit dem Unsinn, ja mit dem Wahnsinn spielenden Reden Shakespeares wiederzugeben. Lenzens eigene Dichtung lässt vielmehr die Ueberspannung erkennen, mit welcher er auf die durch Goethe entfesselte Poesie des «Sturmes und Dranges» einging. Für die jungen Dichter dieser Richtung ward der Spruch von Lenz symbolisch:

Lieben, hoffen, fürchten, zittern,
Hoffen, zagen bis ins Mark,
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne sie wär's Quark.

So kraftgenialisch, wie er sich gebärdete, waren freilich eher andere angelegt, namentlich Klinger, der, aus Dürftigkeit hervorgegangen, als russischer General und Kurator der Universität Dorpat starb. Der «sanfte» Lenz war ein wunderbares Gemisch von Schüchternheit und Prahlerei, von Zärtlichkeit und Bosheit, von Schalkheit und tiefem Ernst. Den letzteren Zug erkennen wir auch in der nationalen Gesinnung, mit welcher er seine jungen elsässischen Freunde, die sich um Salz-

---

[1] Abgedruckt in Schillers Musenalmanach, 1798 S. 74, ist es wiederholt worden im Arch. f. Litteraturgesch. 8, 166, und wird den elsässischen Lesern wohl leichter zugänglich gemacht werden durch ein von Herrn Christian Schmitt vorbereitetes Elsässisches Dichterbuch.

mann sammelten, zur Pflege deutscher Sprache und Poesie antrieb. Ernst, ja streng waren seine Lebensanschauungen, ehe er Goethe kennen lernte und, durch dessen scheinbar von jeder Fessel und Rücksicht befreite, aber freilich innerlich festbeherrschte Lebensweise geblendet, ihm — wie Ikarus — nachzufolgen strebte. Ausdrücklich wissen wir von ihm selbst, dass er früher Goethe mit sittlichem Hochmut getadelt hatte. Und ebenso kehrte in dem Unglück, das ihn traf, diese ernste, ja fromme Gesinnung selbst in der Verzerrung des Wahnsinns bei ihm zurück. Nachdem er eben als Dichter geglaubt sich Goethe an die Seite stellen zu dürfen und diesen in Weimar aufgesucht, auch am Hofe nachsichtige Aufnahme gefunden hatte, machte er bald selbst sein Verbleiben unmöglich. Wie Tantalus vom Göttertische in Nacht und Qual zurücksank, damit hat er selbst seinen jähen Sturz verglichen. Er kehrte an den Oberrhein zurück. Im Pfarrhaus zu Sesenheim brachte er durch einen Selbstmordversuch furchtbaren Schrecken hervor. Man wies ihn nach dem Steinthal zu dem menschenfreundlichen Pfarrer Oberlin, als dem einzigen, der ihn noch heilen könnte. Hier brach sein Wahnsinn aus. In den furchtbarsten Wutanfällen rief er den Namen Friderike, wie er auch vorher versucht hatte, ein Kind dieses Namens, das in der Gemeinde gestorben war, durch Fasten und Gebet vom Tod zu erwecken. Als er ruhiger geworden war, fand er bei Goethes Schwager, dem Amtmann Schlosser in Emmendingen, teilnehmende Pflege. In die Heimat zurückgekehrt, starb er nach mehreren Jahren, die er in halbumhülltem Geisteszustand verbracht hatte.

So fehlt denn der Sesenheimer Idylle auch ein tragischer Hintergrund nicht. Dass Lust in Leid zu enden pflegt, das sagt ja schon das alte Heldenlied. Wir aber richten die Blicke nur um so empfänglicher auf das sonnige Bild, das Goethe von seiner Jugendliebe gegeben, und das auch in manchen seiner schönsten Lieder, von dem tändelnden «Kleine Blumen, kleine Blätter» bis zu dem stürmischen: «Wie schlug mein Herz, geschwind zu Pferde» herrlich bezeugt ist. Vor allem aber das «Haideröslein» mit seinem halb wehmütigen, halb kecken Ton ist und bleibt der wahrste Ausdruck der Goethe'schen Erlebnisse in Sesenheim und reisst auch uns mit seinem Zauber zu der gleichen Stimmung fort.

Das von Goethe so anmutig geschilderte Dörfchen ist seit langer Zeit viel besucht worden, und der Wunsch, die Erinnerung an seine dortigen Erlebnisse auf angemessene Weise auch äusserlich festzuhalten, trat umsomehr hervor, als die inzwischen dort vorgegangenen Veränderungen so manche Oertlichkeiten jener Zeit, vor allem das alte Pfarrhaus, beseitigt hatten.

Um 1852 war es insbesondere Herr Oberlehrer Grün, der diesen Zweck ins Auge fasste und sich zu seiner Erreichung mit Gleichgesinnten, mit August Stöber, Gustav Mühl und Notar Haug in Niederbronn verband. Es galt den Hügel, auf welchem die Laube Fridrikenruh gestanden, der aber inzwischen abgeholzt und in ein Kartoffelfeld verwandelt worden war, zu erwerben und mit Anlagen zu schmücken. Grün brachte in Strassburg durch Vorlesung seines Dramas «Friedrike»[1] ansehnliche Mittel zusammen. Allein der Plan, dem die französischen Beamten im Elsass wohlwollend gegenüber standen, ward von Paris aus vereitelt; man hatte wohl Ursache, zu wünschen, dass das Andenken des deutschen Dichters im Elsass nicht weiter gefeiert werde.

Erst etwa 30 Jahre später konnte der Plan wieder aufgenommen werden. Professor Scherer hatte mit dem Kreise jüngerer Germanisten, der sich in Strassburg rasch um ihn sammelte, die Wallfahrt nach Sesenheim wieder eröffnet, als noch die Eisenbahn nicht gebaut war, die jetzt so bequem dahin führt. An der Wiederholung, die unter Erich Schmidts kundiger Führung stattfand, nahm auch ich teil. Der alte Gedanke wurde von neuem lebendig; durch nicht unbeträchtliche Spenden,[2] denen vor allem die frühere Sammlung Grüns zu gute kam, ward die Ausführung möglich.

Anfang 1880 war das Grundstück in unseren Händen. Ich hatte mir das Recht erworben, vor der Herstellung der neuen Anlagen Ausgrabungen in dem Hügel vorzunehmen, welcher durch seine Form die Vermutung erregte, dass er in alten Zeiten bei der Bestattung eines vornehmen Toten aufgeschüttet worden sei. Dies Unternehmen, bei welchem der gastliche Pfarrer Lucius mich wesentlich unterstützte, wurde durch den Erfolg belohnt: es fand sich ganz unten im Kies des alten Rheinbetts ein uraltes Grab mit wohlerhaltenem Schädel, mit einem Armring und einem Fingerring von Gold, nach dem Umfang zu schliessen, einer Frau angehörig, endlich mit einem zerschmetterten Kupferkrug etruskischer Form; im Boden zerstreut lagen sonst noch andere Schädel und Knochen, Schwertstücke und Schildbuckeln, sowie eine Münze des Gotenkönigs Totila um 550.[3] Der Fund ward, abgesehen von der

[1] Friedrike. Schauspiel. Strassburg 1859.

[2] Auch später noch hat Herr Dr. Reich in Berlin zu den Kosten der Erhaltung beigetragen.

[3] Der Tote, dem diese Münze beigegeben wurde, könnte dem Ort Sesenheim (urkundlich zuerst Sesinhaim) den Namen gegeben haben, unter welchem er schon 775 erscheint: Heim des Seso. Seso ist Koseform für einen mit sisṷa, «Zaubergesang», zusammengesetzten Namen, wie Sesobod, Sesowald.

Münze und den Goldsachen, die ich einstweilen für mich behielt, teils der anatomischen Sammlung in Strassburg, teils, mit Vorbehalt des Eigentumsrechts, der Gesellschaft für die Erhaltung der historischen Denkmäler übergeben; in dem Bulletin dieser Gesellschaft[1] erschien ein ausführlicher Bericht.

Dann ward die Grube mit Kies ausgefüllt, Anlagen angepflanzt, wobei der Obergärtner der Orangerie, Herr Lejealle, die Leitung übernahm; eine Hütte ward erbaut, zu welcher Herr Architekt Jaggi den Plan gemacht hatte.

Am 18. Juli 1880 fand die Einweihung der neuen «Friderikenruhe» statt. Lieder, von Herrn Professor Jacobsthal komponiert, umrahmten die Feier. Herr Oberlehrer Grün übergab die Anlage dem Bürgermeister von Sesenheim, Herrn Atzel; Erich Schmidt hielt eine weihevolle Festrede. Ein Bankett schloss sich an, echt studentisch, mit Liedern, darunter ein von stud. Hamburger auf Goethe und Friderike gedichtetes, und zahlreiche Reden. Unter den Gästen befand sich auch der um die künstlerische Ausschmückung der Grabstätte Friderikens in Meissenheim verdiente Dichter Friedrich Gessler aus Lahr. Eine Reihe von Festberichten bekundeten den schönen Eindruck des Festes.

Seit dieser Zeit haben die Strassburger Germanisten alljährlich, meist mit Gästen, auch Damen, den Goethehügel besucht. Erst wurden die Anlagen besichtigt, deren Pflege von Strassburg aus freilich nicht leicht ist, an deren Erhaltung aber die Strassburger Sektion des Vogesenklubs durch eine jährliche Spende an den bestellten Hüter sich auf das dankenswerteste beteiligt. Dann lauschten wir, an der Hütte versammelt, ernsten oder scherzhaften Festreden; beim ländlichen Mahl, meist im Grasgarten der «Krone» unter freiem Himmel, wechselten Trinksprüche und Lieder ab, bis ein Spaziergang an den Rhein, oder nach Fort-Louis, oder an die Goethe-Eiche (mit diesem Namen hat der Förster einen schönen Baum am Wege nach Drusenheim ausgezeichnet) den Nachmittag beschloss.

Die Festdichtungen und Berichte sind mit anderen Erinnerungen in unserem «Sesenheimer Goethe-Archiv» vereinigt. Vielleicht darf sich ein Stück daraus vor das Licht wagen, welches, seinen Inhalt meist aus «Dichtung und Wahrheit» schöpfend, auch den gespenstigen Doppelgänger Goethes auftreten lässt, den dieser auf dem Ritt durch den Wald nach dem Abschied vermöge einer Art zweiten Gesichtes sich gegenüber erblickt haben will.

---

[1] Bulletin, IIe série, vol. XII (Str. 1886), p. 20—29. Ueber Totila = Badvila s. J. Grimm, Z. f. d. A. 6, 540.

Festspiel zum 15. Juli 1888.

Sobald die Teilnehmer der Sesenheim-Fahrt sich durch die Rüsternallee dem Goethehügel genähert haben, tritt aus dem Gebüsch

Lenz. (Tracht des vorigen Jahrhunderts, aber einfach, wie es einem cand. theol. zukommt.)

Halt! stört die Ruh der Ruhelosen nicht!
Seht dort das holde Mädchen, das Gesicht
Auf ihre Hand gestützt, in tiefem Gram.
Seit langem war kein Tag, da sie nicht kam,
Von hier zu schaun auf jenen dunkeln Wald,
Vor welchem sie zuletzt noch die Gestalt
Des Götterjünglings sah. Sie denkt der Zeit,
So kurz entschwunden und jetzt schon so weit,
Da sie auf diesem Hügel mit ihm sass,
In seiner Näh' die ganze Welt vergass.
Ihn — kann sie nicht vergessen. Stark und mild
So schwebt vor ihr das einzig liebe Bild.
Sie denkt des Tages, da er zu ihr kam,
Und ihr, dem Kinde, schnell das Herze nahm.
Sie denkt der Wonne, die sie dann genossen, —
Der Wonne, die zu Nichts dann ist zerflossen.

O lasst euch rühren ihren tiefen Schmerz!
Kränkt nicht durch Mitleid, nicht durch lauten Scherz
Die starre Wehmut, die sie ganz erfüllt
Und ihr das Leben rings mit Flor verhüllt.
Vielleicht, wenn einst der Freundschaft leise Hand
Die Wunde, die noch blutet, ihr verband,
Dass ihr ein frohes Leben sich erneut
Und ihre Freude andre auch erfreut,
Dass ihre Schönheit noch einmal erblüht
Und uns beglückt ihr liebevoll Gemüt.

O wollte sie mir ihre Hand dann reichen,
Ich wollte mich dem Glücklichsten vergleichen!
Ich neidete selbst ihn nicht, der vor mir
Ihr Herz gewann — und der so schied von ihr.
Und muss ich ihm den Kranz des Dichters lassen,
Ich wollte die Geliebte froh umfassen
Und zu ihm sagen: Sieh hier, das war dein!
Jetzt ist dies Herz voll Lieb' und Güte mein!

Schorsch (der Wirtssohn von Drusenheim, von der andern Seite auftretend).

He, Musje Lenz! Sinn ihr schon widder do?
Lenz. Ja, guter Freund. Das Sprichwort sagt es: wo
Der Schatz ist, ist das Herz. An diesen Ort
Bin ich gebannt wie durch ein Zauberwort.
Ach könnt' ich doch des Mädchens Trauer wenden
Und Trost und Hoffnung ihr von neuem spenden!

Schorsch. Jo jo, die Jumfer Rickele. 's wär schon rächt.
Sie trurt jo gar ze lang. *Lenz.* Mein Freund, erwägt,
Um wen sie's thut. Ihr kennt ja Goethen auch.
Ihr wisst, dass, wo er weilte, wie ein Hauch,
Was einen jeden drückte, rasch entflog,
Sein Blick, sein Wort uns alle nach sich zog.
Denkt, wie's dem Mädchen war, das er erkor!
Denkt, wie's ihm war, als es ihn dann verlor!
Schorsch. Er hätt' sie hirote mien. *Lenz.* Wie ihr es meint,
Habt ihr wohl Recht. Doch, wenn es auch so scheint,
Ich kann ihn hart nicht tadeln. O ihr wisst
Nicht, wie des Dichters Sinn und Leben ist.
Es treibt ihn fort auf eine dunkle Bahn,
Und weiter, höher zieht's ihn stets hinan.
Wenn ihm des Lebens Lust am reichsten quillt,
So schafft ihm bittres Leid ein andres Bild,
Das, war es einen Augenblick verweht,
Nur strenger fordernd, wieder vor ihm steht:
Das Bild der Welt, die er im Geist umfasst
Und die zu schaffen, ohne Ruh und Rast
Ihn immer wieder drängt. Er stürmt dahin,
Bald wonnig jauchzend, bald mit trübem Sinn.
Schal dünkt ihn dann, was eben ihn entzückt,
Die Blume welk, die seine Brust noch schmückt.
Er fasst das Glück — und sieht es vor ihm fliehn.
Schorsch. I blib derbi, er hätt sie hirote mien.

Olivia (kommt eilig auf den Hügel zu).

Hör doch, Fridrike! — Rickele, wo bisch?
Lenz. Mein Fräulein, sie ist hier. Denn träumerisch,
In ihres Grams Gedanken neu versenkt,
Hat sie zur Bank dort ihren Schritt gelenkt.
Ich harrt' indessen hier in ihrer Nähe.
O dass ich sie zufriedner wieder sähe!

Olivia (eilt hinauf zu Friderike).

Lieb Schwesterle, so komme doch zurück
Und gönn' uns armen wieder einen Blick!...
Bedenk, Herr Lenz bleibt hier zum Abendessen.
Die Mutter will — hast du das schon vergessen? —
Dass wir ihm zeigen, wir verstehn zu kochen...
Auf, Schwesterle! Hast du mir nicht versprochen,
Du wolltest endlich dich zusammennehmen.
Willst du dein Leben lang umsonst dich grämen?
Friderike (aufblickend). Ach liebste Schwester!
Olivia. Komm, erhebe dich!
Es wird schon besser, glaub mir's sicherlich.
Steh auf und komm!

Friderike steht auf, plötzlich steht sie still; man hört ein Pferd heransprengen; sie fährt zusammen und ruft:

Sieh dort! wer reitet da!
Er kommt, er kommt. *Olivia.* Wer denn? *Friderike.* Er ist uns nah!
Olivia. Wen meinst du? *Friderike.* Sieh! O Gott, wie halt ich's aus!
Olivia. Wahrhaftig, Goethe selbst. Komm, schnell nach Haus!
Zu spät! schon steigt er ab, geht auf uns zu.
Kommt doch herbei, Herr Lenz! Schorsch, komm auch du!
Lenz. Trau' ich dèn Augen, kehrt der Freund zurück?
Schorsch. 's isch en. I kenn ne glich vum erschte Blick.

Ein Jüngling (Goethe gleichend, im bekannten hechtgrauen, goldverbrämten Rock, kommt auf sie zu).

Wohl bin ich Goethe, und doch bin ich's nicht.
Du hörtest doch von ihm, Freund Lenz, Bericht,
Wie er, beim Abschied von hier weggeritten,
Ein Traumgesicht sah in des Waldes Mitten.
Er sah, wie ihm entgegenkam ein Wandrer,
Ihm völlig gleich und doch zugleich ein andrer.
Sein Genius war's. Sein Genius bin ich.
Vergangenheit und Zukunft sind für mich
Verschleiert nicht. Und was euch treue Seelen
Wohl trösten kann, will ich euch nicht verhehlen.

Fridrike, engelgleiche, dein Gemüt,
Wie es für Goethe war in Lieb' erglüht,
So wird es keinem andren mehr sich geben
Und wird mit allen doch in Frieden leben.
Doch deiner Schönheit, deiner Güte Preis
Wird dein Geliebter einst, als Dichtergreis,
Der Welt verkünden in so holden Tönen,
Dass du auf ewig lebst im Reich des Schönen.

Dir, lieber Lenz, ist auch ein Ruhm bestimmt,
Daraus dein — herbes Los Vergütung nimmt.
Du willst im Elsass deutsche Sprach' und Art,
Die schwer bedroht, doch treu den Kern bewahrt,
Neu stärken, neu beleben, neu erwecken. —
Eh hundert Jahr vergehn, sind deutsche Recken
Erstanden, die der welschen Arglist Bande
Mit Schwertern lösen und zum deutschen Lande
Das Elsass fügen, dass es treu und frei
Der Mutter zugethan von neuem sei.
Wird erst sich selbst das Elsass wieder kennen,
Wird's dankbar, Lenz, auch deinen Namen nennen.

(Verschwindet, Friderike sinkt an Oliviens Brust, Lenz und Schorsch reichen sich die Hände.)

VIII.

Einige ungedruckte Gedichte

von

August Stöber.

Mitgeteilt von

Julius Rathgeber

Pfarrer in Neudorf bei Strassburg.

Anfangs August 1888 starb zu Strassburg Herr *Eduard Schweppenhäuser*, Hauptlehrer der evangelischen St. Thomasschule. Er stammte aus der durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zum fürstlichen Hause von Battenberg bekannten pfälzischen Pfarrfamilie Schweppenhäuser ab. Sein Vater, Ludwig Schweppenhäuser, war Pfarrer zu Oberbronn, und seine Mutter, Wilhelmine Jäger, war die evangelische Pfarrerstochter von Mietesheim. Die Familien Schweppenhäuser und Jäger verkehrten viel mit *August Stöber,* der in den dreissiger Jahren in Oberbronn als Hauslehrer eine kleine Privatschule leitete. Stöber blieb auch nachher in eifrigem Briefwechsel mit der Familie Schweppenhäuser, welche die Stoeberiana als wertvolle Reliquien aufbewahrte. Hier folgen einige noch ungedruckte Gelegenheitsgedichte August Stöbers, welche der verstorbene Herr Eduard Schweppenhäuser dem Herausgeber mitzuteilen die Güte hatte.

I.

Lottchens Engelruf.[1]

September 1830.

Nimm den Erdenschweiss mir von der Stirne,
Vater, lass zum Himmel mich empor,
Schon geschaut hab' ich die Glanzgestirne,
Schon gehört der heil'gen Engel Chor!

Mutter, in das Singen deiner Lieder
Drang so oft ein wundersel'ger Laut,
Stille lauscht' ich — immer tönt er wieder,
Sprach so liebend, sprach mir so vertraut.

Zu dem Bettlein trat oft hold und leise
Dann ein Knabe mild im Lichtgewand,
Zeigt' von ferne mir die Sternenkreise
Und des Schwesterengels Vaterland.

Und da kam er auch zur letzten Stunde,
Winkte freundlich, und ich folgte gern,
Bracht' von Gott der ew'gen Liebe Kunde,
Führte mich empor zu meinem Stern.

Vater! Mutter! schaut mich losgebunden!
In den Himmel zog ich leuchtend ein,
Schweb' im Geisterfittig, wall' verbunden
Mit dem lichten Engelschwesterlein.

Oft will ich den Gruss der Liebe bringen,
Wenn auch trauert das beklommne Herz,
Will umschweben euch auf Aetherschwingen
Dass in Wonn' aufgeht der Erdenschmerz.

Und wenn auch die frohe Stund' geschlagen,
Naht ein Engelpaar im Lichtgewand,
Von der Kinder Armen sanft getragen
Schwebt ihr auf zum grossen Vaterland.

---

[1] Lottchen (Charlotte) war ein liebes Kind von Pfarrer Schweppenhäuser, welches ihm im Spätjahre 1830 durch den Tod entrissen wurde.

II.

Mein Lied.

Gebrochnes Herz, gebrochner Stab,
Euch ziemt dasselbe Los!
Gegraben ist das stille Grab
In kühles, dunkles Moos.

Nach oben immer schlägt die Brust,
Sie sehnt sich tief hinab:
Die oben sind so voll von Lust
Und ich bin voll von Grab!

Ein Kränzlein lieb' ich nur allein,
Von Rosen todesblass,
Ein Börnlein nur fliesst mir noch rein,
Das ist der Thränen Nass!

O gerne, gerne möcht' ich ziehn,
Zur einen, süssen Ruh,
Und thun, im letzten Abendglühn,
Die müden Augen zu.

III.

Weihnachtslied.

Du lieber heil'ger frommer Christ,
Weil heute dein Geburtstag ist,
Drum ist auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.

Wir singen dir des Dankes Chöre,
Gott, der du uns gesandt den Sohn,
Wir preisen deines Namens Ehre,
Wir flehn empor zu deinem Thron.

O gib uns allen deinen Segen,
Lass Jesu Geist in uns gedeihn;
Damit wir, hier auf deinen Wegen,
Einst gehn in deinen Himmel ein.

Dort singen wir dann heil'ge Psalmen,
Nach dieses Lebens kurzem Traum,
Und pflücken grüne Siegespalmen
Uns von des Paradieses Baum.

IV.

Verse für ein Stammbuch.

Das Leben liegt im Frühlingsschein
Vor dir, voll Duft und Sang,
Doch dringen Töne, trüb und bang,
Oft in den Frieden ein.

Wenn's aussen auch wildstürmend zieht
Und zuckt wie Wetterschlag,
So trifft doch nichts, was kommen mag,
Hast du ein rein Gemüt!

V.

Der Gänse Jubellied bei Erfindung der Stahlfedern.

Not ist zu singen und zu sagen,
Und *gänslich* fröhlich zu sein:
Uns gehn nicht mehr zum Kragen
So Dichter, als Schreiberlein!

Das sei in allen Landen
Geschnattert alsogleich,
Von allen Schnäbeln verstanden
Im ganzen Gänsereich.

Nach unserm Fittich trachten,
Schnattra! sie nimmermehr!
In tiefen Bergesschachten
Wächst ihnen neue Ehr!

Kobolde, seid nun gnädig,
Schliesst auf die Schätze fein!
Lasst alle Adern ledig
Und die Schreiber lasst hinein!

Sie wollen fördern zu Tage
Manch gutes Schreibestift,
Draus spritze Lust und Klage
Und süss und bittres Gift!

Ein Flämmlein leucht' und flimme
Durch alle Gänge hell;
Nicht störe sie mit Grimme
Ein böser Unglücksquell!

Herauf, herauf zum Lichte
Sei das Metall gebracht!
Das freundlichste Gedichte
Quillt aus der Berge Nacht.

Wir Gänslein wollen rauschen
Dazu mit Flügelschlag,
Den längsten Mären lauschen,
Bis an den jüngsten Tag!

VI.

Volksliedchen.

Wer steckt das Näslein rund heraus?
Es ist die edle Jungfer Schmaus,
Die Löcklein wohl geflochten sind,
Die Bänder flattern in den Wind.
Sonst war das braune Zöpfleinpaar
Gar wunzig schmächtiglich fürwahr.
Nicht Regen und nicht Sonnenschein
Wollten ihnen günstig sein.
Drum lebe hoch die edle Schmaus!
Jetzt ist mein fröhlich Liedchen aus.

Ich kenn' ein Wesen sonder Art,
Es ist der edle Doktor Schwart.
Sonst schritt er klein umher durchs Land
Und ward auch Schwärtel drob genannt.
Doch jetzt ist ihm der Knopf gebrochen,
Er kommt als Riese doch gestochen,
Und überall das Volk sich schart
Und ruft: Es lebt der Doktor Schwart!

IX.

Dichtung.

Ein Steckelburjer-Ausflug.

Strassburger Mundart.

Do kumme Steckelburjer, e ganzi Kumpanie,
's isch Sunnda hit, do macht mer e lustigi Partie.
Sie hann sich zsammegfunde üs alle Stadtquartiere
Unn gehn zuem Metzjerthor nüs uff Kehl am Rhin spaziere.

Gemächli geht's, gemüethli, dass mer sich nit erhitzt,
Sunst könnt mer Schnüppe krieje vom Rhinwind, wenn mer schwitzt.
Mer kummt jo noch bizite an d'Tawel-d'hôte im Salme,
Sie sehn schun dort e Krebssupp unn Hammelsbrote qualme.

E Jeder het sin Stöckel unn schwingt diss biejsam Holz
Unn isch druff wie e Kinni uff sine Zepter stolz.
Sieh, wie sie hoch d'Cravatten unn d'Hüet üs alte Daaue
Unn kaffeebrüni Röcklen unn Nankinghosse traaue.

Junggselle sinn's unn Wittwer von respektawle Johre,
Isch doch schun Anno Zwanzig der Jüngst im Korps gebore.
So henn sie schun durchwandert a guet Stück Wej im Lewe,
Unn wer viel reist, kann Gschichten au viel zuem Beste gewe.

Diss merkt mer glich, denn d'Ältste vom Steckelburjer-Korps
Die bringe viel vom Kaiser Napoleon noch vor:
Sie sinn derbie gewese, wie er uff Strossburj kumme
Von Austerlitz als Sieger, mit Feldmusik unn Trumme.

Sie henn ne gsehn, als Büewle, mit Marie Luis' hie,
Wo d'Burjerschaft unn d'Büre gejüwelt henn wie nie,
Derwil sie diss erzähle, gück wie sie stolz sich blähje
Unn ihri Steckle drehje, als wäre's Heldedeje!

Doch jüngri Kamerade sinn nit so drin vernarrt:
Was henn mer denn ze danke de beide Bonapart?
E bissel Gloire — unn Bluetström het's kost in heisse Schlachte,
Dass Völker hit enander noch hasse unn verachte.

«Na! saat der Vetter Daniel, es isch jo Sunnda hit;
Wozue diss Kannegiessre? es bringt nurr Zank unn Strit.
Mer wellen unsre Sunnda im Fridde ganz geniesse
Unn d'Politik desswäje üs unsre Gspräche schliesse.

Nurr 's Elsass unser Ländel traat Zwietracht nit im Schooss,
Mer hewwe's fest am Bändel unn lon's bi Gott nit los.
Do sinn mer alli eini: jo hoch soll's Elsass lewe,
D'Stadt Strossburj unn ihr Münster unn 's Land voll Korn unn Rewe!»

Guet gewe! saat der Schakob, doch sinn mer jetzt ze Kehl,
Unn nett isch 's badisch Ländel doch au, i hab's nit Hehl.
Unn d'Lit sinn gfälli, süfer unn noochberli gemüethli,
Unn lon mer sie in Fridde, se sinn sie uns au güetli.

Vergesse mer, ihr Brüeder, den unglückselje Kriej!
Statt Bummen unn Granate — Butelle her unn Krüej!
Unn anstatt Bayonette, unn anstatt Lanz unn Sawel
Ergrife mer als Waffe nurr Messer, Löffel, Gawel!

's Kommando füehrt der Hunger, unn 's Schlachtfeld isch der Tisch,
Unn d'Find, wo mer vertilje, sinn Gflejel, Brote, Fisch.
Statt Menschebluet in Ströme soll Rewebluet nurr fliesse,
Champagner nurr derf Zapfe bis an de Plafond schiesse.»

Unn Bravo, Schakob, Bravo! rueft's Steckelburjerkorps,
Unn ruckt jetz in den Salme bis in den Esssaal vor.
In Schlachtordnung zuem Angriff gehn jetz die Kamerade,
Unn ihri Häls' unn Mäje sinn d'Flinte, wo sie lade.

«Uns ist in alten Mären wundersviel gesait
Von Helden lobebären, von grosser Kuonheit.»[1]
Doch unsri Steckelburjer sinn — mit Verlaub ze melde —
Im Schlachtfeld an der Tafel die lobebärste Helde!

---

[1] Des Nibelungenliedes erste Halbstrophe.

Ein Schifferstechen auf der Ill.

Strassburger Mundart.

Hit fiere mir Schiffer druss üwwer em Reche,[1]
Bi'm Herrewasser[2] e Ruedersteche.
Ûs unserm Revier, üs der Krütenau,
Kummt Alles, was ruedert, zuer Wettfahrtschau.

Do gilt's, im Vorüwwerfahren im Nache
De Garüs dem flattrige Gänsel ze mache,
Wo dort üwwer'm Wasser an's Seil isch gebannt.
Das mannshoch vom Ûfer zum Ûfer sich spannt.

Jetz gewe d'Spielrichter zuer Wettfahrt e Zeiche,
Unn gschwind suecht e Jeder die Gans zue erreiche,
Sie ruedren unn ruedren üs Liweskraft —
Sieh — dort zerbricht einem sin Ruederschaft.

Glich hinter dem kommt noch en Anderer gfahre,
Der thuet nix am hitzigsten Ifer spare.
Sin Schiffel kommt geflöuen in rasender Il,
Just so, wie vom Böjen en abgschossner Pfil.

Der Hans isch's, er sieht schun sin Gänsel do flattre,
Arms Thierel! er hört's schun gar jämmerli schnattre.
Jetz will er's erstechen, verfehlt isch sin Stich —
Plumps! stürzt er ins Wasser kopfüwwersich.

Hahaha! so lacht mer nen üs: jetz, Hänsel!
Isch 's Schwimmen an dir, du bisch selwer e Gänsel.
Was bisch de so ungschickt? jetz hilf der erüs,
Unn rüst di en andermol besser zuem Strüss.

So isch halt der Weltlauf, wie hit so au morje:
Wer Schade het, brücht fürr de Spott nit ze sorje.
Na, Hänsel! inskünfti vergiss nit d'Lection:
Blindhitziger Ifer traat Schade dervon.

Jetz ruedert e Dritter mit kräftige Schläje,
Doch sicher gemesse; jetz zuckt er de Deje —
Unn sieh, wie am Brotspiess isch 's Gänsel durchspiesst,
Dem 's Bluet üs den Odren in Ströme fliesst.

---

[1] Ein bewegliches Eisengitter quer über die Ill angebracht an deren Einströmung in die Stadt.

[2] Ein Badeplatz für Männer.

Unn Bravo! rueft Alles, Bravissimo, Dännel!
Wie flink isch der Schiffer, wie gschickt isch diss Männel!
Es isch halt e Baldner, schlecht unn recht,
Vom alte biderbe schiffische Gschlecht.

Er kommt im Triumph mit sim Gänsele gfahre,
Am Ůfer begrüesse ne Hörner-Fanfare;
Unn d'Richter belowe ne: der isch e Mann,
Der Stärke mit G'schicktheit verbinde kann!

Knabenliedchen im Mai.

Maiereje! mach mi gross,
I bin e kleiner Stumbe:
Wachse machst de jo au d'Ros'
Unn d'junge Schäfle gumbe.[1]

Loss mi doch nit, wie i bin,
So klein wie Dümenikel;[2]
Nein, noch grosser möcht' i sinn
Als unser Maidel, 's Rickel.

Maiereje! mach mi gross,
E Ries mach üs em Zwerri;
Rite möcht i hoch ze Ross
Ins Land, in unsri Berri.

Rite möcht i bis ins Thal,
Wo Schlang unn Drache hüse;
Möcht sie tödte mit mim Stahl
Ganz herzhaft ohne Grüse.

Wär doch d'Heimat frei unn los
Von alle böse Schlange!
Maiereje! mach mi gross,
I will sie alli fange.

Adolf Stöber.

---

[1] Hüpfen.
[2] Däumling.

An Adolf Stöber

zum fünfzigjährigen Pfarrerjubiläum, 29. März 1890.

«Die grüne Jugend soll man preisen,
Jedoch die Jugend allermeist,
Die in den schneegelockten Greisen
Erblüht durch den gewalt'gen Geist.»
So hat einst Vater Arndt gesungen;
Sein Wort, es wird von neuem wahr:
Wir bringen unsre Huldigungen,
Ehrwürd'ger Greis, Dir jubelnd dar.

Den Dienst der Muse, den verkündet
Dein Vater einst mit hellem Klang,
Hast mit dem Bruder eng verbündet,
Du treu geübt Dein Leben lang.
Von Deiner Heimat wahrem Sinne
Gabst Zeugnis Du mit Mannesmut:
In des Elsässers Herzen rinne,
Sprachst Du, der deutschen Mutter Blut.

So lang durch unsres Bergwalds Hallen
Ertönen wird ein deutsches Lied,
So lang der Rhein mit mächt'gem Wallen
Durch deutsches Land zu Thale zieht:
So lange klingt in diesen Gauen
Des Vaters und der Söhne Preis.
An Deinem Ehrentage schauen
Wir stolz auf Dich, Du edler Greis.

E. M.

Lebenswege.

Sinnend blick' ich in des Waldes Räume,
Wo die altergraue Eiche düstert,
Deren Wurzel klar ein Quell umflüstert —
Und mein Haupt umweben Zukunftsträume.

Horch! da raunt mir zu die altergraue:
« Werde fest, wie dieses Stammes Knorren,
Lasse nicht die Kraft des Marks verdorren,
Nur wie ich in ew'ge Räume schaue!

Denn gemein ist, was am Boden kriechet,
Nur im Aether kannst du Aether trinken,
Kannst nur dort ans Herz der Allmacht sinken —
Wer am Boden schleicht, im Schlamm versiechet.»

Drauf mit honigsüsser Lispelstimme
Sprach die Weide mit beständ'gem Neigen:
«Eine andre Bahn will ich dir zeigen:
Beuge dich und so die Höh' erklimme!»

Wer sich bückt, der weichet aus dem Streiche,
Den die Herrenlaune nach ihm führet,
Wer da küsst, die Weiberherzen rühret,
Und wer kriechet, ist bald Herr im Reiche.»

Doch ich nickte zu der altergrauen:
«Trotzig will ich das Gemeine höhnen.
Fest wie du, nur streben nach dem Schönen,»
Und fing an, die Zukunft aufzubauen. —

Sieh! da ballt sich's droben zum Gewitter,
Zorneshauch fährt über alle Fluren,
Fahle Furcht umschleicht die Kreaturen —
Und ein Blitzstrahl schlägt die Eich' in Splitter.

Eine Thräne quoll mir auf die Wangen;
Doch es seufzte die gefällte Eiche:
«Werde fest und nicht vom Trotz abweiche,
Wenn auch Wetterwolken dich umhangen.»

Gustav Wethly.

Ein Brautpaar.

Ein Brautpaar kenn' ich, wunderhold,
Umlacht von lichtem Sonnengold;
Längst fand es sich zusammen.
Es prangt in ewig hehrer Pracht,
Und eins im andern hat entfacht
Gar heisse Liebesflammen.

Ob Jahre kommen, Jahre gehn,
Ob Lenzluft webt, ob Stürme wehn,
Stets stehn vereint die beiden.
Es teilt getreu des einen Brust
Des andern Schmerz und seine Lust;
Kein Schicksal wird sie scheiden.

Und doch: Kein Menschenohr erlauscht
Den Gruss, den ihre Minne tauscht
In züchtig süssem Kosen;
Der Mond allein hört ihr Gespräch
Und kündet's leis durch's Blattgeheg
Den thaubeglänzten Rosen.

Eins aber ist uns allen klar:
Es bleiben treu sich immerdar
Die beiden Herzgenossen;
So lang der Weltbau sich erhält,
Ist unter Gottes Schirm gestellt
Der Bund, den sie geschlossen.

Der Junker, fromm und tugendhaft,
Voll Anmut und voll Manneskraft,
Ist reich an Ruhm und Ehren.
Stolz zieht er seine freie Bahn;
An Menschenwitz und Menschenwahn
Mag er sich wenig kehren.

Und sie, die Jungfrau gut und mild,
Gleich einem hehren Engelbild
Lacht sie hinaus ins Leben;
Hell strahlt der blauen Augen Glanz;
Die blonden Locken schmückt ein Kranz
Von Tannengrün und Reben.

Und fragt ihr nun: «Wer mag wohl sein
Das holde Paar so keusch und rein,
Das liebend sich erkoren?»
So wisst: Der Rhein hat sich erschaut
Das Elsassland zu seiner Braut
Und hat ihm Treu geschworen! —

Glück zu, du jugendfrisches Paar!
Klar soll dir scheinen Jahr um Jahr
Des Himmels Gnadensonne!
Glück zu, Du schaumgekrönter Rhein!
Glück zu, Du trautes Elsass mein,
Du meines Herzens Wonne!

Ihr Brüder, frisch das Glas zur Hand
Und lasst es füllen bis zum Rand
Vom Blut der Wasgaureben!
Lasst klingen euern Hochgesang,
Stimmt ein mit lautem Jubelklang:
«Hoch soll das Brautpaar leben!»

Der Rosheimer Kellerkrieg.

Im schönen Wasgaulande, da liegt ein Städtlein traut,
Darauf Odiliens Kloster gar ernst herniederschaut.

Im Wappen führt's die Rose, und Rosheim ist's genannt;
Da hat manch edlen Tropfen die Sonne reifgebrannt.

Wie lieblich ist's geborgen in seinem Rebenkranz!
Um seine Schläfe kosen Bergluft und Sonnenglanz.

Doch nicht zu allen Zeiten war's still und friedlich dort;
Gar manche grimme Fehde durchtobte jenen Ort.

Des Städtleins wackre Bürger errangen manchen Sieg;
Noch ist bekannt die Kunde vom alten «Kellerkrieg».

Man schrieb zwölfhundertdreizehn, als Herzog Friedrich[1] starb,
Der einst vom deutschen Kaiser Rosheim als Pfand erwarb.

«Doch fällt», so stand geschrieben im Handel und Vergleich,
«Nach des Lothringers Tode die Stadt zurück ans Reich.»

Der Sohn des Herzogs aber, der finstre Theobald
Der wollte dieses wehren mit seines Arms Gewalt.

Er kam mit seinem Meier, dem grimmen Lambyrin,
Die kaisertreue Feste mit Krieg zu überziehn.

Und sieh, die Zeit war günstig; der Ueberfall gelang;
Verschüchtert flohn die Bürger zum Kirchlein todesbang.

Nun wühlt nach Raub und Beute des Herzogs rohe Schar;
Die Vorratskammern bieten gar manche Schätze dar.

Verheerend in die Keller wirft sich der Haufe frech,
Und in den düstern Tiefen beginnt ein wild Gezech.

Gar dumpf die Fässer dröhnen, des Traubenbluts beraubt;
Doch schwerer wird und schwerer der Räuber wirres Haupt.

Stets schlimmer treibt's die Rotte: Man flucht und schreit und trinkt
Bis einer nach dem andern bewusstlos niedersinkt. —

Weh euch, ihr kecken Frevler! Mit ihren Herrn im Bund
Sind die getreuen Fässer im stillen Kellergrund!

Weh euch, ihr losen Spötter! Was hilft euch eure Wehr?
Den Bürgern mögt ihr trotzen, dem Weine nimmermehr!

Es füllt zuletzt den Städtern gerechter Zorn das Herz;
Sie steigen in die Keller bewehrt mit Stahl und Erz.

Zum Wein, den man vergossen in tollem Uebermut,
Fliesst zu verdienter Strafe der Trunknen rotes Blut.

Die alte Chronik meldet, dass keiner fast entkam,
Und dass der Herzog kehrte nach Haus mit Schimpf und Scham. —

Den Sieg hat hier errungen die Feuerkost allein;
Drum werden Rosheims Reben auch stets gepriesen sein.

Strassburg-Neudorf. Christian Schmitt.

---

[1] Friedrich, Herzog von Lothringen.

X.

Georg Gayelin.

Von

Friedrich Lauchert.

Johann Georg Gayelin wurde am 23. Mai 1812 zu Mülhausen geboren, wo sein Vater Bäcker und Wirt war, der evangelischen Konfession angehörig. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, hielt sich auch einige Zeit zur weiteren Ausbildung im Französischen in Montbéliard auf, worauf er sich dem Kaufmannsstande widmete. Nachdem er in Mülhausen seine Lehrzeit bestanden hatte, war er zuerst etwa fünf Jahre, bis 1836, in einem Geschäfte in Sulzmatt thätig, von da bis 1845 in Logelbach bei Colmar. Seit dem Tode seiner Eltern, die 1832 und 1833 nach einander in ungünstigen Vermögensverhältnissen starben, hatte er auch für zwei jüngere Schwestern zu sorgen. Seit 1845 bekleidete er 32 Jahre lang eine Buchhalterstelle in Lautenbach, im Blumenthale, wo er 1853 heiratete. Hier verbrachte er ein ruhiges, idyllisches Leben; seine freie Zeit war der Erziehung seiner beiden Kinder, der Pflege eines Gartens und litterarischen Beschäftigungen gewidmet. Doch starb seine Gattin schon 1864. 1879 zog er, nachdem er etwa ein Jahr

vorher seine Stelle aufgegeben hatte, zu seinem Sohne nach Rixheim, wo er am 30. Januar 1889 starb.[1]

Durch seinen Anschluss an die neuen Verhältnisse seit 1870 mag er in seinem Kreise manches Gute gewirkt haben. Er trat in diesem Sinne in den letzten Jahren auch bei mehreren Gelegenheiten öffentlich hervor; so 1884 mit einem Trinkspruche auf der Generalversammlung des Vogesenklubs in Strassburg.

Von Kindheit an war das Lesen sein grosses Vergnügen und blieb es auch immer; von da kam ihm die Anregung zur eigenen Produktion. Während der in Sulzmatt und Logelbach zugebrachten Jahre erwarb er sich auch die Kenntnis des Englischen, Italienischen und Spanischen, die er durch zahlreiche Uebersetzungen aus diesen Sprachen bethätigte. Seine hinterlassenen Manuskripte, die nach seinem Tode der kaiserlichen Bibliothek in Strassburg geschenkt wurden, legen Zeugnis davon ab, wie er seine freien Stunden nutzbringend anzuwenden verstand. Es sind sieben Bände, in der letzten Reinschrift,[2] mit dem Gesamttitel: «Dichtungen eines Altelsässers», folgenden Inhalts: I. «Musestunden im Blumenthale.» (Hochdeutsche eigene Gedichte.) II. «Milhüserditsche Gedicht. Aeiges un Nobildets.» III. «Lyrische Blumenlese aus ausländischen Dichtern.» (IV, 1 und 2: «Vier Perlen ausländischer Dichtung.»), IV, 1. Lalla Rookh von Th. Moore, IV, 2. Zwei Novellen: Cesare Cantù, Das Gnadenbild vom Imbevera; J. E. Hartzenbusch, Die Königin ohne Namen. Und zwei Gedichte von Ramon de Campoamor: Die Braut und das Vogelnest; die Verleumdung. V. «Dramatische Versuche.» (Uebersetzungen spanischer Dramen, hochdeutsch.) VI. «Milhüser-ditsche Theaterstick.» Ausserdem befindet sich bei diesen Manuskripten ein Exemplar des in den «Musestunden» S. 173 genannten englischen Bilderbuchs von John Gilpin, mit Papier durchschossen, worauf seine beiden deutschen Bearbeitungen nebst einer französischen Prosaübersetzung beigeschrieben sind.

Gedruckt ist von alledem nur der kleinere Teil. Das erste, was Gayelin veröffentlichte, unter dem Namen A. Ilgeney, waren die beiden Lustspiele «Hans Dampf» und «Der Ordnungsstifter», in der in Colmar erscheinenden Zeitung «Elsässischer Anzeiger», Jahrgang 1872. 1882 gab er ein Bändchen ausgewählte

[1] Die biographischen Angaben entnehme ich den Aufzeichnungen, die der Sohn des Dichters, Herr G. Gayelin, Herrn Professor Barack übersandt hat.

[2] Vorn im ersten Band steht die Notiz: «Die ersten Manuskripte sind im Besitze meines Sohnes, die zweiten im Besitze der Stadtbibliothek zu Mülhausen.»

Gedichte heraus unter dem Titel: «Dichtungen eines Alt-Elsässers. Erste Sammlung. Musestunden im Blumenthale. Gedichte von G. Gayelin.» (Gebweiler und Leipzig 1882.) Es ist eine Auswahl aus dem in den drei ersten Bänden der Manuskripte gesammelten Vorrate, eigene Gedichte und Uebersetzungen, hochdeutsch und Milhüser-ditsch. — Es folgen: «Lebensregeln für Jünglinge und Handelsvorschriften. Gesammelt und herausgegeben von G. Gayelin» (Gebweiler und Leipzig 1884), eine Sammlung einzelner Lebensregeln in Prosa, meist aus andern Schriftstellern entnommen, doch auch aus eigener Erfahrung vermehrt; das meiste entstammt den «Lebensregeln» des Grafen August von Platen und Silvio Pellico's Schriftchen «Dei doveri degli nomini». — Noch im Jahre 1887 begann Gayelin eine weitere Publikation: «Milhüser Monet-Bletter. Elsässische Märle, Sage, Erzehlunge un Schwänk von A. Ilgeney.» (Mülhausen, Buchdruckerei von R. Münch.) Er eröffnete die Sammlung, von welcher nur der erste Jahrgang (Nr. 1—12) erschien, mit dem Gedichte «D' zwai Stiäfschwesterle», einer Bearbeitung eines bekannten Kindermärchens.

Die Betrachtung der Dichtungen im einzelnen, wobei ich mich natürlich hauptsächlich an das Gedruckte halten werde, wird am besten eingeleitet durch eine chronologische Zusammenstellung der gedruckten Gedichte, die sich nach den Handschriften herstellen liess, wo jeweils das Datum der Entstehung beigeschrieben ist. Zuerst die eigenen Gedichte, mit Weglassung der ganz kleinen und unbedeutenden Dinge; die angeführten Seitenzahlen weisen auf die «Musestunden».

1842. Elsässische Volkssagen, S. 7 f. Das Nachtkalb, S. 9—11.
1842/3. Episoden aus Bad Sulzmatt, S. 18—29. [203—208.][1]
1843—46. Bruchstücke aus Bad Sulzmatt, S. 12—18.
1843. Lebenslust. Lebensschmerz, S. 30—32.
1844. Gewissensbisse. Gewissensruhe, S. 32—35. [Zerknirschung, S. 193 f.] Abschied vom Vaterlande, S. 35—42. Peter Fehr, S. 173—181. [Gott Mammon, S. 212—220.]
1845. Des Verwaisten Loos, S. 43 f. [Ode an Frühjahr und Hoffnung, S. 194—196.] Das vertrakte Kompliment, S. 48—50. Heimweh, S. 44—46. Der freigebige Geizhals, S. 46 f. Der Freundschaft Sitz, S. 51—53.

[1] In Parenthese füge ich die nicht gedruckten ersten hochdeutschen Formen der später in die Mundart umgesetzten und darin gedruckten Gedichte bei.

1846. Sehnsucht nach Mitgefühl, S. 54—56.

1847. [Lebewohl; Abschieds-Ode, S. 197—199.] Abt von Murbach, S. 59—63. Der Falter und das Licht, S. 67—70. [Glaube, Liebe, Hoffnung, S. 196 f.]

1848. Zum Namensfeste; an einen Freund, S. 58 f.

1849. Glaube, Liebe, Hoffnung, S. 56—58. [Der Gelegenheitsdichter, S. 208 f.] Meine Wahl, S. 64 f. Lebenstäuschung, S. 66.

1851. Das Alpdrücken, S. 71 f. Die fünf Sinne, S. 72—75.

1853. [Zufriedenheit des Mittelstandes, S. 199 f.]

1855. Die Hahnen, S. 75—79. Einsam bin ich nicht alleine, S. 80 f.

1864. Hans Dampf.

1867/8. Der Ordnungsstifter.

1870. 's Nachtkalb, S. 187 f.

1877. Einweihung des Rasthauses auf dem Belchen, S. 3—5.

1879. Lebewohl an die Mitglieder des Vogesenklubs, Section Gebweiler, S. 108.

1880. [Vier Adler, S. 201—203.] Die Dorfpumpier, S. 189—191. Des Sünders Zuflucht, S. 87 f. Fortschritte der Sittenverfeinerung, S. 83. Der Monat Mai, S. 81 f. Zeitstufen, S. 90—107.

1881. D' frumme Süffergreth, S. 188 f.

Ferner aus diesem Jahre alles weitere von S. 191 an, meist elsässische Bearbeitungen von früher hochdeutsch gedichteten Stücken.

1882. «D' zwäi Stiäfschwesterle.»

[1887.88. Zwei kleinere dramatische Stücke: «Herr Wunderlig» und «D' Kiäfer.»]

Hieran schliesse sich ergänzend eine chronologische Uebersicht der bemerkenswerteren [handschriftlichen und] gedruckten Uebersetzungsarbeiten:

1844. Montgomery, Das allgemeine Loos, S. 111 f.
Cowper, John Gilpin, S. 113—121.
[Gedichte von Southey, Thomas Hood, Goldsmith.]
Um diese Zeit wohl auch der undatierte Feuerkönig von Scott, S. 121—125.

1847. Milton, Adam's und Eva's Morgenhymne, S. 126 f.
Metastasio, Hymne an Venus, S. 134 f.
Ariosto, Birnbaum und Kürbis, S. 133. [Chiabrera, Das Veilchen.] [Mehrere Lieder von Béranger.]

1848. Giambatt. Cotta, Gott, S. 144. Lor. di Medici, Die Hoffnung, S. 137 f. [Rouget Delisle, Marseillaise.]

1848/9. [Thomas Moore, Die Feueranbeter.]

1849. Cienfuegos, Hymne an Bacchus, S. 157.
Moratin, Die Trümmer erloschener Völkerschaften, S. 145 f.
Lope de Vega, Das Sonett, S. 158.

1849/50. Melendez, Die Tageszeiten, S. 147—155.

1850. Yriarte, Der Frühling, S. 155 f.
Parini, Canzone auf den Tod des Barbierers, S. 139—143.

1851. [Ces. Cantù, Das Gnadenbild von Imbevera.]

1864. Hartzenbusch, Hans Dampf [Juan de las Viñas], hochdeutsch [und elsässisch].

1866. Gil y Zarate, Der Ordnungsstifter [el Entremetido], hochdeutsch.

1867/68. [Dasselbe elsässisch.]

1871. Wahrscheinlich King John and the Abbot of Canterbury, S. 165—168.

1879. Byron, Antwort auf Montgomerys Allgemeines Loos, S. 128—130.
Byron, Das Gebet der Natur, S. 130—132.
Silvio Pellico, Seufzer, S. 136 f.
Bermudez, Die Zeit vergeht und kehrt nicht wieder, S. 146.

1880. [Hartzenbusch, Die Königin ohne Namen, Novelle.]

[**1880—1882.** Bearbeitungen älterer deutscher Gedichte und Schwänke, z. B. aus Hans Sachs,[1] Wickram, Kirchhoff, Pauli, Burkard Waldis; zwei Gedichte Walthers von der Vogelweide, und die Märe vom Sperber. Dazu kommt aus dem Jahre 1881: «Heliotrop oder d'r prellt Hahnrey. No-n-eme Pickelhärings-Spiel d'r änglische Kummediante üs em 16. Johrhundert.»]

[**1883.** Zahlreiche ungedruckte Gedichte aus dem Englischen, Italienischen und Spanischen, z. B. von Shelley, Longfellow, Wordsworth, Burns; Ariosto, Parini, Giusti, Leopardi, Angelo Poliziano; Moratin, Yriarte, Garcia de Quevedo, Quevedo y Villegas, Luis de Leon.]

1882—1886. Hartzenbusch, Das Gesetz der Rassen.]

---

[1] Die bekannte Schlussformel wird einmal wiedergegeben:
«No Fliss un That sträb junger Sinn,
Das mahnt der Hans Jerg Gayelin.»

[1884/5. Thomas Moore, Lalla Rookh, d. h. die drei noch unübersetzten Gedichte daraus, nebst der Rahmenerzählung, womit die ehemals selbständig gemachte Uebersetzung der «Feueranbeter» vereinigt wird.]

[1886. Die zwei Dichtungen des Ramon de Campoamor.]

Wenn die Reihe dieser Arbeiten erst 1842 beginnt, so ist doch wohl anzunehmen, dass Gayelin auch vorher schon dichterisch thätig war, nur dass die früheren Sachen entweder gar nicht oder nur in überarbeiteter Gestalt in die spätere handschriftliche Sammlung übergingen. Letzteres ist wohl der Fall mit den auch nach der jetzigen Datierung ältesten Stücken, den Volkssagen vom Schauenberg und Schäferthal, und den Bruchstücken und Episoden aus Bad Sulzmatt, welche auch nach der Angabe von Gayelins Sohn schon in Sulzmatt entstanden. Als erste Verse aus den Knabenjahren findet sich in der Handschrift ein Spottlied auf die «Milhüser Pumper», die Feuerwehr von Mülhausen, deren Hauptmann Gayelins Vater war, in einer Aufzeichnung von 1882 mit Erzählung der Veranlassung.

An der Spitze der für uns in Betracht kommenden Produktion stehen also Bearbeitungen elsässischer Lokalsagen und Legenden und Beschreibungen der Schönheit des Landes, Gegenstände, die allen elsässischen Dichtern, die sich in ernster Dichtung versuchten, naheliegen; Ehrenfried Stöber war hier wohl Gayelins, freilich nicht erreichtes, Vorbild. Dass er auch von Bürger in der Balladendichtung etwas gelernt hat, beweist die einige Jahre spätere Ballade vom Abte von Murbach, eines seiner besten Gedichte.[1] Auch die Wahl der Strophenform dieses Gedichtes scheint vom Beispiele der Lenore beeinflusst zu sein, nur am Strophenausgang abweichend:

«Und wär' auch alles Dichtung nur,
So liegt's doch ausser Zweifel,
Den einen früh, den andern spät,
Es holet stets der Teufel,
Wer Unzucht treibet, saufet, flucht,
Die Menschen plagt und Gott versucht,
Sei selbst er Fürst und Priester.»

---

[1] Die unschöne Reminiscenz an die Lenore:
«Und Hurra, Hurra! Hopp, Hopp, Hopp!
Gleich Wilhelms, flogen im Galopp
Die Pferde nach dem Ziele» —
hat Gayelin später in der Handschrift in richtigem Gefühle geändert:
«Und wie vom Schafte schnellt der Pfeil,
So flogen voller Hast und Eil
Die Pferde nach dem Ziele.»

Die von Gayelin gewählte Strophe mit dem nachklappenden einzelnen Verse scheint mir allerdings besser zu einem komischen Gegenstande oder wenigstens zu einer leichten Färbung in diesem Sinne zu passen; man denke z. B. an Lichtenberg's Gedicht auf die Belagerung von Gibraltar. — «Der freigebige Geizhals» schliesst sich in Form und Darstellung an die älteren Fabeldichter an. Unter diesen Einflüssen guter Vorbilder stehen Gayelins erzählende Gedichte.

Unter noch mannigfaltigeren Einwirkungen der jeweiligen Lektüre steht die lyrische Dichtung mit ihren Abarten. So gab die Uebersetzung von Montgomerys Common lot Veranlassung zu dem eigenen Gedichte «Des Verwaisten Loos» im gleichen Metrum (S. 43). Die Gedichte ähnlicher Art entstanden wohl mehr oder weniger alle unter dem bewussten oder unbewussten Einflusse fremder Poesie. Am besten und am meisten selbst gefühlt sind darunter die, in welchen sich ein zufriedener stiller Sinn ausspricht, so «Lebenslust» (S. 30), «Zufriedenheit des Mittelstandes» (S. 199). Andere Stücke handeln von Gefühlen doch gar zu systematisch lehrhaft; am wenigsten gelungen sind die weltschmerzlich angehauchten, ein gutes Zeichen für den Verfasser. Unangenehm berührt in diesen Gedichten auch das Uebermass mythologischer Bilder, worin sich eben der Autodidakt verrät. Hervorzuheben aus diesem Kreise ist noch das allegorische Gedicht «Der Falter und das Licht» (S. 67); die unbildliche, sehr nackte Ausführung des Gedankens konnte freilich nicht gedruckt werden. Gayelin erwärmt sich in der Vorrede der «Musestunden» an dem Gedanken, es könnte vielleicht einem oder dem andern seiner Gedichte vorbehalten sein, «einen Strauchelnden auf dem Pfade der Tugend zurückzuhalten»; jedenfalls ist die Absicht lobenswert, um derentwillen man auch einige Prosa mit in den Kauf nehmen kann.

Die Naturschilderungen sind oft sehr hübsch, besonders da, wo sie nicht allgemein gehalten sind, in der Art der Dichter aus der älteren Schule, sondern wenn Gayelin bestimmte Gegenden seiner Heimat im Auge hat, wo er natürlich immer wärmer wird. Das warme Gefühl für das schöne Heimatland teilt er mit den anderen elsässischen Dichtern; besonders schön spricht es sich aus in dem Gedichte «'s Elsass», einer Glosse über Verse von Ehrenfried Stöber (S. 171 f.; die Entstehungszeit ist in der Handschrift nicht bemerkt):

«Sag a, wo isch e Land so schen,
Wo-n-e so frische Jumfre bliäie.
So Triwel an de Räwe gliäie
So Burge uf de Bärge stehn ?

Wo so viel Gwärbfliss, so viel Gwinn?
Wo-n-e so Tämpel Gottes prange,
So Fäld un Bäim voll Frichte hange?
Wo so viel Mensche bschäftigt sinn?
Sag a, wo isch e Land so schen?»

Mit den elsässischen Gedichten Gayelins hat es eine eigentümliche Bewandtnis. In den wenigen ursprünglich in der Mundart gedachten und gedichteten Stücken, woran sich die ungedruckten grösseren Arbeiten schliessen, was nachher im Zusammenhange betrachtet werden soll, hat er sein Bestes geleistet. Die Mehrzahl der elsässisch gedruckten Gedichte ist dagegen nichts anderes als Umsetzung der älteren hochdeutschen Gedichte in den Dialekt, wie schon oben die chronologische Zusammenstellung angab; in den ersten achtziger Jahren scheint er in einem Zuge alles früher Gedichtete in dieser Weise umgeschrieben zu haben; weitaus das meiste ist in dieser doppelten Form vorhanden, die meisten hochdeutschen Gedichte der gedruckten Sammlung ebenso auch in der Mundart. Es ist dies eine bedauerliche Verkennung des Wesens der Dialektdichtung; umsomehr, wenn es sich, wie in mehreren Fällen, schon ursprünglich um Stoffe aus einer dem Dichter unnatürlichen Sphäre handelt, die zu der lebensvollen Volkssprache noch mehr im Gegensatze stehen.[1]

Was die Handhabung der poetischen Formen betrifft, so haben wir auch hier den gleichen Fall wie in Bezug auf den Inhalt: die einfachen Formen beherrscht er mit Geschick, weil sie ihm natürlich sind. Dagegen die künstlicheren Formen der italienischen Poesie, wie auch der Hexameter und das elegische Distichon scheinen ihm nie recht im Gefühle lebendig geworden zu sein.

Sein eigentliches Element, leider viel zu sparsam vertreten, ist die humoristische Dichtung in der Mundart, besonders da wo es sich um die Uebertragung oder Bearbeitung fremder Dichtwerke handelt, da sich seine humoristische Begabung mehr im einzelnen als in der Anlage eines Ganzen äussert. In durchaus gelungener Weise lokalisierte er fremde humoristische Dichtungen, die ihm zusagten, im Elsass. Der Tuchhändler

---

[1] Die gewählte Orthographie des Elsässischen ist nicht sehr glücklich. Das hässliche «bliähie, gliähie» etc. der gedruckten Gedichte ist in den Manuskripten später korrigiert: «bliäie, gliäie, wäie, ummedräie, rüeie, Miäi» etc. Ungeschickt ist auch das e an i zur Dehnung, wie: «sie (esse), der Kampf um's Dosie, bis züer Lütter hie.» — Erwähnt sei hier noch, dass Herr Professor Martin von Gayelin's Hand eine Zusammenstellung einiger Idiotismen für das Elsässische Idiotikon besitzt.

John Gilpin aus London in Cowpers Gedicht wird zum Färber Peter Fehr aus Mülhausen. Das Beste aber sind die Uebertragungen der beiden spanischen Lustspiele Juan de las Viñas von Hartzenbusch und el Entremetido von Gil y Zarate, beide leider nur in der zugleich gemachten hochdeutschen Uebersetzung gedruckt, und auch so nur in einer Zeitung. Als «Hans Dampf» und «Der Ordnungsstifter» sind die beiden Stücke ebenfalls in Mülhausen lokalisiert (im Hochdeutschen das eine in Gebweiler, das andere in Colmar), und zwar so geschickt, dass man sich in der ergötzlichen Komödie vom Hans Dampf, dem alle Dummheiten, die er macht, zum Glück ausschlagen, selbst daran nicht stösst, dass der Bürgermeister von Mülhausen als Deus ex machina an Stelle des spanischen Königs getreten ist, dem im spanischen Drama von Alters her diese Rolle zukommt. Im Uebrigen hat Gayelin ausser entsprechender Ersetzung der lokalen Umstände nichts geändert, nur, um den Stücken für etwaige Aufführung den Charakter von Singspielen zu geben, ein paar Lieder eingelegt und an einigen Stellen kürzere lebhafte Dialogpartien in Versen gegeben. Im Ganzen aber sind es Uebersetzungen im eigentlichen Sinne, die nicht nur die Handlung im Ganzen, sondern eine Rede um die andere sinngetreu wiedergeben. Die sprachliche Wiedergabe ist sehr gut und lebendig (in den hochdeutschen Bearbeitungen viel steifer); in Einzelheiten des Ausdrucks nimmt er sich Freiheiten, setzt auch zuweilen sehr glücklich humoristisch individualisierende Züge bei, was besonders dem matteren farbloseren Dialoge in Gil y Zarate's Stück zu Statten kommt; davon nur ein Beispiel: Das Mädchen äussert gegen den Bedienten, der als Vertrauter und Liebesbote erscheint, seinen Unwillen, dass der Geliebte heute keinen Brief geschickt habe, worauf jener zur Verantwortung sagt: «Como ha apurado en sus cartas cuanto ha leido en la nueva Heloisa y otras novelas, no sabe ya qué decir, y por esta vez no ha salido el correo.» Gayelin lässt ihn sagen: «Do-n-er in sine Briäf scho alles gsäit hat, was er in d'r schene Magellone, in d'r neie He-Lise un in Werthers Leide gläse hat, un d'r Liäwessekretär scho-n-e paar mol abgschriwe hat, so isch fir dasmol käi Post aku.» — Weniger glücklich sind die ohne Quellenangabe in der Handschrift stehenden kleineren dramatischen Stücke «Herr Wunderlig» und «d'Kiäfer». Das erstere ist eine Bearbeitung des bekannten Schwankes von Hebel, dem Gayelin, um überhaupt eine dramatische Handlung für ein paar Scenen zu bekommen, noch eine sentimentale Liebesgeschichte und Wiedererkennung des als Kind verlorenen Sohnes eingefügt hat, den der Holzbauer bei dem als Hexenmeister konsultierten Schulmeister wiederfindet. — Sonst wäre

von den ungedruckten elsässischen Dichtungen aus den achtziger Jahren etwa noch zu nennen eine Bearbeitung von «Der Kaiser und der Abt», teils nach Bürger, teils nach King John and the Abbot of Canterbury, und das Gedicht «'s Kandidat Hans Schön Atritts-Predig in's Pfarramt», das, in der Handschrift ohne Quellenangabe, eine Bearbeitung der in Jean Pauls Fixlein (in «Freudels Klaglibell gegen seinen verfluchten Dämon») erzählten Geschichte von dem Predigtamtskandidaten ist, der unter dem Kanzelliede, auf das Pult herabgebeugt, so in Gedanken über die zu haltende Predigt versinkt, dass er erst nach langer Pause die eingetretene Stille bemerkt und sich nun nicht mehr anders zu helfen weiss als durch heimliches Entschlüpfen unter Zurücklassung der repräsentierenden Perrücke.

Wenn uns in Gayelins Gedichten nicht überall wahre Poesie entgegentritt, so sichert ihm doch der tüchtige, redliche Sinn, der sich darin ausspricht, ein ehrendes Andenken. Als Dichter hätte er mehr Gutes und Bleibendes leisten können, wenn er sich immer in einem ihm natürlichen Gebiete bewegt hätte; aber was er im Gebiete volkstümlicher Komik hervorgebracht hat, darf sich den guten Dichtungen dieser Art von anderen elsässischen Dichtern an die Seite stellen.

XI.

Elsässer Sagen.

Von

Bargmann.

I.

Bei dem Dorfe Champenay, im Kanton Saales, befindet sich im Waldorte La Falle ein Felsen, welcher den Namen führt: pierre des fées. In diesem Felsen sollen vor 150 Jahren oder noch länger die Feen ihren Wohnsitz gehabt haben.

Im Dorfe Champenay selbst ist ein offener Brunnen, welcher auch nach den Feen den Namen Fontaine des fées trägt. Diesen Brunnen sollen besagte Feen in einer Nacht hergestellt haben. Diese Feen wollten ausserdem vom Hause, in dem jetzt der Wagner M. wohnt, quer über das Dorf Champenay eine Brücke bauen. Letztere sollte das Dorf mit ihrem Wohnsitze, dem Felsen, verbinden. Es ist dies eine Breite von 80 Meter. Die Feen scheinen aber bei dem Baue gestört zu sein. Die Brücke ist nicht fertiggestellt worden.

II.

An der Strasse, die von Champenay nach dem «Hantz» (Wirtschaft unmittelbar an der französischen Grenze) führt, befindet sich — südöstlich von der Strasse — ungefähr 500 Meter von der Grenze eine Quelle. Dieselbe heisst im Volksmunde: trou de l'esprit. An dieser Quelle sollen in früheren Zeiten Gespenster jede Nacht gewaschen haben.

Im Waldorte Herbégoutte (jetziger Distrikt 6 vom Staatswalde Rothau) liegt etwa 100 Meter vom Wirtshause Hantz, südlich der Strasse, die von St. Blaise herführt, eine Quelle, die den Namen trägt: fontaine de Landau. Hier sollen gleich-

falls Gespenster sich aufgehalten haben. Dieselben überfielen und ermordeten die vorübergehenden Reisenden. Fanden sie bei denselben kein Geld in der Tasche, so nahmen sie ihren Opfern die Eingeweide heraus und wuschen sie in genannter Quelle, indem sie vermuteten das gewünschte Geld in den Eingeweiden zu finden.

III.

In Haslach sollen früher auch Hexen gewesen sein. Ein Jäger schoss mehrere Male auf einen Hasen. Er glaubte denselben jedesmal getroffen zu haben, und doch lief das Stück Wild immer davon. Da kam er endlich auf den Gedanken: das muss eine Hexe sein. Statt Schrot zu laden, lud er deshalb geweihtes Salz, suchte denselben Hasen wieder auf und fand ihn auch richtig. Als es nun bei unserem Jäger knallte, da hatte der Hase einen Lauf entzwei. Anstatt sich nun in einem Gebüsche zu verstecken, lief das angeschossene Tier auf Haslach zu und schlüpfte in ein Haus hinein. Der Jäger ging ihm nach und fand — nicht einen angeschossenen Hasen, sondern eine verwundete Frau, die ihn mit dem Tode bedrohte, wenn er jemand von dem Vorgefallenen etwas eröffnen würde.

IV.

In einer Nacht, als die Bewohner eines Hauses in Haslach in tiefem Schlafe im Bette lagen, wurden dieselben durch Rasseln einer Kette aufgeweckt. Es kam ein grosses Tier in das Schlafzimmer. Hausherr und Frau waren halb tot vor Angst. Keines der beiden wagte aus dem Bette zu steigen, um sich zu erkundigen, was das für ein ungeheures Thier sei. Endlich trieb die Angst doch den Mann hinaus, seine Frau folgte ihm nach. Als die Frau nun Licht gemacht hatte, sah sie ihren Mann auf ihrer Kuh sitzen, wie ein Reiter zu Pferde sitzt.

V.

An der Strasse von Pfaffenhofen nach Ingweiler, ungefähr 2 Kilometer von ersterem Orte nach Obermodern zu, ist eine Brücke welche man das «dritte Brückel» nennt. An dieser Brücke ist in früheren Zeiten ein Galgen gestanden. Der Ort, an welchem er errichtet war, führt heute noch den Namen «Galgen». Da sollen auch Gespenster gewesen sein. Dieselben plagten die Leute, welche nachts vorbeigehen mussten, indem sie denselben auf den Rücken sprangen und sich eine Strecke forttragen liessen, so dass der Beladene vor Angst fast nicht mehr schnaufen konnte.

XII.

Elsässische
Kinder- und Wiegenlieder,
Kinderreime.

Mitteilungen von

C. Eber

in Oberbronn.

Eia! Poppeia! schlof liewer als dü,
Wa mer's nit glauwe wit, luej mer emol zü.

Eia! Poppeia! die Süpple sin güt,
Wa mer brav Butter, un Eier drin thüt.

Eia! Poppeia! es rispelt im Stroh,
S'Katzel isch g'storwe, un s'Miesel isch froh.

A. B. C.
D'Katz leijt im Schnee.
D'Schnee geht eweck,
Un d'Katz leijt im Dreck.

Bitsche, Batsche, Küchele,
D'Muetter bacht Küchele;
Bacht ganzi Pfanne voll,
Gibt im Kindele au devon.

Ni, Na, Bibele
Koch im Kind e Süppele;
Mach im au e Gackele drin,
Hol im au e Schöppele Wyn.

Eine, meine, Dintefass,
Geh in d'Schul un lerne wass,
Kummsch de heim un kannsch de nix,
Ze wursch de mit der Rueth g'fizt.

Lene, Bene, Bohnesupp,
Tra der Muetter d'Eier furt;
Leij se uf de Offe,
Morje wursch getroffe.

Andere Variante.

Leij se in's Laedel,
Morje wursch Soldaetel.

Reite, Reite, üwer de Grawe,
Fallt er nein so muss er's hawe.
Schimele trapp, trapp, trapp,
Un schmiss mer s' Kindele grad drüwe nab.

D'Muetter sitzt im Garte,
Spinnt e grüene Fade:
D'Vatter sitzt im Wirtshüs,
Süft alli Glaesser üs;
Z'Nachts kummt er heim,
Mit-m-e krumme Bein;
Steht e Schüssele uf'm Disch,
Luejt wass drinne isch:
D'Muetter nimmt e Gabel,
Un schleht im uf de Schnabel.

Ich un dü,
S'Müllers Küh,
S'Becke Stier,
Mache z'samme vier.

Eine, meine, Doneblatt,
Unseri Küh sin alli satt;
Siewe Gaise un e Küh,
Peter schliess di Thür zü;
Wirf de Schlüssel üwer de Rhin,
Morje soll's guet Wetter sin.

Giks, Gaks, Eiermuess,
D'Gäns gehn barfuess,
Barfuess gehn d' Gäns,
D'Haemmel han Schwänz,
Schwänz han d'Haemmel,

Ich sitz uf'm Schemmel,
Uf'm Schemmel sitz ich,
D'Nodel isch spitzig,
Spitzig isch d' Nadel,
D'Katz hett e Wadel,
E Wadel hett d'Katz,
Un d'Ramme sin schwarz,
Schwartz sin d'Ramme,
Scheen sin d'Dame,
D'Dame sin scheen,
Wann se in's Theater gehn.

I will der eb's verzaehle,
Vun de tippe tappe Elle,
Un de kurze Wuche.
Do han mer nix ze koche,
Als e stückele Katzefleisch,
Un e dürre Knoche.

Ritzel, Ratzel, Leffelstiel,
D'junge Wiewer esse viel,
D'Alte müen faste;
S'Brod leijt im Kaste,
D'Wyn leijt im Keller,
Wurd alle Taa heller.

Haas, Haas, leij mer e Ei,
Eins oder zwei,
In e bessele Heu oder Stroh,
D' noh bin i gar ze froh.

Die kleinen Kinder werden auf den Knieen geschaukelt, wobei man ihnen singt:

So reiten die kleinen Herrenkinder.
Un wenn sie grösser werden,
Ze reiten sie auf Pferden;
Wenn sie grösser wachsen,
Ze reiten sie nach Sachsen,
Wo die schöne Maidle wachsen.

Wenn ein Kind sich ein wenig gestossen oder verwundet hat, streicht man die leidende Stelle und spricht:

Heile, Heile Säje,
S'Kätzele-n-uff der Stäje,
S'Miesele-n-uff'm Mischt,
S'weiss nieme was im Kindele-n-isch.
Heile, Heile, Horn,
Heilt's hit nit, heilt's Mor'n;
Heile, Heile, Kaelwels Dreck,
Bis Morje isch alles eweck.

Liebesfreud und Liebesschmerz

im elsässischen Volkslied.

Min Schatz isch von Adel,
Heisst Anne Marie;
Hett hilzeri Wade,
Un glesseri Knie.

D'Anne Marie isch üewel dran;
D'Anne Marie bekummt ken Mann;
D'Anne Marie hett alles verklopft,
D'Bettlad un de Kaffeetopf.

Kikeriki, Bändle dran,
Hesch mi genumme, muesch mi han;
Hesch mi mit-m-e Baase g'schlaaue,
Wart i will's de Muetter saaue.

Hopp! Maidel, hopp!
Wie loddelt dir din Rock!
So hesch de noch ken Röckel g'hett,
Wie so scheen geloddelt hett.

Bolka, Bolka tanz i gern,
Mit'm-e scheene junge Herrn.
Isch es awer e Unteroffezier,
Deschto liewer isch es mier.

Katerinnele! Katerinnele!
Geh mit mer in dis Holz!
Ich tröuej der nit,
Ich tröuej der nit,
Di Büwele sin ze stolz.

Wart nur Bumbele, dü wursch gebürscht,
Morje kummt die Tante,
Bringt e Blatt voll Lewerwürscht
Un die Musikante

Bisch e scheen Bürschtel,
Bisch e nett Bürschtel,
Awer min Bürschtel bisch de nit.
Derfsch zue mer kumme,
Derfsch de Narre mache,
Awer hirothe thue i di nit.

E Schüssele, e Teller, un e Leffele derzue,
Dis gibt mer min Vatter, wenn i hirothe thue;
Un gibt er mer's nit,
Z'hiroth i nit,
Geh alle Nacht zue de Biewe,
Un sa's im awer nit.

Siropmaennel dü bisch min!
Wann i stirb, sin d'Hoesle din,
Awer numme d'alte;
D'neje nimm i mit in's Grab,
Dass i au e paar Hoesle hab.

Katerinnele! Katerinnele!
Wie hesch denn du din Mann.
Im Dannewald, im Dannewald!
Er hett ken Hosse an.

Du hochfaehrdi Bürschtel,
Du stolzi Krott;
Wer hett di denn genumme,
Wenn i di nitt wott.

Katerinnele! Katerinnele!
Steh uf un mach e Licht,
Es tippelt eb's, es täppelt eb's,
Mer meint es isch e Dieb.
Es isch ken Dieb, es isch ken Dieb,
Es isch s'Nochber's Seppele,
Der hett s' Katerinnel lieb.

Z'Nachts wenn der Mond schint,
Träppelt's uf de Brucke:
Führt der Hansel s' Gretel heim,
Mit de krumme Krucke.
Pfift die Küh,
Danzt der Baer,
D'Essel alli drumme.
Alli Mys wie wyse Wadel han,
Solle zue der Hochzit kumme.

XIII.

Elsässische Sprichwörter
und sprichwörtliche Redensarten.

Mitgeteilt von

Julius Rathgeber

Pfarrer zu Neudorf bei Strassburg.

Isch's wohr? gibt's Kriej?
Jo, ze Betschdorf gibt's genüe un au Häfe.

Wortspiel auf Kriege und Krüge. In Ober- und Niederbetschdorf werden bekanntlich viel Krüge verfertigt.

Volksreime.

Speck un Schwart
Sin vun einre Art.

Zitter (seither) ich e Kühjel (kleine Kuh) hab'
Zejt mer's Käppel vor mer ab.

E Sprichwort
E wohr Wort.

Mit ganz kleine Axestreiche
Macht mer falle d'dickste Eiche,
Doch wenn d'Eiche falle solle
Müss mer d'Streich oft wiederhole.

Hopsa Mejele, hopsasa,
Kumm, mer welle danze,
Nimm e Stückele Käs e Brod
Steck's in dine Ranze.

Der Tod müess en Anfang han. — Uf de Leime gehn. Im Handumkehren. — Dis isch e rechter Dürmel. (Strassburger Ausdruck um einen hochmütigen, unfähigen Menschen zu bezeichnen). — Er will den Uelrich rüfe. (Strassburger Ausdruck für sich erbrechen. Im vorigen Jahrhundert lebte nämlich in Strassburg ein gewisser Dr. Ulrich, der vielfach in seiner ärztlichen Praxis Brechmittel anwandte). — Wenn d'Düwe furt sin (die Tauben fort sind), ze macht mer de Schlaa (den Taubenschlag) züe. — Der Sandmann (Schlaf) kummt d. h. es ist Zeit zum Schlafengehen. — Mer müess Eim nit vor d'Sunn stehn welle. — D'Kirsche soll mer mit den arme Lit un d'Erbse mit de Riche esse. Sinn: Am Ende der Saison sind die Kirschen und am Anfang derselben die kleinen Erbsen gut und wohlfeil, — Wenn's Schof (das Schaf) gemetzt ist, ze kamer's nimmi schere. — Mer soll nit Alles an Eine Lappe hänge. (Französich: Il ne faut pas mettre tous les oeufs dans un seul panier).

Kinderliedchen.

Trutz nit so, trutz nit so,
's kummt e Zit bisch wieder froh.
Trutz nit so, trutz nit so,
's kummt e Zit wo dü bisch froh.

Mer welle's Rössel b'schlaue
Wie viel Näjel soll's denn han?
Eins — Zwei — Drei — Vier —

Man schlägt dann dem Kind auf die Füsschen und wiederholt: Eins — Zwei — Drei — Vier.

Die Voüjele wo früjh singe höre bal uf. — Variante: lon bal noch mit pfiffe. — E Flade (tartine), e Butterflade, e Syrupflade. Fladerer ist die alte Strassburger Bezeichnung für Conditor. Fladerergasse (rue des tartines).

Wenn die Mutter auf den Markt geht, so fragen die Kinder: «Mame, was bringt sie mit?» — Darauf antwortet die Mutter: «E silwers Nixele un e goldig's Wart-e-Wilele» (warte eine Weile). Mit diesem Spruch geben sich die guten Kinder gewöhnlich zufrieden.

Hopp, hopp, hopp,
Pferdchen lauf Galopp!
Uewer Stock un üwer Steine
Awer brich mer nit die Beine.
Variante: Awer brich nit Hals un Beine.
Hopp, hopp, hopp, hopp,
Pferdchen lauf' Galopp.

Rumerdi, Bumerdi, Holderstock
Wie viel Hörner streckt der Bock?
Antwort des Kindes: Drej.
Hätt'sch de zwei gerothe
Hätt' i der e Hühnel gebrote.
Rumerdi, Bumerdi u. s. w.

Der Pfeffer hilft im Mann uf's Pferd
Un bringt d'Frau unter d'Erd!

E Schelm gibt meh als er het. — Der Wolf verliert d'Hoor, awer d'Nuppe (die Ränke) nit. — Konstantinopolitanischer Düdelsackpfifer (schnell nacheinander zu sagen). Der Richtum isch e Leiter; wenn d'Lit uf der eine Sit drowe sin, ze gehn sie uf der andere wieder herab. — Wie mer Eine zejht ze het mer Eine (Sprichwort von der guten oder schlechten Erziehung). — Maikäferjohr gütes Winjohr (Bauernspruch). — Der blost in's nämli Hörnel. — Der kann esse wie fünf Drescher. — Der Wolf frisst au d'gezählte Schof (d. h. alle Schafe, auch die Schafe der Heerde). — Mer geht nit uf e i m Füess d. h. man darf auch etwas zweimal nehmen oder machen. — Früh g'sattelt un spot (spät) geritte. — Mer welle s e h n, het zeller B l i n d' gsaat. —

Wenn d'Fasnacht kummt bisch dü min Mann
Un ich bin dini Frau. Jüheh!

Um Fastnacht finden viele Bauernhochzeiten statt; da haben die Landleute noch freie Zeit; es ist noch keine schwere Feldarbeit zu verrichten und sie haben noch einen Vorrat an Wein und Feldfrüchten.

Schwarz wie e Hüt (Hut). — Sie leje (liegen) do wie d'Jünger am Oelberj (Oelberg) d. h. sie ruhen und schlafen. —

Wenn e Wann e Ritter wär
Ze wär min Vater e Millionär.

Wenn's Bäbb' (Pappe) rejt (regnet), ze het er k e n Löffel
Un wenn's Dreck rejt, ze hett er z w e i

S i n n: Er ist ein Pechvogel oder wie man im Elsass sagt «e S c h l a m a s s e l v ö u j e l».

Kinderreim.

G'schenkt, g'schenkt, isch g'schenkt,
Dreimol an de Galje g'hengt
Stejele nuf, Stejele na,
Biss der Katz' den Wadel a (ab)

Wit vom G'schütz gibt alti Soldate. Variante: Alti Kriegslüt (Ober-elsässisch).

Anne Margredel het's Esse verbrennt
Isch mit dem Kochlöffel noch Molse gerennt.

Fünf e fufzig Hechteköpf! (Kraftwort). — Die kummt hintenoch wie d'alt Fasnacht d. h. langsam. — Der isch rappelköpfisch. —

Viel Händ' mache-ne g'schwindes End!
Variante: Flissigi Händ bringe viel ze-n-End!

Wart' nur, wart' nur, kummsch in de Bambelsack. — Dü Kalb Mosis! — Dis isch e rechter Hasefuss. — Des Eine Tod isch des Andere Brot. — Mer müss nit mehr kaufe als mer mischte (misten kann). (Bauernspruch). — Der Has isch am liebste wo er gebore-n-isch. — s'Mül wässert mer dernoch. —

Wo bache sie d'Eierküche nur uf einere Sit?
In Schirrhein un in Sand.

In diesen beiden unter-elsässischen Dörfern standen in früherer Zeit die Häuser nur auf einer Seite der Landstrasse.

Mer soll nit züm Schmiedel gehen, sondern züm Schmied d. h. gleich zum rechten Mann. Variante: Mer soll nit züm Schuhmächerle gehn, sundern züm Schühmacher. —

Liewer Ofe i bet' dich an
Dü brüchsch Holz un ich e Mann.

We mer mit em e riche Herre Kirsche isst, ze wirft er Eim d'Stein in's G'sicht. — Wer ze viel nochdenkt, der thüt sich licht hinterdenke. —

Ze littel un ze viel
Verderbt oft's Spiel.

In dieser elsässischen Redensart kommt das Wort littel (altdeutsch lützel, englisch little (klein) vor.

Dis heisst üs'm Reje in d'Dachtrauf kumme d. h. aus Charybdis in Scylla fallen. — s'Wasser het ken Balke. — Es kann jetz de Wert dervon nehme d. h. die Folgen davon tragen. — Uf Wej un Stej isch s'em noch gfirt d. h. nachgelaufen. — Er het d'Geduld verlore un hat s'Hewele (den kleinen Hebel) genumme un isch uf un dervon. — Die will sich e Stühl im Himmel verdiene. — Mer jüchzt ererst we mer vum Messti heimgeht. — Der will sich Spore verdiene. — Eins het's Häfele verhejt un s'ander s'Deckele. — Do geht's au d'Matt' na, d. h. abwärts. — Kreuzbataillon noch emol! — Der will Sand noch Hajenau traaue. Variante: Storke noch Strossburj traaue. — Variante: Wasser in de Rhin traaue. — Herrli zefriede sin. — Wenn er de Soüjfüss het, ze will er d'ganz Soüj. Variante: Wenn mer dem de kleine Finger gibt, ze will er d'ganz Hand. —

Frage: Wunderfitzi sin was isch dis?
Antwort: Wunderfitzle sin's.
Wenn's zwei sin bekummsch au eins.

Wer güt isch kriejt Prejel in der Kirch'. — Der hebt sich an ere fülc Wand. — Sie gückt mit vier Auje üs'm Bett erüs d. h. sie ist niedergekommen. — Der hängt am e goldene Galje. — Am e schmutzige Lumpe macht mer sich schwarz. — Fuggere d. h. verschachere. Dieser Ausdruck kommt vom Augsburger Kaufherrn F u g g e r her und hat sich bis heute im Elsass erhalten. — Dis isch e grower Owerländer. — E Luthringer Pexer. — Dis sin rechti Gebirgsnickel d. h. eigensinnige Gebirgsbewohner. — Giftnickel ist so viel als ein schädlicher Mensch, der verletzende Reden gegen Andere führt. — Nikel kommt von Nikolaus her. — Der fahrt uf Eine wie e firiger Drach. — 's het ken Sach' d. h. es will nichts bedeuten. — Ich hab' langi Zähn bekumme. — Eim langi Zähn mache, d. h. Lust machen. — D'r haw'i isch mer lieber als d'r hätt'i. — Die hett e fül's Hemd d. h. diese Frau ist träge. — E Pfarrhüs uf'm Land isch e Gasthüs. — Ich hab' Hunger wie e Wolf. — Der (die) geht uf de letzte Füsse. — Für de Roüje (für die Reue) gibt Eim Nieme nix. — Was mer an eim Ort schejt (scheut) dis het mer am andere doppelt. — Wenn de Zit lang hesch ze nimm sie herum un sitz druf. —

We mer so alt isch wie e Küh
Ze müss mer noch lerne derzü.

Für d'Führ, führig. Strasburger Ausdruck für: Zum Spass, scherzhaft. — Mer müs 's Bescht hoffe 's Bös kummt vun ase (a se, von selbst). — Do geht's noch de Note d. h. pünktlich und genau. — Wer nit esse will, der hett gesse. (Von Dienstboten, die der Herrschaft immer sagen, sie wollen nichts mehr, sie seien satt. — Er isch durch d'Latte gange d. h. auf und davon. — Wie mer d'Kinder zejht (zieht) so het mer sie. — Der het au in's Gras müen bisse d. h. sterben. — E Wunder! — Dis kummt in's Wucheblättel. Variante: in's Blättel. — Variante: in de Kalender. — Dis isch eb's für's Bibbelspiel. (Puppenspiel). — d'Sunn tribt ken Bür züm Land nüs, awer der Reje. — Mit Schmiere un mit Salwe (Salben). — Der het de Lunte g'schmeckt. —

XIV.

Münsterthäler Sprachproben.

Sprichwörter.

(Fortsetzung von Jahrgang II, Seite 166—169.)

Mitgeteilt von

J. Spieser.

Die nachstehend abgedruckten im Münsterthal gangbaren Sprichwörter sind nach denselben Grundsätzen gesammelt wie die 85 bereits früher mitgeteilten. Es kam dem Sammler vor Allem darauf an, zuverlässige Sprachproben zu bieten; aus diesem Grunde wurde auch vieles mit aufgenommen, was dem Münsterthale nicht eigentümlich ist. Es dürfte übrigens für den Sammler ziemlich schwierig sein, bei jedem einzelnen Sprichwort festzustellen, ob dasselbe nicht auch noch irgendwo ausserhalb der Gegend, in der er sammelt, vorkomme.

Die nachfolgenden Sprachproben sind in der Mundart des Dorfes Mühlbach geschrieben. Dabei sind die Abweichungen der Sulzerer Mundart angemerkt. Um aber die Zahl der Anmerkungen nicht allzugross zu machen, sind nur die unregelmässigen Abweichungen angegeben. Wollte jemand die folgenden Sprachproben in Sulzerer Mundart übertragen, so müsste er

alte	ä	in	e	alte	į	in	í
»	ä, ą̈	»	é	»	ą́	»	á**
»	iè	»	ie	»	ą̊, ą̊į	»	å
»	èi	»	äi	»	ų̀	»	ù
»	yo	»	ùwə	»	ą̈į	»	ei
»	yù	»	yə*	»	ąį	»	ai
»	èi	»	åi	»	ų̀į	»	ùi

verwandeln. Sämtliche Ausnahmen hiervon sind im folgenden genau angemerkt. (Vgl. im vorigen Jahrgang Seite 127 und 128.)

Einige von den 85 Sprichwörtern in Jahrgang II, bei denen Druckfehler vorgekommen waren, oder die ich seither in anderer Form gehört habe, sind hier wiederholt worden.

5. *auch*: ə kyùti ysrêt šât nit.[1]	Eine gute Ausrede schadet nichts.
6. *auch*: ą̈į[2] špàts e tər haŋ eš pèsər às tsânə[3] ùf əm tàχ.	*Ein* Spatz in der Hand ist besser als zehn auf dem Dache.
14. kryos ù lietərli są̈į tswèi fálər.	Gross und liederlich sind *zwei* Fehler.
42. wä' mər èim net holt eš, štèkt mər èim k(h)è mèiə.	Wenn man einem nicht hold ist, steckt man ihm keinen Strauss (bekränzt man ihm das Haus nicht).
43. *auch*: wä' mər ə paŋələ äŋər ə hárt sùi werft, prielt nämnə[4] tie, wù s ket.	Wenn man einen Knüttel unter eine Herde Schweine wirft, schreit nur die, welche er trift («giebt»).
44. *auch*: wä' mər tə šâtə hèt, tèrf mər net fer tə špot sorjə.	Wenn man den Schaden hat, braucht man für den Spott nicht zu sorgen.
50. *auch*: wän ə saŋèsəl saŋlə wel, saŋəlt sə àsə klèin.	Wenn eine Brennnessel brennen will, brennt sie, während sie noch klein ist.

* Wo aber in M. yù für yo steht (vor m oder n), da entspricht in S. nicht yə, sondern û: frûnə frohnen; jûmərə jammern; jûn «Jahn», schmaler Streifen eines Ackers; lûn Lohn; plûnə lichte Stelle im Wald; sûmə Same; trûm Balken; tûn Ton; ûmáχtik ohnmächtig.

** Doch nur im Auslaut: ką́: ká geben; są́: sá sehen; kšą́: kšá geschehen u. s. w.; im Inlaut steht für Mülbacher ą́ in Sulzern stets ai; vgl. ausser Anm 21 noch: fylaitsə faullenzen, haipfəl, pl von hâpfəl Hand voll; laipə Wampe; plaiplə lose hängen; praitsə nach Brand riechen; šlaipə eine Art Thürverschluss; štaipfəl Stempel; waitlə Wanze.

57. *auch*: wàs mər ərwipt, pryχt mər net tsə ərhýsə. — Was man erweibt, braucht man nicht zu ersparen.

59. wàs mər net wèis, màχt èim net hèis. — Was man nicht weiss, macht einem nicht heiss.

75. wie tər màn eš, eš s kšer. — Wie der Mann ist, sind die Werkzeuge.

76. lûkənə[5] hąį khùrtsi pèin. — Lügen haben kurze Beine.

77. nùiə [*oder* nùii] pásə fáiə kyùt (àwər net ys àlə èk).[6] — Neue Besen fegen gut (aber nicht aus allen Ecken).

78. *in S.*: wêr kyət šmiert, tár wùwəl fiert. — Wer gut schmiert, der wohl fährt (transitiv).

81. wän s äm èsəl tsə wyol eš, kièt ər uf tə is tą̊tsə. — Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er auf das Eis tanzen.

84. wàs mər net e tər haŋ hèt, khą̂ mər net hèwə. — Was man nicht in der Hand hat, kann man nicht halten.

86. ą̈į[2] myol fərwe(t)šə eš khè khų̊št. — *Ein*mal erwischen ist keine Kunst.

87. ą̈į[2] nàr màχt tsånə. — *Ein* Narr macht zehn.

88. ämə ietə[7] nàr kfàlt si khàp. — Einem jeden Narren gefällt seine Kappe.

89. ämə kəlièrtə eš kyùt prètjə.[8] — Einem Gelehrten ist leicht predigen.

90. åmə kšaŋktə ros lyùkt mər net e s myl. — Einem geschenkten Pferd sieht man nicht in den Mund.

91. à mə ryùsikə khamət khą̂ mər si net sýfər ríwə. — An einem russigen Kamin kann man sich nicht rein reiben.

92. äm hornùŋ sét mər liewər ə wolf às ə màn ûnə wàmšt. — Im Februar sieht man lieber einen Wolf als einen Mann ohne Wams.

93. äm hùŋər eš kyùt khoχə. — Dem Hunger ist leicht kochen.

94. àm sùmər, wän ti pramə štaχə, mùs mər šprą̈ŋə met əm raχə; net àm wą̈įtər met əm sèil, ùn fryokə:[9] «eš khè hoi tyo fèil?». — Am Sommer, wenn die Bremsen stechen, muss man laufen mit dem Rechen; nicht am Winter mit dem Seil und fragen: «Ist kein Heu da feil?».

95. à sinə pérə nämt mər s, we ą̊tərlitə tèikə. — An den eigenen Birnen nimmt mans ab, wie die anderer Leute weich werden.

96. ə fàtər khą̂ sewə khein ərhàltə, àwər sewə khein khè fàtər. — Ein Vater kann sieben Kinder erhalten, aber sieben Kinder keinen Vater.

97. ə fréiər wąįtər šlèift ə làrˌər wàtəl nyor.[10]	Ein früher Winter schleppt einen langen Schwanz nach.
98. ə ietər[7] arnt, wàs ər ksàit bèt.	Ein jeder erntet, was er gesät hat.
99. ə khyù eš we[11] sàk, wä' mər nit[1] trį tyùt, khą̊ mər nit[1] rys namə.	Eine Kuh ist wie ein Sack, wenn man nichts darein thut, kann nichts heraus nehmen.
100. ə knáχt ùn ə màkt ùn ə štroihyùt sąį nämə[4] fer ə jyor kyùt.	Ein Knecht, eine Magd und ein Strohhut sind nur für ein Jahr gut.
101. ə krop khèrnlə trípt ə krówər[12] hàlmə.	Ein grobes Körnchen treibt einen groben Halm.
102. ə kyùtər ą̊wísər eš pèsər às ə šláχtər šàfər.	Ein guter Anordner ist besser als ein schlechter Arbeiter.
103. ə kyùtər nyoχpər eš pèsər às ə witər fràįt.	Ein guter Nachbar ist besser als ein entfernter Verwandter.
104. ə kyùtər wái eš net wit ùm.	Ein guter Weg ist nicht weit um (kein grosser Umweg).
105. ə kyùt wort färˌt ə kyùt ort.	Ein gutes Wort findet einen guten Ort (eig.: ein gutes).
106. ə marˌər hèt ə kyùti khyù ùn wèis-ə-s net.	Mancher hat eine gute Kuh und weiss es nicht.
107. ə marˌər sét met èim oik mièr às ə ątərər met tswèi.	Mancher sieht mit einem Auge mehr als ein Anderer mit zweien.
108. ə marˌər kát ə oik, tər ątər hàt[14] khäns.	Mancher gäbe ein Auge, der andere hätte keines.
109. ə ryùt màχt ti knàpə kyùt.	Eine Rute macht die Kinder gut.
110. e tam, wù àləs wel wesə, wùrt kràt ùf ti nàs kš...	Sinn: «Wer alles wissen will, erfährt gerade am wenigsten.»
111. e tə àrmə lit éri khàs ùn e tə riχə lit éri mèitlər sąį àm èrštə tsitik.	Der armen Leute Käse und der reichen Leute Töchter sind am ersten reif.
112. ə ùŋkəráχtər pfanik frest tsą́[13] ątərə.	Ein ungerechter Pfennig verzehrt zehn andere.
113. ewəràl eš èpəs.	Ueberall ist etwas (auszusetzen).
114. èwəráχt eš net fərsàltsə.	Gerade recht ist nicht versalzen.

115. fàm wèisə lèiə ti hienər ùŋkhèisə, àwər fàm khorn èrš morn.

Vom Weizen legen die Hühner ungeheissen, aber vom Roggen erst morgen.

116. fərpänti mą̊įpfəl są̊į o kyùt.

Missgönnte Bissen sind auch gut.

117. fil hùin są̊į äm hàs si tyot.

Viele Hunde sind des Hasen Tod.

118. fil prietər màχə šmàli kietər, ùn fil šwèštər' wänik sèštər.

Viele Brüder machen schmale Güter, und viele Schwestern wenig «Sester» (Flächenmass = 5,20 Ar).

119. for əm tèifəl khą̊ mər si psáiə, àwər for tə pièsə lit net.

Vor dem Teufel kann man sich besegnen, aber vor den bösen Leuten nicht.

120. fór tər tér eš tysə.

Vor der Thüre ist draussen.

121. freši wùinə są̊į kyùt hèilə.

Frische Wunden sind leicht heilen.

122. «hàt[14] i kəwest!» khùmt häŋə nyor.[10]

«Hätte ich gewusst!» kommt hinten nach.

123. kəpränti khein fèχtə s fir.

Gebrannte Kinder fürchten das Feuer.

124. klèin ù khak werft maŋmyol ə kryosər e tə trak.

Klein und keck wirft oft einen Grossen in den Dreck.

125. kryosi mą̊įpfəl ką̊į fèisjə fèkəl.[15]

Grosse Bissen geben (machen) feiste Vögel.

126. kryt felt e tə pyùwə ti hyt.

Kraut füllt den Knaben die Haut.

127. lą̊tskəpryχ eš o ə ksèts.

Landsgebrauch ist auch ein Gesetz.

128. maniχə są̊į frein met ną̊tər, pets-ə-s à s tèilə kièt.

Manche sind verwandt mit einander, bis es ans Teilen geht.

129. mər eš nämə[4] ą̊į[2] tyot šùltik.

Man ist nur *einen* Tod schuldig.

130. mər khänt tə fokəl[16] à tə fàtərə ùn ti mis à tə watəl.

Man kennt den Vogel an den Federn und die Mäuse an den Schwänzen.

131. mər mólt tə tèifəl àləwil nà šwèrtsər, às ər eš.

Man malt den Teufel immer noch schwärzer, als er ist.

132. mər mùs àləwil äm nàtštə wèrə.

Man muss immer dem Nächsten wehren.

133. mər mùs àləwil ə haŋ hą, wä' mər wel ə fyšt màχə.
Man muss jedesmal eine Hand haben, wenn man will eine Faust machen.

134. mər mùs àləwil màχə, às ti kheliχ äm torf plít.
Man muss immer machen, dass die Kirche im Dorf bleibt.

135. mər mùs àləwil s kyùt wàrtə[17] są, s šláχt khùmt èinəwái.
Man muss immer das Gute erwarten, das Schlechte kommt ohnehin.

136. mər mùs ti froi pim èrštə lèiwlə pryot tsíkə.
Man muss die Frau beim ersten Laib Brot ziehen.

137. mər mùs tsùm šmet kiè, net tsùm šmetlə.
Man muss zum Schmied gehen, nicht zum Schmiedchen.

138. mis màχə mis.
Mäuse erzeugen Mäuse.

139. nits eš kyùt fer oikəwiè.
Nichts (Augennichts) ist gut für Augenweh.

140. nys met, wàs khè hystsąįs trèit!
Hinaus mit, was keinen Hauszins trägt!

141. pèsər ə lys äm kryt às kàr khè špak.
Besser eine Laus im Kraut als gar keinen Speck.

142. pèsər ə šteklə pryot äm sàk às ə mèiə ùf əm hyùt.
Besser ein Stückchen Brot in der Tasche als einen Strauss auf dem Hut.

143. pèsər ewəl kəretə às kyùt kəlofə.
Besser schlecht gefahren als gut gegangen.

144. pi filə hertə wùrt šláχt khiet.
Bei *vielen* Hirten wird schlecht gehütet.

145. pim patlə fərterpt mər net, àwər mər wùrt ùŋwàrt.
Beim Betteln verdirbt man nicht, aber man wird unbeliebt.

146. ryùwə sąį kyùt fer ti pyùwə.
Rüben sind gut für die Knaben.

147. s eš khè mèiə so kyùt, s šnéit äm hert nà ùf tə hyùt.
Es ist kein Mai so gut, es schneit dem Hirt noch auf den Hut.

148. s eš pèsər, mər nämt ə torn e s hys, às hyslit; mər khą nə nà wetər nyskheiə, wän ər èim näm kfält.
Es ist besser, man nimmt einen Dorn ins Haus als Mietleute; man kann ihn noch wieder hinauswerfen, wenn er einem nicht gefällt.

149. s hèt àləs si sàχ.
Es hat Alles Mass und Ziel.

150. s hèt nà nie khè wolf tə wąįtər kfrasə.
Es hat noch nie ein Wolf den Winter gefressen.

151. s hèt šù maṙ̦myol ə pleinər ə rosisə kfùṙ̦ə.	Es hat schon manchmal ein Blinder ein Hufeisen gefunden.
152. s khùmt khê ùṙ̦flyot ùf ti walt, ər wùrt ùfkətsó(kə).	Es kommt kein Vielfrass auf die Welt, er wird (als solcher) erzogen.
153. s kien fil kətùltjə[18] šyof e ą̈į[2] štàl.	Es gehen viele geduldige Schafe in *einen* Stall.
154. so làṙ̦ às ti warə fór jèrjətâ wíkə, mien sə nyohár nà wetər šwíkə.[19]	So lange die Werren vor Georgstag (23. April) schreien, so lange müssen sie nachher noch wieder stille sein.
155. sùnəplek màχt tə ráiə tek	Sonnenblick macht den Regen dick.
156. s wùrt fä tər khelp kərèt, pets (às) sə khùmt.	Es wird von der Kirchweih geredet, bis (dass) sie kommt.
157. tár, wù-n-əm si sàχ lost namə, eš sə lietərli às tár, wù s əm nämt.	Der, welcher sich sein Eigentum lässt nehmen, ist so schlecht als der, welcher es ihm nimmt.
158. tər èršt khoif eš tər pèšt.	Der erste Kauf ist der Beste.
159. tər hyoχmyùt[20] eš àlmaṙ̦ (s khâ ə ietər[7] tərfą̈ namə, sə fil às ər wel).	Der Hochmut ist herrenlos (Gemeindegut) (es kann ein jeder davon nehmen, so viel er will).
160. tər màn khą̂ net met ros ù wâkə ərtsyù fierə, wàs ti froi äm fertə fùrt trèit.	Der Mann kann nicht mit Pferd und Wagen herzuführen, was die Frau in der Schürze fortträgt.
161. tər pèšt hátəl[21] eš nit[1] nùts.	Der beste Streit ist nichts nütze.
162. tər poim fält net fàm èrštə štrèiχ.	Der Baum fällt nicht vom ersten Streich.
163. ti àltə khéi ką̧į ti meliχ, ù ti jùṙ̦ə hienər lèiə ti èiər.	Die alten Kühe geben die Milch, und die jungen Hühner legen die Eier.
164. ti krýs kièt à tə pùrnə, pets (às) sə fərheit.	Der Krug geht an den Brunnen, bis er zerbricht.
165. ti wèlf pisə änątər net.	Die Wölfe beissen einander nicht.
166. tsə nàχt sä̧į àli khàtsə šwàrts.	Nachts sind alle Katzen schwarz.

167. tsyù kyùt (si̥), eš ə štek fä tər lietərlikhèit, *oder*: tsyù kyùt eš o nit.[1]

Zu gut (sein) ist ein Stück von der Liederlichkeit; oder: zu gut ist auch nichts.

168. ùmkəkhièrt[22] eš o kfårə, (åwər net kråt).

Umgekehrt ist auch gefahren, (aber nicht gerade).

169. ùm s kalt pəkhùmt mər tsùkər.

Um das Geld bekommt man Zucker.

170. ùm s kalt šäŗt mər èim ə èsəl, ù met kəwålt haŗkt mər ə kèis åm wàtəl ùf.

Um das Geld schindet man einem einen Esel, und mit Gewalt hängt man eine Ziege am Schwanz auf.

171. wä' mər ewər èpər nit[1] wèis, mùs mər nämə[4] wårtə[17] pets (ås) sə wai̥ hóχtsit måχə.

Wenn man über jemand nichts weiss, muss man nur warten, bis er heiraten will («sie h. wollen»).

172. wä' mər fäm wolf rèt, eš ər wit ètər nyot.

Wenn man vom Wolf redet, ist er weit oder nahe.

173. wä' mər wel hóχtsit måχə, mùs mər érə tswèi sḁ̈.

Wenn man heiraten will, muss man zu zweien sein.

174. wän èinər khátsəmeliχ ksókə hèt, khḁ̊-n-ər s mýsə net losə.

Wenn einer Katzenmilch gesogen hat, kann er das Mausen nicht lassen.

175. wän ə pår änḁ̊tər fórnamə, sə khùmt èinər mäm hamp tərfḁ̊, ù tər ḁ̊tər mùs nàtik loifə.

Wenn zwei einander vor das Gericht nehmen, so kommt einer mit dem Hemd davon, und der andere muss nackend gehen.

176. wän s loip ùf tə pari tsamə khùmt, ket s ùŗwatər.

Wenn das Laub auf den Bergen zusammen kommt (von beiden Seiten des Berges vordringend, den Gipfel erreicht), gibt es Unwetter.

177. wän s tùŗərt ùf ti plùtə heršt, fårə ti malkər [*oder* khùmt s fé] špyot ùf ti feršt.

Wenn es donnert auf die kahlen Sträucher, fahren die Melker [kommt das Vieh] spät auf die Firste.

178. wän tər khopf əwak eš, hèt s fétlə firyowə.[23]

Wenn der Kopf weg ist, hat das Hinterteil Feierabend.

179. wän tər pår åm lieχtmas ti sùn ərplekt, mùs ər nå wetər sèks wùχə e s loχ.

Wenn der Bär an Lichtmess (2. Febr.) die Sonne erblickt, muss er noch wieder sechs Wochen ins Loch.

180. wän tər patlər ùf s ros khùmt, rit ər hièχər[24] ås tər hèr.

Wenn der Bettler auf das Pferd kommt, reitet er höher als der Vornehme.

181. wän ti myos fol eš, loift sə ewər.

Wann die Mass voll ist, läuft sie über.

182. wän tswèi wiwər tsamə khùmə, eš èin tsə fil.

Wenn zwei Frauen (in *einer* Haushaltung) zusammen kommen, ist eine zu viel.

183. wås e tər kšwäntə [*oder* il] kšét, hèt èinə låη tərwil tsə rùiə.

Was in der Eile geschieht, hat man lange Zeit zu bereuen.

184. wås mər å èim ort šit, fäηt mər åm ą̊tərə.

Was man an dem einen Orte scheut, findet man am andern.

185. wås mər eš, wèis mər, åwər, wås mər wårə khą̊, net.

Was man ist, weiss man, aber was man werden kann, nicht.

186. wås mər khą̊ pår pətsålə, eš net tsə tir.

Was man kann bar bezahlen, ist nicht zu teuer.

187. wås påtə èinə ti fèrtəls, wä' mər sə net pryχt?

Was helfen einem die Kunstgriffe, wenn man sie nicht gebraucht?

188. wås tər mån mùs met ros ù wåkə ərtsyù fierə, khą̊ ti froi mäm khoχlèfəl fərierə.

Was der Mann mit Pferd und Wagen herzufahren muss, kann die Frau mit dem Kochlöffel zerrühren.

189. wèr åm nåtštə åm fir eš, wèrmt si.

Wer am Nächsten am Feuer ist, wärmt sich.

190. wèr e niemə trùit, e tam eš o net tsə trùiə.

Wer niemand traut, dem ist auch nicht zu trauen.

191. wèr fil ą̊fäηt, hèt fil ystsəmåχə.

Wer viel anfängt, hat viel auszumachen.

192. wèr khè kətåηkə hèt, hèt fies.

Wer keine Gedanken hat, hat Füsse. (Wer zerstreut ist, macht zwei Gänge für einen.)

193. wèr khólə pränt, wùrt šwårts.

Wer Kohlen brennt, wird schwarz.

194. wèr räη kloit, wùrt räη pšesə [*oder* ą̊kšmiert].

Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.

195. wèr nit wyokt,[23] kəwänt nit.[1]

Wer nichts wagt, gewinnt nichts.

196. wêr si wêis tsə kšekə, hèt àləwil tsə pekə.

Wer sich zu benehmen weiss, hat immer zu picken (naschen) (hats immer gut).

197. wêr ti hárt ą̂nämt, mùs ə hietə.

Wer die Herde annimmt, muss sie hüten.

198. wù kənyù eš, tsètəlt mər äm hų̀t pfafər ùf ti sùp, ù špretst ti štù met èl.

Wo genug ist, streut man dem Hund Pfeffer auf die Suppe, und spritzt die Stube mit Oel.

199. wù roiχ eš, eš fir.

Wo Rauch ist, ist Feuer.

200. wùrt mər àlt we khyù, lièrt mər èwə hàlwər[s]tsyù.

Wird man alt wie eine Kuh, lernt man eben kaum genügend.

201. ys əmə fùŋkə màχt mər ə fir.

Aus einem Funken macht man ein Feuer.

Anmerkungen (Abweichungen der Sulzerer Mundart): [1] nits. [2] äi. [3] tsênə. [4] nùmə. [5] lyəkənə. [6] nùiə pásə fáiə wùwəl, àwər ti àltə wesə ti weŋkəl wùwəl. [7] *so oder auch* jêtə, *nom.* jêtər. [8] prêtikə. [9] frókə. [10] nùwə. [11] wie-n-ə. [12] krowər. [13] tsê. [14] hat. [15] fäisikə (fäisiki) fäil. [16] foil. [17] wârtə. [18] kətùltiki. [19] so làŋ às ti warə fór jèrjətâ šreiə, mien sə nùwəhár nà wetər štel sé (wíkə und š wíkə sonst ungebräuchlich). [20] hóχmyət. [21] haitəl. [22] ùmkəkhêrt. [23] firówə. [24] hêχər. [25] wókt.

XV.

Zum Elsässischen Idiotikon.

Das Wörterbuch der elsässischen Mundarten, zu dessen Herstellung wir im Jahrbuche des Vogesenclubs für 1887 aufforderten und über dessen Plan der inzwischen verstorbene Dr. Mankel in der allgemeinen Sitzung desselben Jahres einen trefflichen Vortrag gehalten hat, darf jetzt durch die Fürsorge Sr. Excellenz des Herrn Staatssekretärs v. Puttkamer auf die Unterstützung des Landesverwaltung rechnen. Am 6. März d. J. beschloss der Landesausschuss diesem Wörterbuch eine Summe von 2000 Mark, zunächst für dieses Jahr zuzuwenden, wovon nach dem Antrag der Herausgeber, des Herrn Reallehrers H. Lienhart und des Unterzeichneten, die Hälfte wesentlich zur Entschädigung der beim Stoffsammeln sich Beteiligenden bestimmt ist. Wir arbeiteten eine «Anleitung zum Stoffsammeln» aus, wovon Exemplare jederzeit, ebenso wie Musterzettel, bei uns zu Gebote stehen sollen; ich hielt am 16. März im Volksbildungsverein zu Strassburg einen Vortrag über das Unternehmen, welcher in der «Strassburger Post» vom 23. März zum Abdruck kam; ich empfahl die Beteiligung daran in der Allgemeinen Versammlung des Unterelsässischen Lehrertags am 16. Mai. Herr Lienhart besprach das Werk in den «Neuesten Nachrichten» vom 6. und 9. Mai. Wir hoffen, noch öfter in diesem Jahrbuch auf die Angelegenheit zurückkommen zu dürfen und wünschen, dass die von vielen Seiten uns bereits ausgesprochene und bethätigte Teilnahme sich fernerhin erhalten und noch weiter verbreiten möge.

E. Martin.

Unseren Mitarbeitern mögen die folgenden **Beispiele** zeigen, wie die Zettel für die Sammlungen auszufüllen sind. Der Schreibung des mundartlichen Wortes nach der gewöhnlichen Art ist die nach Kräuters System in eckigen Klammern beigefügt. Die Abkürzungen sind die allgemein üblichen : m. = masculinum, f. = femininum u. s. w. Rda. = Redensart.

Die Beispiele sind teils aus der Zornthaler Mundart entnommen (Z., von Herrn Lienhart beigesteuert), teils aus der strassburgischen (Str.), und im letzteren Fall meist aus Arnolds «Pfingstmontag». Die Zahlen weisen dann auf Aufzug und Auftritt.

Geere [Kérə] Schoss

m. 1. Schoss: sitz m'r uf de Geere [sets mər ùf tə Kérə] setz dich auf meinen Schoss; juu, dem schiszt merr in de Geere [jù, tèm šìst mər en tə Kérə]. 2. Schossstück, welches vorn in einen Frauenrock eingesetzt wird, wenn der vorhandene Stoff nicht ausreicht ; da die betreffende Stelle durch die Schürze verdeckt wird, kann dasselbe auch andersfarbig sein als der Rock selber ; ich hab m'r e nöüe Geere in d'Kutt gsetzt [eχ hàp mər ə nœyə Kérə en t Khùt ksètst]. Z.

Letzel [Lètsəl] Alpdrücken

n. Alpdrücken, nach der Vorstellung des Volkes eine unsichtbare Hexe ; 's Letzel süft am, an ere [s Lètsəl syft àm, ànərə] ; das Letzel säuft an ihm, an ihr, wie der Säugling an der Brust der Mutter. Um dasselbe zu vertreiben, wird von einer zweiten Person ein über ein brennendes Licht gestellter Topf abgehoben ; sowie es im Zimmer hell wird, verschwindet das Letzel. Die Mädchen legen ihre Kunkel, die Knaben eine Peitsche an das Fussende des Bettes, um das Letzel fern zu halten, und den kleinen Kindern, die sich nicht selbst zur Wehr setzen können, werden Teile ihrer eigenen Exkremente auf die Brustwarzen gebunden, damit das Letzel sie nicht plagt. — Dieser Aberglaube ist noch sehr verbreitet. Z.

Nas [Nàs] Nase

f. pl. d'Nase-n- 3, 4 ; dim. Näsel [s Næ̀səl]. d Nas in ales stecke 1, 4 ; d Nas zue hoch traaue 3, 4. Synonyma : Schmecker 3, 4 ; Klowe, Löschhorn u. a. s. Pfm. 3, 4. Str.

bleed [plét] blöde

Adj., Komp. bleeder [plétər], Superl. bleedscht [plétšt] 1. von schwacher Gesundheit, zu Krankheiten geneigt, kränklich :

er het e bleedi Nadüür, er isch allewil halwer krank [ər hèt ə pléti Natýr, ər eš àləwil hàlwər kránk]; nit bleed sin [nit plét sen] den Mut haben, dreist sein: der het wohl Zärz, er isch nit su bleed [tèr hèt wòl Tsarts, ər eš nit sù plét; 2. übtr. abgenutzt, fadenscheinig, von Kleidern: e-n-alts bleeds Hämd [ə-n-àlts pléts Hamt]; e bleeder Ellebaüe [ə plétər Èləpœyə]; d Strümpf wäre onfanges bleed am Fäärschte [t 'Strempf wárə ófăŋəs plét àm Fáršte].

grei [kræi] bestimmt

Adv. bestimmt, deutlich, genau, für den Gehörsinn: merr heerts su grei lite, 's git bal Rääjə [mər hért s sù kræi litə, s ket pàl Ráiə] man hört's so deutlich läuten, es gibt bald Regen; d'r Isebohn pfift su grei [tər Isəpôn pfift sù kræi]; I main, die Gutsche kumme, merr heert's gerait (Pfingstm. 5, 5).

griddi [kriti] gierig

Adj. und besonders Adv. g. d'Händ gedrukt 5, 4; so g. s. versesse 2, 4 (auf einen Bräutigam) 3, 1 (auf einen Bruder, Bratenwender). Meist mit essen und trinken verbunden, insbes. bei Tieren. Vgl. Strassb. Stud. 1, 381. Str.

lang [làŋ] lang

Adj., Komp. länger [laŋər], Superl. längscht [laŋšt] 1. lang: langi Zit han [làŋi Tsit hàn], sich langweilen, Langeweile haben; langi Zehn [làŋi Tsên], stumpfe Zähne, nach dem Genuss von unreifem Obst oder sauren Flüssigkeiten; aim langi Zehn mache [æ̀m làŋi Tsén màχə] in jemand Lust und Begierde nach etwas erwecken durch Wort oder Beispiel; wer lang het, luszt lang hängke [wèr làŋ hèt, lùst làŋ haŋkə]; wer lang fraoüt, geht lang irr [wèr làŋ frœ̀yt, ket làŋ er]; alle Vater unsers lang [àlə Fàtər ùnsərs làŋ], in kurzen Zwischenpausen; dü solsch de längschte han [ty sòlš tə laŋštə hàn] du sollst meinetwegen Recht haben. 2. Füllwort; noch so sehr: dü kansch mir lang bable [ty khànš mer làŋ pàplə schwatzen]. — Zss. langläächt [làŋ-láχt] länglich. — Subst. e Gelangs un e Gebreits mache [ə Kəlàŋs ùn ə Kəpræ̀its màχə] recht umständlich über etwas sprechen, unnötigerweise in die Breite ziehen.

Z.

brüche [pryχə] brauchen

Ind. ich brüch [eχ pryχ], dü brüchsch [ty pryχš], er brücht [ər pryχt], mir brüche [mər pryχə]; Konj. bricht [priχt]; Part. gebrücht [kəpryχt]. 1. brauchen, gebrauchen, nötig

haben: wü veel brüchsch [wy fél pryχš]? disz brücht si nit [tes pryχt si nit] das ist nicht nötig; dü hätsch nit brichte kumme [ty hatš nit priχtə khùmə] du hättest nicht kommen brauchen; 2. Arznei nehmen, Heilung suchen: er brücht schun lang derfür, awer es hilft nix [ər pryχt šùn làṅ tərfer, àwər s helft niks]; es luszt si brüche derfür [s lùst si pryχə tərfer] es, das Mädchen, die Frau, lässt sich brauchen dafür, gebraucht Geheimmittel. Z.

genn [kà·n] geben

Ind. ich gip (gi), du gisch (gibsch), er git; mer genn [haa genn]. gäp, (gäw, gäbt). Was het er genn derfor 3, 1. Almuese g. 3, 1. d Hand g. 2, 2. e Schmizzel g. 1, 1. Tritt g. 4, 5. Lehrgäld gän 2, 7. Bech g. ausreissen 4, 1. recht g. 2, 6. e Dochter g. 2, 2. 's Jowort g. 2, 3. aacht g. uf 1, 1. sich Müej g. 1, 2. verursachen: ier genn mir viel ze schaffe 1, 4. hervorbringen: git Fyer 2, 1. dis git e rechti Hatz 2, 3. sol ebs e Hoke g. werden 4, 1. vorhanden sein: s gitt in ganz Sachse ken Maidel so wie du 1, 1. s gitt alegelde ze lehre 1, 8. Composita: Geld usgenn 2, 1. her g. 3, 1. furt g. 2, 1. Rda.: guet g. 1, 8: Lob einer Rede. was gist was hest: aus allen Kräften 1, 8. Str.

fra [frà], vorab, vor allem, besonders, sogar

Adv. fra noch dgscheide Lyt 1, 4. er macht eim fra jo's Lewe noch verlaid 1, 5. un fra e gspickter Haas 3, 1. am Fassnacht fra 4, 5. Str.

Einige **mundartliche Kleinigkeiten,** welche teilweise im Idiotikon Berücksichtigung finden werden, mögen sich hier anreihen.

Zunächst ein paar Sprichwörter, die ich mich nicht erinnere, schon gedruckt gesehen zu haben. Die Wendung: *'s wœr alles erœcht, wann numme dr link Arm nit wœr,* gebrauchte hier in Strassburg Jemand offenbar um weiteren Auseinandersetzungen auszuweichen, da er die gegen ihn vorgebrachten Gründe nicht widerlegen wollte oder konnte. — Sprichwörter, die an bestimmte Personen, Ereignisse u. ä. anknüpfen, erhalten sich oft lange nachher. *Du hesch* (oder *er, sie hett*) *e Sack wie die Dambäche,* wird scherzweise zu oder von Jemand gesagt, der aus seiner Tasche überraschend viel herauszieht. Die hier angeführte Frau war eine Diebin, die im Münster ihr Handwerk ausgeübt hatte. Sie ist gewiss auch gemeint in E. Stöbers «Daniel oder der Strassburger»: 1. Aufzug,

10. Auftritt: *merr hett gmeint d'Dambäche unn der Garde-Daviddel briele-n-e Duo mit nander;* wozu in der Wörtererklärung bemerkt ist: *Dambäche*, eine Verrückte, die in stetem Hader mit den Strassenjungen lebte. — Unerklärt ist noch der Ursprung der altstrassburgischen Redensart: *Gut Nacht, Spittelgässel, dich hett er:* sie besagt, dass Jemand verloren ist, sei es, dass er mit seinem Vermögen oder mit seiner Gesundheit zu Ende ist.

Man bezeichnet als Volksetymologie die missbräuchliche Anlehnung fremder Wörter an deutsche Stämme. Dazu musste gerade im Elsass das Eindringen französischer Ausdrücke vielfach Gelegenheit bieten: *Ponts couverts* wurde bekanntlich in *Bunggewehr* umgewandelt u. ä. Als eine verbreitete Verdrehung dieser Art wurde mir genannt: *Keschtebank* (Kastanienbank) für *Caisse d'Epargne*, Sparkasse. Noch drolliger, aber freilich wohl individuell, war der Name, der in einem Krankenhause von einem dienenden Mädchen dem *calorifère* gegeben wurde: *Kanonepferd.*

Aug. Stöbers «Elsässisches Volksbüchlein», 2. Aufl., Mülhausen 1859, bringt unter Nr. 216 eine Redensart, die nicht leicht in ihrer Anwendung verstanden werden möchte: *[E] Düb isch e Vieh!* Die Redensart wird oder wurde in folgender Weise verwendet. Ein Kind sagt zum andern: *Dü bisch e Vieh*, d. h. du bist ein Tier; wenn nun dieses sich beklagt, dass es gescholten worden sei, deutet das erste das Gesagte ganz harmlos, indem es unvermerkt den bestimmten Artikel vorschiebt: *D' Düb isch e Vieh*, «die Taube ist ein Tier». Natürlich beruht diese Neckerei darauf, dass die Wörter im Satze nicht getrennt gesprochen werden, sondern unter sich zusammenhängend, so dass ein Buchstabe bald zum vorhergehenden, bald zum folgenden gezogen werden kann.

Zu Stöbers schöner Sammlung lassen sich wohl noch Varianten und Nachträge beibringen. Zu Nr. 50 und dem Nachtrag S. 120 wird mir aus Dettweiler folgende Variante mitgeteilt. Man setzt ein Kind sich gegenüber und kitzelt es am Knie, wobei es nicht lachen darf. Dazu sagt man:

Hepfele, Hepfele-n-uf dem Dach,
wer schmollt oder lacht,
wer d'Zähn pfleckt
oder d'Zung rus streckt,
der mus e Pfand genn.

Dasselbe Spiel kennt man in Holland; s. J. van Vloten, Nederlandsche Baker- en Kinderrymen (Leiden), II., p. 24, Nr. 15.

Ein Liedchen, das bei Stöber 214 etwas anders lautet:

Hett i nit e Mann genumme,
wär i nit ins Elend kumme.
Goldige Ring, taffete Band
Haw i getraue-n-im leddige Stand.

Freundliche Mitteilung von anderer Seite gewährt mir folgende Stücke:

Zu Stöber 124 vgl.

Fidde, Fadde, Fingerhuet,
Stirbt der Bauer, isch nit guet.
Stirbt der Bauer also gleich,
Gehn d'Engele mit ins Himmelreich.
Mein Vater isch e Schnitzler,
Er schnitzelt mir e Bolz,
Da fahr i mit ins Holz,
Da fahr i mit ins grine Gras.
Sagt der Vater: was ist das?
Geht e Frau ins Hinerhisel,
Holt kleini Bibbeli erüs.
Bilz, Bolz, fahr ins Holz!
Kikeriki!

Zu Stöber 125 vgl.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, siwe, acht, nin.
Geh ins Gässel nin,
Im Gässel isch e Hüs,
Hinterm Hüs isch e Hof,
Hinterm Hof isch e Garte,
Im Garte steht e Baum,
Ufem Baum isch en Ast,
Ufem Ast isch e Blett,
Ufem Blett isch e Nest,
Im Nest isch e Pflüm.
Ufem Pflüm isch e Vöjel,
Unterm Vöjel isch en Ei,
Im Ei isch e Dutter,
Im Dutter isch e Pflutter,
Im Pflutter isch e Has,
Der bisst dir (oder *euch,* den Zuhörenden) *in d'Nas.*

Stöber Nr. 67 wird als Abzähllied verwendet:

Eins zwei drei,
Bicke backe bei,
Bicke backe Hawermüs!
Gens gris (l. *gehn*) *barfüs.*

Barfüs gehn sie,
Hinter Ofe stehn sie.
Eins zwei drei,
Du bist am erste frei.

Das alles ist ja Kinderpoesie; wer aber weiss, wie sie unsere Kinder noch erfreut, und bedenkt, wie viele hundert Jahre die Kinder sich schon daran erfreut haben, wird ihr das bescheidene Plätzchen hier nicht missgönnen.

Als ein altstrassburger Scherzgespräch wurde mir folgendes überliefert:

Zwei Schiffische (von der Schifferzunft), *zwei Reisende*

Erster Sch. *Hans Dännel, mach de Wasserzoll uf!*
Zweiter Sch. *Häsch au Lit im Schiff?*
Erster Sch. *Jo.*
Zweiter Sch. *Was forichi?* (was für welche)
Erster Sch. *A Ditscher unn a Wälscher.*
Zweiter Sch. *Erüs Wälscher!*
Reisender. *Kommang?* (frz. Comment.)
Zweiter Sch. (der Gourmand, Vielfrass, versteht): *Sa mer nur nit lang Gurrmang, oder i schla dr eins ufs Latätel* (la tête), *das dr s' Fundament wackelt.*

Dorfpublicität.

Ein Volksscherz in ober-elsässischer Mundart.

Mitten in einem Dorfe am Gebirge bei Colmar ruft der Waïwel (Gemeinde-Diener) nach einem ertönenden Trommel-Wirbel mit kräftiger Stimme:

Der Harr Maar lässt bkannt mache dass a frammder Voïel (Vogel) in d'r Gmaïnn gsah isch wore unn hett sich in unsrem Bann versteckt. Er hett a spitzie Schnaawell, halli wissgali Faadre (Federn), lanngi Fleïel, a braïter Wattell (Schwanz), a schwarz Dipfle unn a kleïn Strissell uf'm Kopf. Wi (weil) der Voïel a verdachti Üsssah hett, kennt er d'Gmaïn schaade; drum selle jetz alli Birrier süche un süche länn unter dä Dacher, in de Schüre (Scheunen), Schepf, Trotthüsser, Gartle, Falter, Rawe, Baumstickle, an de Zünne unn in de Waldle eb er nitt ze finde isch, lüge eb er nitt a Nesst gmacht edder in a hole Baum gschluppft, unn der ne gsa hett, sell gli uff d'Mareri geh unn ess anzaïge dass mer ne gli fangt.

(Endigt mit einem kurzen, raschen Trommelwirbel.)

XVI.

Volkstümliche Feste, Sitten und Gebräuche im Elsass. 1890.

Mitgeteilt von

Bruno Stehle.

Nachstehende Beiträge haben meine Schüler an Ort und Stelle gesammelt und grösstenteils nach Mitteilung alter Leute wörtlich aufgezeichnet.

Advent.

Friesen (Kreis Altkirch). — Wenn sich in der Adventszeit Duft an die Bäume ansetzt, so hofft man im nächsten Jahre auf einen reichen Obstsegen.

Kaltenhausen (Kreis Hagenau). — Während der Adventszeit war jeden Donnerstag «Schlempelnacht». Die jungen Leute warfen Korn oder Welschkorn an die Fenster. Am letzten Donnerstag im Advent aber nahmen sie Ofenröhren, Eisenhäfen, überhaupt alles, womit sie Lärm machen konnten, gingen vor ein Haus und lärmten hier. Einer stellte sich mit einem Lappen, den er im Schmutz herumgezogen hatte, nahe an das Fenster. Schaute jemand zum Fenster heraus, so schlug er ihm den Lappen ins Gesicht.

Weihnachten.

Friesen (Kreis Altkirch). — Am 24. Dezember herrscht die Sitte, die Bäume mit Stroh zu umwickeln, wenn um 3 Uhr alle Glocken

geläutet werden. Man glaubt dann, eine reiche Obsternte zu bekommen.

Lautenbach-Zell (Kreis Gebweiler). — Man glaubt fest, dass es viel Obst gibt, wenn am Weihnachtsabend der Wind bläst.

Baldersheim (Kreis Mülhausen). — In früheren Zeiten ging zur Weihnachtszeit der Lehrer des Dorfes in allen Häusern umher. In der einen Hand hatte er ein Gefäss mit Weihwasser, mit dem er die Häuser segnete. In der anderen hatte er eine Büchse, in die er die Geldspenden legte.

Niedersept (Kreis Altkirch). — Früher ging an Weihnachten der Pfarrer mit dem Lehrer von Haus zu Haus, und es wurde Weihwasser ausgesprengt mit den Worten:

Heiliwo,[1]
Gottes Gob (Gab);
Glück ins Hüs (Haus),
Unglück drüs (draus).

Roppentzweiler (Kreis Altkirch). — Bis zum Jahre 1870 bestand in Roppentzweiler und der Umgebung die Sitte, dass man am Tage vor Weihnachten ‚Heiliwog' läutete. Der Pfarrer weihte während dieser Zeit Weihwasser, «Heiliwogtaufe»[2] genannt. Mit diesem geweihten Wasser segnete hernach der Pfarrer die Häuser, um sie vor Unglück und bösen Menschen zu schützen. Dabei sprach er:

«Heiliwog
Gottisgob
Gleck ins Hüs
Un Ungleck drüss.»

Während es läutete, banden die Bauern Strohbänder um die Bäume. Sie glaubten nämlich, dass sie dadurch mehr Früchte tragen würden.

Mit dieser Heiliwogtaufe segnete man bei einer Hochzeit das Bett der Neuvermählten.

Münchhausen (Kreis Gebweiler). — Mitten in der heil. Nacht wird Wasser geschöpft und als Weihwasser aufbewahrt. Früher wurde die heil. Wog ausgeteilt. Der Lehrer ging mit einem Diener von Haus zu Haus, besprengte Wohnung und Stallung mit dem heil. Wog und erhielt von jeder Familie einen Groschen.

Niedersept (Kreis Altkirch). — Wenn es am Tage vor Weihnachten Feierabend läutet, werden die Bäume mit Strohkränzen umwunden und dabei die drei höchsten Namen ausgesprochen. Die Bäume sollen dann nächstes Jahr mehr Früchte tragen.

---

[1] So viel als heilige Woge. Wac mittelhochdeutsch = bewegtes, wogendes Wasser, also heiliges Wasser, Weihwasser. Statt Heiliwo wird in manchen Gemeinden Heiliwog gesagt. Aus diesem Worte geht auch das hohe Alter des Spruches und des Gebrauches hervor.

[2] Das am Tage vor Ostern geweihte Wasser heisst in meiner Heimat «der Ostertauf.»

Niedersept (Kreis Altkirch). — Wem etwas gestohlen worden ist, der sehe sich während des Gloria in der Mitternachtsmesse um, und der Dieb erscheint ihm umgekehrt.

Ammerschweier (Kreis Rappoltsweiler). — Am Weihnachtsabend sollen Hexen und böse Geister keine Gewalt haben.

Münchhausen (Kreis Gebweiler). — In der Weihnacht um Mitternacht können die Tiere sprechen; doch darf man sie nicht belauschen, sonst wird man für seinen Vorwitz bestraft, wie eine Geschichte aus Münchhausen beweist. Ein Meister hörte einst dem Gespräch seiner Pferde zu und vernahm zu seinem Schrecken, wie das eine zum andern sagte: «Morgen werde ich meinen Herrn zu Grabe tragen.» In seinem Zorn ergriff der Meister einen Stock, um das Pferd zu schlagen. Dieses gab ihm aber einen Tritt, und der Meister war tot. (Vergl. III. Jahrg. 1887 S. 132, Mittelbronn.)
Wenn man Nachts 12 Uhr während des Hochamtes beim Läuten der Wandlung die Kirche verlässt, so sieht man die Toten, welche prozessionsweise die Kirche umziehen.

Wittelsheim (Kreis Thann). — Mittel, dass die Hühner die Eier nicht verlegen: Bevor man in der Christnacht zur Messe geht, füttert man den Kühen Gerstenstroh. Nach der Messe hebt man das übriggebliebene Stroh auf und bereitet den Hühnern Nester daraus; so verlegt keine mehr.

Ammerschweier (Kreis Rappoltsweiler). — Die heil Nacht heisst hier auch Sperrnacht, weil abends 10 Uhr das Spinnrädchen gesperrt wird.

Dammerkirch (Kreis Altkirch). — In der heil. Nacht wird das ganze Haus ausgekehrt und gescheuert; denn ein Sprichwort sagt:

Lost me ewer Wienachte der alte Drack,
So bringt me ihn im neue Johr nimme ewack.

Hattstadt (Kreis Gebweiler). — Beim Beginn der Mitternachtsmesse wird in einer Flasche Wein auf den Tisch gestellt. Wenn derselbe während der Wandlung stark schäumt, gibt es ein gutes Weinjahr.

Rappoltsweiler. — Sobald die Glocken zur Christmesse läuten, pflegt man gewärmten Wein in die Weinfässer und auch in das Essigfass zu schütten. Auch wird in dieser Nacht das Vieh gefüttert.

Niedersept (Kreis Altkirch). — Der Wind, welcher zwischen 11 und 12 Uhr am Weihnachtsabend weht, ist während des nächsten Jahres der vorherrschende.

Lautenbach-Zell (Kreis Gebweiler). — Am Weihnachtsabend kam früher Kirschsuppe auf den Tisch; dazu ass man Kuchen. In den grossen Kachelofen steckte man einen sehr grossen knorrigen Holzblock, den sogenannten Weihnachtsklotz. Dieser sollte das Zimmer recht erwärmen, damit das Christkind nicht friere. Die Ueberreste dieses Klotzes wurden sorgsam aufbewahrt und bei schweren Gewittern in den Ofen gelegt. Man glaubte auch, dass in der heil Nacht das Vieh sprechen könne. Oft legte man sich in die Krippe, um den Gesprächen zu lauschen.

In der heil. Nacht glaubten die Jungfrauen erfahren zu können, welchen Mann sie bekommen würden. Sie mussten fünf Vaterunser beten und dann bei einer Witwe einen Apfel holen. Diesen Apfel schnitten sie in vier Teile. Gingen sie dann zu Bette, so wurde der Apfel verspeist. Darauf verfielen die Heiratslustigen in einen sanften Schlaf und sahen dann in einem Traumgesicht ihren zukünftigen Mann.

Ammerschweier (Kreis Rappoltsweiler). — Von 10 Uhr bis 12 Uhr liest man in heil. Büchern; es werden drei Rosenkränze gebetet. Um 11 Uhr wird mit allen Glocken geläutet, was man das «Schreckeläuten» nennt. Wenn es geläutet hat, schüttet man Wein ins Essigfass; man stellt eine Jerichorose in's Weihwasser; blüht dieselbe schön, so schliesst man daraus auf ein gutes Jahr. Früher fütterte und tränkte man um 12 Uhr das Vieh; man holte Wasser in die Küche. Auch sucht man das Wetter des kommenden Jahres an diesem Abend durch 12 Zwiebelschalen zu erraten. Wie die 12 Tage nach Weihnachten sind, so sind die 12 Monate des kommenden Jahres. Man nennt jene Tage Loostage.

Niedersept (Kreis Altkirch). — Eine Frau, die bis zum Weihnachtsabend nicht neun Stränge Garn gesponnen hat, wird von der Hechelfrau geholt, und die Mäuse fressen das Garn.

Johannesminne.

Friesen (Kreis Altkirch). — In Friesen wird am Stephanstag der sog. Stephanswein geweiht und ausgeteilt mit den Worten: «Trinket die Stärke des heil. Stephanus und die Liebe des heil. Johannes». Früher wurde er an beiden Tagen, St. Stephan und Johannes, ausgeteilt, aber wegen der vielen Kosten wurde diese Sitte nur auf den Stephanstag beschränkt.

Sylvester.

Kreis Altkirch. — Wenn jemand am Sylvestertag die Maulwurfshaufen auf seinem Felde bricht, so soll er im folgenden Jahre keine auf seinem Felde haben.

Sylvesterabend.

Rappoltsweiler. — Sobald die Glocke die zwölfte Stunde schlägt, tritt die gesamte Polizei aus der Wachtstube heraus auf den Marktplatz und stellt sich in einem Kreis auf. Einer tritt vor und ruft die zwölfte Stunde:

Höret, liebe Bürger, was ich euch will sagen,
Die Glock hat zwölf geschlagen.
Lobet Gott, den Herrn!

Dann tritt ein anderer vor und singt das Neujahr an:

Das neue Jahr hat angefangen,
Das alte Jahr, das ist vergangen,
Das alte Jahr, das Gott uns gab,
Drum wünsch ich euch ein gutes Jahr.

Dann beglückwünschen sie sich gegenseitig. Die Nachtwächter machen darauf die Runde in der Stadt und verkünden die zwölfte Stunde und den Beginn des neuen Jahres.

Neujahrsgruss.

Friesen (Kreis Altkirch). — Ich wünsch ech ne glickhaftigs neies Johr, Gsundheit un ne langes Leben un nach diesem die ewige Seligkeit. Geb ech's Gott! Das isch das beste, was ich eich wünsche ka.

Antwort: «Ich wünsch ech o su viel».

Fastnacht.

Liebsdorf (Kreis Altkirch). — Es herrscht die Sitte, dass am Fastnachtstage die Leute zum Abendessen Schinken und «Schnetz» (gedörrte, in vier Teile geschnittene Aepfel und Birnen) kochen. Deshalb nennt man den Tag «Schnetzzischtig» (Schnitzdienstag).

Fastenzeit.

Liebsdorf (Kreis Altkirch). — Am ersten Fastensonntag gehen die Knaben im Dorfe herum und sammeln Holz- und Strohwellen. Dabei singen sie:

«Stangelswalle, Strau
Oder d'alte Hüsfrau!»

Die gesammelten Wellen werden auf eine Anhöhe geschafft. Hier wird bei einbrechender Dunkelheit ein grosses Feuer angezündet. Die Knaben schwingen brennende Fackeln und werfen brennende Holzscheiben den Berg hinunter.

Der 1. Fastentag.

Bischofsheim (Kreis Molsheim). — An diesem Sonntage war früher das Fest des Scheibenschiessens. Die Jünglinge des Dorfes begaben sich auf eine Bergwiese. Ein jeder war mit einem langen Stabe und vielen hölzernen Scheiben versehen, deren Durchmesser etwa 10 cm betrug, und in deren Mittelpunkt ein Loch war, um sie auf den Stab zu stecken. Weiter unten am Berge standen die Knaben, um die Scheiben aufzufangen und diese an die Jünglinge wieder zu verkaufen. Sobald ein Bursche die Scheibe fortschleuderte, sagte er folgenden Spruch:

«Schiebdi, Schiebdi Hos,
Hob's net gemocht,
Hob's doch gemocht;
Ich schläh's über d'Rhin,
S'kummt weder herin,
Ich schläh's in[1] Mechel und in Kathel
In's Kammerlädel n'in.»

Von den Burschen etwas entfernt standen die Mädchen und Frauen, um zu hören, welchen Mädchen Scheiben geschossen wurden.

---

[1] Hier sagte der Jüngling seinen und den Namen seiner Geliebten.

12

Fronfasten.

Bischofsheim (Kreis Molsheim). — An den Fronfasten durfte niemand die Wäsche reinigen; denn man sagte, das Fronfasten-Mütterlein ginge umher und sehe nach, wer das Verbot übertrete. Wen es antraf, den stellte es vor der ganzen Gemeinde zu Schanden, und er war das ganze Jahr hindurch unglücklich.

Ebenso durfte man am Mittwoch und Freitag die Ställe nicht reinigen und an diesen Tagen keinen Dünger auf die Aecker fahren, da er keine Wirkung habe. Es gibt jetzt noch Leute, welche dies beobachten

Charfreitag.

Osthausen (Kreis Erstein). — Mittel, um buntfarbige Hühner zu bekommen. — Viele Hausfrauen sammeln die Eier, welche die Hühner am Charfreitag legen, und geben sie einer Henne zum Ausbrüten. Die jungen Hühner bekommen dann ein buntes Federkleid. Die Farben wechseln von Jahr zu Jahr.

Niedersept (Kreis Altkirch) — Wenn ein am Charfreitag gelegtes Ei ausgebrütet wird, so verändert das Huhn jedes Jahr seine Farbe. Ebenso bringt ein am Charfreitag veredeltes Bäumchen jedes Jahr eine andere Obstart.

Banzenheim (Kreis Mülhausen). — Den Ostereiern wird eine zauberkräftige Wirkung zugeschrieben. Auch schützen die am Charreitag gelegten Eier vor Fieber. Wenn man die Charfreitageier einem Huhn zum Ausbrüten gibt, so erhalten die Federn dieser Hühner jedes Jahr eine andere Farbe.

Bitschweiler.(Kreis Thann). — Am Charfreitag lassen manche Bauern ihr Vieh fasten, denn sie glauben, es bleibe dadurch von Krankheiten verschont. Alte Leute klopfen am Charfreitag an die Obstbäume; aus dem Klange wollen sie schliessen, ob es viel Obst gibt oder nicht.

Ammerschweier (Kreis Rappoltsweiler.) — Wenn man am Charfreitag Bohnen steckt, gedeihen sie viel besser, als wenn das an irgend einem andern Tag geschieht.

Niedersept (Kreis Altkirch). — Am Charfreitag muss man den Essig und den Wein schütteln, sonst wird ersterer zu Wasser und letzterer zu Essig.

Charsamstag.

Liebsdorf (Kreis Altkirch). — Am Ostersamstag werden bei der Kirche Ueberreste von geweihten Gegenständen und zerfallenen Cruzifixen vom Kirchhofe verbrannt. Die Leute sagen: «Der ewige Jud wird verbrannt».

Ostern.

Niedersept (Kreis Altkirch). — An Ostern ist es Sitte, dass die Kinder bei ihren Taufpaten die Ostereier holen; kleineren Kindern werden sie wohl auch vom Osterhasen gelegt. Dann sagen sie folgenden Spruch:

«Wir wünsche Euch ein glückhaftiges Alleluja,
Die Ostereier wa mer ha (wollen wir haben),
D'schönste, wu dr heit (die schönsten, die Ihr habt),
S'megä staka, wu sie wei.» (Sie mögen stecken, wo sie wollen.)

Pfingsten.

Niedersept (Kreis Altkirch). — Am Pfingstmontag, Hirschmontag genannt, sind bekanntlich die Frauen Meister. Jetzt haben sie nur noch das Recht, den Männern die Mützen zu nehmen. Früher gingen sie am betreffenden Morgen in den Wald und hieben eine der schönsten Eichen an. Die Männer vollendeten das begonnene Werk, dann wurde der Baum verkauft.

Pfaffenheim (Kreis Gebweiler). — Der Pfingstpfliteri am Pfingstmontag in Pfaffenheim. — Am Pfingstmontag, am Nachkilbemontag, versammeln sich die militärpflichtigen Jünglinge zu Pferd als Ritter auf einem Platze vor dem Dorfe. Sie halten dann einen Ritt durch dasselbe und besichtigen den Röhrenbrunnen, in welchen der Pfingstpfliteri geworfen wird. Hierauf holen sie denselben ab. Der Pfingstpfliteri, ein Bursche, ist mit einem Kleide angethan, welches mit Schneckengehäusen bedeckt ist. Er sitzt auf einem Wagen, welcher von zwei Eseln gezogen wird. Unter dem Gelächter der ihm nachfolgenden Dorfjugend gelangt er zum Röhrenbrunnen. Hier angekommen, leert der Pfingstpfliteri auf das Wohl der zahlreichen fremden Zuschauer eine Flasche Wein. Alsdann richtet er an sie einige scherzhafte Fragen. Auf die Fragen eines der Ritter, welche den Brunnen umstehen, gibt er scherzhafte Antworten. Dann läuft der Pfingstpfliteri auf dem Brunnentrog herum. Ein Ritter gibt ihm einen Stoss und er fällt in den Brunnen. Alsdann wird er herausgezogen. Ein Ritter sagt zu ihm: «Du bist auswendig nass, du musst auch inwendig nass werden.» Er wird sodann genötigt, fleissig zu trinken. Dies geschieht dreimal. Alsdann sammeln die Ritter Geld, welches der Pfingstpfliteri bekommt.

Friesen (Kreis Altkirch). — Am Pfingstmontag bekleidete sich ein Knabe mit einem langen weissen Hemde und schwärzte sich das Gesicht. Man nannte ihn «Pfingstplüppel». Seine Begleiter sammelten dann in jedem Hause Eier, Mehl oder Butter und liessen in einem Wirtshaus oder in einem andern Hause eine Mahlzeit zubereiten. Bei dem Eiersammeln sangen sie folgendes Liedchen:

«Pfingstplüppel ho, ho,
Der Pfingstplüppel isch do,
Fliegt e Dibele übers Hüs,
Jungfrajele nämmet Eier üs,
Und wenn d' Ihr uns kene Eier wend gä,
So mag der Marder eich d'Hihner all nä;
Und wenn d' Ihr uns kene Anke[1] wend gä,
So soll eier Kuh kei Milch me gä;
Und wenn d' Ihr uns ke Mähl wend gä,
So mag der Müller eichs halbe nä.»

---

[1] Butter.

Am Pfingstsonntag schauen die Leute darauf, ob es an diesem Tage regnet. Wenn auch nur einige Regentropfen fallen, so deuten dies die Leute auf eine nasse Heuernte.

Am Pfingstsonntag Morgen wird den Zugtieren (Pferden, Kühen und Ochsen) an drei Stellen am Halse zu Ader gelassen. Man glaubt dann, das Vieh würde das Jahr hindurch von jeglicher Krankheit bewahrt bleiben.

Umzug am 1. Mai. — An diesem Tage wurde ein weiss gekleidetes Mädchen mit Frühlingsblumen und Laub ganz geschmückt. Das Laub war Buchenlaub, und je mehr solches an diesem Tage an den Bäumen war, desto grösser war die Freude. Das Mädchen stellte den Mai dar und wurde von zwei Begleiterinnen geführt, während die übrigen Mädchen hinterdrein einen Zug bildeten. So gings durchs ganze Dorf, von einem Haus zum andern. Vor jedem Haus wurde das unten stehende Mailied gesungen und die dafür erhaltenen Gaben in Empfang genommen (Eier, Butter, Milch, Mehl, Geld, etc.). Nachdem so allerlei Geschenke in Fülle gesammelt waren, wurde in dem Hause einer Festgenossin eine ländliche Mahlzeit bereitet, bestehend in Nudeln, Küchlein, Eiern u. s. w. Für das erhaltene Geld wurde Wein gekauft und getrunken. Nach dem Essen wurde oft noch getanzt und gesungen. An andern Orten wurde anstatt des Mädchens ein Baum geziert, der den Mai darstellte. Das Lied lautete folgendermassen:

Der Mai, [1] der kam vom grünen Wald herein,
So fahren der Mai und die Rosen.[2]
Wir heisse ihn frindli willkomme sein = (freundlich)
So fahren der Mai und die Rosen.
Der Mai hat in der Mitte 'ne Krumm,
So fahren der Mai und die Rosen.
Er dreiht sich dreimal um und um = (dreht)
So fahren der Mai und die Rosen.

Die mit Laub und Blumen geschmückten Jungfrauen tanzten, während sie das Mailied sangen, um den Maibaum bzw. die als solchen geschmückte Jungfrau herum. Bei den letzten zwei Versen musste die den Mai darstellende Jungfrau sich dreimal im Kreise drehen und Dank dabei sagen, die Mädchen aber sangen weiter:

Der Mai, der Mai, der lässt sich schwanke.
Er thut sich schön höflich bedanke.

Bei der folgenden Strophe nannten sie den Namen des Herrn und der Frau des Hauses, vor dem sie sangen. Z. B. heisst der Hausherr Peter, die Frau Anna:

---

[1] Der Mai ist das Mädchen oder auch der gezierte Baum.

[2] Dafür wurde als Kehrreim auch gesungen:

Fahr in d'r Mai! = (Fahr ein, Mai!)

Der Peter ka guet Schitele spalte = (Holzscheite);
Fahr in d'r Mai!
Die Anna ka guet Kichle bache = (Küchlein);
Fahr in d'r Mai!
Die Diele liege stubeslang;
Fahr in d'r Mai!
Die Anna hat ne schöne Gang;
Fahr in d'r Mai!

Das Lied wurde oft in die Länge gezogen, je nachdem die Mädchen besondere Wünsche hatten, z. B.:

Wenn d'r uns kei Geld wend gä,
So soll euch der Schelm die Beutel all nä.
Wenn d'r uns keine Eier wend gä,
So soll euch der Marder d'Hühner all nä.
Wenn d'r uns kei Salz wend gä,
So soll euch der Krämer s'Gwicht nimme gä
Wenn d'r uns kei Mehl wend gä,
So soll euch der Acker kei Korn mehr gä.
Wenn d'r uns kei Anke (Butter) wend gä,
So soll Euch d'Kuh kei Milch mehr gä!
[: So fahren der Mai und die Rosen! :]
oder
Fahr in d'r Mai!

Frohnleichnamsfest.

Friesen (Kreis Altkirch). — Am Frohnleichnamsfest achten die Leute besonders darauf, wie die gestreuten Blumen dörren; denn auch das Heu fällt gut oder schlecht aus, je nach dem Dürrwerden dieser Blumen.

Johannistag, 24. Juni.

Hattstatt (Kreis Gebweiler). — An diesem Feste versammeln sich die Knaben nach dem Nachmittagsunterrichte. Jeder von ihnen trägt einen Besen, welcher mit Hobelspänen ausgestopft ist. Dann sammeln sie im ganzen Dorfe Holz; dabei rufen sie vor den Häusern:

«St. Johannesfeuer!
Leut', gebt was zur Feier.
Glück ins Haus und's Unglück raus
Und ein Schittle Holz heraus»

Das gesammelte Holz wird auf einem freien Platze vor dem Dorfe aufgetürmt. Unterdessen ist es Abend geworden; das ganze Dorf versammelt sich draussen. Der Holzhaufen wird angezündet. Zu gleicher Zeit zünden auch die Knaben ihre Besen an, und unter Jubeln springen sie um das Feuer. Ist dasselbe bald erlöscht, so springen die herzhaften Burschen über dasselbe. Fröhlich begibt sich alt und jung darauf nach Hause.

Bedeutungsvolle Tage.

Oberbruck (Kreis Thann). — An dem Platze, wo am Feste des heil. Abdon Farnkräuter ausgerissen werden, wachsen nie mehr Farnkräuter.

Am 8. Dezember, am sogenannten «Frauentag», wird Schneewasser in Flaschen geschüttet. Brandwunden, die mit diesem Wasser benetzt werden, heilen rasch und ohne Schmerzen.

Kaiser Heinrich will an seinem Gedenktage (15. Juli) drei Tote haben: einen Ertrunkenen, einen Herabgestürzten und einen Verbrannten. Darum geht an diesem Tage niemand baden, der Landmann steigt nicht auf seinen Kirschbaum, um Kirschen zu pflücken, und die Köchin tritt nicht so nahe ans Küchenfeuer wie gewöhnlich.

Wer am Feste des heil. Laurentius (10. August) an irgend einem Orte die Erde aufgräbt, der findet sicherlich Holzkohlen

Die Andreasnacht, 30. November.

Bischofsheim (Kreis Molsheim). — Genau um 12 Uhr in dieser Nacht leuchtet auf jedem Kreuzweg im Dorfe ein kleines Lichtlein auf. Wer in dieser Zeit auf ein solches Lichtlein tritt, zu dem kommt ein Männlein und bringt ihm so viel Geld, als er tragen kann, wenn er ihm auf seine Fragen keine Antwort gibt.

24 Dezember. (Adam und Eva).

Friesen (Kreis Altkirch). — In der Weihnacht darf man vor der Mitternachtsmesse keinen Apfel und keine Birne essen, weil an diesem Tage (24. Dezember) Adam und Eva sündigten Wenn man ässe, bekäme man Auswüchse, Geschwüre oder Kröpfe.

Ernte.

Friesen (Kreis Altkirch). — Bei Schluss der Ernte lassen die Leute auf dem letzten Acker ein kleines Büschel Aehren stehen. Alsdann knien sämtliche Schnitter um dasselbe und beten fünf Vaterunser. Dann schneidet die jüngste Schnitterin im Namen der drei göttlichen Personen das Büschel ab, bindet dasselbe zusammen und stellt es in der Wohnstube hinter dem Kruzifix auf, wo es das ganze Jahr bis zur kommenden Ernte verbleibt. Dieses Büschel wird «Glückshäufele» genannt, wahrscheinlich darum, weil oft vom Hausherrn Geld in dasselbe gelegt wird, und dasselbe der Schnitterin, die häufig noch im Kindesalter steht, als Geschenk gegeben wird, mit dem Bemerken, Gott habe das Geld während des Betens hineingelegt.

Hochzeit.

Niedersept (Kreis Altkirch). — Wenn ein Mädchen einen Auswärtigen heiratet und abgeholt wird, so haben die Burschen von über 20 Jahr das Recht zu spannen. Vor dem Dorfe wird ein farbiges Band quer über die Strasse gespannt. Wenn der Zug kommt, so muss er anhalten und wird erst dann durchgelassen, wenn die Burschen

mit Geld befriedigt sind. Ist das Geschenk reichlich, so werden Wagen und Pferde mit Bändern und Blumen geschmückt. Genügt aber das Geschenk nicht, so wird weiter vorn eine Kette gespannt und durch allerlei Hindernisse der Weg gesperrt; oder es wird mit Besen hinter dem Wagen her gekehrt, um anzudeuten, dass mit der Braut auch der Dreck zum Dorf hinauszieht

Oberbruck (Kreis Thann). — Sitten und Gebräuche bei einer Hochzeitsfeier um 1830. — Am Morgen des Hochzeittages holte der Bräutigam mit seinen Verwandten die Braut mit ihren Angehörigen im Hause der letzteren ab. Die Braut hatte unterdessen, nachdem sie mit ihrem Festtagsschmucke bekleidet worden, unter Gebet in ihrer Kammer den Bräutigam erwartet. War dieser angekommen, so trug man eine Schüssel mit Suppe auf, brachte aber nur einen Löffel auf den Tisch. Zuerst ass die Braut einige Löffel voll, dann reichte sie den Löffel dem Bräutigam, damit dieser ein Gleiches thue.

Hierauf bewegte sich der festliche Zug nach der Kirche. An der Spitze des Zuges ging die Braut, geführt vom Vater des Bräutigams oder von einem nahen Verwandten. Darauf folgte der Bräutigam, geführt von der Mutter der Braut oder von einer nahen Verwandten. Erst nach der Trauung durfte der Bräutigam die Braut führen (auch heute noch so). An die Brautleute schlossen sich die verheirateten Personen an. Hierauf folgten die Burschen mit ihren Mädchen. Jeder war mit einer Flinte bewaffnet. Auf dem Gange zur Kirche feuerten sie auf offener Strasse nach links und rechts Schüsse ab. Nach der Trauung wurde das Festessen im Hause des Bräutigams eingenommen. Während des Mahles musste einer der Burschen der Braut ein Strumpfband wegnehmen, welches dann zerschnitten wurde. Jeder Hochzeitsgast heftete ein Stück davon an seinen Rock. Nach dem Mittagessen, das gewöhnlich bis gegen 5 Uhr Abends dauerte, machte man einen Spaziergang. Nach dem Abendessen wurde der Speisesaal in einen Tanzsaal umgewandelt. Man hatte gewöhnlich nur einen Spielmann, der bis in die späte Nacht hinein auf seiner Geige fidelte. Am folgenden Tage hielten die Familienmitglieder noch ein kleines Nachfest, — und die Hochzeit war beendet.

Kaltenhausen (Kreis Hagenau). — Sind die Zeremonien in der Kirche beendigt, so entfernt der Bräutigam den weissen Blumenstrauss, den er an der Brust getragen. Vor der Kirchthüre warten die Messdiener und halten den Hochzeitszug an. Jeder muss sich hier loskaufen. Um 1 Uhr beginnt das Essen. Während desselben sucht der Brautführer, der ein Verwandter der Brautleute ist, der Braut den Schuh und das linke Strumpfband abzuziehen. Der Bräutigam sucht dies zu verhindern. Gelingt es jenem nicht, so sagt man: «der Brautführer bekommt keine Frau». Gelangt er aber in den Besitz von Schuh und Strumpfband, so wird der Schuh schön geziert. In denselben wird eine Weinflasche gestellt, und an den Hals derselben wird das rote Strumpfband gebunden. Der Brautführer sagt einen Spruch, und nachher leeren der Bräutigam, die Braut und die Zeugen die Flasche. Das Strumpfband wird in kleine Stücke zerschnitten. Jeder Teilnehmer heftet sich ein solches an die Brust.

Geburt.

Kaltenhausen (Kreis Hagenau). — Ist ein Kind geboren, so leihe man aus dem Hause nichts weg und sage auch fremden Leuten nicht, ob es ein Knabe oder ein Mädchen ist, weil sonst die bösen Leute Macht über das Kind haben So erzählt hier eine alte Frau:

«Als ich getauft wurde, kam eine alte Frau und sprach zu meinem Vater: ‚Na N., was hast denn, einen Knaben oder ein Mädchen?' Der Vater sagte: ‚Ein Mädchen.' Da wurde ich krank und schrie Tag und Nacht. Die Leute sagten, ich wäre verhext, und ‚bereicherten' mich; d. h. sie hingen mir in einem Täschchen neun geweihte Sachen um, es muss aber ein Stückchen der Osterkerze dabei sein. Davon wurde ich gesund.»

Man soll auch die Wiege nicht schaukeln, weil sonst das Kind anwächst.

Todesfall.

Friesen (Kreis Altkirch). — Bei einem Todesfall in der Familie herrscht der Gebrauch, das Vieh im Stalle aufzujagen, Wein, Essig, Sauerkraut in ihren Behältern zu rütteln. Man glaubt nämlich, der Segen Gottes weiche mit dem Abscheiden der Person.

Oberbruck (Kreis Thann). — Ist ein Mitglied einer Familie aus dem Leben geschieden, so wird dasselbe kurz nach dem Eintreten des Todes angekleidet. Verheirateten Personen zieht man ihren Sonntagsstaat an. Ledigen Personen wird ein Kranz aufgesetzt. Jungfrauen sind weiss gekleidet. Der Wöchnerin, die einen lebenden Säugling hinterlässt, müssen Schuhe angezogen werden, denn sie muss während sechs Wochen jede Nacht kommen, um das Kind zu ernähren.

Nachdem der Tote angezogen ist, werden Kerzen angezündet, der Spiegel im Zimmer mit einem weissen Tuch verhüllt, die Wanduhr darf ihren Dienst nicht mehr verrichten, Vögel müssen aus dem Hause gebracht werden, sonst sterben sie.

Während des Tages wird das Totenzimmer von den Bewohnern des Ortes besucht. Nachdem sie den Toten mit Weihwasser besprengt und ein Gebet verrichtet haben, wenden sie sich mit Trostworten an die Angehörigen des Verblichenen. Letztere erzählen dann von der Krankheit des Toten, welch' schöne Worte er noch in letzter Zeit gesprochen habe, und wie man schon an verschiedenen Zeichen sein nahes Ende habe erkennen können. Als solche Zeichen gelten: das Ticken der Totenuhr, das sogenannte «Quakerle» (Käuzchen), die Totenflecken (blaue Flecken an Füssen und Beinen des Kranken), das Anmelden des Sterbenden bei einem Verwandten durch ein seltsames Zeichen oder gar durch seine eigene Gestalt, das Vorhandensein vieler Maulwurfshügel auf den Feldern des Kranken. Am Abend ist das Totenzimmer gewöhnlich ganz mit Leuten angefüllt. Dann wird gemeinschaftlich gebetet. Um 9 Uhr beginnt das erste gemeinschaftliche Gebet. Es werden drei Rosenkränze und eine Litanei gebetet. Darauf wird den Frauenspersonen Kaffee angeboten, den Mannspersonen Schnaps und Brot. Um 12 Uhr beginnt das zweite

gemeinschaftliche Gebet und um 3 Uhr das letzte ganz in derselben Weise

Am Morgen wird der Tote in den Sarg gelegt. Ledige Weibspersonen werden von weissgekleideten Jungfrauen auf den Kirchhof getragen. Sonst sind immer die Jünglinge die Totentägrer. Den Trägern wird der sogenannte «Trägerwein» verabreicht. Entweder wird ihnen der Wein in einem Wirtshaus gegeben, oder sie kommen den darauffolgenden Sonntag im Hause des Dahingeschiedenen zu einem Abendimbiss zusammen.

Kaltenhausen (Kreis Hagenau). — Zu wissen, ob ein Kranker stirbt. — Man nimmt ein wenig Speck, reibt des Kranken Fusssohlen damit und wirft den Speck einem Hunde vor. Frisst ihn der Hund, so wird der Kranke gesund, wo nicht, so stirbt er. Ein Gleiches kann man mit einem Stück Brot thun, wenn man damit die Stirn eines Kranken bestrichen hat.

Friesen (Kreis Altkirch). — Wenn die Turmuhr schlägt während der heil. Wandlung, so gibt es bald einen Sterbfall. Desgleichen wenn beim Totengräber die Schaufeln umfallen.

Ebenso stirbt bald jemand, wenn bei der Nachbarsfrau des Kranken die Asche knollig wird.

Wenn der neuaufgeworfene Grabhügel einsinkt (was im Winter öfters vorkommt), oder bei der Beerdigung der Sarg hohl klingt, so bedeutet das einen baldigen Todesfall in der Verwandtschaft.

Wittelsheim (Kreis Thann). — Liegt ein Kind in den letzten Zügen, das den Mund etwas verzieht, so sieht es die Engelein; es lacht ihnen nämlich entgegen. Hat es lange mit dem Tode zu kämpfen und sind die Taufpaten nicht bei ihm, so wartet es auf dieselben. Hat es endlich den letzten Atemzug gethan und wird es dann nicht gleich steif, so zieht es noch jemand mit in das Grab.

Kilbe.

Kaltenhausen (Kreis Hagenau). — War der lang ersehnte Tag endlich gekommen, so wurde schon früh ein grosser Tannenbaum aufgestellt. Derselbe wurde mit Backwerk, bunten Bändern und Taschentüchern geziert. Während dieser Zeit spielte die Musik, und es wurden Flinten abgeschossen. Des Mittags um 3 Uhr begann der Tanz. Vorher wurde ein Umzug gehalten. Jeder von denen, die sich das nächste Jahr stellen mussten, hatte eine Flasche Wein bei sich, die er an einer roten Schnur trug. Auf diesem Umzuge holte sich jeder seine Tänzerin. War man vor dem Hause eines Mädchens angekommen, so wurde gehalten. Der Bursche ging hinein und trank mit den Leuten den mitgebrachten Wein. Dafür wurde ihm ein weisser Schurz, mit roten Bändern geschmückt, überreicht. Während dieser Zeit spielte die Musik vor dem Hause. War der Zug auf dem Tanzplatze angekommen, wurden zuerst drei Tänze getanzt von denen, die sich stellen mussten, dann von denjenigen, welche das nächste Jahr daran kamen. Die ersteren nannte man «Mestigburschen», die letzteren die «Nachklasse».

Um 8 Uhr wurde ein Halstuch oder ein Hahn herausgetanzt. Ein kleines Licht wurde aufgestellt, unten daran wurde ein Faden gebunden, an dem ein Glas hing. Ein Sträusschen machte bei den Tanzenden die Runde. Der, welcher es hatte, wenn das Glas fiel, gewann. Der Sieger schmückte seine Braut mit dem Halstuch und tanzte drei Tänze allein. Wurde ein Hahn herausgetanzt, so verzehrten ihn der Sieger und seine Tänzerin. Der Tanz dauerte bis zum Mittwoch. Am Mittwoch wurde die Kilbe begraben. Man umwickelte einen Betrunkenen mit Stroh, hing ihm Ketten an und führte ihn durch das ganze Dorf. Auf einem Wagen wurde ein Bierfass nachgeführt. An den vier Ecken des Dorfes wurde ein Loch gemacht und ein Liter Bier hineingeschüttet. Jeder, der am Zuge teil nahm, erhielt hier ein Glas Bier.

Hexen.

Friesen (Kreis Altkirch). — Wenn man das Jahr hindurch den Zahn von einer Egge findet und denselben in der Christnacht während der Mitternachtsmesse in den Sack steckt, die Spitze nach oben, so sieht man während der heil. Wandlung die bösen Geister, die in der Kirche sind. Sie kehren nämlich während der heil. Wandlung das Gesicht nach hinten. Man sagt aber, dass man dann vor dem Ende der Messe fortgehen solle, sonst würde man nicht mehr glücklich nach Hause kommen.

Roppentzweiler (Kreis Altkirch). — Früher glaubte man, es seien an Weihnachten während des Mitternachtgottesdienstes die Hexen zu erkennen. Zu diesem Zwecke musste man den Zahn einer Egge, den man am Tage vorher gefunden hatte, in der Tasche haben. Während der Wandlung sah man die Hexen, die dem Altare den Rücken zukehrten. Hatte man sie gesehen, so musste man sich beeilen, noch vor Beendigung der Wandlung nach Hause zu kommen; denn nach derselben war man in der Gewalt derselben bis morgens 2 Uhr.

Hipsheim (Kreis Erstein). — Wer die Hexen eines Dorfes kennen lernen will, muss an Weihnachten mit 12 verschiedenen Holzarten in der Tasche zum Schlüsselloch der Kirchthüre hineinsehen, dann wird er sie in der Nähe des Altares erblicken. Der Betreffende muss aber sofort die Flucht ergreifen; denn falls er von den Hexen, die ihm sogleich nachjagen, eingeholt würde, wäre er ein Kind des Todes.

Niedersept (Kreis Altkirch). — Wenn ein Kind eine Krankheit hat, z. B. Augenschmerzen, so glauben die Leute gleich, das Kind sei verhext. Um es zu heilen, wird es «breicht»,[1] d. h. es werden

---

[1] Das Wort «breichen» bedeutet beräuchern. Glaubt jemand, es sei ein Familienglied oder ein Stück Vieh verhext, so wird über das verhexte Geschöpf, sei es nun Mensch oder Vieh, ein Tuch gebreitet, dann werden auf eine Kohlenschaufel glühende Kohlen gelegt und auf diese geweihte Palmen. Mit diesem Räucherwerk geht man dreimal um das verhexte Geschöpf herum, jedesmal die drei höchsten Namen aussprechend und dafür orgend, dass recht viel Rauch unter

Palmblätter verbrannt, und das kranke Kind hält den Kopf in den aufsteigenden Rauch.

Münchhausen (Kreis Gebweiler). — Wenn die Hühner öfters ungeschalte Eier legen, so glauben die Leute, dass dieselben verhext sind. Um die Hexe zu vertreiben, hängen sie ein solches Ei in den Schornstein und räuchern es.

Verendet ein junges Kalb plötzlich, so ist ebenfalls eine Hexe schuld daran. Es wird desshalb das Herz des Kalbes herausgeschnitten, ein Nagel in dasselbe geschlagen, der aus einem Sarg genommen ist, in den Schornstein gehängt und geräuchert.

Oder man nimmt einen Knochen, wirft denselben in einen geheizten Backofen und wünscht, dass die, welche den Schaden zugefügt hat, verbrennen solle.

Banzenheim (Kreis Mülhausen). — Wenn in Banzenheim eine Kuh keine oder nur wenig Milch gibt, so wird die Kuh «breicht». Dies geschieht auf folgende Weise: Man nimmt Milch von der Kuh. Diese Milch wird abends um 12 Uhr mit einer Rute aus Haselsträuchern gepeitscht, in dem Glauben, dadurch die Hexe, welche die Kuh verhext haben soll, zu züchtigen.

Wenn ein Stück Vieh (Pferd, Kuh oder Schwein) krank wird, so sagt man oft, es sei verhext. Es wird dann «breicht», und zwar auf folgende Weise: Eine Person aus dem Hause muss einen neuen Topf holen und Kräuter, die der Nachrichter bestimmt. Dieser Nachrichter gibt alles an, was man zu thun hat. Die Person, welche den Topf und die Kräuter holt, darf niemand auf dem Wege grüssen und niemand sagen, wohin sie geht. Die Kräuter werden gekocht und zwar des abends von 11—12 Uhr. Von den gekochten Kräutern wird ein Teil dem vermeintlich verhexten Vieh gegeben. Das übrige muss die Person, die den Topf geholt hat, abends von 11—12 Uhr in den Rhein tragen, aber sie darf niemanden auf dem Wege grüssen oder gar sprechen. — (Noch heute so.)

Bischofsheim (Kreis Molsheim). — Eine Wöchnerin darf niemals etwas ausleihen; denn sonst haben böse Menschen Gewalt über sie.

Zu einer Wöchnerin kam einstens eine andere Frau und begehrte Streichhölzer, die ihr auch gegeben wurden. Als sie sich entfernt hatte, konnte man den Säugling, der eingewickelt auf dem Tische lag, nicht mehr von Ort und Stelle bringen. Man rief den Hexenmeister herzu, der das Kind wieder befreite.

Eine Mutter war eines schönen Knaben entbunden; aber der Kleine wollte von der Mutterbrust nicht trinken; dagegen durften

---

das Tuch und besonders auf die verhexte Stelle dringt. Wenn auf diese «Kur» keine Besserung erfolgt, so wird dieselbe dreimal an den darauf folgenden Tagen wiederholt. Dieser Gebrauch kommt jetzt noch oft vor.

Dieses Wort bedeutet dann überhaupt «enthexen», wenn auch ein eigentliches «Beräuchern» nicht dabei vorkommt. Siehe z. B. unter Banzenheim auf dieser Seite, unter Friesen S. 179 und Kaltenhausen S. 172.

ihn andere Mütter säugen und seine Mutter auch andere Kinder. Der Knabe war verhext. Zuerst suchte man Hilfe im Dorfe, allein der Hexenmeister sagte, dazu habe er nicht Macht genug, sie müssten zu dem in Meisegott gehen. Der Vater des Kindes reiste sogleich dahin. Dieser gab dem Vater einige Kräuter mit und sagte: «Wenn es Bettglock geläutet hat, soll ihre Frau den Säugling an die Brust drücken, ein grosser Tuch über sich hängen und dann die Kräuter verbrennen, sie darf aber ja kein Wort sprechen». Die Frau that es genau so, wie es ihr Mann berichtete. Während sie es that, kam die Nachharin an die Thür, klopfte dreimal und rief sie beim Namen. Allein von innen wurde keine Antwort gegeben, die Nachbarin entfernte sich schleunigst, und das Kind war von dem Banne befreit.

Kaltenhausen (Kreis Hagenau). — Schon oft ist es vorgekommen, dass Leute von einer Kuh, welche erst 14 Tage gekälbert hatte, keine Milch erhielten. Man sagte: «die Hexen haben sie ausgesogen». Man suchte dies zu heilen, indem man folgenden Spruch aufschrieb und in den Stall hing:

Schütz, o Gott, dieses Haus,
Wo wir gehen ein und aus,
Diesen Ort, der uns so teuer,
Bewahr ihn, Herr, vor Feuer.
O heilige Agatha für uns bitte,
Wache auch in unserer Mitte,
Dass bis zu unserm End,
Dieses Unglück sich von uns wend.

Bischofsheim (Kreis Molsheim). — Nach dem Bettglockläuten darf nichts von einer Kuh verkauft werden, denn sonst haben die bösen Geister Gewalt über dieselbe. Wird jedoch Milch oder ähnliche Sachen nach der bestimmten Zeit fortgetragen, so besprengt man sie mit Weihwasser.

Eines Abends spät kam einst ein Wanderer zu einem Bauer und begehrte eine Milchsuppe. Der Wirt hatte keine Milch und wollte auch keine mehr holen, da es schon Bettglock geläutet hatte. Der Fremde begehrte hierauf eine Axt, schlug sie in einen Balken, holte einen Topf herbei und fing an, aus der Axt zu melken. Mit grossen Augen schauten ihm die Hausbewohner zu und fragten ihn nachher, woher die Milch wäre Dieser antwortete: «Die Milch kommt von einer Kuh, die im Schwarzwald kniehoch im Gras steht». Alsdann kochte man ihm eine Milchsuppe, aber um keinen Preis hätten die Hausbewohner davon gegessen.

Hattstadt (Kreis Gebweiler). — Mittel gegen das Kindergespenst, «Dokele» genannt. — Wenn der Säugling in der Wiege während der Nacht weint, so glauben einige Eltern, das «Dokele» quäle ihn. Um dieses zu vertreiben, wenden sie folgendes Mittel an. Unter die Wiege legen sie zwei Sicheln übereinander. An die Thüre zeichnen sie mit der Kreide zwei Dokelefüsse (Drudenfuss). Es gibt dabei einen einfachen und einen doppelten Dokelefuss.

Mit diesen Zeichen, glauben die Leute, werde das «Dokele» vom Säugling ferngehalten.

Gewitter.

Hattstadt (Kreis Gebweiler). — In dem Kloster Marbach bei Vöklinshofen wurde bei schweren Gewittern die grosse Glocke geläutet. Dieselbe wurde von den Leuten der Umgebung «der grosse Hund» genannt (Sie befindet sich heute noch in Egisheim.)

Sobald die Glocke bei einem Gewitter geläutet wurde, sagten die Leute:

«Hört ihr! wie es in den Lüften schellt,
Der grosse Hund von Marbach bellt.
Die bösen Geister, sie schreien alle,
Und der grosse Hund verjaget alle.»

Friesen (Kreis Altkirch). — Um sich gegen Blitz zu schützen, legt man geweihte Palmen kreuzweise ins Feuer, kniet dann nieder und betet den englischen Gruss und das Evangelium des heil Johannes.

Ammerschweier (Kreis Rappoltsweiler). — Während eines Gewitters werden geweihte Palmen und Kohlen verbrannt, um dasselbe unschädlich zu machen.

Aberglauben.

Bischofsheim (Kreis Molsheim). — Fällt ein Zahn aus, so wird er unter das Bettgestell geworfen mit den Worten:

«Müs, Müs, kumm herus,
Breng mer bald e'neue drus.»

Rappoltsweiler. — Man soll nie Haare zum Fenster hinaus werfen, weil sonst die bösen Leute Gewalt über den Betreffenden haben.

Legt man Haare von einer andern Person in die Schuhe, so dass sie durch den Schweiss nass werden, so muss die Person in eiligem Laufe herkommen.

Davon erzählt man hier folgende Geschichte: Der Geliebte eines Mädchens war in einem benachbarten Dorf auf der Kilbe und tanzte mit einem andern Mädchen. Seine Geliebte hatte von ihm einige Haare. Als sie dies erfuhr, nahm sie die Haare und legte sie in den Schuh. Da zog es den Geliebten auf einmal vom Tanze weg, und in eiligem Laufe kam er zu seiner Geliebten nach Rappoltsweiler

Böse Geister müssen immer mit der linken Hand unschädlich gemacht werden

Auf ihre Fragen soll man keine Antworten geben.

Hattstadt (Kreis Gebweiler). — Mancher Zimmermann fällt, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses oder des Scorpions steht kein Holz, weil er glaubt, der Wurm werde alsdann in dasselbe kommen.

Hattstatt (Kreis Gebweiler). — Um stets schönes und starkes Vieh zu haben, gibt ein Bauer aus Hattstatt folgendes Mittel an: «Man nimmt den Hafer, welchen z. B. die Pferde nach ihrer Fütterung nicht mehr fressen und in der Krippe liegen lassen, in die Hand

und fährt ihnen damit einige Male den Rücken auf und ab.» Das wirkt sicher.

Ammerschweier (Kreis Rappoltsweiler). — Wenn man in den Fronfasten Obst von den Bäumen macht, so tragen sie nichts mehr.

Friesen (Kreis Altkirch). — Die Leute glauben fest, dass beim Schlachten der Schweine der Mondwechsel grossen Einfluss habe. So z B. glauben sie, dass beim schwindenden Mond das Fett austriefe, hingegen beim wachsenden Mond Maden in das Fleisch kämen. Deshalb schlachten sie am liebsten ihre Schweine an Voll- oder Neumond.

Kaltenhausen (Kreis Hagenau). — Wenn jemand aus einer Familie lange Zeit abwesend ist, so dass man von seinem Leben und Tod nichts erfahren kann, so nimmt man Wundkraut (Fetthenne). Von diesem Kraut breche man einen Stengel ab und stecke ihn an einen Ort unter das Dach des Hauses. Ist die Person noch am Leben, so wächst das Kraut fort und gewinnt oben neue Blätter, wenn die alten auch verwelken; wenn die Person tot ist, so verwelkt es ganz.

Friesen (Kreis Altkirch). — Wenn man an einem Samstag umzieht, so bleibt man nicht lange am neuen Wohnort.

Wenn man am gleichen Tage umzieht, da jemand beerdigt wird, so gibt es einen baldigen Todesfall in der Familie.

Ammerschweier Kreis (Rappoltsweiler). — Wenn man in den Hundstagen badet, so bekommt man die Hundsblattern.

Krankheiten.

Hattstatt (Kreis Gebweiler). — Mittel gegen die Gicht — Die Beeren des schwarzen Johannisstrauches sollen, wenn der Strauch unter gewissen Ceremonien ausgegraben wird, die Gicht vertreiben, wenn die kranke Person davon isst.

Osthausen (Kreis Erstein). — Mittel, eine Schnittwunde zu heilen. — Wenn man sich schneidet, so soll man sogleich den ersten besten Stein von dem Boden aufheben und denselben auf die Wunde legen. Ist der Stein davon blutig geworden, so soll man ihn wieder genau an dieselbe Stelle zurücklegen, und zwar soll er wieder mit demselben Teil in die Erde kommen, mit welchem er vorhin darin gelegen. Wenn man dieses thut, so wird die Wunde schnell heilen.

Kaltenhausen (Kreis Hagenau). — Ein Menschenzahn, den man an den Hals hängt, lindert sogleich die Zahnschmerzen. Noch besser soll eine Bohne sein, in die man ein kleines Loch bohrt und eine Laus hineinsteckt. Das Ganze wird hierauf in ein kleines Stück Seidenzeug gewickelt und um den Hals gehängt.

Roppentzweiler (Kreis Altkirch). — Ist jemand an einem Beine lahm, so soll er sich, während es die Wandlung läutet, die Stube auf und abführen lassen und die Namen der drei göttlichen Personen aussprechen.

Wenn einem kleinen Kinde der Nabel nicht heilen will, so soll man, wenn man auf das Feld geht und einen abgebrochenen Eggen-

zahn findet, denselben in die Erde schlagen und fünf Vaterunser beten.

Friesen (Kreis Altkirch). — Geweihte Kohlen und Palmen, Dreifaltigkeitssalz und Medaillen werden angewendet, um die Menschen und Tiere zu «breichen», wenn sie durch den Einfluss böser Geister etc. geschwollen sind Diese Gegenstände werden dem Kranken umgehängt

Sprüche gegen Krankheiten.

Kaltenhausen (Kreis Hagenau). — Für den Wurm an allen Gliedern. — Wurm, ich beschwöre dich bei dem heiligen Tag; Wurm, ich beschwöre dich bei der heiligen Nacht; Wurm, ich beschwöre dich bei den heiligen drei Nägeln Christi; Wurm, ich beschwöre dich bei der Kraft Gottes, du seiest grün, blau, weiss, schwarz oder rot, dass du liegest in dem Finger tot + + +. Drei mal gesprochen und bei jedem der höchsten Namen darüber weggeblasen.

Gegen Grimmen.

Ein alter Schnurrenkopf, ein alter Leibrock. ein Glas voll Rauîten-Wein, Bärmutter, lass das Grimmen sein. + + + 3 mal.

Gegen Geschwulst.

Glückhaft sei der Tag, glückhaft sei die Stund, dass du weder geschwillst noch geschwärst, bis Maria einen andern Sohn gebärt. + + +.

Ein Anderes.

Geschwulst, Geschwulst, Geschwulst, ich gebiete dir im Namen Jesu Christi, dass du dem N N. so wenig schadest, als unserm Herrn Jesu Christi die drei Nägel geschadet, die ihm die Juden durch Hände und Füsse geschlagen + + + 3 mal

Wenn man ein Bein verrenkt. — Ich oder du hast dein Bein verrenkt, man hat Jesum Christum ans Kreuz gehenkt, thut ihm sein Henken nichts, thut dir dein Verrenken nichts. + + + 3 mal.

Einen Schuss zu binden. — Schuss stehe still in Gottes Namen, gib weder Feuer noch Flammen, so gewiss die Mutter Gottes eine reine Jungfrau geblieben ist. + + +.

Sage vom wilden Jäger.

Rosheim (Kreis Molsheim). — Der Stadtschreiber aus Rosheim. — In Rosheim war ein berüchtigter Stadtschreiber, dessen die Bürger gerne losgewesen wären; doch konnten sie sich seiner nicht entledigen. Als er gestorben war, glaubten die Bewohner, er käme wieder, um sie zu plagen.

Um diesem vorzubeugen, rief man einen Geisterbeschwörer herbei, und dieser beschwor ihn in eine Flasche, und diese wurde dann in den Wald hinaus getragen. Von dieser Zeit an machte er den ganzen Wald unsicher. Er setzte sich den Fuhrleuten auf den Wagen, und sie kamen nicht mehr von der Stelle. Während der Nacht hielt er

mit seinen Genossen grosse Jagden ab, ja sogar während des Tages. So erzählte ein Mann, er sei im tiefen Walde auf eine hohe Tanne gestiegen, um Aeste abzuschlagen. Da hörte er plötzlich Büchsen knallen, Jagdhörner und das Bellen der Hunde. Er glaubte, es wäre der Förster, stieg rasch vom Baume und verbarg sich im nahen Gebüsch. Jetzt brausten die Jäger, von ihren Hunden begleitet, mit Windesschnelle an ihm vorüber. Es war aber nicht der vermeintliche Förster, sondern der Stadtschreiber mit seinen Gesellen.

Ortsneckereien.

Weil in *Lautenbach* sehr viel Speck gegessen wird, so führen die Bewohner den Namen Speckschelmen. «Es ist nicht möglich, dass die Lautenbacher den Speck, den sie verzehren, kaufen können», sagen nämlich im Scherz die Bewohner der Nachbargemeinden, «notwendigerweise müssen sie ihn stehlen».

An der Kirchenuhr von *Rufach* war früher der Kopf eines Mannes angebracht. Wenn die Uhr schlug, so streckte dieser Kopf die Zunge heraus und zwar soviel mal, als der Glockenschlag ertönte. Davon erhielten die Rufacher den Spitznamen «Lalli», womit man im Elsass solche bezeichnet, die die Gewohnheit haben, die Zunge herauszustrecken.

Volkssprüche.

Osthausen (Kreis Erstein). — Einem Mädchen, welches pfeift, und einem Huhn, welches kräht, gehört der Hals herumgedreht.

Wenn die Mädchen pfeifen, so weint die Mutter Gottes.

Wenn in einem Bauernhofe Gras wächst, geht der Bauer zu Grunde.

Backt man in den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr, so ist das Brod nicht schön das ganze Jahr.

XVII.

Chronik des Jahres 1889.

28. Jan. Dr. Wilhelm Mankel, Dialektforscher, stirbt zu Strassburg.

30. Jan.: Georg Gayelin, Dichter, stirbt zu Rixheim.

30. März: Das Kaiserpalais zu Strassburg wird von dem Architekten, Herrn Landbauinspektor Eggert, an das Kaiserliche Hofmarschallamt übergeben.

29. Mai: Grundsteinlegung des Stauweihers (Altweier) bei Metzeral.

6. Juni: Einweihung der neuen Bibliotheksräume in Schlettstadt.

16. Juni: Grundsteinlegung der neuen katholischen Kirche zu Strassburg.

14. Juli: Generalversammlung des Vogesenklubs in Schirmeck.

6. Aug.: Einweihung des Baierndenkmals in Wörth.

10. Aug.: 400jähriger Geburtstag des grossen Strassburger Stettmeisters Jacob Sturm.

15 Aug.: Forstmeister von Bodungen stirbt in Colmar.

18. Aug.: Einweihung des Denkmals für die Gardeschützen bei St. Privat.

20.—22. Aug.: Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Augusta Victoria in Strassburg anwesend, 23. Aug. in Metz.

9.—14. Sept.: Deutscher Juristentag in Strassburg.

14.—17. Sept.: Deutscher Verein für öffentliche Gesundheitspflege in Strassburg.

15. Dez.: Eröffnung der Eisenbahn Buchsweiler-Ingweiler.

26. Dez.: Oberlandesgerichtsrat Alwenz stirbt zu Bergzabern.

XVIII.

Sitzungsprotokolle.

Vorstandssitzung.

18. November 1880, im Seminar für deutsche Philologie (Universität).

Anwesend: die Herren Barack, Euting, Franke, Harbordt, Martin, Mündel, Schlumberger, Wiegand. Ihr Ausbleiben haben entschuldigt die Herren Erichson, Herrenschneider und Luthmer.

Der Vorsitzende Prof. Martin berichtet über einige Einladungen anderer Vereine, welche der Zweig-Verein im Laufe des Jahrs erhalten hat. Es wird auf den Antrag von Wiegand beschlossen, dem Gesamt-Verein der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine beizutreten und davon dem Vorstand des Vogesen-Clubs sowie der General-Versammlung Mitteilung zu machen.

Die Mitteilungen für die General-Versammlung werden vorbereitet sowie einige für das Jahrbuch eingelaufene Arbeiten vorgelegt und zur Berichterstattung verteilt.

Es wird beschlossen, die nächste Vorstands-Sitzung erst im März zu halten, da sich der bisherige Weihnachtstermin als ungelegen erwiesen hat. Auch die Sonntags-Sitzung soll künftig so gelegt werden, dass sie nicht mehr mit dem Reformationsfest zusammenfällt.

Da Mitglied Luthmer um seine Entlassung aus dem Vorstande gebeten hat, so wird beschlossen, Herrn Gymnasialdirektor Dr. Deecke von Mülhausen an seiner Stelle zu cooptieren.

Es folgt die

Allgemeine Sitzung.

Prof. Martin eröffnet die Sitzung und erstattet den Rechenschaftsbericht über die Entwickelung des Zweig-Vereins im abgelaufenen Jahre. Die Mitgliederzahl betrug 986 und die Kasse ergab einen Fehlbetrag von 17 ℳ 35 ₰.

Der Kassenbericht des Herrn Mündel wird von zwei Mitgliedern der Versammlung, den Herren Bechstein und Hausmann, geprüft und richtig befunden.

Prof. Martin hält einen Vortrag über den Gœthe-Hügel zu Sesenheim und legt dann die Sammlungen und Vorarbeiten zum Elsässischen Idiotikon vor.

Zum Schluss wird der bisherige Vorstand durch Acclamation wiedergewählt.

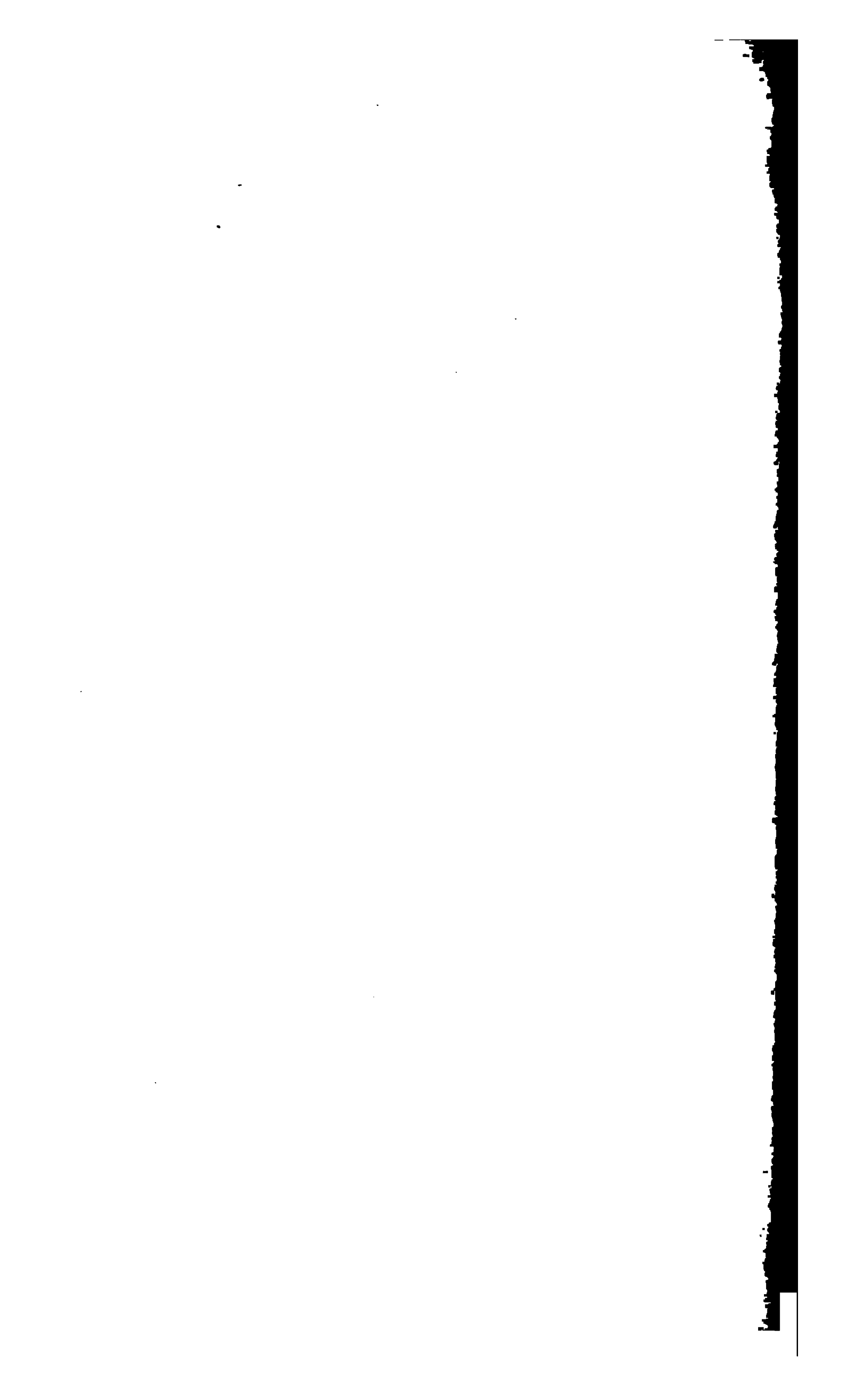
Nach der Sitzung vereinigen sich die auswärtigen Mitglieder mit mehreren hiesigen zum Mittagessen in der Bahnhofs-Restauration.

Vorstandssitzung.

12. März 1890, im Bezirks-Archiv.

Anwesend: die Herren Erichson, Harbordt, Martin, Mündel, Rathgeber und Wiegand. Ihr Ausbleiben haben entschuldigt die Herren Deecke, Franke, Hering, Herrenschneider und Ihme.

Die für das Jahrbuch 1890 eingelaufenen Beiträge werden vorgelegt, besprochen und zur Berichterstattung verteilt.



JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

VII. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1891.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

VII. JAHRGANG.

STRASSBURG

J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)

1891.

Inhalt.

jener längst verklungenen Zeit geblieben sind. Leider sind heutigen Tages fast alle diese Denkmäler von jenem Berge verschwunden: unglückselige Sammelwut hat weggeschleppt, was religiöser Fanatismus, blinde Zerstörungswut und Mangel an Ehrfurcht vor jenen steinernen Zeugen einer alten Zeit, in die kein Lichtstrahl der Geschichte fällt, übrig gelassen hatten. Wären sie heute noch dort oben beisammen, geschützt gegen die zerstörenden Einwirkungen des Wetters und der Menschen, dann würde diese Sammlung mit mehr Recht den Namen eines «Musée» verdienen, als der moderne römische Tempel auf dem Gipfel mit den traurigen Ueberresten diesen stolzen Namen trägt, und der Donon würde zu den merkwürdigsten Bergen diesseits der Alpen zählen.

Die Verwirklichung dieses Gedankens ist unwiederbringlich dahin; denn nur sehr wenige Denkmäler existieren überhaupt noch; die meisten kennen wir nur aus Beschreibungen und zum Teil recht mangelhaften bildlichen Darstellungen. An ihrer Hand jene Denkmäler noch einmal zu versammeln und so ein wenn auch abgeblasstes Bild von dem Aussehen des Berges in jener Zeit zu bieten, wo die religiösen Anschauungen der eingeborenen gallischen Bevölkerung mit der eindringenden römischen Kultur sich verschmolzen, hat der Verfasser in der folgenden Arbeit versucht, in der nach einer Uebersicht über die Geschichte der Aufdeckung der Donondenkmäler diese selbst zusammengestellt und nach den zum Teil schwer zugänglichen Werken entnommenen zerstreuten Bemerkungen der Lokalforscher beschrieben werden. Genaue Angabe der Quellen und eine möglichst vollständige Bibliographie am Ende des Aufsatzes soll denen, die sich auch nach anderen Seiten hin näher über diesen interessanten Berg unterrichten wollen, die Wege weisen.

Unseres Berges findet sich bei keinem römischen Schriftsteller Erwähnung gethan. Erst im 12. und 13. Jahrhundert begegnet er uns unter dem Namen F e r r a t u s m o n s in zwei Urkunden.[1] Dom Alliot, der älteste Forscher, dem wir genauere Nachrichten über den Donon aus dem Ende des 17. Jahrhunderts verdanken, nennt ihn[2] M o n t a g n e d e F r a m o n t, ein Name

[1] Eine via ferrati montis wird erwähnt in einer Schenkungsurkunde des Herzogs Mathieu an die Abtei Beaupré bei Luneville vom Jahre 1172 (im Archiv zu St-Dié, bei Gravier, Histoire de St-Dié, S. 334); die zweite Urkunde ist eine lateinische Handschrift der Kirche von St-Dié vom Jahre 1272, citiert bei Calmet, Notice de Lorraine I, S. 471. (Grandidier, Hist. d'Als. S. 96 giebt das Jahr 1273.)

[2] Journ. des Savants 1693, S. 77.

den ihm die Umwohner beilegten, weil nach der Ueberlieferung der fränkische König F a r a m u n d daselbst begraben sei (also eigentlich = montagne de Faramund). Er fügt hinzu, dass andere glauben, Framont sei = Mont des Francs, was wegen der deutschen Bezeichnung F r a n k e n b e r g nicht unwahrscheinlich sei. Eine Bestätigung dieser Volksüberlieferung findet Alliot in dem, was Joh. Trittenheim (Trithemius), der im Anfang des 16. Jahrhunderts eine Geschichte der ersten Frankenkönige schrieb, aus Hunibald mitteilt, der nicht nur Faramund, sondern auch noch andere Frankenkönige daselbst begraben sein lässt, wenn Alliot auch an die Zuverlässigkeit der beiden Historiker nicht recht glauben will.

Wenn Schöpflin[1] demgegenüber auf die h i s t o r i s c h e T h a t s a c h e hinweist, dass die Franken vor der Schlacht von Tolbiacum (496) niemals ins Elsass gekommen seien, und deshalb glaubt, dass Trittenheim nicht den Donon, unsern Frankenberg in den Vogesen, sondern den Berg gleichen Namens in Hessen, sechs Stunden von Marburg, im Sinne habe,[2] so ist daran zu erinnern, dass derartige sagenhafte Ueberlieferungen — und nur um eine solche kann es sich hier handeln — durchaus nicht an historische Thatsachen gebunden sind und dass sehr wohl jene Sage, die anderswo entstand, von den s p ä t e r in unser Land eindringenden Franken mitgebracht und hier lokalisiert werden konnte, ein Vorgang, für den es zahlreiche Beispiele giebt.

Und in der That scheint die Ueberlieferung, dass der Frankenkönig Faramund auf dem Frankenberg gewohnt habe und mit grossen Schätzen, die nach dem Glauben des Volkes noch in demselben ruhen, daselbst begraben sei, schon seit alter Zeit auch am Donon zu haften.[3] Wenn wir also auch

---

[1] Als. ill. I, S. 451.

[2] Was aber keineswegs sicher ist. Nach einer Notiz bei Gravier, Journ. de la Soc. d'Émul. VII, S. 25 hat der Jesuit Coccius in Molsheim, indem er von dem Begräbnis des Königs Faramund auf dem Frankenberg spricht, diesen ausdrücklich in die Vogesen verlegt (in editissimis Vosagi jugibus).

[3] Mabillon ouvr. posth. II, S. 47 hatte behauptet, dass diese Ueberlieferung schon in einer Urkunde der Abtei Senones aus dem Jahre 1261 erwähnt werde. Dem tritt indessen Calmet a. a. O. S. 470 f. entgegen, mit dem Nachweis, dass in der betr. Urkunde zwar von Framont, nicht aber von Faramund und seinem angeblichen Begräbnis die Rede sei. — Jene Sage hat einem anonymen reichsländischen Dichter Veranlassung zu einer Ballade gegeben, betitelt «Faramunds Leichenfeier», die als Dononsage in dem Feuilleton der Strassburger Zeitung 1879 Nr. 103 vom 3. Mai veröffentlicht ist.

nicht an die Existenz jener mythischen Frankenkönige und ihren Aufenthalt auf dem Donon glauben, so ist doch kein Grund vorhanden, deshalb mit Schöpflin jene Etymologie von Framont überhaupt zurückzuweisen, das in der That höchst wahrscheinlich aus Franc mont = Frankenberg hergeleitet ist, wie Blamont aus Blanc mont = Blankenberg; den Versuch dagegen, in Framont den Namen des Königs Faramund wieder finden zu wollen, wird wohl heutigen Tages niemand mehr unterstützen.

Schöpflin stellt dagegen andere Ableitungen auf, von denen die, welche Framont aus Fractus mont (duo montes juxta se positi et ex uno quasi in duo diffracti d. i. gr. u. kl. Donon) noch die ansprechendste ist. Framont aber mit Ferratus mons zusammenzubringen, erscheint unmöglich, wenngleich, wie wir sahen, dieser Name der älteste uns überlieferte ist.[1] Letztere Bezeichnung könnte er erhalten haben wegen seiner reichen Eisenvorräte («Eisenberg»); da diese freilich erst Mitte des 13. Jahrhunderts[2] entdeckt worden sind, während, wie erwähnt, dieser Name schon 1172 vorkommt, so ist schliesslich die Ableitung von den an seinem Fusse zusammentreffenden und vorüberführenden Römerstrassen (s. u. S. 66), die im Mittelalter viae ferratae genannt wurden,[3] nicht ganz von der Hand zu weisen.[4]

Uebrigens hält es Schöpflin für gar nicht sicher, dass der Donon selbst Framont genannt worden sei, ein Name, den heutigen Tages noch der am Fusse des Berges gelegene Weiler (früher Eisenwerke) führt. Er ist vielmehr geneigt, Framont herzuleiten von infra montem — eine Etymologie, die ganz ungeheuerlich ist — und zu glauben, dass der Berg Montagne de Framont nach jenem Orte genannt sei. Wäre das letztere richtig, so könnte man sich den Vorgang vielleicht so erklären, dass der Ort ursprünglich seinen Namen von dem Berge erhalten habe und dass dieser dann später, als die Etymologie

---

[1] Wenn Gravier (Journ. a. a. O.) mitteilt, dass in französischen Urkunden der Kirche von St-Dié aus späterer Zeit der Berg Ferrémont genannt werde, so ist dies der beste Beweis gegen die auch von ihm verteidigte Etymologie Framont = Ferratus mons, denn Ferrémont ist einfach die französische Uebersetzung des Ferratus mons, und aus Ferrémont kann niemals ein Framont werden.

[2] Nach Calmet a. a. O. S. 471 im Jahre 1259, nach Gravier a. a. O. 1247.

[3] Vergl. Du Cange, Glossarium mediae et infimae latin. s. v. via.

[4] So auch Gravier, Journ. a. a. O. und Hist. de St-Dié. S. 334.

des Namens im Volksbewusstsein verloren gegangen, «Berg von Framont» genannt wurde.

Den jetzt allgemein verbreiteten Namen Donon — die deutsche Bezeichnung Hohe Donne ist leider fast in Vergessenheit geraten — erwähnt zuerst Ruinart[1] neben dem eben besprochenen Frankenberg, der heut zu Tage ganz ausser Gebrauch gekommen ist, und leitet ihn ab aus duo montes (Donont = Deux monts), quod revera sit velut mons alter, qui supra ceteros exsurgit (weil er wie ein zweiter Berg über die übrigen sich erhebt.)[2]

Dieser Etymologie gegenüber wird man der ziemlich allgemein anerkannten, die Donon mit dem keltischen Don oder Dun = Berg, das sich in den zahlreichen gallischen Städtenamen auf dunum erhalten hat,[3] zusammenbringt, auch dann den Vorzug geben, wenn man nicht den Keltomanen zustimmt in der Annahme, dass der Donon «das hieratische Centrum der keltischen Urbevölkerung» war. Denn in der That muss jeder, der den Donon kennt, der weiss, wie er besonders von der lothringischen Seite her aus der einförmigen Höhenlinie der Vogesenkette sich frei erhebt, zugeben, dass dieser durch seine Lage wie durch seine Gestalt gleich ausgezeichnete Berg von den Umwohnern «als der Berg par excellence» bezeichnet werden konnte.

Fassen wir also noch einmal obige Ausführungen zusammen, so ergiebt sich, dass für unsern Berg drei von einander unabhängige Namen vorhanden sind: 1. Ferratus mons, fr. Ferrémont; 2. Framont, deutsch Frankenberg und 3. Donon, deutsch Hohe Donne.

I. Entdeckung der Donondenkmäler.

Bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts ruhten die gallorömischen Denkmäler auf dem Donon, ohne die Neugierde gelehrter Forscher auf sich zu ziehen. Nur eine Teilungsurkunde der Grafschaft Salm aus dem Jahre 1598 erwähnt beiläufig die

---

[1] Iter liter. in ouvr. posth. de Mabillon III, 443.

[2] Das ist etwas dunkel ausgedrückt. Schöpflin, S. 451, giebt es wieder durch mons monti impositus videtur, glaubt also, dass mons alter der höchste Gipfel sei, der auf dem eigentlichen Bergrücken aufgesetzt sei. Aber supra ceteros!

[3] Vergl. Roget de Belloguet, Glossaire gaulois. 2e éd. Paris 1872. S. 140 f.

bedeutendste der dortigen Ruinen mit den Worten: un vieux château encommencé de bâtir.[1] Die ersten genaueren Nachrichten über jene Denkmäler verdanken wir den beiden Brüdern Dom Hyacinthus Alliot, 1676—1705 Abt von Moyenmoutier, und Dom Petrus Alliot, 1684—1715 Abt von Senones,[2] die, angeregt durch den Bericht (eines Ordensbruders?)[3] im Jahre 1692 zum ersten Male und in den folgenden Jahren noch öfter den Donon besuchten. Ersterer, Hyacinthus Alliot, berichtete in verschiedenen Briefen über die dort gesehenen Denkmäler seinem Bruder, der Leibarzt bei Ludwig XIV. (conseiller-médecin ordinaire du Roi) war.

Nachdem er ihm in einem ersten Briefe auf Grund einer ihm von anderer Seite zugegangenen Mitteilung über «den Berg von Framont» (Montagne de Framont) vorläufigen Bericht

---

[1] Citiert bei Gravier, Journ. de la Soc. d'Émulation. N° VII, 1827. S. 18.

[2] Die Abteien von Senones und Moyenmoutier lagen südwestlich vom Donon in Rabodeauthal, unweit von Raon-l'Étape an der Meurthe.

[3] Herr Gaston Save, Kunstmaler in St-Dié, ein eifriger Forscher der Altertümer in den westlichen Vogesen, besitzt eine sehr interessante Sammlung bildlicher Darstellungen des Donon und seiner Denkmäler. In derselben befindet sich u. a. ein Holzschnitt aus dem 16. Jahrh., eine Darstellung des Donongipfels mit dem Relief Belliccus Surbur, 6 Türmen und den Ruinen eines Tempels, nebst handschriftlichen Randbemerkungen: turres sex — culminis species — templum — und der Titelaufschrift: Frankenbergs oder Donnonis monimenta atiqua atq. belicus surbur nova ab P. Leontio inscriptio reperta. Durch die freundliche Ueberlassung des Originals, wofür ich dem genannten Herrn auch an dieser Stelle meinen Dank ausspreche, ist es mir möglich geworden, die Herkunft des Bildes festzustellen. Da hat sich denn das überraschende Resultat ergeben, dass jene Darstellung ein Ausschnitt aus Sebastian Münsters Cosmographey. Basel 1564. S. 590 ist, wo es aber gar nicht unsern Donon, sondern «Augusta Raurica» (= Augusta Rauricorum, j. Basel-Augst) darstellen soll, und dass nicht nur die Aufschriften, sondern auch die Abbildung des Reliefs Belliccus Surbur — was wegen der Uebermalung des ganzen Bildes vorher nicht leicht zu erkennen war — spätere willkürliche Zusätze eines Unbekannten sind. Trotzdem bietet auch nach dieser Entdeckung das Bild noch ein gewisses Interesse wegen der handschriftlichen Zusätze, die nach den Schriftzügen jedenfalls alt sind, da wir daraus den Entdecker jener merkwürdigen Inschrift und damit wohl überhaupt den Auffinder der Donondenkmäler kennen lernen: den Pater Leontius, über dessen Lebenszeit und Wohnort freilich leider nichts festzustellen war.

erstattet, teilte er ihm in einem zweiten Briefe[1] seine eigenen Beobachtungen mit:

Lage des Berges, den er für den höchsten in den Vogesen hält und der sechs Stunden von Molsheim und ebenso weit von Markirch, Saarburg und Raon-l'Étape entfernt, auf der östlichen Grenze des Gebietes liegt, das der König Childerich der Abtei Senones geschenkt hat. An seinem Fusse führt eine Strasse vorbei, die früher die gewöhnliche Verbindung zwischen Lothringen und Deutschland bildete. Der obere Teil des Berges ist ein Plateau, ungefähr 100 Fuss breit und 400 Schritte in westöstlicher Richtung lang, das auf drei Seiten von schroff abstürzenden Felsen begrenzt ist und im Osten noch von einem höheren Felsen überragt wird. Dann heisst es über die Denkmäler wörtlich folgendermassen:

«Hundert Schritt von dem Felsen (am westlichen Abhange) befinden sich die Reste eines Gebäudes, dessen Umfangsmauern deutlich zu erkennen sind. Es mass im Innern 37 Fuss in die Länge, 28 Fuss in die Breite und 13 Fuss in die Höhe bis zum Dach. Die beiden Thüren im Osten und Westen waren 4′ 7″ hoch und 2′ breit; die beiden Fenster im Süden und Norden 5′ hoch und 4′ breit. Die Steine waren so fest mit einander verbunden, dass, wenn man einen davon aus den Fugen reissen wollte, er eher mitten durchbrach, als dass er sich von der Verbindung loslöste. Beim Ausheben eines 4′ tiefen Grabens im Innern fand man Ziegel und Kohlen, welche bewiesen, dass das Haus einst vollendet war[2] und nur durch die Zeit oder durch Feuer zerstört wurde. — 20 Fuss von da sah man die Trümmer einer 39′ hohen Säule; nachdem man alle Stücke derselben zusammengestellt hatte, erkannte man, dass sie gleichsam drei Säulen, eine über der anderen, bildete, eine jede mit Kapitäl und Base. Vermutlich stand auf der obersten eine Statue. — 25 Fuss weiter gegen Osten traf man die Ruinen eines anderen, ähnlichen Gebäudes. Gegen Norden sah man den Platz, wo ein Brunnen war. — 200 Schritte von dem zweiten Gebäude schienen die Ruinen eines dritten Gebäudes zu sein. Geht man immer weiter

---

[1] Abgedruckt im Journal des Savants 1693, Jan. S. 74. ff. Derselbe ist bisher merkwürdigerweise allen Forschern entgangen; nur Schöpflin erwähnt ihn, setzt ihn aber fälschlicherweise in das Jahr 1697. Das Nähere darüber s. unten. S. 11 Anm. 1.

[2] Früher war offenbar die Ansicht verbreitet, die auch in der oben angeführten Urkunde aus dem 16. Jahrhundert ihren Ausdruck gefunden hat, als ob das Gebäude unvollendet gewesen sei.

nach Osten, so kommt man auf den Gipfel des Berges, der ein Oval, 150 Schritte in westöstlicher Richtung lang und 25 Fuss in nordsüdlicher Richtung breit, bildet und von einem 15′ hohen Felsen begrenzt wird. Auf der Südseite dieses Felsens ist in einer 3′ langen und 2′ hohen Umrahmung ein Basrelief eingehauen, das einen Löwen und einen Eber darstellt. Der Löwe geht aufwärts mit geöffnetem Rachen auf den Eber los; darunter mit grossen Buchstaben die Inschrift BELLICcVS, dessen zweites c kleiner als das erste ist. Der Eber, höher als der Löwe stehend, scheint gegen einen Felsen gedrängt zu sein; darunter: SVRBVR. — Am Fusse des Felsens, besonders auf der Süd- und Nordseite, hat man mehrere Statuen[1] gefunden. Die erste scheint einen Mann darzustellen, der mit einer Art von enganliegendem Wams (pourpoint) bekleidet war, dessen Zipfel auf den Unterleib herabhingen. Auf den Schultern hatte er ein Fell, scheinbar das eines Schafes, wie man aus den Hinterfüssen desselben vermuten kann, die neben den Beinen sichtbar sind. Von einer zweiten Statue sind nur noch Stücke der Schenkel, Beine und Füsse, augenscheinlich von einer Frau, vorhanden. Die dritte Statue ist ein Mercur, in der Linken seinen Heroldsstab, in der Rechten einen Geldbeutel haltend. Der Kopf ist ebenso wie bei allen anderen Statuen abgebrochen, vermutlich infolge des Sturzes von dem Felsen herab. Die vierte Statue könnte die einer Bacchuspriesterin sein, die in der Rechten zwei ineinander verschlungene Nattern hält und den Kopf der einen zerdrückt. Neben ihr sieht man ein Tier, das man nicht deutlich erkennen kann und das vielleicht ein Bock ist. Die fünfte Statue ist doppelt: ein Mann mit einem Kind aus einem Stein gehauen. Die Tunica des Mannes reicht nur bis zur Mitte des Unterschenkels und ist mit einer Art von Mantel überdeckt. Das Kind hat keinen Mantel, sondern nur eine doppelte Tunica, von der die innere bis auf die Füsse, die äussere nur bis zur Mitte des Unterschenkels reicht. Es hält in der Rechten ein Spielzeug, das einer kleinen Keule ähnlich sieht. Die drei anderen Statuen haben nichts Besonderes.» — Es folgt dann eine Auseinandersetzung über die an dem Berge entspringenden Bäche, zu denen der Verfasser ausser «Pleine» und «Saur» (Saar) auch fälschlicherweise die «Prusche» (Breusch) zählt, sowie über den Namen des Berges. In Bezug auf die Bedeutung desselben in alten Zeiten meint A., dass derselbe den Umwohnern als

---

[1] D. i. Basreliefs.

Versammlungsplatz ihrer gottesdienstlichen Handlungen oder als Zufluchtsstätte in Kriegszeiten gedient haben könnte. Die erstere Ansicht glaubt er bestätigt zu finden in Lucan. Pharsal. III, 399 ff., wo der Dichter von dem Waldesdunkel spricht, in dem die Gallier einst ihre Opfer darbrachten, ferner durch die Statuen, besonders die des Mercur, der nach Cæsar (bell. gall. VI, 17) von den Galliern vorzugsweise verehrt wurde. Für die zweite Ansicht führt er, merkwürdig genug, die Heidenmauer auf dem Odilienberge an, der nicht weit vom Berge von Framont entfernt sei. «Vielleicht haben die Römer, die die Gallier von hier vertrieben, den Löwen und den Eber als ein Denkmal ihres Sieges eingehauen. Der Löwe stellt die fremden Eindringlinge, der Eber die auf diesen Berg zurückgedrängten Eingeborenen dar. Bellicus ist das Beiwort des Löwen, um den Mut der Angreifer, und Surbur das des Ebers, um den Widerstand der Eingeborenen zu bezeichnen, die ihre Verschanzung verteidigten.» Auf die Römer weise auch die Inschrift in lateinischen Buchstaben hin; weniger wahrscheinlich erscheine die Annahme, dass das Denkmal von den Franken stamme, was noch weiter ausgeführt wird. Was die Gebäude auf dem Frankenberg betrifft, so können sie Grabmäler der ersten Frankenherzöge oder die Wohnungen der Druiden gewesen sein.

Am Ende des Briefes stellt A. weitere Ausgrabungen für das nächste Frühjahr in Aussicht, um ein sichereres Urteil über die zuletzt berührten Fragen zu gewinnen. Doch scheinen sich dieselben verzögert zu haben; denn erst unter dem 14. September 1696 folgt ein neuer, dritter Brief an dieselbe Adresse.[1]

Er war in Begleitung seines Bruders, des schon genannten Petrus Alliot, Abt von Senones, seines Neffen Hyacinthus Alliot[2] und anderer Ordensbrüder auf den Donon gegangen und hatte Arbeiter für die Ausgrabungen mitgenommen, um wo-

---

[1] Derselbe ist abgedruckt nach einer die Orthographie beibehaltenden Abschrift — wo das Original aufbewahrt wird, ist nicht angegeben, vermutlich aber in Epinal — von Jollois, Mémoire sur les antiquités du Donon (im Journal de la Société d'Émulation du dép. des Vosges, II. vol.; Sep.-Abdr. davon Epinal 1828) und genauer: Id., Mémoire sur quelques antiquités remarquables du dép. des Vosges. Paris 1843. S. 132 Anm

[2] Derselbe war religieux Bénédictin de la Congrégation de S. Vannes und hat im Journal des Savants 1696, S. 18, über eine in Beauvais gef. Mercurstatue berichtet, wobei er auch der Funde auf dem Berge von Framont Erwähnung thut.

möglich die Bestätigung seiner Vermutung, dass jene Gebäude Grabstätten gewesen seien, zu finden.

In dieser Absicht liess er durch das erste Gebäude seiner ganzen Breite nach einen 4′ breiten und 2′ tiefen Graben ausheben, wobei man bald mehrere Stücke von verschiedenen Urnen fand: A. zweifelte nun nicht mehr, dass jenes Gebäude zur Zeit des Heidentums als Grabstätte gedient habe. Infolge seiner weiteren Vermutung, dass auch die grosse Säule ähnlichen Zwecken gedient haben könnte und dass sie vielleicht über den Urnen der angesehensten Leute errichtet war, liess er ringsherum in der Nähe, besonders da, wo ihm die Basis derselben einst gestanden zu haben schien, die Erde umgraben; und in der That, man stiess auf Stücke von drei verschiedenen Urnen. Die Erde war hier aschfarbig, vielleicht, dass bei früheren Ausgrabungen die Asche, mit der die Urnen gefüllt waren, an der Erde zerstreut wurde; vielleicht auch, da keine einzige Urne ganz war, dass der religiöse Fanatismus der altchristlichen Bevölkerung, vermischt mit der Hoffnung, in diesen Urnen Münzen zu finden, diese Zeugen des Heidentums zertrümmert hat.

Auf dem obersten Gipfel des Berges, am Fusse des denselben bedeckenden Felsens, förderten die Ausgrabungen noch die Reste von 21 Statuen (d. i. Basreliefs) zu Tage, die zum Teil unter den beinstarken Baumwurzeln und der 1 1/2 Fuss dicken Moosdecke hervorgeholt werden mussten. Von den aufgefundenen Bildwerken waren einige noch vollständig unversehrt, von anderen waren nur noch die Beine, Füsse, Hände oder andere Teile vorhanden. Unter diesen Bruchstücken war besonders eins mit einem Paar Füssen, an denen man noch deutlich die Sandalen erkennen konnte, bemerkenswert. Alle Köpfe, die man gefunden, gehörten scheinbar Frauen an. Inbetreff der Einzelheiten verweist der Briefschreiber auf die Abbildungen[1] und die dabei stehenden Bemerkungen.

Durch die oben angeführten Urnenfunde glaubt nun A. seine Ansicht bestätigt zu finden, dass jene Gebäude bestimmt waren zur Aufnahme der Totenurnen, und eine ausserhalb derselben gefundene Scherbe einer Urne führt ihn zu der Vermutung, dass der ganze Platz ringsherum überhaupt diesem Zwecke geweiht war. Sachverständige denen er die Urnenfragmente vorlegte, erkannten sie als wirkliche Graburnen an; sie ähnelten sehr einer Urne, die man drei bis vier Jahre zuvor in Strassburg beim Bau einer Bastion gefunden hatte. Der

---

1 Die sog. Rotstiftzeichnungen; s. unten.

Briefschreiber zweifelt nicht, dass man bei weiteren Ausgrabungen noch manches Stück Altertum zu Tage fördern werde. Leute aus der Umgegend, welche kamen, um zu sehen, was die Mönche da oben machten, haben den Bildern die Extremitäten zum Teil abgeschlagen.[1]

Einen Bericht über seine Entdeckungen auf dem Donon nebst Abbildungen der Reliefs hat Dom H. Alliot ferner an Dom Jean Mabillon, Bénédictin de la congrégation de S. Maur in der Abtei St. Germain des Prés, geschickt (Jahr?), den dieser (wohl wörtlich) in seinem Discours sur les anciennes sépultures de nos Rois benutzt hat.[2] Derselbe stimmt meist genau mit dem oben erwähnten Brief Alliots (Journ. des

---

[1] Einen Brief Alliots an seinen Bruder aus dem Jahre 1697 erwähnt Schöpflin; er befand sich handschriftlich in seiner Bibliothek und ist nach seiner Angabe niemals gedruckt worden. (Als. ill. I, S. 84 Anm. [a].) Aus den von ihm daraus citierten Angaben ergiebt sich indessen, dass es kein anderer sein kann, als der oben besprochene, im Journ. des Sav. 1693 abgedruckte. Ein einziges Citat könnte dieser Annahme widersprechen. S. 84 zählt nämlich Schöpflin den Hyacinthus Alliot unter denjenigen Gelehrten auf, welche in den mit den Sagum bekleideten Bildern (Doppelbild und einfaches Bild, Schöpflin tab. III) Druidenpriester erkennen wollen und verweist auf obigen Brief, in dem indessen Alliot sich nicht in diesem Sinne ausspricht. Vergleicht man aber damit S. 454, wo Schöpflin jene Ansicht mehrerer Gelehrten über die Druidendarstellungen wiederholt und wo er in Anm. [g] sagt: «Alliotus in Epistola Ms. dubius haesit, ita enim scribit: Aedificia in monte Dononis reperta vel monimenta fuerunt priscorum Ducum Francorum, vel habitationes Druidum», so merkt man, dass dies die Worte sind, aus denen er auch S. 84 auf Alliots Ansicht von jenen Bildern geschlossen hat. Die beiden andern Citate (S. 453 Anm. o und S. 455 Anm. u) aus Alliots Brief finden sich klar und deutlich in dem oben erwähnten zweiten Briefe. Man kann also die Identität von Schöpflins Brief aus dem Jahre 1697 mit dem obigen im Journ. des Sav. 1693 abgedruckten nicht bezweifeln und muss inbezug auf die Jahreszahl ein Versehen Schöpflins annehmen und ebenso die Angabe, dass der Brief niemals gedruckt sei, auf Unkenntnis Schöpflins zurückführen.

An einer andern Stelle (S. 452 Anm. [i]) citiert Schöpflin einen Brief H. Alliots an seinen Bruder, der im Journ. des Sav. 1696 Jan. p. 25 abgedruckt sein soll; auch dieses Citat ist falsch, was aber nicht verhindert hat, dass dasselbe noch oft von andern Gelehrten wiederholt worden ist.

[2] Vorgelesen in der Pariser Akademie am 25. April 1702; abgedruckt in Ouvrages posthumes de J. Mabillon et de Thierri Ruinart. Paris 1724 T. II, p. 43 suiv., und in den Mémoires de l'Académie des inscript. et belles lettres 1736 T. II, p 633 suiv.

Sav. 1693) überein, enthält aber noch einige wichtige Zusätze :

Nachdem er Seite 45 von den Einzelheiten des Gebäudes gesprochen, fährt er fort: «Man kann nicht sehen, ob die Steine mit Mörtel oder mit Eisen [Klammern] verbunden sind. Die Ziegel, die dieses Gebäude bedeckten, waren flach, 10″ breit und 1″ dick mit 1 1/2 zölligem Rand.» Die Höhe der Säule wird hier nur auf 29 Fuss angegeben. Erwähnt werden ferner die Inschriften auf den Steinen dieser Säule; eine derselben lautete :

I. O. M.
C. LVCVLLVS
LEPIDINVS
V. S. L. M.

In Bezug auf die Bestimmung der Gebäude: «Es ist schwerlich anzunehmen, dass diese Gebäude zu etwas anderm gedient haben, als zu Tempeln oder zu Wohnungen für die Priester.[1] Vielleicht können die heidnischen Umwohner (payens) auch ihre Begräbnisstätte hier gehabt haben»; Beweis: Urnenfunde, worunter auch die 3 unter dem Säulenfuss gefundenen erwähnt werden. (Vergl. den dritten Brief Alliots!) —

Von Petrus Alliot, dem Abte von Senones, ist uns ein kürzerer Bericht über den Donon und seine Denkmäler, vermutlich ebenfalls aus dem Jahre 1692, erhalten, den ich, obwohl er manches aus den angeführten Mitteilungen seines Bruders bereits Bekannte enthält, doch in extenso in deutscher Uebersetzung wiedergebe, da er bisher nur in einem sehr selten gewordenen Mémoire sur les antiquités du Donon von Gravier veröffentlicht ist.[2] Es heisst da :

«Von der Abtei in Senones steigt man auf sehr schmalen, holperigen Wegen mitten durch die schrecklichste Wildnis der Vogesen; aber nach einem zweistündigen Marsche wird man angenehm überrascht durch den Anblick von weiten Hochebenen, von den Umwohnern Chaumes genannt, die sich bei wechselnder Breite drei Stunden weit hinziehen. An diesen wandert man gemächlich vorbei bis in die Nähe des Berges von Framont; dann geht's allmählich und mühelos wieder aufwärts

---

1 Ob diese Bemerkung auch von Alliot stammt?

2 Im Journ. de la Soc. d'Émulation Nr. VII, 1827; das Original wird vermutlich in Epinal aufbewahrt. — Irrtümlicher Weise schreibt Gravier diesen Bericht dem Dom [Hyacinthus] Alliot, Abt von Moyenmoutier, zu; äussere und innere Gründe lassen den Irrtum leicht erkennen.

auf dem Wege, der in früheren Zeiten die grosse Landstrasse aus Lothringen nach Elsass bildete, bis zu einer Wiese, wo man eine frische, wasserreiche Quelle trifft. Von hier aus steigt man noch eine Viertelstunde ziemlich bequem, dann aber wird der Abhang so steil, dass man nur mit vieler Mühe emporklettern kann.[1] Kommt man endlich auf die Höhe, so findet man ein ziemlich ausgedehntes Plateau (terre-plein), das im Osten von einem noch höheren Felsen überragt wird.

Der ganze so hohe und schwer zugängliche Gipfel ist von einer sehr ausgedehnten Mauer umschlossen, welche auf dem oberen Rand des Abhanges ruht, der von dem Fusse der Mauer an eine Art Glacis bildet. Dieses hat Menschenhand noch steiler und fast unzugänglich gemacht dadurch, dass man die Erdmassen überall zu diesem Zwecke entfernt hat.[2] Diese Mauer war in gewissen Abständen gestützt durch viereckige Türme, die aber in der Mauer selbst lagen und durch diese mit einander verbunden waren, so dass sie jener wiederum als Strebepfeiler dienten.

In dieser ganzen Umfangsmauer war nur ein einziges Thor, nämlich da, wo sich die Wege aus Lothringen nach Deutschland vereinigten, die zwischen diesem und einem benachbarten Berge, dem sogenannten Kleinen Donon hindurchführten. Dieses Thor wurde gebildet durch zwei dicke Türme, deren Unterbau man noch sieht.

100 Schritte von dem ersten Felsen[3] gegen Osten trifft man zunächst die Reste eines alten Gebäudes, das im Innern 37′ lang, 28′ breit und bis zum Dach 13′ hoch, bis zur Spitze des Giebels noch um 9′ 3″ höher war. Die beiden Thüren, die eine im Osten und die andere im Westen, waren 5′ hoch und 2′ breit; die Fenster auf der Nord- und Südseite ebenfalls 5′ hoch und 4′ breit. Es scheint, als ob sich über der einen der Thüren eine Inschrift befand; sie war aber so verwittert (effacée), dass man nichts darauf erkennen konnte; nur eine Art quer liegender Keule (une espèce de massue placée en travers) war hier zu sehen. Man fand im Innern des Gebäudes Reste von Urnen, Ziegeln und Kohlen, was zu der Meinung führt, dass es einst vollendet gewesen und dass es nur durch die

[1] Es ist dies der direkte Weg von Grandfontaine, der von der Südseite her das Plateau erreicht.

[2] . . . un glacis que la nature et la main de l'homme ont escarpé et rendu inaccessible par les terres qui ont été rangées presque partout.

[3] D. i. der sog. Felsen von Grandfontaine am westlichen Abhang.

Zeit oder durch Feuer zerstört wurde. Um den Felsen herum, besonders im Norden und Süden, findet man die Reste mehrerer Bildsäulen. Es waren, bevor wir an diesem Ort Ausgrabungen veranstaltet hatten, nur ihrer drei zu sehen; aber später haben wir mehr als 30 gefunden, allerdings nicht alle ganz, aber alles ansehnliche Stücke, obgleich wir nicht überall gegraben haben.» —

Weitere Nachrichten über die Entdeckung der Donondenkmäler gegen das Ende des 17. Jahrhunderts verdanken wir einem andern gelehrten Benediktiner.

Dom Thierri (Theodoricus) Ruinart nämlich war durch seine litterarischen Arbeiten seinem gelehrten Ordensbruder, dem schon genannten Mabillon, zur Mitarbeiterschaft an dessen Werke, der Geschichte des Benediktinerordens. empfohlen worden. Zum Studium der Archive der Kirchen, Abteien und Klöster reiste nun Ruinart mit Mabillon von der Abtei St. Germain de Prés aus, wohin ihn dieser zu sich gezogen hatte, nach Lothringen und Elsass. Ueber diese Reise hat uns Ruinart in einer ausführlichen Beschreibung berichtet s. t. Iter literarinn in Alsatiam et Lotharingiam.[1]

Ruinart war mit seinem Lehrer Mabillon am 20. August 1696 von Paris aufgebrochen. Den 13. September kamen sie nach Moyenmoutier, am 14. September nach Senones. Hier traf Ruinart nicht nur den Abt von Senones, Petrus Alliot, sondern auch dessen Bruder Hyacinthus Alliot, den Abt von Moyenmoutier, auf dessen Einladung er am folgenden Tage noch einmal nach Moyenmoutier zurückkehrte, da er ihn bei seinem ersten Besuche daselbst nicht angetroffen. Von ihnen ging ganz offenbar auch die Anregung zum Besuch des Donon aus.[2]

---

[1] Gedr. am Schlusse des 3. Bandes der Ouvrages posth. de Mabillon et de Ruinart. Paris 1724. Von dieser Reise Ruinarts erschien im Jahre 1826 und 1827 von Prof. Matter eine französische Bearbeitung mit erklärenden Anmerkungen zum Teil von Schweighäuser im Journ. de la Soc. des Sciences du Bas-Rhin III. u. IV. Bd.; eine zweite französische Uebersetzung von Abbé Marchal im Recueil de documents sur l'histoire de Lorraine. Tome VII. Nancy 1862. — Eine deutsche Uebersetzung aus dem latein. Original von dem den Donon betr. Abschnitt lieferte Prof. Euting in der Literar. Beilage zur Gemeinde-Zeitung für E.-L. 1882 Nr. 1 unter dem Titel: «Ein gelehrter Tourist auf dem Donon».

[2] Vom 14. September 1696 datirt der 3. Brief H. Alliots an seinen Bruder (s. oben S. 9).

Am 16. September wurde aufgebrochen : während Mabillon unter Begleitung der beiden Aebte rechts nach dem Elsass reiste,[1] wandte sich Ruinart cum aliis (Ordensbrüdern, denen der Donon jedenfalls schon bekannt war, und die als Führer dienten) links, cum animus esset famosum montem Frankenbergensem perlustrandi. Wie lebhaft übrigens damals bereits, vier Jahre nach dem ersten Besuch der beiden Aebte Alliot, der Besuch des Donon war, ersieht man aus der Notiz Ruinarts, dass am Fusse des Berges[2] Reste einer alten Behausung (antiquae cujusdam villae rudera) zu sehen waren, die der Abt von Moyenmoutier hatte ankaufen und für die Bergbesucher als Rasthaus, besonders auch für die Pferde, die man hier zurücklassen musste, einigermassen herrichten lassen.

Die Beschreibung der auf dem Donon vorhandenen Denkmäler, die aber keineswegs erschöpfend ist, beruht auf dem oben erwähnten Bericht H. Alliots (zweiter Brief und Bericht bei Mabillon), den er später bei der Abfassung derselben jedenfalls benutzt hat.[3] Er erwähnt :

1. Das noch ziemlich vollständig erhaltene Haus (wie bei Alliot); 2. die dreifach übereinandergesetzte viereckige[4] Säule; die Entfernung von jenem Gebäude hier 25 Schritte. Von der nach Alliots Vermutung oben auf derselben stehenden Bildsäule «konnte trotz der sorgfältigsten Nachforschungen bis jetzt unter den Gebäuderesten nichts aufgefunden werden.» «Ganz unten an der Basis waren Inschriften eingemeisselt, wie wir noch aus einzelnen verschwindenden, beinahe abgeschliffenen Spuren von Buchstaben schliessen konnten. Trotz aller Anstrengung, wenigstens einige Worte daraus zusammenzustellen, gelang uns das doch nicht, ausser den paar Worten, die schon einige von unserem Orden herausgebracht hatten».[5] 3. 25 Fuss weiter ein anderes Gebäude, 4. und in gleichem Abstande noch ein gleichartiges drittes; 5. dem zweiten gegenüber nach Norden zu die Spuren eines Brunnens; 6. Basrelief Belliccus Surbur an einem Felsen auf dem Gipfel (wie bei Alliot). 7. Ueber die Reliefbilder

---

[1] Ueber Saales, Steige, Weilerthal nach Schlettstadt. (Euting.)

[2] Nach Matters Vermutung da, wo jetzt Grandfontaine.

[3] Wie schon Schöpflin, Als. ill. I, S. 452 Anm. (i) bemerkt hat.

[4] Alliot hat über ihre Gestalt nichts bemerkt; nach den Rotstiftzeichnungen könnte sie rund erscheinen.

[5] Wie diese Worte lauteten, erfahren wir von Ruinart nicht; dagegen wird eine Inschrift erwähnt bei Mabillon s. oben S. 12. Näheres s. unten S. 28.

auf dem oberen Gipfel sagt R.: «Es war kein einziges Stück anzutreffen in vollständigem Zustande, sondern omnia medio tantum corpore eminent.[1] Die Steine, aus denen sie gemeisselt sind, stammen aus der nächsten Umgegend, mit Ausnahme einiger weniger, die offenbar nicht so in der Gegend vorkommen. Die Figuren sind, wenn meine Vermutung richtig ist, nicht gerade von Barbaren, aber doch von Leuten verfertigt, die wenig Uebung in der Bildhauerei hatten; einige verraten römische Hand, ja, wenn ich mich nicht irre, habe ich das Bild eines Mannes in römischer Soldatentracht gesehen.[2] Während unseres Aufenthaltes in Moyenmoutier zeigte man uns einen von hier weggeholten weiblichen Kopf in gut römischem Kunststil.[3] Ferner stellen diese Bilder heidnische Gottheiten oder deren Priester dar. Darunter haben wir mehr als einen Mercur bemerkt, den Flügelstab in der Linken, den Geldbeutel in der Rechten haltend. Auch eine Frau ist da, vielleicht eine Bacchuspriesterin,[4] welche umeinandergewundene Schlangen in den Händen hält, während zu ihren Füssen noch anderes derartiges Gewürm liegt. Ich sah dort noch eine andere weibliche Figur, mit einem Hahn zu ihren Füssen — vielleicht eine Pallas. Auf einem weiteren Stein ist ein Doppelbild von einem Manne und einem Kinde,[5] aber es sind auch viele andere vorhanden ohne irgend etwas Bemerkenswertes darauf.»

In Bezug auf Zeit und Nation, der jene Monumente angehören, verweist Ruinart ausdrücklich auf den Brief H. Alliots an seinen Bruder im Journ. des Sav. [1693]. «Ich für meinen Teil glaube, dass sie den Galliern angehören, die zur Zeit ihrer Vermischung mit den Römern nach heidnischer Sitte hier auf diesem Berge ihre religiösen Feiern abhielten.» —

Ebenfalls noch am Ende des 17. Jahrhunderts (1697) schrieb Joh. Schilter eine Abhandlung in deutscher Sprache über die Donondenkmäler, von der wir aber leider nur aus den Citaten Schöpflins[6] Kenntnis haben. Letzterer bewahrte sie unter seiner Handschriftensammlung, mit der sie wohl 1870 verbrannt ist; gedruckt scheint sie nicht zu sein. —

---

[1] Was nicht ganz richtig ist: vielen fehlt allerdings der Kopf.

[2] Jollois, Pl. 36, 2.

[3] Ob vielleicht der unter den Rotstiftzeichnungen (Jollois. Pl 35, 7. 8.) befindliche?

[4] Pl. 36, 1.

[5] Pl. 36, 5.

[6] Als. ill. I, S. 84 Anm. (b) und 454 Anm. (t) u. ö.

Ausser den schriftlichen Nachrichten über die Denkmäler des Donon verdanken wir dem Abte Hyacinthus Alliot oder einem seiner Mönche auch die ersten bildlichen Darstellungen derselben.

Es sind dies mit Rotstift hergestellte Zeichnungen, die jetzt noch in zwei Sammlungen vorhanden zu sein scheinen.[1]

A) Eine Sammlung aus 20 Blättern bestehend, die Gravier um 1820 im Archiv zu St.-Dié auffand;[2] wie und woher sie dahin gekommen, war nicht festzustellen. Sie diente Gravier und Jollois (s. u.) gewissermassen als Wegweiser bei ihren Erforschungen und wurde in den dreissiger Jahren auf des ersteren Veranlassung nach Epinal geschickt, wo sie Jollois für sein Werk (Antiquités des Vosges) benutzen wollte.[3] In diesem sind sie auch (Pl. 35 u. 36), und zwar in einem auf ein Viertel verkleinerten Massstab der Originalgrösse reproduziert. (Dazu die Erläuterungen S. 189 ff.) Da «man vergessen hat, sie wieder zurückzuschicken», so befinden sie sich vermutlich noch in Epinal. Nur ein einziges Blatt mit dem Belliccus Surbur, auf der Rückseite eine männliche Gestalt mit einem Ziegenfell bekleidet,[4] ist in St.-Dié noch vorhanden (in Nr. 99 der Handschriften der dortigen Bibliothek).[5] Nach dieser hat F. Dinago den Belliccus Surbur in der Grösse des Originals

---

[1] Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die Anschauung der von Jollois reproduzierten Abbildungen, sowie einer Reihe mir gütigst zur Verfügung gestellter Pauszeichnungen im Besitze des Herrn Save in St-Dié; ferner auf die kurzen Notizen bei Gravier und Jollois, sowie auf schriftliche Mitteilungen des Herrn Save und entsprechen, wie ich glaube, in allen wesentlichen Punkten dem wirklichen Thatbestand. Absolut sicher wäre dieser nur in Epinal, wo beide Sammlungen vermutlich aufbewahrt werden, festzustellen. Ein erster Versuch, dort die nötigen Erkundigungen einzuziehen, fand aber so wenig Entgegenkommen — nur eine allgemeine Bestätigung von dem Vorhandensein jener Zeichnungen war zu erreichen, — dass ich von weiteren dahinzielenden Versuchen glaubte abstehen zu sollen. In erfreulichem Gegensatz dazu steht die Liebenswürdigkeit, mit der Herr Save mir durch Rat und That zur Seite stand; ihm verdanke ich viele wertvolle Notizen für meine Arbeit. Ihm sei auch hier nochmals mein aufrichtiger Dank ausgesprochen.

[2] Jollois, Antiquités du Donon, S. 6; Antiquités des Vosges, S. 130.

[3] Schriftliche Mitteilung des Herrn Save.

[4] Jollois, Pl. 36, 4.

[5] Notiz von G. Save im Bull. de la Soc philomat. Vosg. St-Dié 1877, p. 47.

herausgegeben s. t. Un Basrelief du Donon (im Bull. de la Soc. philomat. 1876 p. 205; auch separat).

Die einzelnen Blätter bringen folgende Gegenstände zur Anschauung:

Einen Plan des oberen Plateaus des Donon, auf dem die verschiedenen Denkmäler zur Zeit Alliots eingezeichnet sind;

den Grundriss des am besten erhaltenen Gebäudes. Aufrisse der Lang- und Giebelseite desselben nebst einigen Architekturdetails;

Rekonstruktion der 29′ hohen Säule;

ferner die Flachreliefs, die auf dem Donon noch vorhanden waren, nebst zwei Köpfen von Statuen.

B) Eine zweite Sammlung stammte von Dom Calmet,[1] von dem sie ein Herr Guery in Senones erhielt, der sie wieder der Commission des Antiquités du département des Vosges (der späteren Société d'Émulation des Vosges) in Epinal schenkte, wo sie jedenfalls noch aufbewahrt wird. Diese Sammlung besteht aus 24 Blättern.[2] Sie enthält ausser den Abbildungen der Sammlung A noch einige andere, nämlich 3 Basreliefs, 1 Inschriftenstein und 1 Votivaltar mit Inschrift, die wir, da sie bisher noch nicht veröffentlicht sind, weiter unten reproduzieren (Fig. 4—8), wo bei den einzelnen Abbildungen das Nähere nachzusehen ist. Ich verdanke dieselben Herrn Save, der im Besitze einer Sammlung von Pauszeichnungen ist, die der verstorbene Bibliothekar Simon in St.-Dié in den dreissiger Jahren für seinen Gebrauch hergestellt hat. — Jollois scheint sie nicht selbst gesehen zu haben,[3] doch hatte er offenbar wenigstens Kenntnis von ihrer Existenz, da er sie ausdrücklich von der Sammlung A unterscheidet.[4]

Ob sich unter diesen beiden Sammlungen die Originalzeichnungen Alliots befinden, ist von hier aus schwer festzustellen. Sollte dies der Fall sein, so würden dies die der Sammlung A sein, da B handgreifliche Fehler enthält, die nur

---

[1] Schweighäuser erwähnt sie als in Senones befindlich im Mém. de la Soc. des Antiquaires 1836, S. 11.

[2] Journ. de la Soc. d'Émulation. N° VII, S. 20 Anm. 2.

[3] Man vergl. unten: Basreliefs N° 14 u. 17.

[4] Indem er von dieser, damals noch in St-Dié befindlichen Sammlung spricht, sagt er im Mém. sur les antiquités du Donon. S. 7, dass sie absolument semblable à celle citée dans le mémoire de M. Gravier (im Journ de la Soc. d'Émulat. VII) sei.

von einem ungeschickten Abzeichner herrühren können. Dafür nur zwei Beispiele: Der Aufriss der nördlichen Tempelwand (s. u. unsere Abbildung Fig. 2) in A enthält u. a. die handschriftliche Randbemerkung: G. Fenêtre plus à l'occident qu'à l'orient und demgemäss richtig das Fenster auf der rechten Seite. Auf der entsprechenden Zeichnung in B liest man dieselbe Bemerkung; trotzdem ist das Fenster ganz links eingezeichnet. Ferner: In dem Grundriss des Gebäudes in A sind handschriftlich die Längenmasse der Seiten eingetragen: die Langseite mit den Fenstern 40′ und die Giebelseite mit den Thüren 31′; die Zeichnung entspricht genau diesen Massen. In B dieselben Angaben; trotzdem ist auf der Zeichnung die Giebelseite um $^1/_6$ länger als die Langseite; auch inbezug auf die Einzeichnung der Thüren stimmen Plan und Aufriss nicht überein.[1]

Eine dritte Sammlung besass Schöpflin in seiner Bibliothek; sie ging mit letzterer in den Besitz der Stadt Strassburg über[2] und teilte mit ihr 1870 das gleiche Schicksal.

Auf diese Rotstiftzeichnungen des Abtes Hyacinthus Alliot gehen nun alle Reproduktionen der Donondenkmäler in den Werken des 18. Jahrhunderts zurück.

Es sind dies:

Dom Bernard de Montfaucon, religieux Bénédictin de la Congrégation de S. Maur, L'antiquité expliquée II. T. 2e Partie, Paris 2e éd. 1722: Pl. 186. 187. 188.

Dom [Jacques Martin], religieux Bénédictin de la Congrégation de S. Maur, La religion des Gaulois. Paris 1727, Tome I. Pl. 6 et 9.

Schöpflin, Alsatia illustrata. Colmar 1751, Tome I. tab. II et III. Sch. sagt S. 452 u. ausdrücklich: Hyacinthi Allioti, in Mediano Vogesi Monasterio Abbatis, schedis adjutus.

Dom Aug. Calmet, Abbé de Senones, Notice de la Lorraine. Nancy 1756, Tome I. Pl. 1 et 2.

Diese Zeichnungen haben alle denselben Typus und unterscheiden sich von einander nur durch mehr oder weniger grosse Unvollkommenheit; die in Calmets Notice de la Lorraine sind die fehlerhaftesten.[3]

---

[1] Man vergl auch unten die Bemerkung zu Inschrift Nr. 2 letzte Anmerkung.

[2] Schweighäuser, a. a. O.

[3] Vergl. das oben zu Sammlung B Gesagte. — Selbständige Zeichnungen nach den Originalen fertigte Mitte des

Erst 1821 hat J.-B. P. Jollois im Verein mit N. F. Gravier im Auftrage der Commission pour la recherche des antiquités du département des Vosges in Epinal es unternommen, den Donon von neuem gründlich auf seine Denkmäler hin zu untersuchen und genaue Zeichnungen nach den Originalsculpturen zu geben, die damals noch zu einem Teile an Ort und Stelle waren, [1] wobei er gewissenhaft die Angaben der früheren Gelehrten geprüft hat. Das Resultat seiner Untersuchungen legte Jollois am 7. November 1821 der genannten Kommission in einem Mémoire sur les antiquités du Donon vor, das in dem Journal de la Société d'Émulation des Vosges vol. II abgedruckt ist. [2] Das Gleiche that Gravier. Nachdem ein Auszug aus dessen Mémoire mit einem «Plan topographique de l'état du Donon, lors du 1er voyage de Dom Alliot, en 1692» eben-

---

vorigen Jahrhunderts Dom Pelletier, Curé de Senones, an, die er seiner Abhandlung über den Donon beifügte (a. a. O. S. 393); ob dieselben sich erhalten und wo sie etwa aufbewahrt werden, ist mir nicht gelungen festzustellen. Die Abhandlung: Déscription de la principauté de Salm avec une Dissertation sur les monuments de la montagne de Framont, welche Pelletier handschriftlich mit einem Begleitschreiben im Jahre 1755 an den Grafen von Salm-Salm, in dessen Gebiet der Donon lag, richtete, enthält nicht Neues; sie beruht im Wesentlichen auf den Arbeiten der früheren Gelehrten, unter denen vor allen Schöpflin, dessen Alsatia wenige Jahre zuvor erschienen war, zu Rate gezogen ist. Erst 1856 wurde sie von Ferry-Millon, der das Manuscript in dem Archive der Forstverwaltung von St-Dié fand, in der Revue d'Alsace (1856. S. 385-405) — aber ohne die Zeichnungen — herausgegeben.

[1] H. Alliot (in seinem 3. Briefe, bei Jollois S. 132) zählte 1696 noch 21 Bilder (Petrus Alliot spricht von mehr als 30?); Schöpflin (Als. ill. I, 453) sah im Anfang des vorigen Jahrhunderts nur noch 14 teils unversehrte, teils verstümmelte Reliefs, von denen er die 9 besten abgebildet hat; Jollois (S. 137) konnte bei seinen Nachforschungen 1821 noch 8 Fragmente konstatieren, von denen 2 bis dahin unbekannt waren. Heutzutage sind alle bedeutenderen Skulpturen vom Donon verschwunden. Mancher Altertumsfreund, der, wie L. Levrault sich drastisch ausdrückt, über einen Wagen mit einem Paar Ochsen verfügte, hat sich damit seine Sammlung bereichert; andere wanderten in das Strassburger Museum, wo sie mit den übrigen Schätzen der Bibliothek 1870 zu Grunde gingen. Sieben Reliefs und der Belliccus Surbur werden im Museum zu Epinal aufbewahrt. (Catalog Nr. 88—94 u. 167.) Nur geringe Reste finden sich noch in dem modernen, im Jahre 1869 erbauten Tempel auf dem Donon hinter einem Eisengitter vereinigt. (S. Nachtr.)

[2] Ein kurzer Bericht über seine Untersuchungen erschien im *Annuaire du départ. des Vosges* 1822, p. 74.

daselbst vol. VII 1827 erschienen war, gab Jollois seine obige Arbeit in einem Separatabdruck heraus (Epinal 1828 mit zwei Bildern: 1. Der Donon von Raon-sur-Plaine aus. 2. Ansicht des Donongipfels von der grossen Strasse im Westen aufgenommen, — und zwei Tafeln mit Abbildungen der Skulpturen). — Diese Arbeit wurde dann abermals abgedruckt mit einigen Erweiterungen in dem oben erwähnten Werke: Paris 1843, S. 126—146 nebst Pl. 31—36 und dazu gehörigen Erläuterungen S. 186—193:

Pl. 31: Ansicht des Donon von Raon-sur-Plaine. — Ansicht des oberen Gipfels mit den Tempelruinen.

Pl. 32: Aufriss (Südseite) und topographischer Plan des Dononplateaus.

Pl. 33: Felsen auf der Spitze mit dem Relief Belliccus Surbur. — Grundriss des Tempels und Detailzeichnungen einzelner Architekturstücke.

Pl. 34: Von J. aufgefundene Basreliefs vom Donon.

Pl. 35 und 36: Reproduktion der oben genannten Rotstiftzeichnungen (Sammlung A).

II. Uebersichtliche Zusammenstellung der Dononden kmäler.

1. Die Umfassungsmauer. — Die Gebäude und die Säule (Votivaltäre) auf dem untern Plateau.

Von der Mauer, die nach Petrus Alliot[1] den obern Teil des Donon auf drei Seiten einschloss und durch dicke Türme verstärkt war und die auch auf dem Plan des Plateaus unter den Rotstiftzeichnungen[2] eingezeichnet ist, konnten Jollois und Gravier trotz der Ausgrabungen, die an verschiedenen Stellen zu diesem Zwecke veranstaltet wurden, keine Reste mehr entdecken;[3] überall stiess man etwa $1/2$ m unter der jetzigen Oberfläche unmittelbar auf den anstehenden Felsen. Nur eine Art Terrasse von 3—4 m Breite war vorhanden, die von Menschenhand eingeebnet zu sein schien; ferner bemerkte man in gewissen Abständen ungeheure Felsblöcke, die

[1] Siehe oben S. 12.

[2] Bei Jollois Pl. 35, 1 und bei Gravier im Journ. de la Soc. d'Émulat. VII. Nach letzterem hat Ravenèz ihn in seiner Uebersetzung von Schöpflins Als. ill. reproduziert (II. Bd. Pl. complém. Nr. 1, S. 524.)

[3] Jollois, Antiq. des Vosges, S. 128.

scheinbar eine Bearbeitung zeigten und die die Fundamente jener viereckigen Türme gewesen sein könnten.[1] Auch Voulot[2] will auf der Nordseite einen Wall aus Erde und Steinen gefunden haben. Doch sind alle diese Spuren zu unsicher, als dass man darauf weitere Folgerungen über den Zweck der Mauer aufbauen könnte, wie das Gravier (a. a. O.. S. 27 f.) thut, der ihr eine militärische Bedeutung abspricht und sie auf religiöse Einrichtungen des Druidenkultes zurückführt.[3]

Auf dem Plateau des Donon, das 375 m lang und 80—100 m breit ist und an das sich im Osten der eigentliche Gipfel anschliesst, der jenes um ca. 40 m überragt und seinerseits wieder eine Art Plattform aus Felsen, 100—110 m lang und 20—25 m breit,[4] bildet, wurden von H. Alliot die Reste dreier Gebäude entdeckt,[5] die auch Schöpflin und Calmet in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts noch gesehen haben. Doch scheint schon am Ende des 17. Jahrhunderts nur eines derselben noch in ansehnlichen Resten vorhanden gewesen zu sein, da Alliot die beiden andern nur kurz erwähnt, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Von diesem einen dagegen sind unter den Rotstiftzeichnungen genaue Pläne (Grundriss, Aufriss der Giebel- und Langseite nebst handschriftlichen Notizen über die Dimensionen und die Beschaffenheit einzelner Steine) vorhanden, die uns gestatten, uns ein vollkommenes Bild davon zu machen. (Fig. 1—3.) Es liegt 120 m östlich von dem westlichen Felsabsturz des Plateaus und bildet ein Rechteck, das im Innern 37′ lang und 28′ breit[6] (Jollois S. 131 : 11 m × 7,6 m) war. Die Stärke der Mauern betrug nach Calmet (S. 471) 3′ (Jollois 80 cm); doch nahm dieselbe nach oben zu etwas ab.[7] Die Höhe bis zum Dach gibt Alliot auf 13′ an, Ruinart fügt hinzu, wie man aus den noch vorhandenen Steinen schliessen konnte. An dem oberen Rand der Giebelmauern, die bis zur Spitze noch um 9′ 3″ höher als die Längsseiten waren, waren

---

[1] Gravier, Journ. de la Soc. d'Émulat. Nr. VII, S. 21 f.

[2] Les Vosges avant l'hist., S. 147.

[3] Wenn aber nun gar Fachot (Bull. de la Soc. philomat. 1883—84, S 133 f.) von einer Mauer spricht, die sich vom Donon bis zum Odilienberg erstreckte, so ist diese Angabe ohne Zweifel in das Reich der Phantasie zu verweisen.

[4] Masse nach Jollois S. 128.

[5] Journ. des Sav. 1693, S. 25.

[6] Gerechnet ist nach dem pied du roi = 0,325 m.

[7] Handschriftliche Randbemerkungen zu den Rotstiftzeichnungen.

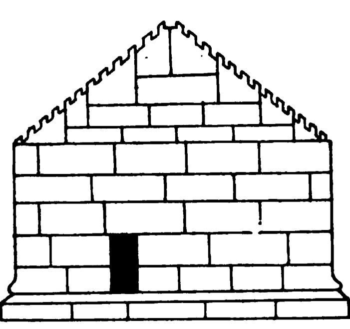


Fig. 1: Westlicher Giebel.

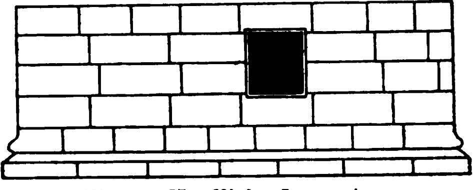


Fig. 2: Nördliche Langseite.

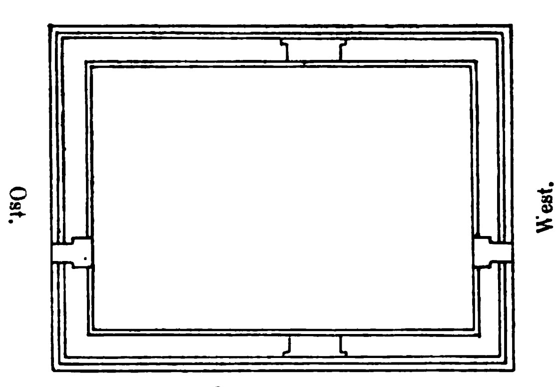


Fig. 3: Grundriss des Tempels nach den Rotstiftzeichnungen bei Jollois.

Einschnitte zur Aufnahme der Dachbalken. Das Gebäude war erbaut aus viereckig behauenen Steinen von rotem Vogesensandstein, wie man ihn auf dem Berge findet, 4—5 ' lang, von denen jeder einzelne die ganze Dicke der Mauer bildete. Sie hingen so fest mit einander zusammen, dass man sie eher zertrümmern, als aus den Fugen reissen konnte,[1] weshalb man

[1] Alliot a. a. O.; Ruinart S. 444.

nicht sehen konnte, ob sie mit Eisen oder Mörtel zusammengefügt waren. Jollois konstatierte, was schon Calmet bemerkt hatte, in fast allen Steinen Einschnitte, die zur Aufnahme von eisernen oder hölzernen Zapfen oder Klammern dienten, so dass nicht nur die Steine derselben Lage, sondern auch die der verschiedenen Lagen übereinander zusammen verbunden waren; von Mörtel war keine Spur zu entdecken. Den Sockel bildeten die zwei untersten Schichten mit einem einfachen Gesims. In der östlichen und westlichen Giebelseite waren zwei Thüren, aber nicht in der Mitte derselben, sondern mehr nach der nördlichen Wand zu gelegen. Sie waren 4′ 7″ hoch, und an der Aussenseite 2′, im Innern 2½′ breit. Jollois fand an der westlichen Thürschwelle in der Ecke eine Art Zapfenmutter zur Aufnahme des Thürzapfens. Ueber der einen Thür war nach P. Alliot eine Inschrift angebracht, die aber zur Zeit schon so verwittert war, dass man nichts mehr daran erkennen konnte; nur eine Verzierung, die A. mit einer liegenden Keule vergleicht, war noch zu sehen. Auch Calmet spricht von Inschriften in verzierten, von zwei Genien gehaltenen Einrahmungen, die nach seiner Meinung über den Thüren angebracht waren,[1] doch scheinen sie schon damals (Calmet sah die Steine in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts) nicht mehr an ihrem Platze gewesen zu sein. Wie soll man diese Angaben mit einander vereinigen, da beide offenbar verschiedene Dinge im Auge haben? Ob vielleicht Calmets Steine zu einem der beiden andern Tempel gehörten?

Die beiden Fenster in der südlichen und nördlichen Langseite liegen ebenfalls nicht genau in der Mitte, sondern mehr nach Westen zu; sie waren 5′ hoch und 4′ breit. Das Gebäude war mit Ziegeln von römischer Arbeit gedeckt, deren Reste man noch in und um das Gebäude herum aufgefunden hat.[2]

Im Innern des Gebäudes fand Jollois einen Säulen-

---

[1] Eine Abbildung davon befindet sich in der Sammlung B der Rotstiftzeichnungen; s. unsere Abbildung fig. 7. Das Nähere darüber unten u. Inschriften Nr. 1 und 2. — H. Alliot und Ruinart erwähnen nichts von derartigen Verzierungen; auch auf der Rotstiftzeichnung des Aufrisses der Giebelwand findet sich keine Andeutung davon.

[2] Ruinart S. 444. — Alliot bei Mabillon, Les sépult. Ouvr. posth. II. 45, erwähnt platte Ziegeln, 10″ breit, 1″ dick mit einem 1½″ Rand. — Auch Jollois S. 132 f. fand eine sehr gut erhaltene Flachziegel mit Rand: 38 cm lang, 30—32 cm breit; ebenso Stücke einer Rundziegel.

schaft von 0,50 m. Durchmesser und 0,40 m. Höhe; auf der oberen und unteren Fläche waren in der Mitte Löcher eingemeisselt zur Aufnahme hölzerner oder eiserner Zapfen, die die einzelnen Säulentrommeln mit einander verbanden. Ob Säulen das Innere des Gebäudes geschmückt, glaubt J. auf Grund dieses einzigen Fundstückes nicht als sicher hinstellen zu können. Ausserdem fanden sich innerhalb der Mauern Fragmente von Gefässen aus sehr feinem roten Thon. Schon Alliot hatte ausser Ziegelbruchstücken und Kohlen[1] hier mehrere Scherben von Urnen aufgedeckt.[2]

Von diesem Gebäude, von dem zu der Zeit, als H. Alliot den Donon besuchte, mindestens noch die Nord- und Westseite ziemlich vollständig erhalten gewesen sein müssen (vergl. die Rotstiftzeichnungen), sah Dom Calmet ums Jahr 1710 die Mauern noch in einer Höhe von 4—5 Fuss.[3] Seitdem ist das Gebäude zertrümmert,[4] indem man die meisten Steine nach Framont hinabgeschafft und mit ihnen die Wasserbehälter für die Eisenwerke daselbst gebaut hat.[5] Jollois fand im Jahr 1821 nur noch eine einzige Steinlage über dem Boden.[6] Heutigen

---

[1] Journ. des Sav. 1693, S. 75.

[2] Alliot bei Jollois S. 132.

[3] Notice de la Lorr. S. 471.

[4] Schöpflin, Als. ill. I, 453: Templum, quod modo descripsi, plane destructum est.

[5] Nach einer Anmerkung von Matter zu Ruinarts Voyage littéraire im Journal de la Soc. des sciences etc. du dép. du Bas-Rhin III, 1826, S. 152 ist es im Jahr 1732 geschehen. — Eine sehr charakteristische Mitteilung Schweighäusers über dieses — um es milde auszudrücken — geringe Verständnis für die Denkmäler der ältesten Vergangenheit des Landes in früheren Zeiten, findet sich im Kunst-Blatt 1823, S. 322: « . . . Ja, um die über diese Barbarei (nämlich eben die Verwendung jener Steine zu dem angegebenen Zwecke) laut werdende allgemeine Unzufriedenheit durch einen neuen Vandalismus zu beschwichtigen, wurden kurz darauf von den damaligen Besitzern jener Behälter noch einige dieser Steine, welche durch ihre nach aussen gekehrten Schriften oder Bildwerke die Aufmerksamkeit fortdauernd an sich zogen, herausgenommen und verkehrt wieder eingemauert, so dass sie seitdem auch mit dem besten Willen der auf die Zerstörer gefolgten Eigentümer dieser Eisenwerke nur sehr schwer hätten gefunden werden können oder es noch werden könnten, was jedoch noch immer sehr wünschenswert und nicht ohne Hoffnung bleibt.» Vielleicht nimmt einmal die Gesellschaft für Erhaltung der histor. Denkmäler Gelegenheit, die Sache an Ort und Stelle untersuchen zu lassen.

[6] Siehe die Abbildung Pl. 31, 2 und den Grundriss Pl. 33.

Tages ist auch diese verschwunden, und nur noch die Fundamente sind sichtbar.

In einiger Entfernung östlich davon traf Alliot die Ruinen eines zweiten Gebäudes[1] und von diesem wiederum weiter nach Osten die Reste eines dritten Gebäudes.[2] Dem zweiten Gebäude gegenüber, gegen Norden, lag ein Brunnen, der aber im Laufe der Zeit verschüttet ist (Ruinart). Der Brunnen oder die Cisterne ist heutigen Tages noch in dem gleichen Zustand wie damals.[3] — Nähere Angaben über die Beschaffenheit dieser beiden Gebäude werden von keinem der Gelehrten, die dieselben noch gesehen haben (ausser Alliot und Ruinart noch Calmet und Schöpflin), gemacht; sie begnügen sich mit allgemeinen Ausdrücken, wie: ein ähnliches, ein jenem ersten ganz ähnliches Gebäude. Es scheint, als ob diese beiden Gebäude schon damals in einem Zustande ziemlichen Verfalls sich befunden. Jollois (S. 134) konnte trotz eifriger Nachforschungen und Nachgrabungen an den sich aus den Beschreibungen und dem Plan der Rotstiftzeichnungen ergebenden Punkten keine Spuren derselben mehr entdecken; nur Trümmer bearbeiteter Steine, die da und dort am Boden lagen, besonders nach dem obersten Berggipfel zu, waren zu sehen. Darunter ist bemerkenswert ein 1,92 m langer, 0,60 m breiter und 0,50 m dicker Stein mit vier parallelen, halbkreisförmigen bandartigen Verzierungen, die vermutlich den

---

[1] Bei Calmet S. 473 ist die Lage der beiden Gebäude fälschlich im Westen des ersten angegeben. — Inbezug auf die Angaben der Entfernung herrscht bei den Gelehrten, die die Gebäude noch gesehen haben, keine Uebereinstimmung: Nach Alliot im Journ. des Sav. 1693 betrug sie 20′; bei Mabillon p. 45, 25′; ebenso bei Calmet, S. 473, bis zur Fundstätte der Säulenfragmente und von da weitere 25′ bis zum zweiten Tempel; Ruinart, Iter lit. p. 444, gibt 25 Schritte und 25 Fuss; ebenso nach ihm Schöpflin.

[2] Alliot (Journ. des Sav.): «200 Schritte von dem zweiten»; ders. bei Mabillon p. 46 und Calmet a. a. O.: «und etwas weiter entfernt ein drittes»; Ruinart und Schöpflin: «und in gleichem Abstand (wie das zweite vom ersten) noch ein gleichartiges drittes.» — Die Entfernungen sind wohl nur annähernd geschätzt, nicht genau gemessen.

[3] Ueber diesen Brunnen sagt etwas geheimnisvoll F. Voulot (Revue arch. 1876, 32. Bd., S. 47): «Au sommet du Donon lui-même, un puits, sans doute funéraire (car il est assez près d'un puits d'eau), a *une forme absolument inconnue*. La partie supérieure, taillée en entonnoir, se termine à la base par une *ouverture en croissant*, donnant accès dans la partie inférieure. Il n'est connu que de moi et d'un ami discret, et ne sera fouillé que dans des conditions dont nous serons les seuls juges.»

oberen Abschluss einer Fensteröffnung bildeten (Pl. 33, 5 und 6). Schon Alliot hatte ihn bemerkt und ihn unter die Rotstiftzeichnungen aufgenommen.[1] Nach der Fundstätte zu schliessen, könnte er zum dritten Gebäude gehört haben.

In geringer Entfernung[2] von dem ersten Gebäude gegen Nordosten fand H. Alliot die Stücke einer Säule, die nach seiner Annahme aus drei aufeinandergesetzten Säulen, jede mit Basis und Kapitäl, bestand und zusammen 39 Fuss hoch war.[3] Eine Abbildung unter den Rotstiftzeichnungen nebst beigefügten Randbemerkungen veranschaulicht uns dieses Säulenmonstrum: die unterste hatte 2′ 4″, die Basis 3′, das Kapitäl 3′ im Durchmesser; die mittlere 2′ 2″, die Basis 3′, das Kapitäl 2′ 6″ im Durchmesser; die oberste 2′ 2″, das Kapitäl 1′ 3″ im Durchmesser; Basis fehlte dieser. Die Säule war vierkantig, wie Ruinart u. A. das ausdrücklich bestätigen,[4] während es die Zeichnung zweifelhaft lässt. Die Höhe von 39 Fuss ist bereits von Alliot bei Mabillon S. 45 auf 29 Fuss ermässigt, eine Angabe, die auch Ruinart und Schöpflin haben. Auf dieser Kolossalsäule soll sich dann nach Alliots und Ruinarts Ansicht eine Bildsäule erhoben haben, von der sie freilich trotz der eifrigsten Nachforschungen nichts auffanden.

Ueber die Bestimmung dieser Säule hat sich H. Alliot in seinem dritten Briefe an seinen Bruder[5] ausgelassen. Er hält sie für ein vornehmes Grabdenkmal und glaubt diese seine Ansicht bestätigt zu sehen durch Bruchstücke dreier Urnen, die er an der Stelle ausgegraben, wo, wie er glaubte, die Basis der Säule stand.[6]

In dem an Mabillon geschickten Bericht (S. 45) erwähnt er dann noch mehrere auf der Säule eingegrabene Buchstaben; «auf einem der Steine liest man folgende Inschrift, welche beweist, dass sie für einen vornehmen Römer bestimmt war»:

I. O. M.
C. LVCVLLVS
LEPIDINVS
V. S. L. M.

---

[1] Bei Jollois Pl. 35, 6; vergl. auch Schweighäuser, Kunstblatt 1823, S. 328 o. — Noch 1831 sah ihn Bergé, (Annales de la Soc. d'Émulat. I. 3. Heft 1833, S. 139 f.) an Ort und Stelle.

[2] Ueber die von einander abweichenden Angaben der Entfernung siehe oben S. 26 Anm. 1.

[3] Journ. des Sav. 1693, S. 75.

[4] Iter lit. S. 444., Schöpflin S. 452 u. Pelletier S. 393.

[5] Bei Jollois S. 132.

[6] Näheres siehe oben S. 10.

Ruinart, der sich über den Zweck der Säule nicht näher auslässt, sagt nur, dass auf der untersten Basis Inschriften eingemeisselt waren, wie man aus den sehr abgeschliffenen Buchstaben entnehmen konnte; doch gelang es ihm und seinen Begleitern nicht, mehr herauszubringen als das, was vor ihm schon Ordensbrüder entziffert hatten.[1]

Der erste, der eine richtige Ahnung von dieser Säule hatte, war Dom Calmet. Er sagt S. 473: «Man sieht auch, oder vielmehr man sah vor 40—45 Jahren (d. i. ca. 1710) vierkantige Steine, die höher als breit sind und welche, wie ich glaube, Votivaltäre mit lateinischen Inschriften versehen waren.[2] Diese Altäre waren etwa 4—5 Fuss hoch. Die am besten erhaltene Inschrift lautete: I. O. M. C. LVCVLLVS» etc. wie oben. Letzterer Zusatz lässt keinen Zweifel an der Identität mit jener von Alliot bei Mabillon erwähnten Säule.[3] Schöpflin (S. 452) suchte die Inschrift bereits vergeblich. Nach Matter (oder Schweighäuser?)[4] hätte jede Basis der drei Altäre eine Inschrift getragen, von denen aber nur eine — die oben angeführte — lesbar war, während die beiden andern viel mehr verstümmelt waren; doch konnte man gleichfalls die Buchstaben I. O. M. erkennen,[5] woraus man auf einen gleichen Zweck derselben schliessen kann.

---

[1] Irriger Weise glaubt Schöpflin, dass Ruinart diese Inschrift mitgeteilt habe. Siehe S. 452 Anm. [h], womit zu vergl. S. 473, Anm. [h].

[2] So auch Pelletier a. a. O. S. 393, der sie aber um 1755 nicht mehr an Ort und Stelle finden konnte.

[3] Jollois hat offenbar nicht gemerkt, dass diese von Calmet erwähnten Votivaltäre gleich sind jenen drei aufeinander gesetzten Säulen des Alliot. Die von ihm citierte Inschrift: Jovi Opt. Max. a C. Lucullo Lepidino dedicata, aus Schöpflin S. 452 entnommen, ist von diesem nur inhaltlich, nicht wörtlich angeführt. An der von ihm (Jollois) citierten Stelle bei Mabillon II, p. 46, steht sie dem Wortlaut nach, ebenso bei Schöpflin S. 473. — Jollois fand noch einzelne der zu diesen oder ähnlichen Altären gehörige Steine am Boden, nicht aber die Inschrift, glaubte aber, dass sie als Pfeiler zu einem jener drei Gebäude gehört haben (S. 131). Es ist sehr wahrscheinlich, aber nicht sicher, dass das von ihm Pl. 33. Fig. 2, 3 und 4 abgebildete Kapitäl einem dieser Altäre angehört hat. (Langseite desselben 0,94 m, bei Alliot: 3 pieds du roi.)

[4] Anm. zu Ruinart, Voyage littér. im Journ. de la Soc. des sciences du Bas-Rhin III, 1826, S. 149.

[5] Woher diese Notiz?

Neuerdings hat Zangemeister[1] unter Hinweis auf die Jupiter- oder Gigantensäulen von Merten, Heddernheim, Schierstein und Trier versucht, die frühere Ansicht von einer einzigen Säule, wie sie Alliot und Ruinart vorschwebte, wieder zur Geltung zu bringen, ohne indessen stichhaltige Gründe dafür vorzubringen.[2]

Was nun endlich die Bestimmung jener drei Gebäude anlangt, so sind die Ansichten darüber sehr auseinander gegangen.

In seinem ersten ausführlichen Bericht an seinen Bruder[3] lässt Hyacinthus Alliot es dahin gestellt, ob man sie als Grabmäler der ersten Frankenherzöge oder als Wohnungen der Druiden ansehen soll. Zu der ersteren Ansicht führt ihn seine Etymologie von Framont = Mont des Francs, die er in der deutschen Bezeichnung Frankenberg bestätigt findet,[4] zu der zweiten die zahlreichen Funde von Mercurbildern, die darauf schliessen liessen, dass der Donon den umwohnenden Galliern eine Cultusstätte dieses ihres höchsten Gottes gewesen sei. Diese Vermutungen hat Alliot, nachdem er genauere Untersuchungen, besonders Ausgrabungen innerhalb und ausserhalb des ersten Gebäudes veranstaltet hat, zum Teil wieder aufgegeben.[5] Da er nämlich in dem Gebäude Reste mehrerer Urnen, andere ausserhalb desselben, darunter Fragmente von drei verschiedenen Urnen bei der Säule, aufgefunden, nimmt er an, dass das ganze Plateau als Begräbnisplatz gedient habe und dass jene drei Gebäude[6] speziell Grabstätten in der Zeit des Heidentums gewesen seien.

Mabillon, der, wie erwähnt, in seinen Discours sur les anciennes sépultures de nos Rois[7] eine ihm von H. Alliot geschickte Beschreibung dieser Gebäude und der andern Donondenkmäler eingeflochten hat, schreibt: «Es ist schwer zu glauben, dass diese Gebäude zu einem andern Zwecke als zu Tempeln

---

[1] Im Korrespondenzblatt der westdeutsch. Zeitschr. für Gesch. und Kunst 1890, Nr. 8. (Aug)

[2] Vergl. meine Entgegnung ebendas. 1891, Nr. 1 (Jan.).

[3] Journ. des Sav. 1693, S. 78 f.

[4] Vergl. oben S. 3.

[5] 3. Brief an seinen Bruder vom 14. Sept. 1696 bei Jollois S. 132 f. Anm. S. oben S. 10.

[6] Funde scheint er nur in dem ersten gemacht zu haben; in betreff der beiden andern erwähnt er nichts.

[7] Ouvr. posth. II. S. 46. — Aus ihm wörtlich entlehnt ist die Beschreibung Dom Martins, La Religion des Gaulois. I. S. 338 ff.

oder Wohnungen der Priester erbaut seien. Es scheint auch, dass die Heiden an diesem Orte[1] ihre Grabstätten hatten.» Es ist leider nicht festzustellen, ob M. hier nur Alliots Ansicht wiedergibt, oder ob er nicht vielleicht — was wahrscheinlicher ist — seine eigene mit der seines Gewährsmannes vermischt, so dass er uns die Auswahl zwischen Tempel — Druidenwohnungen — Grabstätten lässt.

Ruinart,[2] der es ablehnt, auf die Zeit und die Nation einzugehen, der jene Donondenkmäler angehören, und der inbezug auf diese Frage ausdrücklich auf Alliots Berichte verweist, sagt von dem ersten Gebäude : «dass jenes Gebäude einst bewohnt gewesen ist, geht mit Sicherheit hervor aus den Resten von Kohlen und Ziegeln, die man im Innern, wenn man nur ein wenig die Erde wegschafft, in ziemlicher Menge antrifft.»

Schöpflin[3] scheint es als selbstverständlich zu betrachten, dass das zu seiner Zeit (d. h. im Anfang des vorigen Jahrhunderts, dagegen nicht mehr, als er sein Geschichtswerk schrieb) noch ziemlich erhaltene Gebäude ein Tempel war. Dann heisst es weiter: «Der Tempel, der auf dem untern Plateau der Berges[4] lag, war, wie die im vorigen (17.) Jahrhundert noch vorhandenen Inschriften, von denen eine von Jupiter, eine andere von Mercur spricht, zu beweisen scheinen, dem Jupiter und dem Mercur geweiht.» Diese Angaben Schöpflins sind ungenau : jene auf Jupiter bezügliche Inschrift oder vielmehr Inschriften (s. oben S. 28) befanden sich auf der Basis der 3 Altäre, von denen es doch sehr zweifelhaft ist, ob sie zu dem Tempel gehörten. Dagegen waren wahrscheinlich — aber auch diese Angabe ist, wie wir sahen, keineswegs sicher — über den Thüren des Tempels Inschriften angebracht, die, wenngleich verstümmelt, doch den Namen des Mercur sicher erkennen liessen. Schöpflin sah sie freilich nicht mehr, wohl aber Calmet, der sie uns überliefert hat.[5] Und dass jenes Gebäude ein römischer Tempel war, glaubt letzterer wohl mit vollem Recht aus seiner rechteckigen Grundfläche, seinen

---

[1] En ce lieu-là: in den Gebäuden oder in ihrer nächsten Umgebung?

[2] Iter lit. S. 444, 446.

[3] Als. ill. I. 453.

[4] Schöpflin glaubt, dass auch auf dem obersten Gipfel ein Mercurtempel gestanden habe

[5] Notice de la Lorraine I. S. 473; das Nähere über diese Inschriften s. unten S. 71; vergl. auch oben S. 24.

Dimensionen und jener lateinischen Weiheinschrift entnehmen zu können. Demgegenüber kann die Meinung Grandidiers,[1] dass diese Gebäude römischen Soldaten, die hier den Uebergang aus Elsass nach Lothringen schützten, als Wohnstätten gedient, keinen Anspruch auf ernstliche Widerlegung machen.

Von den Inschriften fand Jollois keine Spur mehr; inbezug auf die Bestimmung der Gebäude spricht er keine bestimmte Meinung aus, sondern ist nur der — natürlich richtigen — Ansicht, dass, wenn es ein Tempel war, dieser jedenfalls in der Zeit nach dem Eindringen der Römer in Gallien erbaut wurde.

2. Die Reliefbilder auf dem Gipfel.

Von einem Tempel, der nach der Ansicht einiger Gelehrten, u. a. Schöpflin[2] und Schweighäuser[3] auf dem obersten Gipfel des Donon gestanden haben soll, konnte Jollois (S. 135) nicht die geringste Spur entdecken. Die Oberfläche des Felsens, der die Spitze des Berges bildet und der die Grundfläche des Tempels hätte bilden müssen, ist ganz uneben; nirgends Spuren der Bearbeitung. Es ist deshalb wenig wahrscheinlich, dass jemals hier oben ein Tempel gestanden.

A. Relief mit Inschrift Belliccus Surbur.

Dieses vielberufene Relief war in den anstehenden Felsen des obersten Gipfels, und zwar in einer Einbuchtung desselben auf der Südseite,[4] eingemeisselt; die Länge desselben beträgt 80 cm, die Höhe 45 cm. Jollois sah es 1821 noch an seinem Platze, ebenso Schweighäuser 1823[5] und Bergé[6] im Jahre 1831; bald darauf scheint es aber von den Felsen losgelöst und nach Epinal geschafft worden zu sein,[7] wo es in der Hofmauer des Musée départemental eingemauert ist. (Catalog No. 167.) Alle Abbildungen dieses Denkmals aus früheren

---

[1] Histoire de l'Alsace p. 99.
[2] Als. ill. I. 452.
[3] Kunstblatt 1823, S. 328.
[4] Vergl. die Abbildung Pl. 33, 1 und den Plan Pl. 32 bei Jollois.
[5] Kunstblatt 1823, S. 328.
[6] Annales de la Soc. d'Émulation. Tome I, 3e cah. 1833 p. 140.
[7] Nach Jollois 1843 S. 126 Anm. 1 ist es bereits in Epinal.

Zeiten gehen auf die Rotstiftzeichnung Alliots zurück,[1] die F. Dinago in der Grösse der im Archiv zu St-Dié aufbewahrten Originalzeichnung reproduziert hat.[2] Jollois fertigte eine neue Zeichnung nach dem noch an Ort und Stelle befindlichen Original an (Pl. 34, 1). Da dieses aber sehr hoch angebracht war, was eine genaue Untersuchung der ziemlich verwitterten Formen sehr erschwerte, so darf auch seine, dazu in sehr kleinem Massstabe gehaltene Abbildung keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit machen, wenn sie auch einige der gröbsten Ungenauigkeiten in den früheren Reproduktionen beseitigt hat. Neuerdings hat nun G. Save in St-Dié wiederholt (1869 und 1877) das Original in Epinal untersucht und Zeichnungen davon angefertigt, von denen eine in ziemlich grossem Massstabe im Bulletin de la Soc. philomat. Vosgienne 1877 veröffentlicht ist. Leider stellt auch seine jetzige Aufstellung der genaueren Betrachtung grosse Schwierigkeiten in den Weg.[3] Musste man nach den älteren Darstellungen zugestehen, dass wir eine recht unvollkommene Arbeit vor uns haben, die zwar mit den übrigen bildlichen Denkmälern des Donon im Einklang, mit den schönen Schriftzügen, die unter demselben stehen, aber im Widerspruch steht, so finden wir in Saves Darstellung — vorausgesetzt natürlich, dass sie wirklich dem Original entspricht — diesen Widerspruch gelöst: Die Körperformen der beiden Tiere zeigen ebenso wie die Inschrift künstlerische Vollendung.

Was nun diese beiden Tiere betrifft, so bestand unter den früheren Forschern über das rechts vom Beschauer stehende kein Zweifel: alle sahen in ihm einen Eber,[4] in ruhigem

---

[1] Bei Jollois Pl. 35, 11. — Ich verweise inbezug auf die vorhandenen Abbildungen dieses und der weiter unten zu besprechenden Denkmäler auf die S. 40 f. beigefügte tabellarische Uebersicht.

[2] Bull. de la Soc. philomat. 1876. S. 205.

[3] Es ist unter sehr ungünstigen Beleuchtungsverhältnissen in der Höhe des ersten Stockwerkes in der Hofmauer eingelassen. (G. Save a. a. O. S. 49). Dies wohl auch der Grund, weshalb keine Photographie davon existiert, wie ich auf Anfrage in Epinal erfahren habe. Es wäre dringend zu wünschen, wenn die hiesige Gesellschaft für Erhaltung der histor. Denkmäler, in deren jetzigem Gebiet dieses interessante Denkmal sich einst befunden, Veranlassung nähme, einen Gypsabguss anfertigen zu lassen; erst dann wird man eine sichere Unterlage gewinnen, auf der man an die Lösung der mannigfachen Fragen herantreten kann, die uns dieses rätselhafte Denkmal trotz allen Scharfsinnes, der auf seine Deutung verwendet worden ist, noch immer bietet.

[4] Nur de Montfaucon nennt es un animal qui n'est pas reconnaissable. (L'antiquité expliquée II, 2 1722, S. 417.)

Haltung, der gegen einen Felsen gedrängt zu sein scheint. Bemerkenswert ist auf den älteren Zeichnungen die Form des männlichen Gliedes, das dem des Menschen nachgebildet scheint. Dieser Ansicht trat G. Save entgegen, der dieses Tier auf das Bestimmteste als einen Stier erkennen will, der mit gesenktem Kopf und vorgestreckten Hörnern auf seinen Gegner losgeht.[1] Inbezug auf das links stehende Tier bestand schon unter den älteren Gelehrten keine Uebereinstimmung. Während es H. Alliot und Ruinart, dann de Montfaucon, und neuerdings Jollois u. A. für einen Löwen ansehen, weist Schöpflin diese Meinung energisch zurück und glaubt sicher in ihm einen Hund zu erkennen; ihm sind Calmet, Pelletier und Grandidier gefolgt; doch haben alle vier offenbar Unrecht. Der Löwe geht mit geöffnetem Rachen und vorgestreckter Zunge (was Schöpflin bestreitet) auf den Gegner los; im übrigen scheint seine ruhige Haltung mit diesem Ausdruck der Wut im Widerspruch zu stehen. Schöpflins Zweifel an diesem Ausdruck finden ihre Bestätigung in G. Saves Abbildung. Save stellt ebenfalls einen prächtigen Löwen dar, der aber in ruhiger Haltung, den Rachen geschlossen, seinen Gegner erwartet; die vorgestreckte Zunge desselben auf den Zeichnungen der älteren Zeit erklärt er für moderne Vertiefungen im Stein, die bei ungünstiger Beleuchtung die früheren Zeichner getäuscht haben.

Die Inschrift lautet BELLICcVS SVRBUR. Das erste Wort derselben, unter dem Löwen stehend, ist trotz des doppelten C[2] ohne Zweifel lateinisch. Dunkler ist das zweite: Surbur, das man allgemein für keltisch hält.[3] Beide Wörter sind durch einen wagrechten Strich von einander getrennt.[4]

Was nun die Deutung dieses Denkmals betrifft, so sind die meisten Erklärer darin einig, dass wir es mit einer symbolischen Darstellung zu thun haben. Nur Dom Calmet (S. 486) sieht darin einfach die Jagd eines Hundes gegen einen Eber. Das Wort Belliccus ist lateinisch und kann einen Krieger bezeichnen; Surbur ist deutsch und bezeichnet «schneidig, kühn» (aigre, fier). Das

---

[1] Schon Chevignard, der das Relief für die Histoire de France d'après les monuments par Bordier et Charton 2 vols. Paris 1859—60 zeichnete, hatte es als einen Stier erkannt.

[2] Das zweite ist etwas, aber nicht, wie auf der Rotstiftzeichnung und ihren Kopieen, fast um die Hälfte kleiner als das erste.

[3] Das Nähere über diese Inschrift s. unten S. 35.

[4] Nach Jollois und Save; die Rotstiftzeichnungen haben ein besonderes Zeichen,)(, woraus Ruinart ein H gemacht hat.

Denkmal ist eingemeisselt zum Andenken an eine Jagd, auf der ein Herr der Familie Surbur einen Eber in den Wäldern des Donon erlegt hat. So Calmet.[1] — Auch Grandidier (S. 101) sieht hier nur eine Jagdtrophäe, die ein Gallier seinem Hunde Belliccus errichtet, der in den Wäldern des Donon einen Eber überwältigt hat; Surbur ist der keltische Name für dieses Tier.

Ruinart und de Montfaucon begnügen sich mit der Beschreibung des Reliefs (Kampf eines Löwen gegen einen Eber), ohne auf die Bedeutung desselben einzugehen. Dagegen hatte schon H. Alliot[2] die Vermutung ausgesprochen, dass die Römer dieses Bild als ein Siegesdenkmal errichtet haben könnten: Der Löwe bezeichne die nach Gallien eindringenden Römer, der Eber die Einwohner des Landes, die sich auf dem Donon verschanzt haben. Belliccus sei das Beiwort des Löwen, um den Mut der Angreifer, Surbur das des Ebers, um den Widerstand der einheimischen Gallier zu bezeichnen, die ihre befestigte Stellung verteidigten. Auch die Inschrift weise auf römischen Ursprung.

Ausführlicher behandelt Schöpflin[3] dieses Reliefbild, der, wie schon erwähnt, in dem linken Tier einen Hund sieht. Er hält es für ein religiöses, dem Mercur geweihtes Denkmal, auf dessen Cultus fast alle auf dem Donon gefundenen Denkmäler hinzuweisen scheinen. Indem er dann untersucht, in welchen Beziehungen die beiden Tiere auf demselben in der Mythologie der Römer, Germanen und Gallier zu Mercur stehen, erinnert er daran, dass bei den Römern im Monat Mai dem Mercur und seiner Mutter Maja ein Schwein geopfert wurde. Bei den nordgermanischen Völkerschaften war der Eber das Symbol des Gottes, den sie Odin nannten; der dem Odin heilige Eber hiess Serimner. Diese Götterlehre könnten die Tribocer aus Germanien in das von Mediomatricern bewohnte Elsass gebracht haben. Odin aber war Wodan, den römische Schriftsteller mit dem Mercur der Römer vergleichen. Die Gallier endlich hielten den Eber für heilig; die Wildschweine wurden nach Strabo von ihnen gefüttert, so dass sie im ganzen Lande auf den Feldern umherstreiften und gefährlicher als die Wölfe waren. Auf gallischen Münzen kommt der Eber oft vor; eherne Bilder eines Ebers sind in den Vogesen

---

[1] Vergl. damit Schilters Ansicht, der diese «Familie Surbur» erfunden hat; s. unten S. 35.

[2] Journ. des Sav. 1693, S. 78, s. oben S. 9.

[3] Als. ill. I, p. 452, 455 ff.

mehrere gefunden worden. Auch der Hund war nach Plutarch ein Symbol des Mercur, der selbst bisweilen mit einem Hundegesicht abgebildet und von Vielen für den Anubis der Aegyptier gehalten wurde. Aus diesen Erwägungen, die freilich vielfache Bedenken erregen, glaubt Schöpflin, dass der Eber und der Hund unseres Denkmales eine religiöse Beziehung habe, mag man dieselbe entweder aus der Religion der Gallier oder der Germanen oder der Römer, die später unter jenen wohnten, oder auch aus einer aus diesen drei gemischten Mythologie herleiten.

Was nun die Unterschrift Belliccus (orthographische Verschiedenheit für Bellicus) betrifft, so sieht Schöpflin in diesem Wort ein passendes Epitheton für Hunde, «die Unbekannten gern den Krieg ansagen». Auch eine römische Gens führte diesen Namen. Surbur dagegen scheint nicht lateinisch zu sein. Schöpflin hält es für ein kelto-mediomatrisches Wort, das aus sur—bur zusammengesetzt ist; sur = deutsch Sau, griech. ὗς; bur, bar, ber = ferus; also Surbur = sus ferus (= silvestris).[1] Schöpflin nimmt an, dass der Fels, in dem dieses Bild mit dem Hund und dem Eber eingemeisselt gewesen, die Wand eines Mercurheiligtums gebildet habe, dass von einem vornehmen Manne jener Gegend — vielleicht einem von denen, deren Bildnis selbst auf einem der weiter unten zu erwähnenden Reliefs dargestellt war — geweiht worden sei.

Eine eigentümliche Ansicht hat Schilter[2] aufgestellt. Er glaubt, dass die Inschrift unter dem Bilde nicht auf die beiden Tiere, sondern auf einen vornehmen, den Römern ergebenen Mann zu beziehen sei, einen Mann, dessen Name sich in dem elsässischen Orte Surburg erhalten und dem wegen seiner kriegerischen Eigenschaften von den Römern der Ehrentitel Bellicus beigelegt worden sei. Ihm zu Ehren sei das Dnkmal errichtet. Diese Meinung Schilters weist Schöpflin durch den einfachen Hinweis auf die Etymologie von Surburg («Burg oder Feste an der Sauer») zurück.[3] Fügen wir noch hinzu, dass die Verbindung von Bellicus mit Surbur schon

---

[1] Dagegen wendet schon Matter (a. a. O. S. 150 Anm.) ein, dass wenn Surbur der keltische Name für Eber sei, man es eigentümlich finden müsse, dass unter dem Löwen ein latein. Wort stehe, das noch nicht einmal der eigentliche Name des Löwen sei.

[2] In einer handschriftlichen Abhandlung über die Donondenkmäler bei Schöpflin, S. 457.

[3] Nicht unerwähnt soll übrigens bleiben, dass sich auf einer Urne im Zürcher Museum der Töpfername SVRBVRO (nominat. findet. (Mommsen, Inscript. Helvet. 352, Nr 198).

wegen des Trennungsstriches zwischen den beiden Namen unmöglich erscheint.

N.-F. Gravier[1] sieht in dem Löwen die Römer, in dem Eber die Gallier symbolisiert, eine Vermutung, die, wie wir sahen, schon Alliot ausgesprochen. Der Löwe, vor dem Eindringen der Römer nach Gallien den Bewohnern dieses Landes unbekannt, ist das Sinnbild der Stärke und des Mutes; die Inschrift Belliccus drückt die feindliche Stellung des Löwen dem Eber gegenüber aus. Letzterer war das dem Mercur, einer der Hauptgottheiten der Gallier, heilige Tier, wie schon Schöpflin ausgeführt hat; es bezeichnet auf unserm Denkmal speziell ihre Priester: die Druiden. Der Phallus soll sein «le symbol de la fécondité des gens du nord». Das Bild drückt nun nach Gravier's Meinung gewissermassen einen moralischen Triumph, den Sieg, den die Zivilisation über die Barbarei davongetragen, aus: nämlich die Abschaffung der Menschenopfer, die durch den Kaiser Claudius befohlen, von den an den Ufern des Rheins stehenden römischen Legionen vollstreckt wurde, und damit in Zusammenhang stehend, die Vertreibung der Druiden aus diesen dichten Wäldern, in die sie sich geflüchtet hatten. Die grobe Ausführung — die freilich zweifelhaft ist, vergl. oben S. 32 — dieses demnach aus guter Zeit stammenden Bildes erklärt Gravier so, dass er es einem jener Legionssoldaten als dem Verfertiger zuschreibt; nur ein solcher konnte auf den Gedanken kommen, hier in dieser abgelegenen Gegend ein derartiges Denkmal zu errichten.

Jollois[2] stimmt Gravier insoweit bei, als auch er in unserm Denkmal eine Anspielung auf das Eindringen der Römer in Gallien sieht, ohne ihm indessen in seinen weiteren Ausführungen zu folgen.

Ich muss gestehen, dass mir diese Deutung jenes Denkmals, ohne über allen Zweifel erhaben zu sein, doch recht ansprechend erscheinen würde; auch die Verschiedenartigkeit der Inschrift: das römische Belliccus unter dem Löwen und das keltische Surbur unter dem Eber hätte dann eine gewisse Berechtigung, wenn, ja wenn wir — überhaupt einen Eber in dem rechts stehenden Tier vor uns hätten. Aber, wie schon angedeutet, ist dies durch G. Save, der das Bild wiederholt genau untersucht und abgezeichnet hat, sehr in Frage gestellt: nach ihm stellt es einen Stier dar. Save hat sich auch bemüht,

---

[1] Journ. de la Soc. d'Émulation des Vosges VII, S. 29 ff und Histoire de St-Dié. Epinal 1836, S. 19 ff.

[2] Antiquités des Vosges, S. 136 f.

für die Deutung dieses in neuer Gestalt vor uns erscheinenden rätselhaften Denkmals das nötige Material zu sammeln.[1] Er zählt mehrere in der Umgegend gefundene Stierbilder auf; er weist ferner darauf hin, dass Münzen mit dem Kopf des Togirix, des Fürsten der Leucer, auf der Rückseite einen Stier tragen, und dass auf einer Münze desselben Fürsten auch ein Löwe mit erhobenem Schweife zu sehen sei; dass auch andere gallische Münzen aus Caladunum ebenfalls den Stier auf der Rückseite haben. Interessant ist sein Nachweis, dass auf dem Fries eines Trinkhornes (richtiger einer Amphora von langer, konischer Form) aus dem Hildesheimer Silberfund dieselbe Scene wie auf unserm Denkmal dargestellt ist: links der zum Angriff vorgehende Löwe, rechts der mit gesenkten Hörnern sich verteidigende Stier.[2] In den beiden Wörtern der Inschrift will er Eigennamen sehen; inbezug auf den erstern entnimmt er die Nachweise aus Roget de Belloguet, glossaire Gaulois (2e éd. Paris 1872) S. 261; inbetreff des zweiten verweist er auf das schon citierte SVRBVRO auf einer Inschrift im Züricher Museum, wobei er freilich zugestehen muss, dass die Etymologie dieses keltischen Wortes auf den Eber hinführt.[3]

Trotz aller dieser dankenswerten Hinweise aber ist für die Erklärung unseres Denkmals noch wenig gewonnen. Ich kann übrigens einen gelinden Zweifel an der absoluten Genauigkeit der Save'schen Abbildung nicht unterdrücken; es will mich bedünken, als ob bei der Herstellung derselben der Künstler mit dem Archäologen durchgegangen sei. Die ziemlich weit vorgeschrittene Verwitterung des Steines, der über 1 1/2 Tausend Jahre allen Unbilden der Witterung ausgesetzt war, sowie die frühere und jetzige ungünstige Aufstellung des Denkmals erklären die Schwierigkeiten vollkommen, mit denen alle Abzeichner zu kämpfen hatten; ich möchte deshalb nochmals darauf hinweisen, wie notwendig es ist, dass eine Photographie hergestellt wird, die ein naturgetreues Bild von dem Denkmal

---

[1] Bull. de la Soc. philomat. Vosgienne, 3e année, St.-Dié 1877, S. 47 ff. und in einer Anmerkung zu dem von ihm herausgegebenen Mémoire sur la principauté de Salm par Fachot. ibid. 9e année 1884, S. 135.

[2] Nicht unerwähnt soll indessen bleiben, dass auf demselben Fries auch der Kampf eines Hundes mit einem Eber sich zweimal dargestellt findet. Vergl. H. Holzer, der Hildesheimer Silberfund. Hildesh. 1870 Taf. IV, 2; dazu S. 70: «solche Tierfriese kommen auf den etruskischen Metall- und Töpferarbeiten sehr häufig bandförmig vor.»

[3] Glossaire gaul., S. 262.

uns vor Augen führt; eine solche wird freilich erst möglich sein, wenn ein genauer Gypsabguss von demselben vorhanden sein wird. Erst dann wird die sichere Grundlage geschaffen, auf der wir weitere Folgerungen aufbauen können.

Ich schliesse diese übersichtliche Betrachtung mit der Ausführung F. Voulots[1] über dieses Denkmal; sie ist jedenfalls originell, wie sein ganzes Werk; wie weit sie aber Anspruch auf Berücksichtigung ernsthafter Forscher machen kann, überlasse ich jedem Leser selbst zu beurteilen.

Er behauptet, dass die Inschrift — das einzige, was bisher an dem ganzen Relief als sicher galt — von allen Vorgängern falsch gelesen worden sei und dass das erste Wort derselben nicht BELLICcVS, sondern BEILICcVS laute, in dem C wie auf vielen archaischen Inschriften = s zu lesen sei. Das Tier aber, unter dem dieses Wort steht und das man bisher für einen Hund oder einen Löwen gehalten, sieht er für einen Bison an.[2] Dieser Beilissus (so auszusprechen) ist ihm nun der Sonnenstier, der die Vermischung des Belcultus mit dem des Issus (Beil = Bel, Issus = die phönizische Isis) bezeichnet. Surbur ist zusammengesetzt aus sur = lat. sus = das gallische Schwein und ebur = Eber; das zusammengesetzte surbur findet sich in dem bairischen Dialekt: Saubär = Eber. Surbur war also ein altes Symbol einer Gottheit der Vogesenbewohner. Beide Wörter sind getrennt durch eine Pfeilspitze, eine Erinnerung an den heiligen Nagel, eines der grossen Symbole der Chaldäer! Es handelt sich also auf unserem Bild um zwei symbolische Tiere, zwei Gottheiten, die die alten Gallier verehrten. Die Haltung des zurückgedrängten Surbur gegenüber dem auf ihn losgehenden Bison stellt dar, dass der autochthone Kult des Surbur von dem ausländischen Kult des Beilissus, des Repräsentanten der semitischen Civilisation der asiatischen Pelasger, ver- oder wenigstens zurückgedrängt worden ist!![3]

---

[1] Les Vosges avant l'histoire. Mulhouse 1872, p. 207 f.; dazu Abbildung, Pl. 78.

[2] So auch auf seiner Abbildung, die im übrigen der Save'schen noch am ähnlichsten ist.

[3] In einem gefälligen Schreiben des Herrn G. Save teilt mir derselbe mit, dass demnächst im Bull. de la Soc. philomat. Vosgienne eine Abhandlung von A. Fournier erscheinen wird, in der dieser den Nachweis führen wird, dass unser Denkmal keltischen, nicht gallo-römischen Ursprungs ist. Man darf gespannt sein, welche Gründe der Verf. dafür ins Feld führen wird, da alle Anzeigen dieser Ansicht entgegenstehen. — Bisher ist, soweit ich es übersehe, nur

B. Die profanen Reliefbilder.[1]

Von den beiden auf dem Donon aufgefundenen Basreliefs, die keine Gottheiten darstellen, erwähnt Jollois[2] nur das eine; das zweite, ein Doppelbild, scheint zur Zeit seiner Untersuchung (1821) nicht mehr existiert zu haben; nach einer Notiz von Matter[3] war es vor nicht langer Zeit (vor 1826) zertrümmert worden.[4] Beide Reliefs, aus Vogesensandstein gearbeitet, lagen mit den übrigen, noch zu erwähnenden Bildern am Fusse des Felsens auf dem obersten Gipfel.[5]

a) Das einfache Bild.

Eine genaue Abbildung nach dem Original hat uns Jollois Pl. 34, 4[6] von diesem Bild geliefert. Es stellt eine männliche Person dar (Kopf und oberer Teil der Brust fehlen), bekleidet mit dem bis über die Kniee in Falten herabhängenden Sagum. Die Füsse sind zum Teil verstümmelt, die Arme gerade und fast cylindrisch. Oben an der Bruchstelle bemerkt man quer über die Brust liegende Binden, eine Art von Gürtel, die das Sagum nach oben abschliessen. In der Rechten hat er eine Geldbörse oder vielmehr ein Gefäss (gläserne Flasche?), in der Linken einen Gegenstand von der Gestalt eines Rechteckes, welchen Schöpflin wohl richtig als ein Buch oder eine Tafel erkannt hat. Mit derselben Hand hält er ein langes Schwert, oder scheint es vielmehr nur gegen sein Kleid zu drücken. Bemer-

---

einmal dieser Nachweis versucht, und zwar von dem Keltomanen L. Levrault (La vallée de la Brusche in Revue d'Alsace 1852), der beiläufig in dem Tiere links einen Stier oder einen jungen Auerochsen erkennen will: also allmählich eine ganze Menagerie! Er hält es für einen symbolischen Schmuck des Felsens, der von einem heiligen Ring, sog. Cromlech, eingeschlossen war. Auch mit der römischen Inschrift weiss er sich abzufinden: er lässt sie in späterer Zeit nachträglich darunter gesetzt sein.

[1] S. die Uebersichtstabelle auf S. 40.

[2] Antiquités du Donon Epinal 1828. S. 24 ff.; Antiquités des Vosges Paris 1843, S. 140 f.

[3] A a. O., S. 151.

[4] Vergl. auch Schweighäuser, Kunstblatt 1823, S. 328: «nur mit Ungewissheit konnte ich noch den untersten Teil desselben erkennen»; u. S. 332: «Ich glaube es in meiner Jugend noch vollständig auf dem Berge gesehen zu haben.»

[5] Das einfache Bild auf der Nordseite desselben Jollois, S. 183.

[6] Wo nichts anderes angegeben, ist im Folgenden das grössere Wort von Jollois, Antiquités des Vosges, gemeint.

Uebersicht über die vorhandenen Abbildu

Gegenstand der Darstellung.	Rotstift-zeichnungen bei Jollois.	Dom de Montfaucon Antiq. expl. II, 2	Dom Religio Gaul
Belliccus Surbur.	Pl. 35,11	Pl 188,3	
Gallier: einfaches Bild.	36,2	188,1	Pl.
» Doppelbild.	36,5	188.2	
Götterbilder:			
1. Mercurfragment.	—	—	
2. Mercur ohne Kopf.	36,3	187,1	
3. » »	36,7	186,4	
4. » unt. Hälfte: 2 Stücke.	35,10[2]	—	
5. » Mittelstück.	—	—	
6. » Kopf und Brust.	35,12	187,2	
7. » Kopf.	35,13	186,6	
8. » ohne Kopf.	36,1 (u. 34,7 bis)	186,3	
9. » klein.	36,6	187,3	
10. » ob. Hälfte mit Inschr.	36,8	186,5	
11. » Kopf.	36,10	187,6	
12. » Fragment mit Hahn.	36,13	—	
13. » vollständig.	36,14	186,1	
14. » fast vollständig.	[Samml. B.][4]	186,2	
15. Fragment mit Bock.	35,9	187.4	
16. Zwei Bruchstücke m. Tierfell.	36,4	187.5[3]	
17. Männl. Figur mit Hirsch.	[Samml. B.][5]	—	
18. Bruchstück: Beine mit Tier.	[Samml. B.][6]	—	
Bruchstücke;			
a) Zwei Beine.	36,11	—	
b) Zwei Unterschenkel	36,12	—	
Köpfe von Statuen:			
1. Weibl. Kopf.	35,7. 8	—	
2. Kopf eines bärtigen Mannes.	36,9	—	
3. » eines bartlosen Mannes.	—	—	

Anmerkung: [1] Das in Klammern beigesetzte R verweist a
auf den I. Bd (das blosse R = der betr. Tafel u. Nummer bei Schöpfl
Stück. — [4] In der Sammlung der Abbildungen über den Donon im Be

eliefs und Statuen vom Donon.

öpflin ill. I.	Dom Calmet Notice de la Lorraine I.	Jollois Antiq. des Vosges.	
,3 (R I, 7)[1]	Pl. 2,17	Pl. 34,1	Bordier et Charton, Histoire de France d'après les monumts 1859-60. I p. 48. Voulot. Les Vosges avant l'hist. Pl. 78. Dinago, Bull. de la Soc. phil. vosg. St-Dié 1876. G. Save, ebendas. 1877.
,1 (R I, 5)	1,9	34,4	
,2 (R I, 4)	2,10	—	
—	—	34,2 (R II, 1)[1]	
,6 (R)	2,12	34,5 (R II, 3)	
,5 (R)	2,13	34,6 (R II, 4)	
—	2,15 u. 16	34,7 (R II, 5)	
—	—	34,8 (R II, 8)	
,9 (R)	1,2	—	
—	1,5	—	
,4 (R)	2,14	—	
,3 (R)	—	—	
,7 (R)	1,4	—	
—	1,3	—	
—	—	—	
,1 (R)	1,7	—	
,2 (R)	2,11	—	
,8 (R)	—	—	
—	—	—	
—	1,6	34,3 (R II, 2)	
—	—	—	
—	—	—	
—	—	—	
—	—	—	
—	—	—	
—	—	34,9. 10	

ische Uebersetzung Schöpflins von Ravenèz, und zwar bei Schöpflin auf den II. Bd. — [2] Nur das untere Bruchstück. — [3] Nur das obere Save Nr. 29. (Fig. 4). — [5] Desgl. Nr. 54 (Fig. 5). — [6] Desgl. Nr. 49 (Fig. 6).

kenswert und für die geringe Kunstfertigkeit des Bildhauers charakteristisch ist der Umstand, dass der Teil des Schwertes unterhalb der linken Hand nicht genau in der Verlängerung des oberen Teiles steht. Jollois hält das Relief für den Grabstein eines Galliers. Das ist gewiss richtig, und ich verweise zum Vergleich auf ähnliche Grabsteine, die aus der Umgegend stammen: Jollois Pl. 19, 7 stellt ebenfalls einen Gallier im Sagum dar, in der Rechten ein Gefäss, in der Linken eine Tafel haltend, aus Soulosse (Solimariaca); Goldenberg in Bull. de la Soc. pour la conserv. III. 1860, fig. 11 vom Kempel; de Morlet ebendas. II sér. I. 1863, S. 163 vom Gross-Limmersberg; Beaulieu, Recherches sur le Comté de Dagsbourg Pl. I, 3 aus dem Freiwald bei Alberschweiler.

Hiervon weichen die früheren Gelehrten inbezug auf die Abbildungen, die auf die Rotstiftzeichnung Alliots als gemeinsame Quelle zurückgehen, und die Ansichten über die dargestellte Persönlichkeit mehr oder weniger ab.

Ruinart glaubte unter den von ihm auf dem Donon gefundenen Bildern das eines Mannes gesehen zu haben, der nach Art eines römischen Soldaten bekleidet gewesen. Auch Alliot[1] spricht von einem Römer, dessen Statue sie ausgegraben. Es ist sehr wahrscheinlich, dass beide obiges Bild im Sinne hatten.[2] Auf der Rotstiftzeichnung und ihren Kopieen bei de Montfaucon, Martin, Schöpflin und Calmet sind die rohen Formen sehr verschönert, insbesondere zeigen die Arme Umrisse, die das Original nicht kennt; die rechte Hand, welche das Gefäss umfasst, lässt fälschlicher Weise die unnatürliche Innen- statt der Aussenseite sehen. An dem rechten Oberarm ist eine Art von Aermel sichtbar, den das Original nicht hat. Der Gegenstand in der Linken erscheint auf der Rotstiftzeichnung, so wie bei de Montfaucon und Martin als ein Handschuh; Schöpflin hat ihn nach genauer Besichtigung des Denkmals richtiger dargestellt; er hält ihn für ein Buch (Schreibtafel); ihm ist Calmet (S. 481) gefolgt, der aber geneigt ist, in ihm eine Serviette zu erkennen.[3] Das

[1] Bei Jollois, S. 133 Anm.

[2] Die Nebenumstände, die Alliot angiebt, stimmen damit freilich nicht ganz; er sagt, dass die neugierigen Bauern, die gekommen waren, um zu sehen, was die Mönche auf dem Berge anstellten, dem Bilde die Hand, einen Teil seines Mantels und einen Fuss abgeschlagen hätten. Bei Jollois sind wenigstens die Arme noch vollständig erhalten.

[3] Der Catalog des Museums zu Epinal von F. Voulot bezeichnet ihn als ein Trinkglas.

Schwert hat Martin (S. 215 ff.) für ein umgekehrtes Kreuz oder vielmehr einen Schlüssel angesehen, der die Form eines Kreuzes hatte, dessen unterer Arm sehr lang ist und das von dem Halse wie eine Bulla herabhängt, das Symbol der Druidenpriester. Denn für einen solchen hält Martin das Bild, eine Ansicht, die vorher schon Schilter ausgesprochen hatte.[1] Diese weist Schöpflin (S. 65; 84 f.; 454 f.) mit Recht zurück, indem er daran erinnert, dass die Druiden schon durch die ersten römischen Kaiser vertrieben worden und dass es deshalb unwahrscheinlich sei, dass man Leute, die durch kaiserlichen Befehl proscribiert waren, durch Denkmäler geehrt habe zu einer Zeit, wo die Römer in jenen Gegenden herrschten. Auch die Kleidung lasse nicht darauf schliessen, dass wir hier Druiden vor uns haben, die ein besonderes Ordensgewand trugen; ebenso wurde das Schwert gewiss nicht von Druiden getragen. Alles das schliesst natürlich nicht aus, dass die Wälder des Donon vor der Römerherrschaft eine Stätte des Druidenkultes gewesen sind.

Schöpflin glaubt vielmehr aus dem Schwerte darauf schliessen zu müssen, dass der betr. Gallier dem Ritterstande angehört oder ein Amt bekleidet habe, wie bei den Aeduern der Vergobret,[2] das ihm das Recht über Leben und Tod der Bürger verlieh. Dass es aber kein Römer, sondern ein Gallier war, ist ersichtlich aus der gallischen Kleidung (tunica quadrata striata vel virgata); auch das Schwert ist ohne Zweifel der lange gallische Degen ohne Spitze. Den Gegenstand in der Rechten hält Schöpflin für ein Gefäss,[3] nicht für eine Geldbörse, wie es sich auf den Denkmälern der Mediomatricer oft findet.[4]

Calmet (S. 479 ff) endlich stützt seine Deutung ebenfalls auf das gallische Schwert und sieht in dem Manne einen

---

[1] In der schon mehrfach citierten handschriftlichen Abhandlung über die Donondenkmäler aus dem Jahre 1697. — Wenn Schöpflin S. 84 von de Montfaucon sagt, dass er dieses Bild ebenfalls für einen Druiden gehalten, so scheint dabei ein Irrtum seinerseits zu walten, denn an der von ihm erwähnten Stelle spricht sich de Montfaucon überhaupt nicht über diese Frage aus, ebensowenig wie Alliot. Schöpflin scheint sich denn auch inbezug auf letzteren nur auf ganz allgemeine Bemerkungen desselben zu beziehen. (Vergl. oben S. 11; Anm 1.)

[2] Caes. bell. gall. I, 16.

[3] So auch Pelletier, S. 397.

[4] Vergl. z. B. Jollois, Antiquités des Vosges, Pl. 18, 8; 19, 7: Grabsteine aus Solimariaca (j. Soulosse).

gallischen Krieger. Ihm ist Pelletier (a. a. O.) gefolgt, während Grandidier (S. 35ff.) sich Schöpflins Ansicht angeschlossen hat. — Das Relief befindet sich jetzt im Museum zu Epinal (Cat. Nr. 89).

b) Das Doppelbild.

Inbezug auf die Darstellung des Doppelbildes sind wir auf die betreffende Rothstiftzeichnung und die darnach genommenen Kopieen angewiesen, da, wie schon erwähnt, Jollois das Bild nicht mehr sah.

Es sind ebenfalls zwei Gallier, die hier auf einem Stein nebeneinander dargestellt waren; beide Köpfe sind abgeschlagen. Das Bild war schon zur Zeit Alliots in der Mitte quer durchgebrochen. Der vom Beschauer links trägt ein bis fast auf die Füsse herabreichendes, doppeltes gallisches Sagum mit Aermeln, von denen das untere, längere unter dem oberen hervorguckt.[1] In der Rechten hält er einen Stab mit einem birnenförmigen Aufsatz,[2] die Linke ist nicht sichtbar. — Der rechte Gallier hat ein kürzeres, nur bis über die Kniee herabreichendes Sagum und über diesem einen Mantel, aus dem er die Rechte herausstreckt, ganz wie die Römer mit Tunica und Toga. In der Linken trägt er einen schwer zu erkennenden Gegenstand; Schöpflin glaubt darin den Rücken eines Buches zu sehen.

H. Alliot[3] hält beide für einen Mann (rechts) und ein Kind (links); ebenso Ruinart.

Martin, der auch hier Druiden dargestellt sieht, sucht einen Lehrer mit seinem Schüler in den beiden, Schöpflin begnügt sich ex sanctimonia loci zu schliessen, dass es Gallier in hohen Stellungen (in dignitate constituti) sein müssten, die hier abgebildet.

Calmet (S. 482), ebenso auch Grandidier, sehen hier einen Gallier und eine Gallierin: ihnen möchte auch ich zustimmen, nicht nur, weil die Vereinigung von Mann und Frau auf gallischen Grabmälern häufig ist, sondern auch weil die linke Gestalt kleiner als die rechte und von dieser durch die Kleidung unterschieden ist. Unterstützt wird diese Ansicht durch den Vergleich mit dem bei Jollois Pl. 18,8 abgebildeten

---

[1] Oder wäre es nur ein breiter Streifen eines einfachen Sagum? So Calmet, S. 482.

[2] Jollois, S. 192: «une sorte de bâton terminé par un bouton de lotus», der viel Aehnlichkeit hat mit den Augurstäben, den die Götter oder die Könige der alten Aegypter in den Händen trugen.

[3] Journ. des Sav. 1693, S. 76.

Grabstein aus Soulosse, der mit dem unsrigen, wenn man die Unvollkommenheit der Zeichnung des letzteren in Betracht zieht, besonders inbezug auf die ganz romanisierte Kleidung des Mannes (rechts) und der Frau (links) eine bemerkenswerte Aehnlichkeit zeigt.

C. Die Götterbilder.

Die Rotstiftzeichnungen der Basreliefs vom Donon, welche Götterbilder darstellen und die, wie schon erwähnt, mancherlei Ungenauigkeiten zeigen, bieten zwei Eigentümlichkeiten, die den Scharfsinn der früheren Gelehrten, die jene ihren bildlichen und schriftlichen Darstellungen zu Grunde gelegt, herausgefordert haben. Es ist dies :

1. Das Fehlen des männlichen Gliedes, das beeinigen durch eine Art Band um die Hüfte verdeckt ist, bei anderen gänzlich fehlt, wieder bei anderen durch einen oder zwei ineinanderhängende Ringe, zum Teil an einem Bande befestigt, ersetzt ist;

2. Die ganz weiblichen Formen der Gestalten : runde Schenkel, sehr ausgebildete Hüften und Brüste.

Dom Martin, Schöpflin, Dom Pelletier und Dom Calmet haben eingehende Untersuchungen über diese Frage angestellt; letzterer (S. 476 ff.) sah in 3—4 Bildern, deren Köpfe fehlen, weibliche Druiden und wollte in den ineinander geringelten Schlangen das Symbol der Weissagekunst oder einer andern magischen Kraft erblicken. Dass diese einen caduceus darstellen, will er deswegen nicht glauben, weil der eigentliche Stab fehlt, wie ihn Mercur trägt.

Alle diese Ausführungen sind hinfällig geworden, seitdem Jollois[1] nachgewiesen, dass unter den noch vorhandenen Donondenkmälern sich keines findet, bei dem nicht das männliche Glied noch deutlich sichtbar, und dass jene eigentümlichen Verhüllungen nur einem unangebrachten Schamgefühl der Mönche von Moyenmoutier und Senones, der Urheber jener Zeichnungen, auf die Rechnung zu setzen sind.

Nachdem auf diese Weise jene erste Eigentümlichkeit unserer Bilder in nichts zerronnen war, glaubte Schweighäuser[2] wenigstens die zweite, die weiblichen Formen, retten zu können, wobei er sich auf seine eigene — wohl nur ober-

---

[1] Antiquités du Donon.

[2] Mémoire sur les monuments celtiques du département du Bas-Rhin in Mémoires de la Soc. royale des Antiquaires de France. Nouv. sér. Tome XII. 1836, p. 10 suiv.

flächliche — Betrachtung der Reliefs berief und eine Art von Mannweibern (androgynes) konstruierte, über die er nun ebenfalls eine tiefsinnige Betrachtung anstellt. Aber auch diese Hypothese hat Jollois [1] später zurückgewiesen, indem er ausführt, dass einige zwar ziemlich stark ausgeprägte Hüften haben, dass aber die Körperformen durchaus männliche sind.

Inbetreff der Bestimmung dieser Basreliefs spricht Jollois (S. 139 f.) sich folgendermassen aus: «Wir glauben, dass die Mehrzahl der Reliefbilder Grabsteine waren. Einige haben hier Statuen zum Schmuck der Tempel des Donon sehen wollen. Doch ist dabei festzuhalten, dass alle diese Steine nur auf der Vorderseite bearbeitet waren und keine eigentlichen Statuen darstellen. Mercur war der von den Galliern vorzugsweise verehrte Gott. Die auf dem Donon bestatteten Leute wollten deshalb vermutlich ihr Grab von dem Bilde desjenigen Gottes beschützt haben, für den sie im Leben die grösste Verehrung hegten. Ganz ähnliche Grabsteine fanden sich an mehreren Orten des Département des Vosges, besonders in Escles und Soulosse, dem alten Solimariaca.»

Indem ich noch auf die zahlreichen im Dagsburger Lande. also in unmittelbarer Nachbarschaft des Donon, gefundenen Mercurbilder hinweise,[2] bemerke ich zu diesen Ausführungen Jollois', dass ich mich ihnen nur bedingt anschliessen kann. Denn nach meiner Ueberzeugung sind unter den Reliefs vom Donon nur zwei Grabsteine, die beiden oben besprochenen mit den Galliern; alle übrigen waren Votivsteine, wie schon der mit der Dedicationsinschrift versehene Stein (s. u. Nr. 10) beweist, mit dem die übrigen im Wesentlichen übereinstimmen.

Alle Reliefbilder sind aus Vogesensandstein, wie er sich auf dem Donon findet. Bemerkenswert ist, dass fast alle zertrümmert sind. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass dieser Umstand auf gewaltsame Zerstörung, vielleicht von Seiten der altchristlichen Bevölkerung zurückzuführen ist, die ihren religiösen Fanatismus an diesen Zeugen des Heidentums ausliessen.[3]

---

[1] Antiquités des Vosges, S. 138.

[2] Man vergl. u. a. die Abbildungen der vom Gross-Limmersberg stammenden Mercurbilder. (Bull. de la Soc. pour la conserv.. III. 1860.)

[3] Diese Zerstörung der Donondenkmäler behandelt eine Ballade des schon einmal citierten anonymen Dichters, unter der Ueberschrift: Deodat (der Gründer von St-Dié) in Strassb. Zeitg. 1879, Nr. 103. 3. Mai; wiederabgedr. in Gemeinde-Zeitg. f. E.-L. 1881, Nr. 46. —

a) Mercurbilder.

Die meisten Reliefs sind Mercurbilder, die durch den Flügelhut (petasus), den Heroldstab (caduceus) und die Geldbörse (marsupium) charakterisiert sind; manchen fehlt das eine oder das andere Attribut.

Beginnen wir unsere Aufzählung mit denjenigen, die durch die Zeichnungen Jollois' genau festgestellt sind:

1. Fragment, Brust und Kopf fehlen. Jollois (S. 138 f.) fand es in einer Felsspalte auf dem Gipfel; vermutlich lag es noch an seinem ursprünglichen Platz oder wenigstens nicht weit davon. Die Gestalt hält in der Rechten einen Beutel, in der Linken den Heroldstab; die Schlangen, die zwei längliche Schleifen bilden, hängen an einem Stab abwärts. Obwohl von roher Arbeit, gehört das Relief doch zu den besten des Donons, insbesondere zeigen die Beine ziemliche Naturtreue; die männlichen Geschlechtsteile sind unversehrt. Der untere Teil des Steines ist dicker als der obere, als wenn er einen Sockel hätte bilden sollen. Das Bild findet sich nicht unter den Darstellungen aus früherer Zeit. (jetzt in Epinal Cat. Nr. 88.)

2.[1] Kopf fehlt, der rechte Arm ist verstümmelt, doch kann man noch erkennen, dass er einen Heroldstab trug, der ihm an der Seite herabhing (Schlangen oben, Stab unten); der linke Arm ist verkürzt, in der Linken eine lange Geldbörse. Die Formen des Oberkörpers und der Beine sind die eines Mannes, der Unterleib stark ausgebildet; das männliche Glied vollkommen deutlich. Eine Art Mantel (fast unsichtbar, aber auf der Rotstiftzeichnung nicht zu verkennen) fällt von der Schulter herab, an der er durch einen über die Brust und den linken Arm liegenden Riemen befestigt ist. — Die Rotstiftzeichnung scheint eine Art infibulatio des Gliedes zu zeigen; bei de Montfaucon und Schöpflin ist der Ring deutlich ausgeprägt, Calmet zeichnet deren sogar zwei, die an einem Bande hängen. Die Körperformen sind weiblich abgerundet, die Brust aber die eines Mannes; der Geldbeutel fehlt: der linke Arm hat normale Länge. Calmet (S. 474, 3 und 483) hält das Bild sonderbarer Weise für das eines Kriegers und den Heroldstab für eine Art Keule oder Wurfspiess an

---

Gravier (Journ. de la Soc. d'Émul., Nr. VII, S. 22 f.) denkt an den heil. Florentius, den Gründer der Abtei Haslach und eifrigen Kämpfer gegen das Heidentum in jenen Gegenden der Vogesen.

[1] Jollois, S. 141 f.

einem Riemen (gaesum), worin ihm Grandidier gefolgt ist (S. 35).

3.[1] Kopf fehlt; in der Rechten ein Gegenstand, der undeutlich, aber eine Geldbörse zu sein scheint; in der Linken ruht der Heroldstab aufwärts gegen die Brust gelehnt. Eine Furche, die sich um den Hals herumzieht, scheint zur Aufnahme eines Halsbandes aus Edelmetall gedient zu haben; letzteres ist herausgerissen. Die Hüften sind ziemlich ausgebildet. Das Glied, wenn auch verstümmelt, ist deutlich zu erkennen;[2] der Unterleib sehr prononciert und durch eine Art Schnur bezeichnet. Letztere ist in den Rotstiftzeichnungen zu einer Binde geworden, die die Schamteile verhüllt. Die Körperformen sind vollständig weiblich, die Brüste ziemlich ausgebildet. De Montfaucon (S. 417) und Martin halten die Figur für einen geschlechtslosen Mercur, Calmet (475 f) für eine Druidenpriesterin des Mercur; Pelletier (S. 397) vermutet die Frau eines Galliers! — (jetzt in Epinal Cat. No. 90).

4.[3] Zwei Bruchstücke, beide nahe bei einander gefunden, die scheinbar zusammengehören, obgleich sie nicht genau aneinander passen. Das obere (Schenkel und Unterleib) gehörte sicher zu einem Mercur, denn in der Linken ist der Heroldstab su sehen, von dem die beiden Schlangen noch vorhanden; die Rechte ist geschlossen und zeigt die Innenseite. Die Geschlechtsteile sind deutlich männliche; der Unterleib stark ausgebildet. Das zweite Fragment (zwei Drittel der Beine) ist gut erhalten, der Stein dagegen in der Nähe des rechten Schenkels verstümmelt. Jollois glaubt eine Aehnlichkeit mit der Rotstiftzeichnung Pl. 36, 1 zu finden, die die ganze Gestalt, aber ohne Kopf darstellt; die Haltung der rechten Hand ist die gleiche, das Kniegelenk auf beiden stark ausgebildet.[4] Auf der Rotstiftzeichnung sieht man neben dem linken Fuss einen kleinen Sockel, auf dem ein Vogel, vielleicht ein Hahn, das dem Mercur heilige Tier, steht. Dieses Sinnbild war zu Jollois' Zeit ganz verwischt und nur noch an der Rauhheit des

---

[1] Jollois, S. 142.

[2] Schweighäuser, Kunstblatt 1823, S. 332: «Geschlechtsteile am Steine sehr undeutlich; ein ganz neuer Verstümmler hat hier eine ehedem nicht existierende Vertiefung eingemeisselt, die sie noch undeutlicher macht.»

[3] Jollois, S. 143 f.

[4] Das ist auf den meisten Rotstiftzeichnungen der Fall, also kein entscheidendes Kennzeichen.

Steines an jener Stelle erkennbar. Letzteres ist jedenfalls unsicher. — Ich zweifle an der Identität dieser 2 Fragmente mit der erwähnten Rotstiftzeichnung, glaube vielmehr, dass das obere Fragment gleich ist dem bei Calmet Pl. 2, 15 abgebildeten, mit dem es ziemlich genau (Haltung der Hand!) stimmt. Möglich wäre es, dass dann Nr. 16 bei Calmet dem unteren gleich zu setzen wäre,[1] wobei ich freilich nicht verschweigen will, dass auf letzterem etwas Wesentliches fehlt, nämlich der untere Teil des Heroldstabes, der bei Calmet und auf der Rotstiftzeichnung sichtbar ist. Was Jollois übersehen hat, ist der fragmentarische Rand des Steines auf der Rotstiftzeichnung (Pl. 36, 1), während die von Jollois reproduzierten Stücke einen gut erhaltenen Rand haben, der bei dem unteren Stück bei Calmet (Nr. 16) ebenfalls vorhanden ist, während er an dem oberen (Nr. 15) allerdings fehlt. — Ist meine Vermutung richtig, so muss auch hier darauf aufmerksam gemacht werden, dass an der Stelle der zwei ineinanderhängenden Ringe auf der Calmet'schen Zeichnung das Original das männliche Glied deutlich erkennen lässt. — Calmet (S. 476) hält beide Stücke für Fragmente weiblicher Druiden.

5.[2] Fragment: Mittelstück; in der Rechten die Geldbörse, linker Arm nicht vorhanden; das männliche Glied deutlich. Jollois hält es für identisch mit dem bei de Montfaucon Pl. 187, 5 abgebildeten, welches letztere ohne Zweifel gleich der Rotstiftzeichnung Pl. 36, 4 (oberer Teil) ist, so dass Jollois' Bemerkung, es befinde sich nicht unter den Rotstiftzeichnungen, unzutreffend wäre, wenn man die Identität beider (Jollois Pl. 34, 8 und de Montfaucon Pl. 187, 5) überhaupt anerkennt, was aber sehr fraglich erscheint.[3] (jetzt in Epinal Cat. Nr. 93.)

Ausser diesen von Jollois 1821 wieder aufgefundenen Mercurbildern, finden sich unter den Rotstiftzeichnungen (Sammlung A) noch folgende, die er Pl. 35 und 36 reproduziert hat.

6. Fragment: Kopf und oberer Teil der Brust eines Mercur. Auf dem Kopf der Flügelhut, an der rechten Seite der caduceus aufrecht, der wie eine zweizinkige Gabel aussieht. In der Originalzeichnung ist die Brust scheinbar bekleidet, so auch bei Schöpflin und de Montfaucon; bei Calmet ist sie nackt.

7. Mercurkof: Der Flügelhut ist durch wulstartige Auf-

---

[1] Nr. 16 bei Calmet ist ohne Zweifel = Rotstiftzeichnung Pl. 35, 10; letztere zeigt auch am linken Schenkel das ausgeprägte Knie, was bei Calmet nicht der Fall ist, und den gut erhaltenen Rand.

[2] Jollois, S. 144.

[3] Vgl. u. Nr. 16.

sätze auf dem Kopf nur undeutlich angedeutet. Der Stein auch an der rechten Seite bis an den Kopf heran beschädigt. Die Abbildung bei Calmet hat ihn ergänzt.

8. Reliefbild eines Mercur, der durch den von der Linken herabhängenden Heroldstab ckarakterisiert ist. Letzterer besteht nur aus den beiden verschlungenen Schlangen ohne Stab. Die weiblichen Formen (Brüste, Hüften, Oberschenkel) sind stark ausgeprägt, die Geschlechtsteile durch 2 ineinander und an einer Schnur hängende Ringe verdeckt. Bemerkenswert ist die Haltung der beiden Hände, welche die Innenseite nach aussen kehren. Kopf fehlt. Unter den Schwanzenden der beiden Schlangen, neben dem linken Fuss, steht auf einem kleinen Sockel eine Art Vogel, vielleicht ein Hahn. — Es ist dies das Bild, das Jollois in seinen beiden Pl. 34, 7 abgebildeten Bruchstücken wiedererkennen will, wie ich glaube, mit Unrecht (s. das Nähere oben unter Nr. 4). Die Abbildungen bei de Montfaucon und Schöpflin stimmen genau mit der Originalzeichnung. Trotz einiger Abweichungen bei Calmet (natürliche Haltung der Hände, Fehlen des Sockels mit dem Hahn) nehme ich doch an, dass auch seine Abbildung (Pl. 2, 14) auf jenes Original zurückgeht, wofür die grosse Aehnlichkeit beider im übrigen spricht. — Calmet hält das Bild für eine weibliche Druidin, die eine der Schlangen beim Kopf hält und sie zu zerdrücken scheint. H. Alliot[1] sieht in ihm eine Bacchuspriesterin, in dem Tier am Fuss einen Bock; ihm folgt Ruinart, der letzteres aber mit alia ejusmodi (= wie die Schlangen) reptilia bezeichnet, was schon Matter zurückgewiesen hat. Pelletier (S. 397) vermutet auch hier die Frau eines Galliers.

9. Geschlechtslose Figur, bedeutend kleiner als die übrigen Reliefs. Der von der Rechten gehaltene, unverhältnismässig grosse Geldbeutel lässt in ihm wohl einen Mercur erkennen. Andere Attribute fehlen; auf dem Kopf eine eigentümliche, zu beiden Seiten herabhängende Kopfbedeckung, sonst nackt. Sehr schlechte Arbeit.

10. Obere Hälfte eines Mercur, der durch den Flügelhut deutlich charakterisiert ist. Sein Gewand, das an drei über die Brust liegenden Falten erkennbar ist,[2] scheint durch einen von der rechten Schulter über den linken Arm laufenden Riemen oder Band festgehalten zu werden. — Besonderes Interesse erweckt dieser Stein durch eine Inschrift, die einzige auf einem Relief des Donon bekannte.

---

[1] Journ. des Sav. 1693, S. 76, 4.

[2] Fehlt auf Calmets Abbildung; nur der Riemen ist vorhanden.

welche auf dem oberen Rand desselben eingegraben ist, deren Entzifferung aber einige Schwierigkeiten verursacht. Dieselbe lautet auf der Rotstiftzeichnung, die Schöpflins Abbildung genau wiedergibt:

DE M · PV C M
V · S L . RI

Bei Calmet ist sie unvollständig, auf de Montfaucons Abbildung fehlt sie gänzlich. De Montfaucon (S. 417) liest sie folgendermassen: **DE**o **M**ercurio **P. V. C.** (Name des Mannes)[1] **V**otum **S**olvit **L**ubens **M**e**R**I**t**o.

Ebenso Schöpflin (S. 453 f.) und Pelletier (S. 395). Jollois (S. 192) deutet den Namen **PV**blius **C**aius. Schilter (bei Schöpflin a. a. O.) stellt die vier letzten rechts stehenden Buchstaben anders und liest sie so: **M**iles **L**egionis **RI**parialorum oder **M**iles **L**egionis **RI** = tricesimae (T und R in einen Buchstaben zusammengezogen).

11. Kopf eines Mercur, dem vorigen ähnlich; der Flügelhut nur durch die Flügel angedeutet. Der halbkreisförmige Rand, der den Stein oben abschliesst, fehlt bei Calmet.

12. Fragmente eines Reliefs, von dem indessen kaum zu erkennen, was es darstellt. Dagegen deutlich sichtbar ein grosser Hahn. Da dieser Vogel dem Mercur heilig war, so dürfen wir wohl auch in diesem Bruchstück ein Mercurbild sehen. — Das Bruchstück findet sich nicht weiter abgebildet.

13. Ein vollständig erhaltenes Mercurbild mit allen Attributen in einer flachen Nische: auf dem Kopf der Flügelhut, auf den Schultern liegt ein Mantel, der auf der rechten mit einer Art Spange (fibula) zusammengehalten wird; von dieser läuft ein Riemen oder Band nach dem linken Arm, über den eine Art Schärpe hängt. In der herabhängenden Rechten eine Geldbörse von eigentümlicher Gestalt: de Montfaucon (S. 416 f.) und Schöpflin (S. 453) glauben, dass ein Band an derselben hänge (vergl. auch Calmet S. 475). In der erhobenen Linken den caduceus über die linke Schulter tragend. Die Geschlechtsteile sind durch zwei ineinanderhängende Ringe ersetzt. An dem linken Fuss ist ein Tier sichtbar, das schwer festzustellen ist. Schöpflin hält es für einen Bock, wobei er daran erinnert, dass dieses Tier öfters auf Mercurbildern vorkomme z. B. auf dem am Staufenberg bei Baden-Baden ge-

---

[1] Andere Beispiele für die Sitte, dass der Dedicant eines Votivdenkmals sich nur mit den Initialen bezeichnet, s. Bonner Jahrb. 69 S. 42 f.; 70, S. 3 (Jupiteraltar) u. in Allmer's Revue épigr. 1885 (Nr. 33), S. 107 Nr. 533.

fundenen; ebenso Pelletier (S. 394). Calmet (S. 473, 1) sieht darin einen Hahn. Pelletier sah um 1755 das Bild noch vollständig erhalten in der Mauer eines Wasserbehälters in Framont.[1]

Daran schliesse ich noch ein anderes Mercurbild, das sich unter den von Jollois veröffentlichten Rotstiftzeichnungen nicht befindet, wohl aber bei den Gelehrten, die ihre Abbildungen nach diesen Zeichnungen angefertigt haben.

14. Fast vollständig erhaltener Mercur (nur der oberste

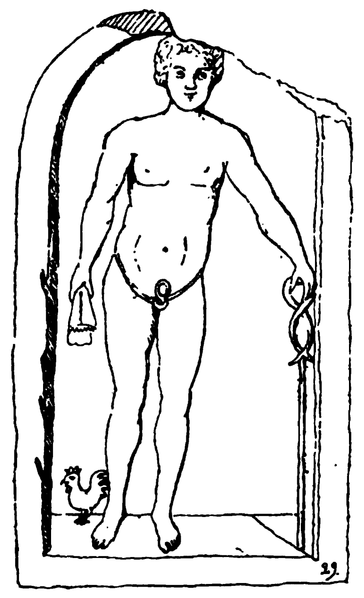


Fig. 4.

Teil des Kopfes ist abgeschlagen) in einer flachen Nische; nackt, mit weiblichen Brüsten (ausser bei Calmet); statt der Geschlechtsteile die beiden Ringe. In der herabhängenden Rechten der Geldbeutel wie ein Leinentuch, in der herabhängenden Linken der Heroldstab, Griff nach unten. Neben dem rechten Fuss ein Hahn (fehlt bei Calmet). — Ruinart hält ihn fälschlich für eine Pallas, Calmet für einen Krieger mit einem Wurfspiess am Riemen (gaesum);[2] ihm ist auch hier Grandidier (S. 35) gefolgt. — Pelletier (S. 394 f.) sah das Relief noch an Ort und Stelle. Es ist wohl wegen seiner Voll-

[1] Vgl. die Anm. 5, S. 25.

[2] Vgl. oben Nr. 2.

ständigkeit bei allen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts (de Montfaucon, Martin, Schöpflin, Calmet) abgebildet, fehlt aber merkwürdigerweise unter den Rotstiftzeichnungen bei Jollois, dagegen ist es in der Sammlung B erhalten. Die Abbildung (Fig. 4) verdanke ich Herrn Save (vergl. oben S. 18).[1]

b) Andere Reliefs.

Neben diesen zahlreichen Mercurbildern treten die übrigen Bilder der Zahl nach sehr zurück. Es lassen sich folgende feststellen:

15. Fragment: zwei Schenkel ohne Füsse. Neben dem linken, sehr verstümmelten Bein ist ein Stück eines herabhängenden Mantels sichtbar. Das Interessante an diesem Stein ist das vor dem linken Bein stehende Tier, das jedenfalls ein Ziegenbock (so auch Schöpflin) mit einem Bart und einem Halsband ist; ein Horn ist abgebrochen. De Montfaucon (S. 417) nennt es einfach ein animal cornu (?), Jollois (S. 190) sieht darin eine Hirschkuh (biche), was schon wegen des Hornes ganz unmöglich ist, und hält deshalb den Stein für das Fragment einer Diana; Kraus[2] für einen Aesculap mit der Ziege. Nach dem, was oben zu Nr. 13 gesagt worden ist, könnte es sehr wohl einem Mercur angehört haben.

16. Zwei zusammengehörige Bruchstücke (Kopf und Brust fehlen); die Glieder zeigen weibliche Rundung, das männliche Glied eine infibulatio. Die Gestalt scheint mit einem Tierfelle bekleidet zu sein, von dem man den herabhängenden Fuss neben dem linken Bein und die unteren Enden auf den Schenkeln und dem Leib noch erkennen kann.[3] An den Füssen Sandalen, deren Riemen aber nicht sichtbar; Attribute fehlen. Jollois (S. 144) hat fälschlicher Weise den oberen Teil mit dem von ihm gefundenen, Pl. 34, 8 abgebildeten Fragment identifiziert. (Vergl. oben Nr. 5); dagegen ist der obere Teil bei de Montfaucon reproduziert.

17. Zu keiner sicheren Entscheidung gekommen sind die Ansichten über das von Jollois Pl. 34, 3 nach dem Original abgebildete Basrelief, das er noch selbst auf dem Donon gefunden.

---

[1] Der Katalog des Museums in Epinal zählt noch ein Mercurbild auf, das ich sonst nirgends erwähnt gefunden habe (N° 91: Nackter Mercur in natürlicher Grösse stützt seine rechte Hand auf einen Bock, der hinter ihm steht. Mit der Linken hält er eine Börse, die fast ganz zerstört ist.)

[2] Kunst u. Altert. in E.-L., III, s. v. Donon.

[3] S. Alliot, Journ. des Sav. 1693, S. 76 Nr. 1.

Unter den von ihm reproduzierten Rotstiftzeichnungen befindet sich das Bild nicht, er sagt sogar ausdrücklich (S. 139), dass eine Abbildung unter den Rotstiftzeichnungen nicht vorhanden sei; dagegen existiert eine solche in der Sammlung B, nach der es Calmet dargestellt hat, und zwar ist seine Abbildung ihrem ganzen Typus nach verschieden von seinen übrigen Darstellungen, so dass wohl Schweighäuser[1] richtig vermutet hat, dass er diese einem anderen Künstler verdankt. — Der Stein ist nach Jollois (S. 139) 1,40 m hoch, 0,70 breit und 0,25 dick. Er stellt eine roh gearbeitete menschliche Gestalt dar, deren Oberkörper im Verhältnis zu den Beinen viel zu lang ist; das Gesicht ist vollkommen abgeschliffen, die Hände an den auf beiden Seiten herabhängenden Armen und die Füsse sind abgeschlagen. Die Geschlechtsteile sind verstümmelt (also doch wohl ursprünglich vorhanden). Alle Attribute scheinen zu fehlen und waren wohl überhaupt nie vorhanden. Gut erhalten ist ein Hirsch, der hinter der menschlichen Gestalt steht und dessen Körper von der Seite, dessen Kopf dagegen von vorn dargestellt ist (in Sammlung B und bei Calmet auch dieser von der Seite). Bei letzterem steht auf der linken Schulter des Menschen eine Art von Vogel (etwas anders auf der Rotstiftzeichnung der Sammlung B. s. Fig. 5), während er in der dazu gehörigen Beschreibung (S. 473 f.) von der Spitze eines Wurfspiesses oder auch von einem Köcher oder von einem Bogen spricht, der hinter der linken Schulter sichtbar sei; bei Jollois ist nichts der Art vorhanden. — Calmet glaubt, besonders auch wegen des Hirsches, eine Diana in der menschlichen Gestalt zu erkennen (so auch Matter[2]). Schweighäuser a. a. O.), der die Existenz eines männlichen Gliedes nach Jollois' Vorgang als sicher ansieht, erblickt auch hier eines seiner Mannweiber[3] und hält die Gestalt für eine männliche Diana, mit der er einen Deus lunus auf alten Denkmälern in Vergleich stellt. Jollois endlich erklärt das Bild für das eines gallischen Jägers und hält den Stein, ebenso wie die meisten der aufgezählten Basreliefs für einen Grabstein. — Man wird zugestehen müssen, dass alle diese Erklärungen wenig befriedigen, zum Teil unmöglich sind. Ich möchte deshalb eine andere Vermutung aussprechen, die freilich keinen Anspruch macht, mehr als das sein zu wollen. Zangemeister[4]

[1] In dem oben citierten Mémoire sur les monuments celtiques du dép. du Bas-Rhin, S. 14.

[2] Anm. 1,2 zu Ruinart, Voyage, S. 151.

[3] S. darüber oben S. 45 f.

[4] Études archéologiques dédiées à Leemans. Leide 1885, S. 239 ff.

hat auf einem in der Umgegend von Niederbronn gefundenen Stein ein Bild entdeckt, das zwar sehr abgeschliffen, auf dem er aber über den Schultern Köcher und Pfeile, also die Attribute der Diana, noch erkennen konnte; die darüber stehende Inschrift charakterisierte es als das des V o s e g u s S i l v e s t r i s, dessen Name er auch noch auf einer zweiten Inschrift in Görsdorf bei Wörth konstatierte: also der Schutzgott unseres Gebirges als Freund des Waidwerkes dargestellt. Sollten wir etwa auch auf

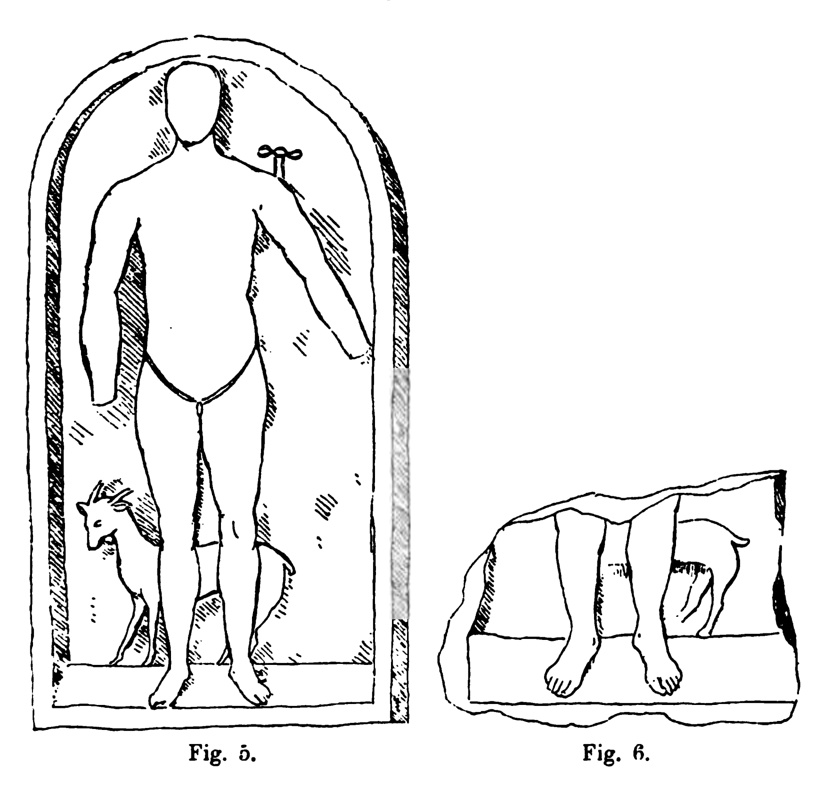


Fig. 5. Fig. 6.

unserm Stein diesen Vosegus vor uns haben? (Das Original wird noch in dem Tempel auf dem Donon aufbewahrt; siehe Nachtrag.)

18. Ich schliesse diese Aufzählung mit einem Bruchstück aus der Sammlung B (s. Fig. 6). Freilich ist nur noch der untere Teil der Beine vorhanden, aber das dahinter stehende Tier, dessen hinterer Teil neben dem linken Bein noch deutlich sichtbar und dessen Bauchlinien auch noch zwischen den beiden Beinen angedeutet ist (der vordere Teil neben dem rechten Bein fehlt), zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit dem auf dem

vorhergehenden Stein, so dass die Vermutung, wir hätten hier das Bruchstück eines ähnlichen Bildes, wie Nr. 17, vor uns, nicht allzu kühn erscheint. — Die Abbildung findet sich nicht unter den Rotstiftzeichnungen bei Jollois und ist auch sonst noch nicht veröffentlicht.

c) Kleinere Bruchstücke.

Unter den von Alliot[1] gezählten, von ihm auf dem Donon gefundenen Skulpturen gab es eine Anzahl Bruchstücke, auf denen nur noch Extremitäten (Beine, Hände) und andere Teile zu sehen waren. Unter den Rotstiftzeichnungen bei Jollois sind, ausser den schon aufgeführten, die durch bestimmte Attribute charakterisiert sind, zwei davon abgebildet (ein drittes aus Sammlung B ist unter Nr. 18 soeben besprochen).

a) Pl. 36, 11 : Zwei Beine bis zum Unterleib ; Geschlechtsteile fehlen, weshalb sie Alliot (Journ. des Sav. 1693 S. 76, 2) als zu einer Frau gehörig betrachtet. Der rechte Oberschenkel ist zum Teil abgeschlagen.

b) Pl. 36, 12: Zwei Unterschenkel auf einem Sockel; bemerkenswert durch die Sandalen an den Füssen. (Vergl. Alliot bei Jollois S. 133 Anm.) Vergl. Nachtr. Nr. 4.

c) Ein Fragment mit 2 Beinen fand Jollois (S. 140) am Nordabhang des Gipfels, das nach seiner ausdrücklichen Versicherung in keiner Sammlung abgebildet war. Wegen seiner geringen Bedeutung und schlechten Erhaltung hielt er es nicht für der Mühe wert, eine Abbildung davon zu geben.

In dem Catalog des Museums zu Epinal von F. Voulot finden sich in § 8 unter den Basreliefs vom Donon noch zwei weitere Fragmente, die ich unter den oben aufgeführten nicht identifizieren konnte, nämlich:

d) Fragment (eines Mercur?): Schultern, Kopf und oberer (? unterer?) Teil der Beine fehlen, ebenso die Attribute. Natürliche Grösse. (Cat. Nr. 92.)

e) Fragment (eines Mercur?): Kopf, rechte Schulter und Beine fehlen. Die Gestalt war von einem Bock begleitet, von dem das hintere Bein und die Grenzlinie des Bauches noch sichtbar sind. Vergl. oben Nr. 18. (Cat. Nr. 94.)

Als Professor X. Kraus[2] im Jahre 1876 den Donon besuchte, konstatierte er in dem modernen Tempel auf der Spitze ausser zwei Inschriftensteinen (s. unten) noch zehn unbe-

---

[1] Bei Jollois, S. 133 Anm.

[2] A. a. O. III, s. v. Donon.

deutende Fragmente, darunter vier kleine Architekturbruchstücke, von denen er folgende aufzählt (S. den Nachtr.):

f) Unterteil eines Reliefs: zwei Füsse.

g) Relief: Bruststück.

h) Desgl.: Rücken einer menschlichen Gestalt.

i) Desgl.: Nackter männlicher Unterkörper, in der Rechten eine Flasche (Geldbörse? wohl zu einem Mercur gehörig).

k) Unterer Teil zweier Füsse.

D. Köpfe von Statuen.

Gering an Zahl sind die Reste von eigentlichen Statuen, die auf dem Donon gefunden wurden.

1. Ruinart (S. 446) erzählt, dass, als er auf seiner Reise nach Moyenmoutier kam, man ihm einen weiblichen Kopf gezeigt habe, der vom Donon stammte und der plane Romanorum arte dignum est. Es ist sehr wahrscheinlich, dass das der Pl. 35, 7 u. 8 (bei Jollois) abgebildete ist, auf den in der That das von Ruinart Gesagte passt; freilich ist das ganze Gesicht abgeschlagen, dagegen zeigt die Behandlung des Haares ein besseres Können, als die anderen Denkmäler des Donon.

2. Einen zweiten Kopf findet man unter den Rotstiftzeichnungen Pl. 36, 9: es ist der eines bärtigen Mannes, dessen ganzes Angesicht aber ebenfalls fehlt.

3. Jollois (S. 144 f.) sah in dem Garten des Maire von Allarmont (im oberen Plainethal), wo er lange Zeit gelegen hatte, den Kopf einer männlichen Statue, der, wie ihm von dem Maire bestimmt versichert wurde, von dem Donongipfel stammte. Auffällig ist es, dass er nicht, wie alle andern Bilder, aus dem roten Sandstein des Donon, sondern aus einem kalkigen Sandstein (grès calcaire) von hellerer Farbe gefertigt ist. Es ist übrigens geringe Arbeit (das eine Ohr ist viel grösser als das andere), das Gesicht aber fast unversehrt, nur die Spitze des Kinnes und der Nase ist abgeschlagen.[1]

3. Kleinere Fundgegenstände vom Donon.

Scherben von verschiedenen Urnen fand schon H. Alliot bei seinen Ausgrabungen im Innern des ersten Gebäudes, und Reste von drei weiteren Urnen in der

[1] Vergl. auch Nachtr. N° 7.

Umgebung desselben. (S. oben S. 10.) Auch P. Alliot erwähnt solche in seiner Reisebeschreibung.[1] Neuerdings entdeckte Jollois (S. 133) bei seinen Nachforschungen Bruchstücke von Gefässen aus sehr feinkörnigem rötlichen Thon mit glänzender Glasur, andere aus ähnlicher Masse mit schwarzem Ueberzug. (S. oben S. 25.)[2]

«Zahlreiche Grablampen» erwähnt Fachot in seinem schon erwähnten Mémoire sur la principauté de Salm (1784),[3] die aber alle verschleudert zu sein scheinen.

Ganz auffällig ist die verschwindend kleine Zahl von Münzen, die man auf dem Donon gefunden. Nur nebenher spricht Pelletier (S. 394) von quelques médailles qu'on a conservées et qui sont d'un goût moins barbare (nämlich als die bildlichen Darstellungen). Die früheren Forscher, die uns ausführlich über die Donondenkmäler berichtet haben, erwähnen nichts davon, und Fachot stützt auf die Abwesenheit römischer Münzen in den Fundamenten der Gebäude auf dem Donon sogar seine Vermutung, dass diese den Römern überhaupt abzusprechen seien. In einer Anmerkung zu dieser Stelle macht nun G. Save auf den einzigen wirklich nachweisbaren Münzfund aufmerksam, über den Gravier im Journ. de la Soc. d'Émul. VII, S. 35, berichtet hatte. Im Jahre 1826 nämlich wurden von einem der Arbeiter, welche die zur Landesvermessung bestimmte Steinpyramide auf dem obersten Felsgipfel bauten, aus einer Felsspalte zwei ziemlich abgeschliffene römische Münzen, Mittelbronze, herausgeholt, von denen die eine das Bild des Antoninus, die andere das des Domitianus trug. Sie gelangten in die Sammlung nach Strassburg,[4] wo sie 1870 mit vielen andern gleiches Schicksal teilten.

Ich schliesse hieran noch die Aufzählung der in der unmittelbaren Nähe des Donon gefundenen Gegenstände aus der Steinzeit. Es sind dies die folgenden:

1. Ein sehr grosses Steinbeil, 190 mm lang, 37 mm breit und nur 10 mm dick. Gefunden am Fusse des

---

[1] Bei Gravier, Journ. de la Soc. d'Émul. VII, S. 21. S. oben S. 13.

[2] Ich vermute, dass diese jetzt im Museum zu Epinal aufbewahrt werden.

[3] Abgedr. im Bull. de la Soc. philom. Vosg. 9e année, 1883—84, p. 133.

[4] Schriftliche Mitteilung Schweighäusers an Gravier (im Archiv der Société d'Émulation Vosg. in Epinal).

Donon. Mus. arch. lorr. in Nancy; beim Brand des Palais der Herzöge von Lothringen 1871 beschädigt.[1]

2. Durchbohrter Steinhammer, 120 mm lang, aus schwarzem Serpentin gut gearbeitet. Dr. Bedel in Schirmeck erwarb das Stück von einem in Blancrupt (oberes Weisses-Saarthal) wohnenden Holzhauer. Museum in Epinal.[2]

3. Sehr gut erhaltenes, durchbohrtes Steinbeil, gefunden 1882 bei Anlage des Verbindungsweges vom Donon-sattel nach der neuen Strasse Donon-Alberschweiler. — Sammlung der Gesellschaft für Erhaltung der histor. Denkm. in Strassburg.[3]

4. Durchbohrte Silexaxt aus grünem Serpentin, gefunden in der Umgegend des Donon. Sammlung des Dr. Marchal in Lörchingen.[4]

4. Inschriften.

Von den auf dem Donon entdeckten Inschriften sind einige schon gelegentlich erwähnt. Ich führe sie hier noch einmal mit den übrigen auf, um einige Bemerkungen daran zu knüpfen, und füge noch ein paar andere bei.

1. und 2. Im Jahre 1732 wurden auf dem Donon zwei Steine gefunden,[5] auf welchen in verzierten Einrahmungen, die auf beiden Seiten von Genien gehalten wurden, Inschriften eingemeisselt waren. Nach Calmets Vermutung — er hat sie offenbar nicht mehr an ihrem Platze gesehen — dienten dieselben als Schlusssteine der Thüren des Tempels.[6] Eine Abschrift von der am besten erhaltenen Inschrift schickte Calmet an Schöpflin,[7] die freilich recht fehlerhaft ist.

---

[1] Bleicher et Faudel, Matériaux pour une étude préhistorique de l'Alsace. Colmar. Ire Publ. 1878, S. 22 Nr. 46.

[2] Ebenda, S. 42 Nr. 233.

[3] Ebenda, IIIe Publ. 1883, S. 24 Nr. 485. Nach einer gefälligen Mitteilung des Herrn Oberförsters Sachs in Metz, früher in Schirmeck, wurde in der Nähe, etwa 60 m von der im Dononsattel stehenden Pferdebaracke, eine unechte Bernsteinperle gefunden, «wie sie in fränkischen Frauengräbern vorkommen».

[4] L. Bénoit, Répertoire arch. etc. in Mémoires de la Soc. d'arch. lorr. IIe sér. IV, 1862, p. 19: Lorquin.

[5] Sie verschwanden bald wieder (Schöpflin) und werden wohl mit anderen Steinen in die Wasserbehälter von Framont gewandert sein.

[6] Was indessen, wie wir sahen, nicht ganz sicher ist; s. oben S. 24 u. 30.

[7] Als. ill. I, 457.

Schöpflin lässt es dahingestellt, ob die Fehler auf Rechnung des Steinmetzen oder des Abschreibers oder auf Rechnung beider zu setzen seien. Sie lautet bei Schöpflin:

MERCVRIO SECATE
LSVLPO CELIO
VSL CAM
TRIAFANO DACI V

und ist so von Brambach (Corp. inscr. Rhen. Nr. 1907) abgedruckt. Schöpflin interpretiert sie so: Mercurio et Hecatae L. Sulpicius Celio votum solvit lubens (merito) Traiano Dacico V consule. (Dieses Consulat des Traianus fällt in das Jahr 103 n. Chr. und war berühmt durch den Sieg des Traianus über die Dacier.)

Dieselbe Inschrift hat Calmet selbst in seiner Notice de la Lorraine I 473 veröffentlicht, wo sie folgendermassen lautet:

MER . . . . VO . . . . SECATE
LISS . . . . MEPO . . . . CELLO
V . . . . . . S . . . . . . LM
TRAIANO . . . . DACICO

Wiederabgedruckt mit einigen Veränderungen in Calmets Histoire de Lorraine VII p. XXVI:

MERC . . . . VO . . . . SECATE
LISS . . . MEPO . . . CELLO
V. S. L. M.
TRAIANO DACICO.

Von einer zweiten Inschrift waren nur noch die Worte

. . . MERCVRIO . . . LENI

zu lesen.

Schweighäuser hatte nun Gelegenheit, mehrere alte Abschriften der längeren Inschrift einzusehen und berichtet darüber im Kunst-Blatt 1823 S. 322 f.: «Ich habe mehrere alte Handzeichnungen derselben mit einander verglichen, aus welchen sich blos dieses mit einiger Gewissheit herausbringen lässt, dass sie mit

MERCVRIO VOGESO ET HECATE

anfing. Ganz bestimmt lesbar war von dieser ersten Zeile, wie es scheint, nur:

MERCVR VOGES ECATE

so dass über den letzten Götternamen, den Schöpflin SECATE schreibt, aber dennoch die stygische Herrscherin darin erkennt,

auch selbst nach dieser Verbesserung, die das S zu Vogeso zählt, wo aber immer das H fehlt, noch einige Ungewissheit übrig bleibt, was um so mehr zu bedauern ist, da die römischen Inschriften, wo Mercur mit Hecate vorkommt, äusserst selten sind.» In einer Anmerkung fügt Schweighäuser hinzu: «Die einzige mir bekannte, die gerade so lautet, kommt in Sattlers Würtemberg. Altertümern vor.»

Wenn Schweighäusers Ansicht richtig ist, so hätten wir hier eine sehr interessante Inschrift vor uns. Ein Deus Vosegus war früher nur bekannt aus einer aus Bergzabern stammenden, leider wieder verlorenen Inschrift, die uns Gruter überliefert hat.[1] Neuerdings hat Zangemeister[2] den Namen des Vosegus Silvestris auf zwei im Elsass (in Görsdorf bei Wörth und am Fusse des Reiberges an der Strasse von Zinsweiler nach Offweiler) gefundenen Inschriften nachgewiesen. Diese inschriftlichen Zeugnisse bestätigen die Form Vosegus, während Vogesus bisher nur handschriftlich überliefert war, also jenen Zeugen gegenüber in Zweifel gezogen werden konnte.[3] Hier hätten wir also auch für diese Form einen inschriftlichen Nachweis.

Was nun die Verbindung dieses Namens mit dem des Mercurius betrifft, so ist zwar kein weiteres Beispiel dafür bekannt, aber nicht wenige Inschriften bieten uns die Beweise für die Sitte, römischen Gottheiten Beinamen zu geben, die von gallischen Orten oder Lokalgottheiten hergenommen sind, unter denen ich besonders auf die Diana Abnoba d. i. die auf dem Schwarzwalde lokalisierte Diana, die auch als [Dea] Abnoba vorkommt,[4] hinweisen möchte, weil

---

[1] Bei Brambach Nr. 1784.

[2] Études archéologiques dédiées à Leemans. Leide 1885. S. 239 ff.

[3] Näheres darüber s. bei Zangemeister, a. a. O.

[4] Abnoba (Brambach 1626. 1690); Dea [Diana] Abnoba 1680; Diana Abnoba 1654 (1655); Deana Abnoba 1683. — Andere Beispiele: *Mercurius Alaunus* (1717), genannt nach Alaunium in Gallia Narbon. od. Alauna in Gall. Lugdun.; *Mercurius Arvernus* (256. 257. 593. 1741. 2029), nach den Arvernern in der Auvergne; *Mercurius Cissonius* (400. 1461. 1739; Schöpflin, Als. ill. I. 459), daneben Cissonius allein (1831); *Mercurius Visucius* (1581 in Verbindung mit einer Göttin Visucia); *Visucius Mercurius* (1696); daneben Visucius allein (1704): nach der gewöhnlichen Annahme Gott von Vesontio (Besançon). — *Mars Caturix* (1588): nach den Caturigern in der Dauphiné; *Mars Leucetius* (930. 1540): nach den *Leucern* am Westabhang der Vogesen genannt; *Mars Cnabetius* (in Erbstetten Württemb. u. Osterburken Baden). —

sie gewissermassen das Gegenstück zu unserem Mercurius Vogesus bildet. Trotz seiner Vereinzelung würde also dieser Mercurius Vogesus nicht ausserhalb der Möglichkeit liegen. Dagegen erregt der Name der H e c a t e in Gesellschaft des Mercur einige Bedenken, die auch Schweighäuser nicht unterdrücken konnte; denn selbst die von ihm angeführte Inschrift aus Württemberg existiert in Wirklichkeit nicht,[1] sowie auch sonstwo keine Inschrift mit diesen beiden Gottheiten nachgewiesen ist.

Die beigegebene Abbildung unseres Inschriftensteines (Fig. 7) stammt aus Sammlung B, die früher im Besitz Calmets war, und scheint bisher noch nicht veröffentlicht zu

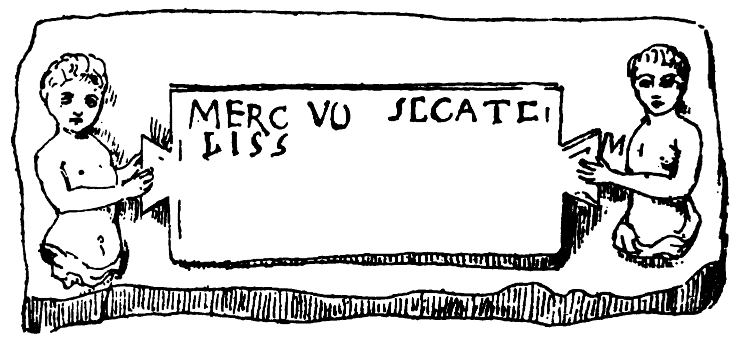


Fig. 7.

sein. Ich verdanke sie der Freundlichkeit des Herrn Save, der sie nach der in seinem Besitze befindlichen Zeichnung durchgepaust hat.[2]

3. Die auf einem Mercurrelief stehende Inschrift ist schon oben S. 51 ausführlich besprochen, weshalb ich hier mich begnüge, darauf zurückzuweisen. (Brambach Nr. 1908.)

---

[1] Von Sattler gibt es kein Werk mit dem von Schweighäuser angegebenen Titel, sondern nur: Gesch. des Herzogt. Würtemberg 1757 u. Topograph. Gesch. des Herzogt. Würtemb. 1784: in keinem von beiden wird eine solche Inschrift erwähnt.

[2] Wenn der Stein, wie Schöpflin berichtet, wirklich erst 1732 aufgefunden wurde, so könnte sich die Abbildung davon natürlich auch nicht unter den von Alliot oder auf seine Veranlassung hergestellten Rotstiftzeichnungen befunden haben; der Umstand, dass Alliot und Ruinart seiner keine Erwähnung thun, bestätigt ebenfalls die Annahme, dass sie ihn nicht gekannt haben. Es ist daher höchst wahrscheinlich, dass erst Calmet ihn abgezeichnet hat und dass also auf ihn obige Originalabbildung zurückgeht.

4. Dasselbe ist mit der auf einem Votivaltar stehenden Inschrift: I. O. M. C. Lucullus Lepidinus v. s. l. m. (S. oben S. 27 f.) der Fall. Zangemeister (Korrespondenzbl. 1890 Nr. 8) zweifelt an der richtigen Lesung des Namens Lucullus, wohl weil an dieser Stelle ein Gentilname stehen müsste, was Lucullus nicht ist, und vermutet LVCVLLVS = Lucullius[1] (Brambach Nr. 1906).

5. Matter hatte, wie wir sahen (S. 28), die Notiz mitgeteilt, dass auch auf zwei anderen Altären sich Reste von Inschriften befunden, von denen aber nur noch die Buchstaben I. O. M. erkennbar gewesen seien.

Nun befindet sich in der Sammlung B die Abbildung eines Altars mit einer Inschrift, deren erste Zeile jene drei Buchstaben I. O. M. (Iovi optimo maximo) zeigt, von der im übrigen aber nur noch einzelne Buchstaben erhalten sind, deren Entzifferung Schwierigkeiten bereitet. Es ist höchst wahrscheinlich, dass der Altar einer jener von Matter erwähnten ist. Ich gebe die bisher noch nicht veröffentlichte Abbildung ebenfalls nach einer Kopie des Herrn Save. (Fig. 8.)

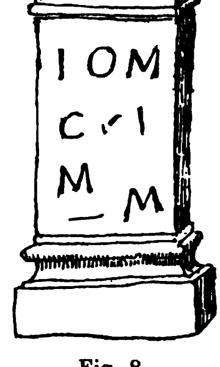


Fig. 8.

6. Wegen der Inschrift Belliccus Surbur verweise ich auf die Ausführungen S. 31 ff.

7. Prof. Kraus fand bei seinem Besuche des Donon im Jahre 1876 in dem sogenannten «Musée» eine Inschrift, die bis dahin nocht nicht veröffentlicht war; sie lautet nach ihm (III. s. v. Donon):

D M
GANEIVS
MARTIALI

Dis manibus oder Deo Mercurio Ganeius Martiali(s). (Vergleiche Nachtr. Nr. 10.)

8. Im Jahre 1869 fand Dr. Bedel, Arzt in Schirmeck, bei Ausgrabungen, die in dem Sattel zwischen dem grossen und dem kleinen Donon veranstaltet wurden, an einem alten Wege den Stumpf einer oben konisch zulaufenden Säule aus Vogesen-

---

[1] Vgl. auch Hettner, Westd. Zeitschr. für Gesch. u. Kunst V, 1885, S. 371.

sandstein, 0,75 m hoch, 0,38 m oberer, 0,42 m unterer Durchmesser, mit einer fünfzeiligen römischen Inschrift aus ziemlich schönen, aber sehr abgeschliffenen Buchstaben bestehend. F. Voulot, der den Stein damals besichtigte, schickte Abschrift und Interpretation der Inschrift an die Gesellschaft der historischen Denkmäler in Strassburg. 1875 fertigte er einen wohlgelungenen Abguss für das Museum in St. Germain, einen gleichen schickte er an das Museum in Epinal (Cat. Nr. 34), während er zugleich schriftliche Mitteilung über seine Deutungsversuche an Léon Renier in Paris sandte. Da er von Seiten Reniers keiner Antwort gewürdigt wurde, glaubte Voulot, dass die Inschrift keinen Wert besitze, bis er durch Mowat in Rennes, der durch einen Freund von dem Denkmal Kenntnis erhalten hatte, eines besseren belehrt wurde. Dieser hatte zuerst in der Académie des Inscriptions (Sitzung vom 4. Februar 1876) und dann durch einen Aufsatz in der Revue archéologique 1876, Avril, S. 261 ff. «Découverte d'un vicus gaulois de l'époque romaine» die Inschrift in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Nunmehr veröffentlichte auch Voulot (ebendas. Juillet unter dems. Titel mit Abbildung des Steines nach einer Photographie S. 46 ff) seine Ansicht und gab eine — wie ich glaube richtige — Interpretation derselben. — Der Stein befindet sich gegenwärtig in dem modernen Tempel auf dem Donongipfel hinter einem Eisengitter eingeschlossen. Hier sah ihn 1876 Kraus, der die Inschrift freilich «infolge einer die Lesung erschwerenden Aufstellung» falsch wiedergibt. (Vergl. Nachtr. Nr. 11.)

Die Inschrift lautet:

nach Mowat:	nach Voulot:
D. M I//R	D. M
L · VATINI · FEL	L · VATINI · FEL
MILIARIA A · VIC	MILIARIA A · VIC
SARAVO · LXII · C · I///	SARAVO L · XII · C · I
V. S. L. M.	V. S. L.

Es handelt sich also um einen Meilenstein, aber nicht von der gewöhnlichen Art, auf denen neben der Angabe der Entfernung von einem bestimmt bezeichneten Ausgangspunkt der Name des Kaisers genannt wird, unter dessen Regierung der betreffende Stein gesetzt ist. Auf dem unsrigen finden wir vielmehr den Namen eines — wenn auch gewiss vornehmen — Privatmannes oder Beamten, des Lucius Vatinius Felix. Merkwürdig ist ferner die erste Zeile D. M. in Verbindung mit der letzten Zeile der Inschrift in etwas grösseren Buchstaben V. S. L. [M]. Letztere weisen deutlich darauf hin, dass wir es

mit einer Dedicationsinschrift zu thun haben, denn das so häufige V. S. L. [M] bedeutet bekanntlich = votum solvit lubens merito. Was nun D. M. der ersteren Zeile betrifft, so finden sich diese beiden Buchstaben oft auf Grabdenkmälern, wo sie = Dis Manibus. Mowat glaubte hinter dem M noch die Spuren eines ER zu sehen, was indessen Voulot bestreitet und was allerdings auch deshalb nicht recht wahrscheinlich erscheint, weil dadurch die Symmetrie der Inschrift gestört würde. Trotzdem ist auch er der Ansicht, dass D. M. hier die Bedeutung Deo Mercurio hat,[1] weil Mercur nicht nur der Beschützer der Wege, sondern auch derjenige Gott war, auf den die Denkmäler des Donon in erster Linie hinweisen, während die Dei manes auf einem Meilenstein keinen Sinn hätten.

Einige Schwierigkeit bietet die Erklärung der dritten und vierten Zeile der Inschrift. Ein vicus Saravus wird in keinem der bekannten römischen Itinerarien oder sonstwo erwähnt, nur das ist sicher, dass Saravus der lateinische Name für die Saar ist. Mowat, der die Inschrift so verstand: L. Vatinius Felix liess von Vicus Saravus an LXII Meilensteine setzen (condi jussit oder curavit poni), kam, von der richtigen Voraussetzung ausgehend, dass dieser Vicus Saravus an der Saar gelegen, von der er seinen Namen erhalten habe, auf Saarbrücken als den Vicus Saravus, das ziemlich genau 62 römische Meilen = ca. 90 km vom Donon entfernt ist. Voulot, der es ebenso wie L. Renier[2] für unglaublich hält, dass ein Privatmann eine so grosse Anzahl von Meilensteinen auf seine Kosten habe setzen lassen, liest L. XII = leucis XII und übersetzt demnach: «L. Vatinius Felix liess für die 12 Leuken vom Vicus Saravus an (nämlich bis zum Donon) die Meilensteine setzen», so dass also miliaria hier im weiteren Sinne für Leukensteine zu fassen wäre. (Die gallische leuca = 1,5 römische milia passuum.) Nimmt man nun diese Entfernung, also XII leucae = XVIII milia passuum = 27 km an, so kommt man nach Saarburg, das in der That eine grössere Niederlassung zu römischer Zeit war, wie die Funde beweisen.[3] Damit stimmt auch vorzüglich der Name Saarburg, der genau die Uebersetzung des lateinischen Vicus Saravus ist. Leider tritt uns dabei eine neue Schwierigkeit entgegen: es kann

---

[1] Vergl. Brambach Nr. 1851—53.

[2] Bei Mowat, Revue arch. a. a. O. p. 265; derselbe hat übrigens eine sehr eigentümliche Ansicht über diese Inschrift geäussert, in der er eine Art von Palimpsest erblickt. (Das Nähere a. a. O.)

[3] Kraus III s. v. Saarburg.

nicht zweifelhaft sein, dass Saarburg die in dem Itinerarium Antoninum Pons Saravi, auf der Peutinger'schen Tafel Pontesaravi genannte Oertlichkeit ist. Woher also der Doppelname? Voulot sieht die Schwierigkeit nicht, da er Pons Saravi für Saarbrücken hält. Trotzdem ich keinen Ausweg sehe, dieses Rätsel zu lösen, möchte ich doch Voulots Ansicht von den 12 Leuken beistimmen, nicht sowohl deshalb, weil ich es für unmöglich halte, dass ein Privatmann 62 Meilensteine habe setzen lassen, sondern weil hier nur von einem Weg minderer Ordnung, einem Handelsweg, die Rede sein kann, der sicher in die grosse Heerstrasse Argentoratum-Divodurum einmündete, während er nach Mowats Annahme sich über dieselbe hinaus bis an die untere Saar fortgesetzt hätte. Aus diesem Grunde ist es auch sehr unwahrscheinlich, dass ein solcher, nur lokalen Bedürfnissen dienender Weg, nach römischen Meilen abgemessen war, während selbst die an den grossen Heerstrassen in unseren Gegenden des nordöstlichen Galliens gefundenen Meilensteine meistens die Angaben der Entfernung in gallischen Leuken aufweisen.

5. Römerwege.

Sichere Spuren weisen darauf hin, dass der Donon von den Römern mit der bewohnten Umgegend durch Strassen in Verbindung gesetzt war, wobei jene vermutlich zum Teil schon vorhandene Wege der eingeborenen Bevölkerung benutzt haben. Da aber alle diese Wege keine grossen Heerstrassen waren, so ist es nicht zu verwundern, dass uns die Itinerarien nichts davon melden.

1. Donon-Saarburg. Die Verbindung des Donon mit dem Vicus Saravus (Saarburg) durch eine Strasse ist durch den oben besprochenen Meilenstein zur Gewissheit erhoben. Schwieriger ist es indessen, den genauen Verlauf des Weges anzugeben. Wir sahen, dass die auf dem Steine angegebene Entfernung von 12 Leuken mit der wirklichen Entfernung Dononsattel-Saarburg stimmt, aber — fügen wir hier hinzu — auch nur, wenn wir die direkte Linie berechnen. Dieser also müssen wir folgen, wenn wir unsern Weg feststellen wollen, wobei wir übrigens durch die Gewohnheit der Römer unterstützt werden, ihre Strassen möglichst geradlinig, soweit es die Terrainverhältnisse gestatteten, mit Vermeidung der engen Thäler über die Höhen hinweg, anzulegen, ein Grundsatz, dem zu Liebe sie selbst vor grossen Steigungen, die man heutigen Tages unbedingt vermeiden würde, nicht zurückscheuten. Diese

direkte Linie geht nun über den Bergrücken zwischen dem Thal der roten und weissen Saar, Alberschweiler, Harzweiler, Schneckenbusch nach Saarburg. Sehen wir also zu, ob erhaltene Spuren diese Annahme rechtfertigen.

Folgt man vom Dononsattel aus dem alten Fahrweg, an dem das S. 59 unter Nr. 3 erwähnte Steinbeil gefunden wurde, nach Norden, so erreicht man nach etwa 20 Minuten die neue Strasse, die vom Forsthause Donon durch das Thal der roten Saar nach Alberschweiler führt. Nach wenigen Schritten zweigt sich von derselben links wieder ein alter Fahrweg ab, der sich am westlichen Abhang des Bergrückens hinzieht: es ist ein alter Grenzweg, der durch die noch stehenden hohen Grenzsteine mit dem Wappen des Klosters St. Quirin (9 Ringe in einem auf der Spitze stehenden Dreiecke) bezeichnet ist. Oberhalb desselben (unweit der Malcôte), nur etwa 150 m von dem Wege entfernt, steht der berühmte Sac de pierre oder Sac du marché,[1] der, trotzdem keine Inschrift mehr auf demselben zu konstatieren ist,[2] durch seine Gestalt ohne Zweifel sich als römischer Meilenstein und zwar von demselben Umfange wie der auf dem Dononsattel gefundene,[3] dokumentiert. Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, dass er aus der Nähe, d. h. von jenem Römerwege, an dem er stand, hierher geholt und zu seinem späteren Zwecke verwendet worden ist. Der Weg läuft an dem westlichen Abhang weiter bis unterhalb des Frésillonkopfes; hier spaltet sich der bis dahin einheitliche Kamm in zwei. Dem rechten folgte, wie ich glaube, unser Weg, auf dem Messtischblatt Chemin de Pierre de St. Quirin genannt, und senkte sich später über Lettenbach nach Alberschweiler hinab,[4] in dessen Nähe zahlreiche Reste von Wohnungen und Befestigungen auf eine starke Besiedlung in alter Zeit hinweisen.[5] Indem er weiter seine bisherige Richtung beibehält, zieht er sich nach Weiher, wo Beaulieu[6] aus Substructionen und anderen Funden auf dem benachbarten Hügel einen römischen vicus

[1] S. darüber Dugas de Beaulieu, le Comté de Dagsbourg S. 305 f. Mündel, Vogesen 5. Aufl. S. 165. 6. Aufl. S. 175.

[2] Möglich, dass überhaupt keine darauf war, wie auch sonst auf Meilensteinen.

[3] Seine Höhe beträgt 1,30 m, während jener Inschriftenstein nur 0,75 hoch, aber verstümmelt ist.

[4] Möglicherweise auch über «Zweikreuze», das Saarthal westl. von Alb. schneidend.

[5] Beaulieu a. a. O. S. 267.

[6] A. a. O. S. 303 f.

und einen zweiten in dem nahen Walde von Barville glaubte konstatieren zu können und wo ein Weg in der Richtung auf Walscheid (sog. Chemin des Princes)[1] sich abzweigte. Weitere Spuren des Weges in der Richtung auf Saarburg sind bei Harzweiler (in dem Walde zwischen Harzweiler und Hessen) und bei Schneckenbusch nachgewiesen.[2]

Misst man diesen Weg auf der Karte ab, so ergeben sich genau 27—28 km; wir dürfen demnach mit einiger Sicherheit annehmen, dass dies der Verlauf unserer gesuchten Strasse war.[3]

Da wo unser Weg vor dem Frésillonkopf sich rechts abzweigte, folgte ein anderer Weg dem westlichen Kamm nach St. Quirin. Da sich nun Spuren eines alten Verbindungsweges von letzterem Orte nach Niederdorf und auf das linke Ufer der Saar nachweisen lassen,[4] so ist es nicht unwahrscheinlich, dass eine Abzweigung des obigen Weges den Donon mit dem stark besiedelten linken Saarufer in der Umgegend von Fraquelfingen, Lörchingen u. s. w.[5] in direkte Verbindung setzte.

2. Donon — *Chemin allemand* — (Tarquinpol). Als ein zweiter Römerweg vom Donon aus in nordwestlicher Richtung wird von den Lokalforschern der sogenannte Chemin allemand oder d'Allemagne betrachtet. Er zweigt sich hinter dem Dononsattel von dem unter 1. beschriebenen Weg ab, zieht sich um das obere Plainethal herum und folgt der Wasserscheide zwischen Plaine und weisser Saar, hier einst die Grenze zwischen den beiden Departements Meurthe und Vosges, jetzt zwischen den Bezirken Unterelsass

---

[1] Vielleicht setzte sich derselbe auch westlich nach Lörchingen zu fort. Beaulieu S. 291.

[2] Bénoit, Répertoire arch. de l'arrondissement de Sarrebourg in Mémoire de la Soc. d'archéol. lorr. 1862 s. v. Hartzwiller S. 40 u. Schneckenbusch S. 48.

[3] Zu einem ähnlichen Resultat ist auch Voulot, Revue arch. a. a. O. gekommen, doch enthält seine Beschreibung einige Unrichtigkeiten: der Weg geht nicht über Haut-du-Bon-Dieu, sondern östl. daran vorbei; den Namen Chemin des Allemands führt nicht dieser (so auch Bénoit a. a. O. S. 15 s. v. Abreschwiller), sondern der unter Nr. 2 beschriebene Weg.

[4] Bénoit, a. a. O. s. v. Métairie-de-St-Quirin S. 21 und ders. Voies rom. in Mém. lorr. 1865 S. 23.

[5] Ueber die Funde und die Literatur darüber s. Kraus III s. v. Fraquelfing, Lörchingen, Schweixingen.

und Lothringen, und in seinem weiteren Verlaufe grösstenteils die deutsch-französische Grenze bildend. [1]

Die an vielen Stellen zu Tage tretenden Reste zeigen ein 2½—3 m breites, aus cyklopischen Sandsteinquadern, dem örtlich vorhandenen Material, zusammengefügtes Pflaster, auf dem sich auf längere Strecken die tief eingeschnittenen Geleise verfolgen lassen; [2] ein besonders gut erhaltenes Stück des Weges ist zwischen der Bezirksgrenze und La large Pierre vorhanden. [3] Hinter Lascemborn (Lafrimbolle) mündet unser Weg in die Strasse zwischen Bertrambois und Hattigny bei der Ferme Bonlieu. Hier befand sich, wie Ruinen von Gebäuden, Ziegelreste, Münzen und andere Funde beweisen, eine römische Niederlassung. [4] Von hier aus geht jede weitere Spur des Weges verloren; gehen wir aber in der bisherigen Richtung weiter, so kommen wir nach Tarquinpol am Linder-Weiher, dem Hauptort der Decempagi der Itinerarien. [5] Und nun ist es überraschend, zu bemerken, dass in der That zwischen Azoudange und Maizières die Spuren eines Römerweges zu Tage treten, [6] welcher die moderne Staatsstrasse rechtwinkelig schneidet und sich demnach an die von uns verfolgte Richtung anschliesst. Bald darauf aber macht er eine Biegung nach Norden gegen Tarquinpol. Er ist nachgewiesen in der Nähe der Weiher zwischen Videlingen und St.-Clemens und in dem Wald westlich der Ferme Alteville, den er auf einem Damm durchschneidet. [7] In Tarquinpol traf er die grosse Römerstrasse, die von Argentoratum und Tres-Tabernae über Decempagi nach Divodurum (Metz) führte. Ich halte es für keine allzu-

---

[1] Der Weg ist genau verzeichnet auf der Messtischkarte. — Vergl. auch Bénoit, Répert. s. v. Raon-lès-l'Eau S. 22. Lafrimbolle S. 19, Turquestein S. 24, Bertrambois S. 16.

[2] Letztere stammen jedenfalls z. T aus jüngerer Zeit. Der Weg wurde nämlich früher benutzt hauptsächlich zum Transport der Holzkohlen nach den Glaswerken von Alberschweiler, Lettenbach u. s. w. und den Eisenwerken von Grandfontaine u. Framont. Aus dieser Benutzung aber darauf zu schliessen, dass der Weg zu dem Zweck angelegt sei, halte ich nicht für begründet. — Ich verdanke obige Notizen einer gefälligen schriftlichen Mitteilung des Herrn Oberförsters Sachs in Metz, früher in Schirmeck.

[3] Nach einer mündlichen Mitteilung des Herrn Mündel.

[4] Kraus III s. v. Hattigny.

[5] Kraus III s. v. Tarquinpol.

[6] Bénoit, Répert. s. v. Azoudange S. 35.

[7] Beaulieu, archéologie de la Lorr. II S. 12 f.

kühne Vermutung, wenn wir in diesem Stück die Fortsetzung der vom Donon kommenden Strasse erblicken.

3. Donon — Breuschthal — (Strassburg). Die unter 1. und 2. beschriebenen Strassen, die aus dem Mediomatricergebiet zum Donon führten, hatten ihre Fortsetzung nach Osten in die Rheinebene durch das Breuschthal; schon Schöpflin[1] hat auf diesen Römerweg aufmerksam gemacht und uns den volkstümlichen Namen Sarazenenweg[2], «was in der Terminologie der Gegend Heiden- oder Zigeunerweg heisst»,[3] überliefert, der heutigen Tages verschwunden zu sein scheint. Er führte vom Dononsattel aus vermutlich auf der Grenze zwischen dem Gemeindewald von Schirmeck und Wisch am West- und Südabhange des Kohlberges herum und von der Ostseite dieses Berges in gerader Richtung über den Bergrücken, zuletzt ziemlich steil abwärts nach dem Dorf Wisch. Schweighäuser fand Reste des alten Pflasters, «das zwar schmal, aber sehr wohl gelegt gewesen zu sein scheint».[4] Von Wisch aus folgte die Strasse dem Laufe der Breusch. De Morlet, der die Römerwege im Unter-Elsass beschrieben hat, glaubte[5] die Spuren derselben in den langen sterilen Kiesstreifen zu erkennen, die sich mitten durch die Wiesen des Breuschthales hinziehen und die in den Grundbüchern unter dem Namen Langallmend bezeichnet sind.[6] Das erscheint mir recht unwahrscheinlich; denn hätte der Weg wirklich in unmittelbarer Nähe des Flusses hingeführt, so wäre er fortwährenden Ueberschwemmungen und Zerstörungen ausgesetzt gewesen, und eine solche Kurzsichtigkeit dürfen wir den praktischen Römern nicht zutrauen. Ich glaube deshalb, dass wir ihn vielmehr an den letzten Ausläufern der gegen das linke Breuschufer herantretenden Berge zu suchen haben, in der Nähe oder unter der modernen Strasse, was auch Schweighäuser[7] bestätigt, der erwähnt, dass man in der

---

[1] Als. ill. I 253.

[2] Derselbe (chemin des Sarrasins) findet sich schon in einer Teilungsurkunde der Grafschaft Salm v. J. 1598 (Gravier, Journ. de la Soc. d'Ém. n° VII S. 26)

[3] Schweighäuser, Kunstblatt 1823 S. 331.

[4] Kunstbl. 1823 S. 331 u. Golbéry u. Schweighäuser, Antiquités de l'Alsace 1828 II, S. 28 f.

[5] Bull. de la Soc. pour la conservat. etc. IV 1861. Mém. p. 63.

[6] Ueber diese sog. Langallmend und die verschiedenen Vermutungen über ihre Bedeutung s. Levrault, La vallée de la Bruche S. 10.

[7] Annuaire du Bas-Rhin 1822 S. 355.

That Spuren eines alten Weges längs der jetzigen Strasse gefunden habe. Ebenso wenig will es mir einleuchten, dass die Römerstrasse am Fusse von Heiligenberg vorübergegangen sei. Ich weiss nicht, ob vorhandene Spuren darauf hindeuten — de Morlet erwähnt nichts davon, sondern beruft sich nur auf handschriftliche Aufzeichnungen Schweighäusers[1], — aber da in Heiligenberg die Existenz eines römischen Castrums nachgewiesen ist,[2] so wäre es gegen alle Regeln der römischen Befestigungskunst, wenn die Strasse nicht durch oder unmittelbar an ihm vorbei über den Berg hinweg geführt worden wäre. In Dinsheim, wo ebenfalls Funde auf eine römische Niederlassung hinweisen, hat unsere Strasse jedenfalls die Thalsohle wieder erreicht,[3] um dann etwa bei Mutzig die Breusch zu überschreiten und nunmehr bis Strassburg dem rechten Ufer des Flusses zu folgen. Spuren derselben fand man zwischen Dinsheim und Dorlisheim, sowohl ober- als auch unterhalb von Mutzig.[4] Ueber den weiteren Verlauf der Strasse bis Strassburg geben einen Anhalt die in Dorlisheim[5] und Altdorf[6] gemachten Funde: sie beweisen, dass sie sich nicht wesentlich von der jetzigen Strasse entfernte. In der Nähe von Strassburg, wo sie sich (bei Königshofen) mit der von Helvetus (Ehl) und Zabern (Tres Tabernae) kommenden grossen Heerstrasse vereinigte, soll sie sich unter dem Namen Herrenweg wieder finden.[7]

---

[1] Schweighäuser a. a. O. sagt dagegen ausdrücklich: «Eine kleine gepflasterte Strasse führt von Heiligenberg in das Breuschthal hinab» Vergl. Ravenèz (II 82 f), der, wie ich nachträglich sehe, jene Aufzeichnungen Schweighäusers abgedruckt hat.

[2] J. Schneider, Befestigungen in den Vogesen 1844 S. 36 f Auch andere Spuren einer römischen Niederlassung, u. a. mehrere Ziegelöfen wurden aufgedeckt. (Golbéry und Schweighäuser, Antiquités II S. 91, Schweighäuser, Annuaire du Bas-Rhin 1822 S. 352 ff., Levrault, a a. O. S. 7.) Funde von merovingischen Münzen neben solchen römischer Herkunft scheinen darauf zu deuten, dass diese feste Stellung auch später von den Franken besetzt gehalten wurde. Sehr wahrscheinlich ist es, dass die in 2 Urkunden, von Karl dem Grossen aus dem Jahre 773 und von Ludwig dem Frommen aus dem Jahre 817 erwähnte regia strata unsere Römerstrasse im Breuschthal ist (Grandidier, Hist. d'Als. S. 82 f.)

[3] Coste, Alsace romaine S. 115 nimmt eine Verbindung aus dem Breuschthal mit dem Odilienberg über Rosenweiler, Börsch an.

[4] Levrault a. a. O. S. 3.

[5] Schweighäuser u. Golbéry S. 68.

[6] Bull. de la Soc. II P.-V. p. 84.

[7] De Morlet a. a. O.

— —

4. Donon — Plainethal — [Langres]. Eine vierte Strasse endlich, eine Verbindung vom Donon durch das Gebiet der Leucer nach Andemantunum, der Hauptstadt der Lingonen, führte in südwestlicher Richtung durch das Plainethal. Sie nahm ihren Anfang jedenfalls im Dononsattel,[1] wo sie mit den oben beschriebenen Strassen zusammentraf, und begleitete dann die Plaine von ihrer Quelle bis zu ihrem Einfluss in die Meurthe bei Raon-l'Étape auf dem linken Ufer. Die Spuren derselben, die schon Schöpflin[2] erwähnt, sind jetzt verschwunden, da sie von Raon-sur-Plaine aus der modernen Strasse als Unterbau gedient hat. Oberhalb von Raon-l'Étape überschritt sie die Meurthe, an deren linkem hohen Ufer sie dem Flusse eine Strecke aufwärts folgte, um dem Dorfe St-Blaise gegenüber die Höhe des Berges von Répy (Répit) zu erklimmen, wo Reste von Befestigungen mit zahlreichen Funden römischer Altertümer die Stelle eines castra stativa bezeichnen.[3] Ueber den Rücken des Berges lief sie weiter abwärts nach Rembervillers, überschritt die Mosel zwischen Chatel und Portieux (auf dem linken Ufer, auf dem Hügel von Beaucamp Spuren eines römischen Lagers; bei La Marche ein drittes Lager) und erreichte Langres, das römische Andemantunum.

Zum Schluss möchte ich noch einmal, die gelegentlich gemachten Andeutungen zusammenfassend, auf die Frage nach der Zeit, der unsere Donondenkmäler angehören, und nach dem Volk, dem sie entstammen, sowie nach dem Zweck und der Bestimmung derselben zurückkommen.

Ich gehe dabei aus von den beiden Reliefs mit den römischen Inschriften, die uns sicher auf die Zeit hinführen, wo im Lande bereits die Römerherrschaft aufgerichtet war. Da aber auch die andern Bilder, so unvollkommen auch die uns vorliegenden Abbildungen derselben sein mögen, im Ganzen

---

[1] Jollois (Antiquités du dép. des Vosges 1843 [m. Karte]. Introduction p. XXIV suiv.), dem ich im übrigen folge, lässt sie auf seiner Karte — der Text lässt die Entscheidung unklar — von Raon-sur-Plaine aus aufwärts der jetzigen Strasse westlich am Donon vorbei über Grandfontaine-Schirmeck gehen. Sicher ist, dass im Mittelalter der vielbegangene Weg aus Lothringen in das Elsass über Schirmeck führte, aber ebenso unwahrscheinlich ist es, dass zur Zeit der Römer erst in Wisch die Verbindung mit den obengenannten Strassen hergestellt sein sollte.

[2] Als. III I 451, annot. (x.)

[3] Näheres darüber Gravier, Histoire de St-Dié S. 24 ff.

denselben Typus wie jenes Mercurbild aufweisen, so trage ich kein Bedenken, es als sicher hinzustellen, dass auch sie jener Zeit zuzuweisen sind. Man hat zwar geglaubt, dass diese letzteren auch der vorrömischen Zeit angehören könnten und sich dafür auf das Zeugnis Caesars berufen (ball. gall. VI, 17: Deum maxime Mercurium colunt: hujus sunt plurima simulacra), der uns allerdings bestimmt überliefert, dass schon damals, als die Römer in das Land kamen, bildliche Darstellungen der gallischen Götter vorhanden waren. Demgegenüber ist aber Folgendes zu erwägen: Wenn Caesar den von den Galliern vorzugsweise verehrten Gott Mercurius nennt, so folgt er dabei einer auch bei andern Schriftstellern (u. a. Tacitus in Bezug auf die Germanen) üblichen Gewohnheit, die Götter fremder Völker nach der Aehnlichkeit ihrer Funktionen mit dem römischen Namen zu benennen; so auch an jener Stelle, wo er hinzufügt: hunc omnium inventorem artium ferunt, hunc viarum atque itinerum ducem, hunc ad quaestus pecuniae mercaturasque habere vim maximam arbitrantur. Hiermit haben wir aber für die bildliche Darstellung jenes gallischen Mercurius vor der Römerherrschaft, den die Gallier selbst Teutates (Lucan. Pharsal. I, 445) nannten, auch nicht den geringsten Anhalt; wie diese ihren Teutates dargestellt, darüber ist uns auch nicht eine Andeutung erhalten; alles, was darüber geschrieben ist, ist eitel Phantasie. Unsere Mercurbilder — um zunächst einmal bei diesen zu bleiben — zeigen ebenso wie die unzähligen andern im westlichen Deutschland und in Frankreich gefundenen rein römische Attribute: den Heroldstab mit den Schlangen (caduceus), den Flügelhut (petasus) und die Geldbörse (marsupium). Und nicht anders ist es mit den andern Götterbildern vom Donon und aus seiner weitern Umgebung.

Auf römischen Ursprung weisen ferner die Gebäude, die anderen Inschriften, die Münzen, Urnen und Sacrallampen hin, auf die Gallier sicher nur die Kleidung auf den beiden Grabstelen, höchst wahrscheinlich der Name Surbur auf dem sonst römischen Reliefbild.[1]

Somit kommen wir zu dem Resultat: Die Denkmäler des Donon gehören jener Zeit an, wo in unserer Gegend sich eine Mischbevölkerung bildete, die ihrer grossen Masse nach gallisch (in der Ebene auch germanisch), sich von den der Zahl nach viel geringeren Römern eine höhere Kultur aneignete; von

---

[1] Es bedarf kaum der Erwähnung, dass die Funde aus der Steinzeit sicher einer älteren Zeit angehören und den einheimischen Galliern zuzuweisen sind; ebenso die Mauer, falls sie wirklich existiert hat.

letzteren entlehnten sie auch die bildliche Darstellung ihrer Götter nebst deren Namen. Wäre die angeblich von einem der Tempel stammende Inschrift authentisch, so würde sie ein charakteristisches Beispiel für jene Zeit bieten: Der gallisch-römische Mercur lokalisiert durch den Beinamen Vogesus in Verbindung mit der griechischen Hecate.

Und nun zur zweiten Frage: Welches war der Zweck und die Bestimmung jener Denkmäler?

Es hat eine Zeit gegeben, die übrigens noch nicht überwunden ist, wo man in jedem Felsblock, in jeder Vertiefung, in jeder Rinne in denselben die Spuren des alten Druidenkultes hat sehen wollen; dass auch die auf dem Donon liegenden Felsen davor nicht sicher waren, ist ja bei der sonstigen Beschaffenheit des Berges ganz natürlich.[1] Man ist noch weiter gegangen und hat in dem Donon sogar «das hieratische Centrum der gallischen Urbevölkerung» unserer Vogesen sehen wollen. Alle diese Ausführungen beruhen ebenfalls auf einer ausgebildeten Phantasie: ein Körnchen Wahrheit steckt aber gewiss darin.

Ich habe schon oben meine Meinung über die Reliefbilder dahin ausgesprochen, dass man in ihnen der grossen Mehrzahl nach Votivsteine sehen müsse. Auf eine Kultusstätte weisen auch die Votivaltäre mit den Dedicationsinschriften für Jupiter, ferner die Gebäude, die wir vermutlich als Tempel anzusehen haben. Stammen, wie bemerkt, alle diese Zeugen auch aus römischer Zeit, so ist es doch höchst wahrscheinlich, dass jener Ort nicht erst damals diesem seinem Zweck geweiht wurde: der Donon scheint in der That schon von den Galliern zu einer Kultusstätte ausersehen gewesen zu sein. Es ist bekannt, dass die heidnischen Völker mit Vorliebe auf den Höhen ihren Göttern opferten, wo sie ihnen näher zu sein glaubten, und der frei sich erhebende Felsgipfel des Donon forderte geradezu dazu auf. Wenn wirklich, wie uns P. Alliot überliefert, eine Mauer den Gipfel umschloss, so hat sie sicher nur religiösen Zwecken gedient, und es ist wohl nicht zufällig, dass alle Reliefbilder gerade um den Felsgipfel herum lagen.

Wir finden solcher «Ringe» auf den Bergen des Dagsburger Landes noch mehr, in oder bei denen ebenfalls solche

---

[1] Bei v. Seydlitz, Touristenführer für die Vogesen [2], S. 114 zählt ein bekannter Keltomane unseres Landes davon Folgendes auf: Einige megalithische Denkmäler, einige Schutzfelsen (sog. Abris-sous-roche), Schüsseln, zwei menschliche Fusstapfen und eine Pferdetrappe, die alle von F. Voulot in seinem merkwürdigen Werke sorgfältig verzeichnet sind (Pl. XXXIX, XLII u. LXXIX). — Man vergl. auch die Phantastereien Levraults, Vallée de la Bruche. S. 36 f.

Votivstelen gefunden wurden; sie sind überhaupt weit über die Grenzen unseres engeren Heimatlandes hinaus verbreitet. Es ist also gar kein Grund vorhanden, den Donon zu einem Centrum des altgallischen Gottesdienstes zu stempeln.

Dass aber die Höhe des Donon nicht nur als eine Kultusstätte, sondern auch als Begräbnisplatz gedient hat, dafür können wir uns auf das Zeugnis H. u. P. Alliots berufen, welches durch Jollois' Funde eine Bestätigung erhalten hat, die ausdrücklich berichten, dass sie Graburnen auf dem Plateau des Donon aufgedeckt haben. Fügen wir hinzu, dass wir wenigstens in zwei Reliefbildern Grabsteine vor uns haben. Diese Verbindung von Kultus- und Begräbnisstätte ist deshalb bemerkenswert, weil die Römer es streng vermieden, in der Nähe der Heiligtümer ihre Toten zu begraben. Wir müssen also hierin eine Sitte der einheimischen Bevölkerung erblicken, wie denn auch bei den Germanen und andern Völkern eine innige Beziehung zwischen Kultus und Grab bestanden hat. Wir können an der Thatsache um so weniger zweifeln, als uns auch andere Orte der Umgegend zahlreiche Beispiele dafür vor Augen führen. So finden wir auf den Drei Heiligen bei Walscheid, auf dem Kempel, dem Gross-Limmersberg, der Schlosserhöhe und dem Falberg bei Zabern u. a. Orten neben Graburnen und Grabdenkmälern Votivstelen in grosser Anzahl.[1]

Aber eben dieser Vergleich führt uns wieder auf einen wohl zu beachtenden Unterschied. Nirgends findet man an den genannten Orten die Reste eines römischen Tempels, und ferner, während überall die Urnen in zum Teil sehr charakteristischen Steinen eingeschlossen oder mit ihnen bedeckt waren, ist davon auf dem Donon auch keine Spur entdeckt worden. Eine Erklärung dieser Erscheinung habe ich noch nicht finden können.

Ich schliesse meine Arbeit mit einer Bitte an alle Freunde unserer vaterländischen Altertümer, mir sei es durch Berichtigungen, sei es durch Zusätze dieselbe verbessern zu helfen. Derartige Beiträge sollen dann mit Dank an derselben Stelle im nächsten Jahre Verwendung finden.

---

[1] Man vergl.: Beaulieu, le Comté de Dagsbourg S. 318 ff.; Goldenberg im Bull. I. sér. III, 1 S. 127 ff.; L. Bénoit in Mém. de la Soc. d'arch. lorr. II. sér. X. vol. 1868 S. 361 ff.; de Morlet in Bull. II. sér. I, S. 163.

Nachtrag.

Die in dem Tempel auf dem Donongipfel aufbewahrten Denkmäler betreffend.

Leider war es mir unmöglich, vor Drucklegung vorstehender Abhandlung noch einmal persönlich die in dem modernen Tempel aufbewahrten Denkmäler zu untersuchen: die bis spät in den April hinein auf dem Donon lagernden Schneemassen vereitelten einen dahin zielenden Versuch. Erst nachdem die erwärmenden Sonnenstrahlen in überraschend kurzer Zeit die Schneedecke weggenommen, konnte ich Anfang Mai an die Ausführung des Planes gehen. Da indessen der Druck damals bereits fast vollendet war, so dass eine Verwertung des gefundenen Resultates in der Arbeit selbst unthunlich erschien, so gebe ich dasselbe in einem Nachtrag.

Es sind im ganzen 11 Steine (1 vollständiges Reliefbild, 6 Bruchstücke von solchen, 2 Architekturfragmente und 2 Inschriftensteine), die als letzte Ueberbleibsel der einst so zahlreichen Denkmäler dort oben hinter einem Eisengitter aufbewahrt werden. Freilich ist der Zustand, in dem sie sich befinden, ein recht trauriger. Denn nicht nur arbeiten die auf dem hohen Gipfel besonders wirksamen atmosphärischen Einflüsse fortwährend an der Zerstörung der altersgrauen Steine, sondern mehr noch haben dieselben unter den fortwährenden mutwilligen Beschädigungen der modernen Besucher zu leiden, gegen welche selbst die energischen Bemühungen des Herrn Försters Heyer die seiner Obhut anvertrauten Denkmäler nur ungenügend zu schützen vermögen. Es wäre unter diesen Umständen jedenfalls wünschenswert, wenn die Denkmäler je eher je besser jenen Einflüssen entzogen und an sicherer Stätte geborgen würden, ehe sie durch vollständige Zerstörung wertlos werden.

1. Unter den Skulpturen ist noch ein vollständiges Reliefbild vorhanden; es ist das von mir oben S 53 f. Nr. 17 beschriebene. Das Bild hat in neuerer Zeit noch weitere Verstümmelungen erfahren: so ist ihm der obere Teil des Kopfes und ein Teil der Beine abgeschlagen. Der Gegenstand hinter der linken Schulter ist auf der von uns reproduzierten Abbildung ziemlich genau dargestellt, die Bestimmung desselben aber schwer zu erkennen. Es scheint mir nicht unmöglich, dass ein Riemen von der linken Schulter über die Brust nach rechts lief; die starke Verwitterung des Steines lässt indessen die Frage nicht sicher entscheiden. — Wie es gekommen, dass das Bild seiner Zeit nicht mit den übrigen nach Epinal geschafft wurde, vermag ich nicht zu sagen. Nach Aussage des Försters Heyer ist es schon seit Anfang der 70er Jahre an seinem Platze.

Bruchstücke:

2. Relief: Bruchstück mit Unterleib und dem oberen Teil der beiden Schenkel.

3. Desgl.: nackter, männlicher Unterkörper, in der Rechten eine Geldbörse; Füsse fehlen.

4. Unterteil eines Reliefs: 2 Füsse auf einem Sockel. (Vergl. Jollois Pl. 36, 12.)

5. Desgl.; neben den Füssen noch andere Skulpturreste sichtbar, u. a. Fuss einer Ziege (?).

6. Bruchstück eines bekleideten Oberkörpers (?): Falten des Gewandes deutlich.

7. Bruchstück, das einer Vollfigur anzugehören scheint: Gewandfalten auf Vorder- und Rückseite vorhanden; die auf der Brust liegende linke Hand hält einen Gegenstand. Es scheint das von Kraus, der den Stein vermutlich nicht umgedreht hat, als Rücken einer menschlichen Gestalt bezeichnete Fragment zu sein. Das Ganze ist stark verwittert.

Architekturfragmente:

8. Säulenbasis auf einem viereckigen Sockel.

9. Desgl., dem vorigen sehr ähnlich.

Inschriftensteine:

10. Die oben S. 63 Nr. 7 erwähnte Inschrift. Der erste Buchstabe des Namens in der 2. Zeile ist sicher ein C, nicht wie bei Kraus, der sie zuerst veröffentlichte, ein G.

11. Das wertvollste Stück, der oben S. 63 f. ausführlich besprochene Meilenstein, ist, was sehr zu bedauern, ganz besonders das Ziel menschlicher Zerstörungswut gewesen; ein moderner Vandale hat aus der Inschrift, die auch unter den Witterungseinflüssen sehr gelitten hat, ein grosses Stück mutwillig herausgeschlagen, ein anderer auf der Rückseite seinen Namen in grossen Buchstaben eingemeisselt. Ich gebe ein Bild von dem gegenwärtigen Zustand der Inschrift, indem ich unter Zugrundelegung des Wortlautes bei Voulot die fehlenden Buchstaben unterstreiche, die infolge Verwitterung kaum noch erkennbaren punktiere:

D · M ·
L · VATINI · FEL ·
MILIARIA A · VIC
SARAVO L · XII C · I ·
V · S · L

Inbetreff der auf dem Alliot'schen Plane eingezeichneten Ringmauer sind infolge einer allerdings nur flüchtigen Besichtigung unter Führung des Herrn Försters Heyer meine Zweifel an der Existenz derselben wesentlich abgeschwächt worden; um zu einem sicheren Resultate zu kommen, bedürfte es jedenfalls einer genaueren Untersuchung mit der Hacke in der Hand, da eine sehr hohe Moosdecke die allerdings auch so deutlich sichtbaren Fundamente bedeckt. Eine gleiche Untersuchung wäre inbetreff der Cisterne zu wünschen.

Bibliographie über den Donon.

Die mit * bezeichneten Bücher konnten, weil auf den hiesigen Bibliotheken nicht vorhanden, nicht von mir selbst eingesehen werden.

Extrait d'une lettre de l'Abbé de Moyenmoutier [Hyacinthe Alliot] à M. Alliot, conseiller-médecin ordinaire du Roi. (In: *Journal des Sçavans* 1693. S. 74—79.)

Dom Mabillon, Discours sur les anciennes sculptures des rois de France. (Abgedr. in: *Ouvrages posthumes* de D. Jean Mabillon et de D. Thierri Ruinart, par D. Vinc. Thuillier. Paris 1724. T. II, S. 44—47. — und in: *Mémoires de l'Académie des inscr. et belles-lettres* 1736. Tome II. S. 633—637.)

D. Theodorici Ruinarti, *Iter litterarium in Alsatiam et Lotharingiam* (in den oben citierten «Ouvrages posthumes» III, S. 442 bis 446). Dazu französ. Uebersetzung mit Anmerkungen von Prof. Matter, Voyage littéraire en Alsace, par Dom Ruinart, im Journal de la Société des sciences, agriculture et arts du départ. du Bas-Rhin. Strasbourg 1826. T. III. S. 144—153. — Eine zweite französ. Uebersetzung von Abbé Marchal in Nancy in Recueil de documents sur l'histoire de Lorraine. T. VII. Nancy 1862. Der den Donon betr. Abschnitt S. 50—56.

Eine deutsche Uebersetzung ebenfalls mit Anmerkungen von dem den Donon betr. Teil der Reise lieferte Prof. Euting (-g) in der Literar. Beilage zur *Gemeinde-Zeitung für Elsass-Lothr.* 1882, Nr. 1: «Ein gelehrter Tourist auf dem Donon.» — Auch separat, Strassburg bei Schultz u. Comp. 1882, mit Skizzen: Ansicht des Donon von Südosten. — Uebersichtskarten der Oertlichkeit. — Plan der Altertümer. — Das Relief Belliccus Surbur.

Dom Bernard de Montfaucon, religieux Bénédictin, *L'antiquité expliquée.* T. II, 2. Paris. 2e éd. 1722. S. 416—418; dazu Pl. 186. 187. 188.

Dom [Jacques Martin], religieux Bénédictin, *La religion des Gaulois.* Paris 1727. Tome I, p. 215—218, dazu Pl. 6; und p. 338—343, dazu Pl. 9.

J. D. Schöpflin, *Alsatia illustrata.* I. Colmar 1751: Dononis monimenta. S. 451—458, 473, 71 sq., 84 sq.; dazu Tab. II u. III.

Derselbe, *L'Alsace illustrée.* Traduction de L. W. Ravenèz Mulhouse 1849. I, p. 145, 184; dazu auf Pl. I u. II: Reproduktion der Schöpflin'schen Abbildungen; II, 508—522. — Hinzugefügt ist ein Kapitel: État actuel du Donon (fast vollständiger Abdruck von Jollois, «Mémoire sur les antiq. du Donon» s. unten) nebst Pl. complément. I: Plan topographique du Donon en 1692 (nach Gravier) und Pl. II: Bas-reliefs (nach Jollois, Antiquités des Vosges Pl. 34).

Dom Aug. Calmet, Abbé de Senones, *Notice de la Lorraine*. Nancy 1756. Tome I: au mot *Framont* p. 470—486; dazu Pl. 1 u. 2.

Derselbe, *Histoire de Lorraine*. Nancy. Nouv. éd. 1757. I, p. 270; VII, p. XXVI.

Dazu vergl. Dissertation sur les divinités payennes adorées autrefois dans la Lorraine et dans d'autres pays voisins. Oeuvres inédites de Dom A. Calmet, par F. Dinago (in Bull. de la Soc. philomat. vosgienne. St-Dié. II, 1876, p. 137, 154, 163).

Dom Ambroise Pelletier, curé de Senones, *La Montagne de Framont et le Donon* [1755], herausgeg. von Ferry-Millon in Revue d'Alsace 1856, S. 385—405.

Abbé Bexon, Histoire de Lorraine 1777. Tome I (einziger): Prem. discours p. XXVI suiv. u. Notice des hommes. ill. p. 312—314.

Fachot l'aîné, Mémoire sur la principauté de Salm en 1784 (hrsg. und mit Anmerkungen versehen von G. Save in St-Dié) in Bull. de la Soc. philomat. vosgienne 1883—84, p. 127 suiv. (den Donon betr. p. 131—135).

Abbé Grandidier, Histoire de la province d'Alsace. Strasbourg 1787. Tome I (einziger), p. 95—101, 35—37.

J.-B. P. Jollois: 1. Kurzer Bericht über die von ihm auf dem Donon veranstalteten Untersuchungen im *Annuaire du dép. des Vosges* 1822, p. 74.

2. Ausführlicher: *Mémoire sur les antiquités du Donon* in Journal de la Soc. d'Émulat. des Vosges. Vol. II. Dasselbe separat unter dems. Titel. Epinal 1828 mit 4 Tafeln.

3. Wiederabdruck mit einigen Erweiterungen in Mémoire sur quelques antiquités remarquables du départ. des Vosges. Paris 1843, p. 126 bis 146; dazu Pl. 31—36 nebst Erläuterungen p. 186—193.

N.-F. Gravier, Extrait d'un Mémoire sur les antiquités du Donon in Journal. de la Soc. d'Émulat. des Vosges Nr. VII. Epinal 1827. S. 18—36.

Derselbe, Histoire de St-Dié. Epinal 1836. p. 17—21.

J. G. Schweighäuser, Antiquités du départ. du Bas-Rhin in Annuaire du dép. du Bas-Rhin 1822, S. 305, 313 ff.

Derselbe, Altertümer in den Vogesen, in Kunst-Blatt [ohne Angabe des Orts] 1823, Nr. 81—83.

Derselbe [Golbéry et Schweighäuser], Antiquités de l'Alsace. II T. Bas-Rhin von Schweighäuser 1828, p. 92 f.

Derselbe, Mémoire sur les monuments celtiques du dép. du Bas-Rhin in Mém. de la Soc. des antiquaires de France. Nouv. sér. Tome II. Paris 1836. p. 10—19.

Derselbe, Énumération des monuments les plus remarquables du dép. du Bas-Rhin. Strasb. 1842. p. 5.

* [Friry], Essai sur les origines et antiquités de l'arrond. de Remiremont. Remiremont 1835. p. 11 ff.

H. Lepage, *Le département des Vosges*, statistique, historique et administrative. II. P. Nancy 1845 au mot Raon-sur-Plaine (nach Jollois).

L. Levrault, La vallée de la Bruche, Haslach, Girbaden, Nideck et le Donon. (Revue d'Alsace 1852. p. 369 suiv., 385 suiv., 433 suiv.) Auch separat Extrait de la Revue d'Alsace : Donon. S. 33—39 (vom Standpunkt eines Keltomanen).

F. X. Kraus, Kunst und Alterthum in Elsass-Lothringen. III. Bd.: Lothringen. Strassburg 1889. s. v. Donon (Hohe Donne) mit Bibliographie.

Belliccus Surbur:

Bordier et Charton, Histoire de France d'après les monuments originaux. 2 vols. Paris 1859/60. (Abbild. des Bell. Surb. T. I p. 48.)

F. Dinago, Un bas-relief du Donon: Belliccus Surbur in Bulletin de la Soc. philomat. Vosgienne. 2e année. St-Dié 1876. p. 205—208 mit Abbild.; (auch separat erschienen.)

Gaston Save, Note sur le Belliccus Surbur (ebendas. 1877—78. S. 47—52). Mit Abbild.

F. Voulot, Les Vosges avant l'histoire. Mulhouse 1872. S. 205 bis 209 (mit Abbild. Pl. LXXVIII).

Roget de Belloguet, Ethnogénie gauloise: I. Glossaire gaulois. 2e éd. Paris 1872. S. 261—263. (Erklärung der Worte Belliccus Surbur.)

Inschriften:

Brambach, Corpus inscript. Rhenan. 1857. Nr 1906—1909.

Meilenstein:

Rob. Mowat, Découverte *d'un vicus gaulois* de l'époque romaine (in Revue archéol. Paris 1876. Nouv. sér. vol. 31. p. 261—267).

Félix Voulot, Derselbe Titel (ibid. vol. 32. p. 46—49 mit Abbild.).

Säule (Votivaltäre):

Zangemeister, *Juppitersäule* auf dem Donon (in Korrespondenzblatt der westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst 1890, Nr. 8 [Aug.]. S. 197—200).

Bechstein, *Zu den Juppitersäulen* (ebendas. 1891, Nr. 1 [Jan.], S. 24 ff. Entgegnung auf Z.).

Name:

Elsässischer Patriot (Wochenschrift) 1776. 1. Viertelj. S. 31: Frankenberg, fr. Framont, lat. Ferratus mons.

Der Name Donon: unterzeichnet oe. (in Lit. Beilage zur Gemeinde-Ztg. für Els.-Lothr. 1881, Nr. 25, S. 100.

Sagen und Erzählungen:

A. Stöber, *Sagen des Elsass.* 2. Ausg. St. Gallen 1858. S. 196: König Pharamunds Grab auf dem Wasgenstein. S. 201: Der Teufelsgeiger (am Lac Lamaix).

Festina Lente (Pseudonym), Sagen vom Donon. (Strassb. Ztg. 1879, Nr. 103, 3. Mai. 2 Gedichte: I. Faramunds Leichenfeier. II. Deodat (Zerstörung der heidn. Denkmäler auf dem Donon.) Letzteres auch wieder abgedr. Gemeinde-Ztg. für E.-L. 1881, Nr. 46.

Erckmann-Chatrian, L'invasion ou le fou Yégof. (Ort der Handlung: Umgebung des Donon während des Krieges 1814.)

E.-A. Seillière, Au pied du Donon. Scènes de mœurs vosgiennes. 2e éd. Paris 1861. (Ort der Handlung: Das obere Plaine- und Rabodeauthal.)

Schilderungen:

P. M. [Paul Merlin], Promenades Alsaciennes. Paris 1824. Promenade au Donon p. 9—104.

Éd. Bergé, Promenade au Donon en 1831 (in Annales de la Soc. d'Émulation du dép. des Vosges. Tome I, 3e cah. Epinal 1833. p. 125—142). (Feuilletonistische Schilderung mit kurzer Erwähnung der damals noch vorhandenen Denkmäler.)

* de Bazelaire, Promenades dans les Vosges. Paris 1838.

* Désiré Carrière, Oeuvres choisies. Souvenir à ses parents et à ses amis. 1853/55. Mirecourt. p. 400. (Reise durch das Dagsburger Land.)

Ch. Charton, Les Vosges pittoresques et historiques. Paris 1862 S. 258-261.

La Lorraine [illustrée]. Paris 1886. (Schilderung des Donon in dem Abschnitt: *Les Vosges,* von Louis Jouve. S. 330 f.)

Geologische Charakteristik der Donongruppe:

Merkwürdige Vogesenberge, von [Gerlan]d, in Gemeinde-Ztg. f. E.-L. 1880. Nr. 11.

Reiseliteratur.

Collection des Guides-Joanne: Vosges et Ardennes. Paris, Hachette et Cie, (1868: S. 425 ff.).

A. Schricker, In die Vogesen. Ein Führer. Strassb. 1873. S. 40 f.

C. Mündel, Die Vogesen. Ein Handbuch f. Touristen. Strassburg. Trübner. 5. Aufl. 1888. S. 184 f. 6. Aufl. 1891. S. 193 f.

G. v. Seydlitz, Touristen-Führer für die Vogesen. Metz, Lang 2. Aufl. 1881. S. 114. 3. Aufl. 1891.

Kruhöffer, Oberförster, Wanderungen im Breuschthale. (3. Heft der Streifzüge und Rastorte im Reichslande.) Strassburg. Heitz u. Mündel, o. J. S. 59—64. (Mit Abbild. des modernen Tempels auf dem Gipfel.)

J. Näher, Panorama vom Donon i. Els. Strassburg. Heitz u. Mündel, o. J.

II.

Ein Förderer des Verkehrswesens in Elsass-Lothringen im 16. Jahrhundert

von

Otto Winckelmann.

Die volle Erschliessung der Vogesen, welche es dem Naturfreunde ermöglicht, mit leichter Mühe das Gebirge bis in die entlegensten Winkel zu durchstreifen, ist bekanntlich erst eine Errungenschaft der letzten zwei Jahrzehnte, ein Werk, dessen Verdienst der Vogesenklub, ohne unbescheiden zu sein, grossen Teils für sich in Anspruch nehmen darf. Allein wenn früher zur Hebung des Touristenverkehrs auch nur wenig geschehen ist, so darf doch nicht übersehen werden, dass während der französischen Herrschaft des 18. und 19. Jahrhunderts infolge des Bestrebens, Elsass mit Frankreich fester zu verknüpfen, eine Reihe trefflicher Kunststrassen quer über das Gebirge entstand, durch welche die Entwicklung des Handels und namentlich der Industrie in den Vogesenthälern mächtig gefördert worden ist.

Was die französische Epoche in dieser Hinsicht geleistet hat, tritt in besonders vorteilhaftem Lichte hervor, wenn man es mit den traurigen Zuständen der Verkehrswege während des Mittelalters und bis ins 17. Jahrhundert hinein vergleicht. Zu jenen Zeiten war das Gebirge nur von wenigen, schlechten Strässchen und Saumpfaden durchzogen, welche meist

noch der Römerzeit ihre Entstehung verdankten. Neue Wege anzulegen oder die alten zu verbessern, fiel nicht leicht jemandem ein; vielmehr geriet mancher alte Römerweg während des Mittelalters in Verfall, weil niemand sich um seine Unterhaltung kümmerte. Die Erklärung hierfür zu finden, ist nicht schwer: die Vogesen galten eben in den Zeiten der deutschen Reichsoberhoheit nicht als ein Bindeglied zwischen den benachbarten Landschaften, sondern als Grenzgebirge, und zwar besonders für die Bewohner des Elsasses als ein sehr brauchbarer, natürlicher Schutzwall gegen feindliche Absichten der westlichen Nachbarn. Man hütete sich deshalb wohlweislich, selber durch Verbesserung der Wege und Pässe Breschen in diese Verteidigungsmauer zu legen und damit dem Feinde das Eindringen zu erleichtern. Lieber nahmen die elsässischen Herren und Städte die mannigfachen Unbequemlichkeiten und Hindernisse in den Kauf, welche für den Handel mit dem Welschland aus der Unwegsamkeit des Gebirges entsprangen. Wagte hier und da einmal jemand dieser herrschenden Anschauung zum Trotz auf eigene Faust Verbesserungen oder Neuanlagen von Wegen vorzunehmen, so musste er auf heftigen Widerspruch der benachbarten Landstände gefasst sein. Diese Erfahrung machte besonders der Pfalzgraf Georg Hans von Veldenz-Lützelstein bei seinen im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts unternommenen Versuchen, die Verkehrsverhältnisse des heutigen Reichslandes zu heben. Verdienen seine Bestrebungen schon deshalb, weil sie in jener Zeit ganz vereinzelt dastehen, eine nähere Würdigung, so steigert sich die Teilnahme für dieselben noch erheblich bei Betrachtung der eigenartigen Mittel und Wege, durch die er seine Zwecke zu erreichen suchte.

Zunächst sei es gestattet, die Aufmerksamkeit auf die äusseren Lebensschicksale, den Charakter und die Ziele dieses merkwürdigen Mannes zu lenken.[1]

Georg Johann war der 1543 geborene Sohn und Nachfolger des Pfalzgrafen Ruprecht, welcher als Stifter der Veldenzer Seitenlinie des Pfalz-Zweibrücken'schen Hauses anzusehen ist. Er erbte ausser dem Stammschloss Veldenz a. d. Mosel und einigen andern Gerechtsamen hauptsächlich die Grafschaft Lützelstein, welche durch die Eroberung Friedrichs des Siegreichen 1452 in den Besitz der Pfalzgrafen gekommen war. Als unmündiges Kind gelangte er zunächst unter der Vormund-

[1] Vgl. u. a. besonders Patriotisches Archiv für Deutschland (1790) t. XII und den Aufsatz von Dagobert Fischer über die Geschichte der Grafschaft Lützelstein in der Revue d'Alsace, 1880.

schaft seines Vetters Wolfgang von Zweibrücken zur Herrschaft und ergriff 1563 nach erreichter Volljährigkeit die Zügel der Regierung. Alsbald zeigte sich nun, was für ein seltsamer, wunderlicher Herr dieser junge Pfalzgraf war. Er überragte wohl die meisten seiner fürstlichen Zeitgenossen an natürlicher Begabung und geistiger Regsamkeit; dabei fehlte es ihm aber leider vollständig an sittlichem Ernst sowie an praktischer Einsicht und an nüchterner, ruhiger Beurteilung der Verhältnisse. Er war mit einem Worte ein Phantast, der sich sein ganzes Leben lang mit den grossartigsten Ideen und Entwürfen trug, der die ganze Welt beglücken wollte und doch schliesslich nicht einmal sich selbst und sein kleines Fürstentum vor Not und Schaden bewahren konnte. Häufig lagen seinen Plänen überraschend richtige, originelle Gedanken zu Grunde, Gedanken, welche dem Geist und dem Verständnis des Jahrhunderts weit voraufgeeilt zu sein schienen; ging er dann aber an die weitere Ausgestaltung seiner Entwürfe, an die Versuche zur Verwirklichung, so scheiterte er stets, weil er kein Mass zu halten wusste, die eigenen Hülfsmittel überschätzte und die entgegenstehenden Schwierigkeiten in keiner Weise zu würdigen verstand. Auch durchkreuzten sich in seinem Hirn zu verschiedenartige Pläne, als dass er die nötige Ruhe und Beharrlichkeit bei der Ausführung jedes einzelnen gehabt hätte.

Unstet wie sein Geist war auch sein Wesen und Charakter. Von grenzenloser Heftigkeit und lächerlichem Eigendünkel, der mitunter fast in Grössenwahnsinn ausartete, schwankte er zu jämmerlichem Kleinmut und völliger Verzagtheit, von despotischer Willkür und Selbstsucht zu sentimentalen Anwandlungen von Grossmut und Aufopferung. Mit den Häuptern der andern pfälzischen Linien lag er bis an sein Ende in fortwährendem Zank und Streit; die Akten seiner Prozesse am Reichskammergericht füllen dicke Bände.

Es gab kaum eine grosse Frage der Zeit, mit der sich Georg Hans nicht eingehend beschäftigt, zu deren Lösung er nicht ein nach seiner Meinung unfehlbares Mittel gefunden hätte. So arbeitete er — der übrigens Protestant war — ein weitläufiges Gutachten darüber aus, wie der religiöse Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus beseitigt und die Einheit der Kirche wieder hergestellt werden könnte. Er machte sich ferner anheischig, die grossen Parteigegensätze, unter welchen Frankreich damals zu leiden hatte, auszugleichen; er spielte sich als Finanzgenie auf und entwarf, während er in seinem eigenen Ländchen von der Schuldenlast schier erdrückt wurde, umfassende Reformpläne zur Vermehrung der Reichseinnahmen in Frankreich sowohl wie in Deutschland. Der Grund-

gedanke, von welchem er bei seinen deutschen Finanzprojekten ausging, ist übrigens — wie so häufig bei ihm — von überraschender Eigenart. Er verlangte nämlich durch Reichsgesetzgebung die Schaffung einer Einrichtung zum Schutz des deutschen Seehandels in der Nord- und Ostsee.[1] Die althergebrachten oder verbrieften Rechte der deutschen Hansa, deren Macht und Ansehen damals schwer darniederlag, sollten wieder aufgerichtet und thatkräftig gestützt, dem Seeräuberwesen gesteuert, Zölle und Abgaben fest geregelt werden. Ein vom Kaiser ernannter Admiral sollte die Wahrnehmung der deutschen Handelsinteressen besorgen und nötigen Falls mit Hilfe einer kleinen Flotte seinen Massnahmen Nachdruck verschaffen. Eine solche Organisation hätte bei verständiger Durchführung und weiser Schonung berechtigter Privatinteressen vielleicht wirklich grossen Nutzen stiften und zur Hebung des nationalen Wohlstandes beitragen können; allein man durfte doch auch nicht die ungeheuren Schwierigkeiten verkennen, welche sich einem solchen Projekt infolge der unglaublichen Zerfahrenheit und Selbstsucht der deutschen Reichsstände entgegenstellten. Unser Pfalzgraf aber war hierfür vollständig blind und schadete seiner Sache gerade durch den Ungestüm, mit welchem er auf allen Reichs- und Ständetagen den Antrag immer von neuem befürwortete. Es entstand dadurch der natürliche Argwohn, dass er bei der ganzen Angelegenheit nur seinen eigenen Vorteil im Auge habe. Und so ganz unbegründet war dieser Vorwurf in der That nicht; denn selbstverständlich war der gute Georg Hans der Ueberzeugung, dass nur er selber zum Reichsadmiral tauglich sei. Auch erscheint seine bei jeder Gelegenheit prahlerisch an den Tag gelegte Begeisterung für das Heil des römischen Reichs deutscher Nation in einem eigentümlichen Licht, wenn man erwägt, dass er mit dem Herzog von Anjou, dem Bruder des französischen Herrschers, einen engen Freundschaftsvertrag abschloss, und dass er sich bei König Heinrich III. für die Wohlfahrt Frankreichs nicht minder besorgt zeigte wie bei Maximilian II. für diejenige Deutschlands.

Dass ein Mann wie unser Pfalzgraf den weit verbreiteten «geheimen Künsten» der Alchymisten nicht fremd blieb, sondern sich mit Vorliebe namentlich auf das «Goldmachen» verlegte, kann nicht Wunder nehmen. Aber auch sonst beschäftigte er sich sehr eingehend mit technischen und gewerblichen Anlagen und Erfindungen und rühmte sich selber der grossartigsten Erfolge. Freilich wird man sich kaum eines Lächelns erwehren

---

[1] Näheres bei Höhlbaum, Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, Heft 18.

können, wenn man vernimmt, was für Erfindungen auf dem Gebiete der Kriegskunst er beispielsweise dem Könige von Frankreich zum Kaufe anbot. Da will er einmal einen von eisernen Reifen umspannten ledernen Ballon konstruiert haben, welcher, mit 20000 Pfund Pulver gefüllt, tausend Fuss weit geschleudert werden könne, so dass man damit imstande sei, die grösste Stadt mit einem Schlage in die Luft zu sprengen! Ferner rühmt er sich einer Erfindung, welche es ermöglichen soll, den tiefsten — sei es trockenen oder nassen — Wallgraben binnen einer Viertelstunde auszufüllen! Auch eine neue Bewaffnung des Fussvolkes hat er ausgedacht, um dasselbe in den Stand zu setzen, sich mit Erfolg gegen die gleiche Anzahl Reiter zu verteidigen etc.

Der französische König scheint für diese merkwürdigen Maschinen allerdings wenig Verständnis gezeigt zu haben; wenigstens behandelte er den Urheber, der persönlich zu ihm nach Paris kam, in so wenig zuvorkommender Weise, dass der empfindliche Georg Hans sich in seinem Selbstgefühl höchlich gekränkt fühlte und später von seiner Residenz aus einen von Grobheit strotzenden Brief an den König richtete. Dabei war er aber doch naiv genug, in demselben Schreiben nochmals seine Erfindungen zum Kauf anzubieten.

Während der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit — etwa seit 1573 — wurde Georg Hans dann namentlich von dem Gedanken beherrscht, Handel und Verkehr durch Schiffbarmachung der natürlichen Wasserläufe und durch Anlage von Kanälen zu heben. Es war das wohl von allen seinen grossen Entwürfen noch der verständigste und im Prinzip brauchbarste. Nur wusste er sich auch hierin nicht auf das nach dem Stande der damaligen Technik und nach Lage der politischen Verhältnisse Mögliche und Durchführbare zu beschränken. Für Anlage von Kanälen war damals in Deutschland noch sehr wenig geschehen. Seitdem Karl der Grosse die Verbindung des Mains mit der Donau geplant, aber nicht zur Ausführung gebracht hatte, war in Deutschland nur eine künstliche Wasserstrasse angelegt worden, der von Lübeck gegen Ende des 14. Jahrhunderts gebaute Stecknitzkanal zwischen Stecknitz und Trave einerseits, Delvenau und Elbe andrerseits. Weitere Kanalbauten im grösseren Masstabe entstanden erst im 17. Jahrhundert in der Mark Brandenburg durch die Fürsorge des Grossen Kurfürsten, welcher die Oder mit Spree und Havel verband. Somit fehlte es dem Pfalzgrafen Georg Hans zu seiner Zeit noch sehr an Vorbildern für seine Entwürfe: ein Umstand, der bei der Beurteilung seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete nicht unberücksichtigt bleiben darf.

Anlass, sich mit dem Studium der Wasserbaukunst zu beschäftigen, gab ihm zunächst jedenfalls der Wunsch, dem Handelsverkehr seines eigenen Ländchens durch Anlage eines Kanals aufzuhelfen; indessen bei seinem unruhigen, immer über das nächste Ziel hinausstrebenden Ehrgeiz blieb er bei diesem Gedanken nicht stehen, sondern wollte alsbald alle Welt mit Kanälen, Entwässerungsanlagen u. dergl. beglücken. So dachte er daran, den Lech durch Isar und Amper mit dem Inn zu verbinden, ferner die Mosel mit der Maas, und noch gegen Ende seines bewegten Lebens erwarb er sich von Kurtrier, Kurköln und den spanischen Niederlanden Privilegien, welche ihn zu Kanalisierungsarbeiten in diesen Gebieten ermächtigten.[1] Zur Ausführung kamen diese kühnen Pläne jedoch ebenso wenig wie das ihm besonders am Herzen liegende Projekt des Zorn-Saar-Kanals, auf welches ich, da es Elsass-Lothringen betrifft, etwas ausführlicher eingehen will.[2]

Die Grafschaft Lützelstein war durch ihre geographische Lage ein äusserst wichtiges Mittelglied für den Verkehr zwischen Elsass und Deutschland einerseits, Lothringen und Frankreich andrerseits. Besonders galt dies von den südlich an die Zorn stossenden Gebieten von Einarzhausen, Lützelburg etc., wo sich die Zaberner Senke, diese Hauptverkehrsader mit ihrer uralten Heerstrasse befand. Mit Recht bezeichnete man im 16. Jahrhundert diesen Landstrich als den «Schlüssel des Reichs». Pfalzgraf Georg Johann wusste die Bedeutung desselben auch wohl zu schätzen und suchte sie noch auf jede Weise künstlich zu steigern. So baute er im Jahre 1570 an Stelle des Dorfes Einarzhausen, d. h. an dem Punkte, welcher die Zaberner Steige im Westen beherrscht, mit kaiserlicher Genehmigung eine befestigte Stadt, der er den Namen Pfalzburg beilegte. Sodann richtete er sein Augenmerk auf eine bessere Ausnutzung der natürlichen Wasserwege in seinem Gebiet, besonders der Zorn und der Zinzel, wobei er zunächst hauptsächlich die gründliche Verwertung des Holzreichtums der Vogesen bezweckte. Nun war ja Holzflösserei auf den Nebenflüssen des Rheins da-

---

[1] Strassb. Bezirksarchiv, G 945.

[2] Dieses Kanalprojekt ist bis jetzt am ausführlichsten von Pfannenschmid in der literar. Beilage zur Gemeindezeitung für Elsass-Lothringen, 1881, Nr. 6—8 besprochen worden. Flüchtige Andeutungen finden sich auch bei Grandidier œuvres inéd. VI, 365, bei A. Benoit. Phalsbourg et Sarrebourg p. 222 und bei Dagob. Fischer, a. a O. Unseren Ausführungen liegen ausser den von Pfannenschmid benutzten Akten des Strassb. Bezirksarchivs G 945 namentlich die des Stadtarchivs G U P 184 zu Grunde.

mals nichts Ungewöhnliches mehr,[1] allein künstliche Regulierungsarbeiten, wie sie der Pfalzgraf zur Hebung des Verkehrs auf den Flüssen vornahm, erregten denn doch mannigfachen Widerspruch.[2] Dazu kam, dass Georg Hans bald darauf ausging, die Flüsse nicht blos für die Flösserei besser zugänglich zu machen, sondern sie überhaupt der Schiffahrt zu öffnen. Bischof und Stadt Strassburg, Hanau und Leiningen erhoben ihre Stimme gegen solche Unternehmungen, von denen sie nichts als Störungen für ihre Mühlen, Wiesen und sonstige Gerechtsame erwarteten, und liessen sich nur schwer von der Nützlichkeit überzeugen. Auch konnten sie sich nicht von dem Argwohn frei machen, dass der Pfalzgraf sie listiger Weise zu übervorteilen suche. Indessen setzte dieser 1573 doch zunächst die Flösserei auf der Zinzel durch und erwarb von Strassburg gegen Entgelt einen Stapelplatz im Banne von Dossenheim.[3]

Sein weiterer Plan ging dann dahin, die Zinzel bis fast zum Ursprung ihres nördlichen Quellbachs in der Nähe von Lützelstein auch für Schiffe fahrbar zu machen und ebenso die nicht weit davon entspringende Eichel, welche in die Saar mündet, derart, dass die Schiffsladungen von einem Fluss zum andern nur noch eine halbe Meile weit über Land geführt zu werden brauchten. Er wusste sogar den Kaiser für dieses Projekt zu interessieren und zu bewirken, dass Graf Philipp der Aeltere von Hanau und Johann Straiff, Amtmann von Nassau-Saarwerden, als kaiserliche Kommissare beauftragt wurden, eine Ortsbesichtigung vorzunehmen und bei günstigem Ausfall derselben den Widerwillen der angrenzenden Stände gegen das Unternehmen durch gütliche Vermittelung zu beseitigen; denn es könne, wie der Kaiser sagt, grosser Nutzen für das ganze Reich aus der Verwirklichung des Plans erwachsen. Die Kosten berechnete Georg Hans in einem zur Befürwortung an Karl von Lothringen gerichteten Schreiben auf 24—30000 Gulden.[4]

Sei es nun, dass die Kommission gegen die Ausführung Bedenken erhob, oder dass anderweitige Schwierigkeiten sich

---

[1] Vgl. Pfannenschmid, a. a. O, besonders bezüglich der Zorn, auf der nachweislich schon seit mehr als 100 Jahren Flösserei getrieben wurde.

[2] Die Regulierung der Breusch durch den Bischof und die Stadt Strassburg zu Beginn des 15. Jahrhunderts ist wohl ein vereinzelt dastehender Fall in jener Zeit. Vgl. Schneegans. Strassb. Geschichten, Sagen etc. p. 261.

[3] Strassb. Stadtarchiv, Protokolle der XXI.

[4] Pfannenschmid a. a. O.

ergaben, jedenfalls hat der Pfalzgraf in der folgenden Zeit von diesem Plan Abstand genommen und seine Aufmerksamkeit mehr der Zorn zugewendet, welche er 1578 von Haselburg bis Lützelburg schiffbar machte. Zu gleicher Zeit bewog er den Grafen Philipp von Nassau-Saarwerden, ähnliche Räumungsarbeiten auf der Saar vorzunehmen. Nicht denselben Erfolg wie bei Nassau hatte er bei dem Strassburger Bischof, welchen er lange vergeblich zur Regulierung der Zorn unterhalb Lützelburgs zu bestimmen suchte. Die Stadt Zabern hatte sich schon früher mit aller Macht gegen die Durchführung einer Massregel gesträubt, von welcher sie die grösste Schädigung zu gewärtigen meinte, und eine inständige Bittschrift deswegen an ihren Landesherren, den Bischof, gerichtet. So wirkten Unverstand und engherzige Interessenpolitik zusammen mit allerlei technischen und finanziellen Schwierigkeiten, um dem Pfalzgrafen die Ausführung seiner Pläne zu verleiden. Anstatt sich aber dadurch einschüchtern zu lassen, wurde Georg Hans immer kühner in seinen Entwürfen und brachte den Gedanken an einen Zorn-Saarkanal immer mehr in sich zur Reife. Im Jahr 1580 zog er den berühmten Strassburger Baumeister Specklin darüber zu Rate. Ein sehr bemerkenswerter Bericht des letzteren an seine Herren, die Dreizehn von Strassburg, fasst die Mitteilungen des Pfalzgrafen über das Projekt in folgenden Worten zusammen: [1]

«Es haben Ihre fürstlichen Gnaden auf hohen bergen — als nämlich auf der hohen und grossen Thonn [Donon], uf dem Man [Grossmann] und andern bergen — vil kleine Bächle, welche da entspringen, zuletzt zusammenfliessen und die Saar giebt, welchs in die Mosel lauft, nachmalen bei Coblenz in Rhein. Wan aber solche flüss und bäch würden uf der höhe der thäler gefangen und solche neben uf den bergen eingesenkt und durch die berg und felsen geleit, kan solches uf der höhe bis gen Pfalzburg gefürt werden; von dannen kan mans wenden durchs thal bis gen Lützelburg in die Zorn oder nach Wilsberg durchs thal hinab in die Zinzel uud also fortan bis in Rhein. Es kann aber bei Niederweiler etliche schleissen gemacht werden, das man bald in der Saar kan sein. Wan das gemacht were, köndte man leichtlich von Strassburg vom Rhein hinauf in die Saar und dan in die Mosel schiffen, desgleichen herauswärts auch.»

Bleibt nach diesen summarischen Angaben noch mancherlei Ungewissheit über die Art der geplanten Anlage, so giebt

---

[1] Strassb. Stadtarchiv G U P 184.

eine noch erhaltene, merkwürdige Kartenskizze des Pfalzgrafen [1] willkommene Aufklärung. Allerdings vergegenwärtigt dieser Plan, welcher vermutlich 1591 dem Bischof zugestellt wurde, das Projekt augenscheinlich in einer etwas vorgerückteren Phase der Entwickelung — besonders hinsichtlich der Fassung der Saarquellen —, im Ganzen jedoch passt sie noch zu der von Specklin gegebenen Schilderung und kann zur Erläuterung derselben dienen.

Hiernach war es die Absicht des Pfalzgrafen, die Quellbäche der Roten Saar bei Zweibach, wo sie sich vereinigen, — eine Stunde oberhalb Alberschweiler — aus dem natürlichen Flussbett abzuleiten und in einem künstlichen Weiher aufzufangen. Von hier sollte dann der Kanal beginnen und zwar, vom Flusslauf rechts abzweigend, zunächst parallel mit demselben, jedoch etwas höher thalauswärts bis gegen Alberschweiler hin geführt werden, wo sich das Gebirge zum welligen Hügellande verflacht. Sodann sollte er nördlich und nordöstlich immer im gleichen Niveau gegen Biberkirch hin verlaufen, hier die Biber, ein Nebenflüsschen der Saar, durchschneiden und weiter bei Niederweiler vorüber, ferner über Arzweiler und Mittelbronn bis nahe an Pfalzburg herangehen, schliesslich eine scharfe Wendung nach Süden machen und bei Lützelburg in die Zorn münden. Von seinem Beginn bei Zweibach bis Pfalzburg hätte der Kanal demnach keine erheblichen Niveauunterschiede zu bewältigen gehabt, da beide Punkte fast die gleiche Meereshöhe (etwa 320 m) besitzen, und das zwischen ihnen liegende Gelände nur wenig hügelig ist. Zwischen Pfalzburg und Lützelburg dagegen beträgt der Höhenunterschied bei horizontaler Entfernung von nur 4 Kilometern etwa 110 m, so dass schwer zu begreifen ist, wie ein Kanal selbst mit Hülfe mehrerer Schleusen hier möglich sein sollte. Dieselbe Schwierigkeit musste sich auch einer etwa beabsichtigten Leitung des Kanals über Wilsberg in die Zinzel entgegenstellen. Um andrerseits die Verbindung nach Westen mit der Saar herzustellen, wollte der Pfalzgraf bei Niederweiler eine Kanal-Abzweigung südwestlich zur Biber eintreten lassen und durch dieses schiffbar zu machende Flüsschen etwas unterhalb Saarburgs in die Saar gelangen.

Welche Zwecke er bei dieser ganzen Anlage hauptsächlich im Auge hatte und welche Vorteile er sich versprach, darüber giebt uns Specklin nach eignen Aeusserungen des Fürsten zuverlässigen Aufschluss. Wir erfahren, dass es dem Lützelsteiner

[1] Strassb. Bezirksarchiv G 945. In der diesem Aufsatz beigefügten Skizze ist der projektierte Kanal hiernach eingetragen.

in erster Linie darauf ankam, seiner Schöpfung Pfalzburg zu raschem Emporblühen zu verhelfen. Er wollte dieses neu geschaffene Städtchen um jeden Preis zu einer der ersten Handelsmetropolen Europas machen und hoffte durch Anlage des Kanals am sichersten und vollkommensten zum Ziele zu gelangen. In seiner lebhaften Phantasie sah er bereits, wie die Waren von aller Herren Länder in Pfalzburg zusammenströmten, um von da weiter nach den verschiedensten Richtungen des Weltteils befördert zu werden. Mit den bedeutendsten Kaufleuten in den grossen Handelsstädten der Nord- und Ostsee wie auch des Mittelmeers hatte er schon Verbindungen angeknüpft, um sie zu überzeugen, dass nach Vollendung des Kanals kein Ort als Knotenpunkt für den Welthandel wichtiger sei als Pfalzburg. Nebenbei hoffte er auch, Handwerk und Gewerbe in seiner Stadt binnen kurzem zu so hoher Blüte zu bringen, dass der Ruhm Nürnbergs neben demjenigen Pfalzburgs verbleichen sollte. Er rechnete hierbei namentlich auf die Anziehungskraft, welche Pfalzburg durch die Billigkeit des Lebensunterhalts auf die Gewerbetreibenden ausüben müsste.

Einen gewaltigen Erfolg versprach er sich aber vor allem für seine eigne, der Füllung dringend bedürftige Kasse. Es geht das beispielsweise daraus hervor, dass er den benachbarten Ständen, welche etwa durch die neue Wasserstrasse in ihren Zolleinnahmen geschädigt würden, grossmütig versprach, sie nicht blos für ihre Verluste schadlos zu halten, sondern ihnen noch die Hälfte mehr zu zahlen. Soviel die Handelsleute betraf, meinte er, sie würden bei Benutzung des Kanals grosse Zollersparnisse machen; denn ein Fuder Wein, das auf dem Rhein zwischen Strassburg und Coblenz mit 18 Goldgulden Zoll belastet werde, würde auf dem neuen Wasserwege nur 4 Gulden kosten. Dass diese Hoffnungen des heissblütigen Fürsten arg übertriebene waren, liegt auf der Hand. Was die Ausführbarkeit des Plans betrifft, so muss ich die Kritik natürlich Sachverständigeren überlassen und mich begnügen, das wiederzugeben, was Daniel Specklin vom Standpunkte seiner Zeit aus über den Entwurf urteilte.

Er wandte zunächst ein, dass das Werk, wenn überhaupt möglich, so doch nur mit ungeheuern Kosten durchgeführt werden könne; denn abgesehen von den zu leistenden Entschädigungen für Grundbesitz würde die Herstellung des Kanals und der 200 notwendigen Schleusen 200 000 fl. erfordern; dazu kämen die sehr erheblichen Unterhaltungskosten und die Besoldungen für etwa 100 Schleusenwärter im Betrage von ungefähr 40 000 fl. jährlich. Auch sei zu berücksichtigen, dass die Schleusen etwa alle 20 Jahre erneuert werden müssten. Das

sind für die heutige Zeit allerdings verhältnismässig geringe Summen, wenn man bedenkt, dass der Rhein-Marnekanal über 7 Millionen Franken gekostet hat: im 16. Jahrhundert aber war es für einen finanziell so zerrütteten Fürsten wie den Lützelsteiner mehr als zuviel.

Den überschwänglichen Erwartungen des Pfalzgrafen hinsichtlich der Hebung des Handels und Verkehrs durch die Kanalanlage hält Specklin die nüchterne Berechnung entgegen, dass der Weg von Strassburg nach Coblenz, der auf dem Rhein 7 Tage erfordere, auf der neuen Wasserstrasse etwa 7 Wochen in Anspruch nehmen würde. Was konnte demgegenüber die von Georg Hans in Aussicht gestellte Zollersparnis für eine Bedeutung beanspruchen?

Specklin fasst seine Ansicht dahin zusammen, dass es «ein unmöglich Werk» sei. «Wan es aber solte fortgahn, so were es über die 7 wunderwerk der welt, dan man würd über die 1200 schu hoch uf den felsen und bergen fahren. Hie unden im thal würd man wohnen, bauen und pflanzen, und wo ein dam oder schleissen — welche uber 2 schuh dick nit ist — solte einreissen, würde es ganze thäler erdrenken und verschwemmen und mit schiffen und gut ins thal fahren. Derhalben menniglichen ir f. g. sollten davon abweisen, dan es zu verderbung armer leut auch seiner selbs gerichtet, auch wider gottes ordnung, dan gott in seiner erschöpfung nichts vergessen hat, und wiewol man die element in kleinen werken etwas zwingen kan, so ist doch solches wider die vernunft.» Zum Schluss kommt Specklin zu folgender bemerkenswerten Würdigung der Persönlichkeit unseres Pfalzgrafen: «Wiewol ich bekennen muss, das ir f. g. eines anschlegigen und geschwinden kopfs ist, so gehn doch gewöhnlichen seine ratschleg mit der armen verderben aus, welches gott schwerlichen straft, auch kein glück noch segen bei der regierung ist. Was sonst ir f. g. mit unerhörten künsten umbgehet, ist mehr zu lachen dan nachdenkens zu haben.»

Specklin hatte denn auch sehr wenig Lust, dem Wunsche Georg Hansens entsprechend einen genauen Entwurf für die Kanalanlage auszuarbeiten, obwohl ihm ein Honorar von 2000 Thalern versprochen wurde, wovon die eine Hälfte sofort, die andere nach Fertigstellung des Plans gezahlt werden sollte. Er glaubte sich durch Beförderung des Projekts «wider Gott und arme Leute zu versündigen» und lehnte deshalb nach kurzer Bedenkzeit den Antrag ab.

Auch diese Missbilligung des Plans durch einen der ersten Fachmänner der Zeit vermochte den Lützelsteiner nicht zu erschüttern. Wenn schon infolge des Verkaufs von Pfalzburg,

worauf ich später zurückkomme, zeitweilig anderweitige Entwürfe mehr in den Vordergrund traten, so gab er doch das Kanalprojekt niemals auf, sondern vertiefte sich, wie es scheint, immer selbständiger in die technischen Fragen der Wasserbaukunst. 1591 nahm er dann das alte Projekt in Verbindung mit dem eines Mosel-Maaskanals mit verdoppeltem Eifer wieder auf und bewarb sich, wie ich schon früher erwähnte, nicht ohne Erfolg um Privilegien für Kanalbauten und Entwässerungsanlagen im Erzbistum Köln und in den Niederlanden. Im Juni desselben Jahres hatte er auch die Genugthuung, dass ihm endlich der Bischof von Strassburg ein gleiches Privileg ausstellte, und so schien der Plan jetzt wirklich seiner Ausführung näher zu rücken. Indessen bald nachher, am 8. April 1592, erlag der kaum 50jährige rastlose Mann einer tückischen Krankheit und alle seine hochfliegenden Entwürfe sanken mit ihm ins Grab. Beinahe drei Jahrhunderte hat es dann gedauert, bis die Vollendung des Rhein-Marne-Kanals in grossartigster Weise den Lieblingsgedanken des Lützelsteiners verwirklichte.

Wir dürfen von unserm Pfalzgrafen nicht Abschied nehmen, ohne vorher noch eine andere Seite seiner Wirksamkeit für die Hebung des Verkehrs gewürdigt zu haben, nämlich seine Wegebauten.[1] Auf diesem Gebiet hat er wirklich Anerkennenswertes geleistet. Eine wichtige Veränderung, welche sich 1584 in seinem Territorialbesitz vollzog, gab den Hauptanstoss zu seiner Thätigkeit in dieser Richtung. Herzog Karl von Lothringen hatte nämlich schon lange seine begehrlichen Blicke auf das neu gegründete Pfalzburg gerichtet, das ihm sowohl zum Schutze seines Landes wie als Einfallsthor ins Elsass von grossem Werte zu sein schien. Als nun Georg Hans wieder einmal in drückender Geldnot war und ihm der Lothringer lockende Anerbietungen machte, konnte er nicht widerstehen und verkaufte die Stadt, auf deren Emporblühen er erst so grosse Hoffnungen gesetzt hatte, nebst Zubehör für 400000 Gulden. Vergebens protestierten die elsässischen Stände und die Angehörigen des pfälzischen Hauses gegen die Veräusserung: am 1. Oktober 1584 wurde Lothringen in den Besitz von Pfalzburg nebst Lützelburg, Haselburg, Wilsberg etc. eingewiesen. Eine Wiedereinlösung der Herrschaft, welche sich Georg Hans bis 1588 vorbehalten, fand nicht statt. Bald nachher kaufte der Pfalzgraf mit einem kleinen Teile des Erlöses, nämlich mit 47000 fl., von der Familie Ratsamhausen die reichslehnbare Herrschaft Steinthal, wo er schon seit einiger

[1] Das für diesen Abschnitt des Aufsatzes benutzte Material entstammt teils dem Stadtarchiv teils dem Bezirksarchiv zu Strassburg

Zeit das Bergregal besass. Es scheint, dass er überschwängliche Hoffnungen auf den Ertrag dieser sonst sehr armen Gebirgsgegend an Erzen setzte. In Rothau und an einigen anderen Orten errichtete er grosse Schmelzöfen und Eisenhämmer, und das bisher so abgeschiedene stille Thal wurde der Mittelpunkt eines lebhaften Treibens. Selbst weiter abwärts auf bischöflichem Gebiet bei Schirmeck und sonst liess der Pfalzgraf nach Erzen graben.[1] Nun ergab es sich aber bald als ein sehr lästiger Uebelstand, dass das Steinthal nach aussen höchst mangelhafte und ungenügende Verbindungen hatte und namentlich von der Grafschaft Lützelstein her nur schwer oder auf Umwegen zugänglich war. Sollten die Rothauer Bergwerke und Fabrikanlagen gedeihen, so mussten sie vor allem auf guten fahrbaren Wegen vom Rhein und von Lothringen her zu erreichen sein. Mit grossem Eifer warf sich der Pfalzgraf daher auf den Strassenbau. An Geldmitteln fehlte es ihm ja zur Zeit nicht, da er von Lothringen soeben 300000 Gulden als Anzahlung erhalten hatte. Hunderte von Arbeitern wurden gleichzeitig auf verschiedenen Strecken beschäftigt und mancher sonst ganz einsame Platz glich nach den Aussagen von Augenzeugen mit den zahlreichen Hütten und Küchen einem förmlichen Feldlager. Im Allgemeinen baute der Pfalzgraf nicht ganz neue Wege, sondern begnügte sich mit der Verbreiterung und Fahrbarmachung vorhandener Pfade. Natürlich mussten hierfür namentlich zu starke Steigungen und Senkungen vermieden werden. Dies soll denn auch nach unparteiischen Berichten vortrefflich gelungen sein. Einer Strassburger Mitteilung zufolge betrug die Steigung der Strassen nie mehr als 2—3 Fuss auf 50 Fuss Länge, also höchstens 4—6 %. Im Ganzen wurden die Wege derart verbessert, dass eine Last, zu deren Beförderung früher 18 Pferde nötig waren, jetzt mit nur 6 Pferden bewältigt werden konnte.

Ein Ueberblick über die Wegebauten Georg Johanns lehrt,[2] dass drei verschiedene Strassenzüge zu unterscheiden sind, welche alle mehr oder weniger zur Erschliessung des Steinthals bestimmt scheinen.

Der eine geht von Rothau über das Hochfeld und den Odilienberg nach Oberehnheim und Barr unter Benutzung des alten, noch heute begangenen Weges, welchen der Pfalzgraf nur ausbaute und fahrbar machte. Er führt von Rothau nach

---

[1] Hiernach ist die von Schöpflin verbreitete Meinung, dass der Bergbau im Breuschthal erst im 18. Jahrh. begonnen habe, zu berichtigen.

[2] Vgl. die beiliegende Kartenskizze.

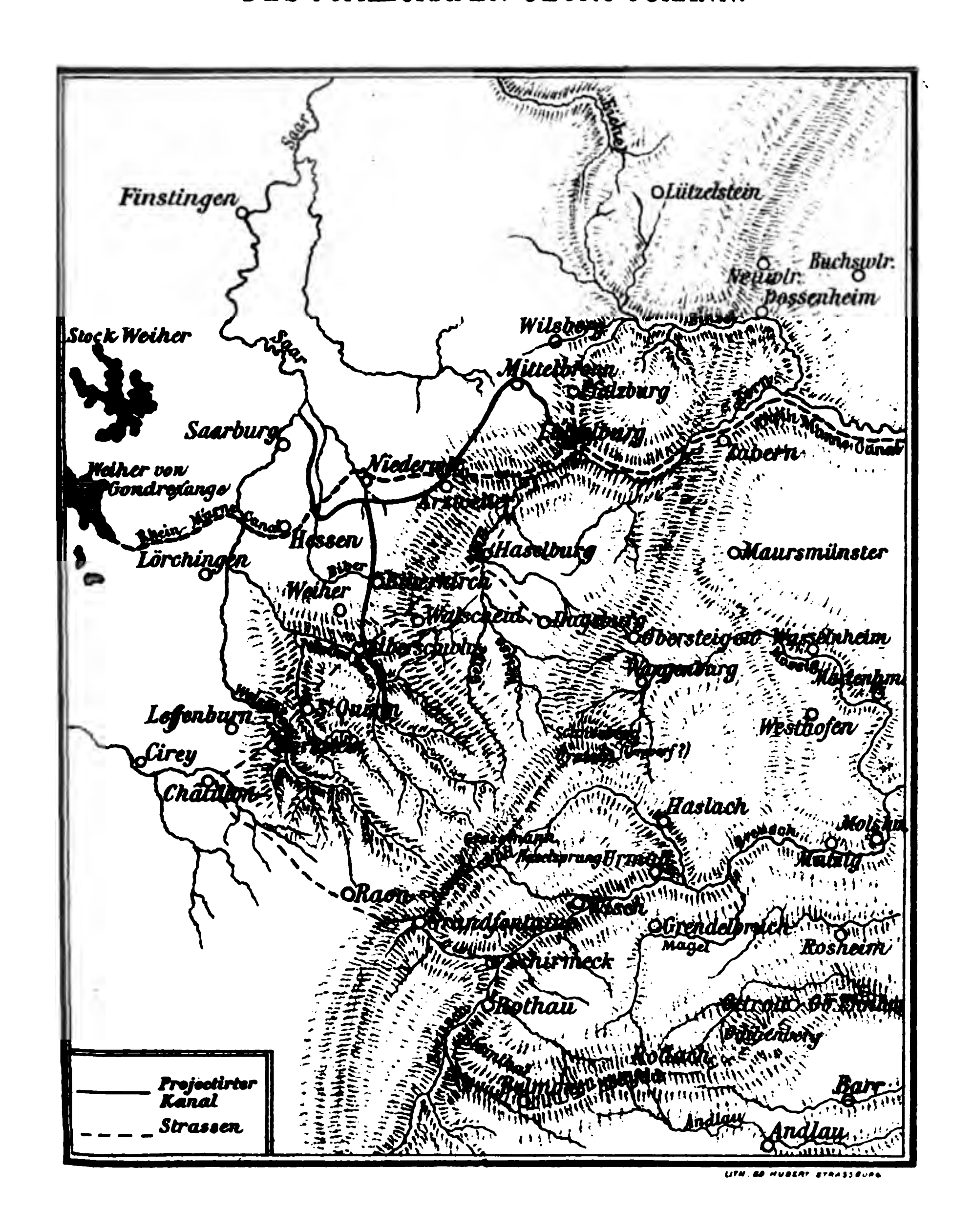
Schönberg (Belmont), zieht sich von da auf das Hochfeld und über die Höhe hin am Ratsamhauser Stein vorbei, über die früher «Rotes Kreuz», jetzt Rotlach genannte Lichtung zum Odilienberg und hinab nach Ottrott und Oberehnheim.

Die beiden andern Strassenzüge suchen von Norden her das Steinthal zu erreichen und haben den Ort Haselburg an der Zorn zum Ausgangspunkt. Von da zieht die eine Strasse südwestlich an den zum lothringischen Plateau sich verflachenden Ausläufern der Vogesen entlang über Walscheid, Alberschweiler, St. Quirin, Schloss Türkstein nach Châtillon. Dann biegt der Weg in scharfem Winkel südöstlich nach Raon sur Pleine und unter dem Gipfel des Donon vorbei nach Schirmeck und Rothau. Etwas näheres über die Anlage des letzten Teils dieser Strecke ist nicht berichtet, doch ist zu vermuten, dass der Weg im ganzen dieselbe Richtung einhielt wie die alte Römerstrasse und die heutige Strasse Raon-Schirmeck.

Die dritte Strasse fällt auf der ersten Strecke von Haselburg über Dagsburg und die Steige nach Wangenburg mit dem alten Wege zusammen.[1] Von Wangenburg aus ging es sodann auf den «Umwerf», einen hochgelegenen Punkt, wo die Grenzen des Strassburger Oedenwalds, des bischöflichen und Leiningischen Gebiets zusammentrafen. Allem Anschein nach ist mit dieser, heute verschwundenen Lokalbezeichnung eine Wegkreuzung auf der Höhe südlich von Wangenburg am östlichen Ausläufer des Schneebergs gemeint, etwa die heute als Pandurenplatz bekannte Stelle oder der Standort des Forsthauses Breitberg unweit der Försterei Niedeck. Von dort führten, wie aus den Quellen hervorgeht, alte Wege in die verschiedensten Richtungen, besonders nach Haslach, Wangenburg, Westhofen und Marlenheim. Vom Umwerf aus ging die Strasse bis in die Nähe des Ursteins, wo sie nach den Berichten vom November und Dezember 1584 vorläufig endigte. Es bestand aber die bestimmte Absicht, sie auf der Höhe hin südwestlich weiter bis zum «Haselsprung» auszubauen, d. h. bis zum Ursprung des Haselthals zwischen Grossmann und Narion. Von dort — so heisst es in den Berichten, — kann der Pfalzgraf dann leicht ins Breuschthal, nach Oberhaslach, Wisch, zu den Eisenwerken bei Rothau oder durchs Saarthal nach Lothringen gelangen. Es erhellt hieraus, dass auch der heute kaum noch gekannte Haselsprung damals ein sehr wichtiger Vogesenübergang war,

[1] Von der «Schleife» aus beabsichtigte übrigens der Pfalzgraf noch einen direkten Weg nach dem Rosskopf und dem Urstein zu bauen. Ueber die Ausführung verlautet jedoch nichts Bestimmtes.

KARTE ZUR ERLÄUTERUNG DER STRASSENBAUTEN UND DES KANALPROJEKTS DES PFALZGRAFEN GEORG JOHANN.



was übrigens auch durch ältere Zeugnisse bestätigt wird. Möglich, dass sogar schon zur Merovingerzeit ein Weg von Lothringen her durch das Saarthal über den Haselsprung und den Umwerf nach der Königspfalz Marlenheim führte. Ob und wie nun Georg Hans vom Haselsprung aus seine Strasse weiterbaute, um zu seinen Rothauer Gruben und Schmieden zu kommen, geht aus den gleichzeitigen Berichten nicht hervor. Vermutlich aber wird er vom Nollen aus dem uralten, jetzt unter dem Namen des «Kohlenwegs von Framont» bekannten Wege auf der Höhe bis zum Donon gefolgt sein und dort den Anschluss an seine von Raon heraufführende Strasse erreicht haben.

Alle diese Bauten wurden vom Pfalzgrafen mit ausserordentlichem Eifer und Nachdruck betrieben, so dass sie meist in wenigen Monaten vollendet waren. Dabei ist wohl zu beachten, dass sich die Wegeanlagen nicht blos auf die eigenen Territorien des Fürsten beschränkten, sondern vielfach auf fremde Gebiete übergriffen, so besonders auf die Herrschaften des Strassburger Bischofs, der Grafen von Leiningen und Salm. Obwohl diese Herren nun mit dem Gebahren ihres unruhigen Nachbarn keineswegs einverstanden waren, so vermochten sie sich doch zu keinem lebhaften Widerstande aufzuraffen, begnügten sich vielmehr mit wiederholten Drohungen[1] und Protesten. Hätte Georg Hans erst auf diplomatischem Wege ihre Zustimmung zu erlangen gesucht, so wäre er bei der Zerfahrenheit der damaligen Verhältnisse und dem gegenseitigen Misstrauen der Stände kaum jemals zum Ziele gelangt, während gerade die Unverfrorenheit seines Vorgehens die Nachbarn verblüfft und ihren Widerstand gelähmt zu haben scheint. Aber — wird man sagen — wie war es möglich, dass die Stände die ihnen ohne Unkosten gewissermassen in den Schoss geworfenen Verkehrserleichterungen nicht mit Freuden begrüssten? Darauf ist nur zu erwidern, dass die elsässischen Stände, so sonderbar es scheint, in der That blos die möglichen Nachteile, nicht aber den wirklichen Nutzen der Strassenbauten in Betracht zogen. Es war bei ihnen nur e i n e Stimme darüber, dass das Unternehmen des Pfalzgrafen ebenso rechtswidrig wie nachteilig und gefährlich sei: rechtswidrig, weil es einen Eingriff in fremde Gerechtsame bedeute, nachteilig wegen der Beschädigung von Wald und Flur, gefährlich vor allen Dingen, insofern dadurch das Reich «fremden Nationen» geöffnet werde. Die

[1] So äusserte der Graf von Leiningen einmal, er werde, wenn der Pfalzgraf mit seinen Strassenbauten fertig sei, wieder alles «verhauen lassen». Doch war diese Drohung kaum ernst gemeint.

Furcht vor feindlichen Ueberfällen der Welschen war unbedingt der Hauptgrund zur Opposition, namentlich bei denjenigen Ständen, die von den Strassenanlagen sonst nicht unmittelbar berührt wurden. Man begreift dies übrigens, wenn man die allgemeinen politischen Verhältnisse in Verbindung mit der zweideutigen Haltung des Pfalzgrafen erwägt. Frankreich war zwar damals durch die Hugenottenkriege so zerrüttet, dass es an eine energische Aktion nach aussen nicht denken konnte; allein der Rückschlag der heftigen Parteikämpfe auf das angrenzende Elsass konnte doch nicht ausbleiben, und am wenigsten konnte sich der Lützelsteiner bei der Lage seines Fürstentums den lothringischen und französischen Einflüssen entziehen. Obwohl er seine Liebe zum deutschen Vaterlande gern in volltönenden Redensarten zu beteuern pflegte, hat er doch häufig genug gegen das Reichsinteresse gehandelt, wobei dahingestellt bleiben mag, inwieweit ihn die Not dazu drängte. Wenn man seinen eignen Angaben trauen wollte, so wäre er allerdings nur durch die Lässigkeit und Gleichgültigkeit des Kaisers und der Reichsstände zur Anlehnung an das Ausland gezwungen worden; doch ist er mit solchen Vorwürfen sehr schnell bei der Hand. Als beispielsweise Strassburg 1574 ein von ihm eingereichtes Gesuch um Unterstützung mit Geld, Munition und Proviant ablehnt, möchte er ohne weiteres der Reichsstadt die Verantwortung dafür aufbürden, dass er sich mit Frankreich einlassen müsse. Thatsache ist ferner, dass er 1579 und 1580 im Verdacht stand, mit den Franzosen etwas gegen die elsässischen Stände im Schilde zu führen und an dem Plan einer Ueberrumpelung Strassburgs beteiligt zu sein.

Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn seine Strassenbauten den Argwohn erweckten, es handle sich darum, den Franzosen den Weg ins Elsass zu bahnen. Statt dass nun aber jeder in seinem Gebiet sich den Unternehmungen des Pfalzgrafen kräftig widersetzt hätte, erschöpfte man sich in ohnmächtigen Protesten und hielt Versammlungen über Versammlungen ab, ohne jemals zu einem ordentlichen Entschlusse zu kommen. Als im Herbst 1584 die ersten Anfänge der Weganlagen bekannt wurden, kam die Sache auf dem unterelsässischen Ständetage zu Schlettstadt zur Sprache und man einigte sich glücklich so weit, dass eine Kommission, bestehend aus je einem Abgesandten des Bischofs, der Stadt Strassburg, der Ritterschaft, der Landvogtei, des Strassburger Domkapitels und der kleineren Reichsstädte am 29. November in Oberehnheim zusammentreten sollte, um eine Okularinspektion der neuen Strassen vorzunehmen. Diese Besichtigung fand wirklich in den Tagen vom 30. November bis 3. Dezember

statt und der Strassburger Maler Wendling, welcher die Gesellschaft begleitete, fertigte eine Skizze der Wege an, die aber leider nicht mehr vorhanden ist. Die Kommission ritt von Oberehnheim über den Odilienberg und das Hochfeld nach Rothau und Schirmeck, von dort über den Donon und Raon-sur-Plaine, Chatillon nach St. Quirin, sodann über Haselburg nach Dagsburg, von wo der Weg bis zum Urstein besichtigt wurde. In Maursmünster trennte sich dann die Gesellschaft. Das Ergebnis der Ortsbesichtigung war nicht dazu geeignet, die Stände zu beruhigen, so dass der Bischof noch in demselben Monat einen weiteren unterelsässischen Tag zu Oberehnheim anberaumte. Hier erschien nun Georg Hans in eigner Person, um sein Vorgehen zu rechtfertigen und seinen lieben Nachbarn klar zu machen, dass die Wegeanlagen nicht das Verderben, sondern den Vorteil des ganzen Landes bezweckten, und dass es Thorheit sei zu meinen, das Land würde dadurch den Franzosen geöffnet. Wenn die Franzosen ins Elsass einfallen wollten, so hätten sie auf den alten Pässen und durch die Thäler bessere Gelegenheit dazu als auf seinen neuen Strassen, die meist hoch über das Gebirge führten. Der Eindruck seines persönlichen Auftretens und der Grad seiner Beredtsamkeit muss kein geringer gewesen sein; denn es gelang ihm, wirklich die Mehrheit der Gesandten in ihrem Vorurteil so zu erschüttern, dass die Angelegenheit vorläufig bis auf weitere Ueberlegung vertagt wurde.

Von nun an hatte der Pfalzgraf gewonnenes Spiel. Wenn auch noch immer einzelne Unzufriedene über die Wege murrten und sogar den Kaiser zu einer Einmischung gegen den Lützelsteiner zu bewegen suchten, so war doch die Opposition nicht mehr stark genug und schon Ende Januar 1585 konnte Georg Hans dem Grafen von Leiningen, einem seiner früheren Gegner, triumphierend schreiben, er freue sich, dass jetzt fast alle Nachbarn den Nutzen seiner Wegebauten eingesehen hätten.[1] Inwieweit sich freilich seine an die neuen Strassen geknüpften Erwartungen bezüglich des Aufschwungs der Rothauer Eisenwerke erfüllten, lässt sich nicht feststellen. Der frühzeitige Tod des unternehmungslustigen Fürsten machte wohl auch diesen viel verheissenden Anfängen einer gedeihlichen

[1] Als bezeichnend für die Sorgfalt, die er seinem Werke bis in die Einzelheiten hinein widmete, will ich übrigens aus dem Briefe noch anführen, dass er den Grafen bat, in der Herrschaft Dagsburg an einigen besonders wichtigen Punkten, wie in Walscheid und am «Umwerf», Wirtshäuser und Ausspannungen anlegen zu lassen und die Ansiedlung von Schmieden und Wagnern zu begünstigen.

Entwickelung des Verkehrs in den Vogesen ein jähes Ende. Die Zeit war eben im ganzen noch nicht reif zum Verständnis und zur Fortführung von Werken, wie sie dieser merkwürdige Mann geplant und zum Teil in die Wege geleitet hatte.

Hat somit der Pfalzgraf auch nichts dauerndes zum Nutzen des Landes geschaffen, so verdient sein Andenken doch immerhin gerade in den Kreisen des Vogesenklubs in Ehren gehalten zu werden. Dass übrigens seine Persönlichkeit und sein Wirken auch den Zeitgenossen, welche ihm näher standen, einen tiefen Eindruck gemacht haben muss, geht daraus hervor, dass in den Gegenden, welche seiner Herrschaft unterworfen waren, die Erinnerung an den «Jörry Hans» noch Jahrhunderte lang lebendig geblieben ist.

III.

Reichenstein

oder

das alte Schloss bei Reichenweier

von

E. Ensfelder.

Noch eine hohe Säule zeugt von entschwundner Pracht.
Und diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.
Uhland.

Unter ihren stolzen Schwestern, die hoch vom Berge in die Ebene herabschauen, ist der bescheidensten Eine die Ruine Reichenstein. Nur der Burgfried steht noch einsam im Walde hinter Reichenweier, auf einem niedrigen Hügel, der kaum über die Thalsohle sich erhebt. Man muss schon genau mit der Lage des Turms bekannt sein, um ihn selbst aus mässiger Entfernung zu bemerken. Wer dahin will, verfolgt, aus Reichenweiers oberem Thor tretend, den Fahrweg des Sembacher Thals, an dessen linker Seite ein kaum ansteigender Pfad ihn in einer Halbstunde, erst durch Kestenwäldchen, dann durch den Tannenwald zur Stätte führt. Nur der Turm, an den Kanten vielfach abgebröckelt, unten von einem Schatzgräber an zwei Stellen durchbrochen, ist erhalten; ringsherum keine Spur mehr von anderm Mauerwerk; ja nicht einmal der Platz zu solchem ist noch vorhanden; der konische Hügel hat nur Raum für den Turm und fällt steil ins Thal hinab. Nach einer mündlichen Ueberlieferung soll er freilich einst grösser gewesen sein; ein Bergrutsch zu Anfang dieses Jahrhunderts hätte die noch übrigen Schlossteile samt dem Geröll ins Thal hinunter geführt. Wie dem auch sei, das Schloss war eines der mittelalterlichen Raub-

nester und seine Lage passte vortrefflich zum Handwerk der Ritter vom Steigbügel. Hinter einem Schleier von Tannen verborgen, gewährt es doch dem spähenden Auge die Aussicht auf die Ebene, und war ein Raubzug gelungen, so konnten die Räuber mit ihrer Beute beinahe spurlos dort verschwinden.

Wann das Schloss erbaut wurde, ist nirgends gemeldet; der noch vorhandene Turm ist pentagonal (siehe den Riss in Nähers Burgen in Elsass-Lothringen 1886, 2. Heft, Blatt 1), und es könnte der Gedanke erwachen aus diesem Umstand auf die Erbauungszeit zu schliessen. Allein die vorhandenen pentagonalen Bauten sind aus verschiedenen Zeiten. So der Bergfried der Spesburg bei Barr; so auch der sog. Diebsturm der ersten Befestigung von Reichenweier (siehe den Riss eben dort); diese ist 1291 von Burkart I. von Horburg erst erbaut, während Reichenstein schon 1269 zerstört wurde. Eher könnte noch die Spesburg, welche schon 1246 durch Bischof Heinrich III. von Strassburg den Edeln von Dicka übergeben wurde, mit unserm Schloss gleichzeitig sein.

Die geschäftige Sage hat auch den einsamen Turm mit ihren Dichtungen umwoben, die freilich in unserer nüchternen Zeit kaum noch nacherzählt werden. Dem Schreiber dieses sind sie noch von alten Leuten vor vielen Jahren vorgetragen worden und da Stöbers Sagenbuch des Elsass darüber schweigt, so mögen sie hier mitgeteilt werden. Wie in den meisten alten Schlössern, so erscheint auch hier allmitternächtig eine weisse Dame; lautlos steigt sie hinunter ins Thal, wäscht im Sembach einen blutigen Schlüsselbund und verschwindet wieder nach vergeblicher Arbeit. Ein Förster traf sie einst bei diesem Geschäfte und rief sie an. «Kommt, entgegnete sie, morgen zur gleichen Stunde auf den Schlosspfad und zündet im Walde zwei Kienfackeln an; ich werde euch in eine Kammer führen, worin auf einer Truhe ein schwarzer Hund liegt; drückt mir dann die Hand bis Blut aus den Fingern spritzt und lasst euch durch das Heulen des Hundes nicht erschrecken, so werdet ihr mich erlösen und dess grossen Reichthum haben!» Der Mann kam um Mitternacht zur Stelle; als er aber im Walde die Kienfackeln anzündete, siehe! da war, statt des Pfades, ein breiter, gepflasterter Fahrweg; das Schloss stand in alter Pracht vor ihm und unter dem Thore winkte ihm die weisse Dame. Nachdem sie ihm befohlen kein Wort zu sprechen, führte sie ihn in die Kammer. Kaum aber hatte er begonnen, die Hand seiner Führerin zu drücken, so heulte der Hund so entsetzlich, dass er vor Schreck die Hand fahren liess, worauf ihm weinend die weisse Dame sagte: «Nun muss ich wieder neun mal neunundneunzig Jahre warten; dann wird die Eiche wachsen, aus

deren Brettern die Wiege für das Kindlein gezimmert werden soll, das mich als Mann erlösen wird.» — In einer andern Fassung lautet die Sage melodramatischer: In grauer Vorzeit begab sich einmal ein Brautpaar von Schlettstadt nach Colmar; beim Rosenkranz (heute ein Wirtshaus bei der Bennweirer Station) wurde es von den Reichensteiner Raubrittern überfallen. Der Bräutigam wurde nach verzweifelter Gegenwehr erschlagen, die ohnmächtige Braut aber nach dem Schlosse verbracht. Im Verliess ist sie gestorben und sie ist's die heute als weisse Dame erscheint. Gleichzeitig mit dem oben erwähnten Bergrutsch soll aber die Dame erlöst sein.

Die Geschichte schweigt über die Schicksale der Burg; sie meldet nur die Zerstörung derselben, und auch diese in lakonischer Kürze. Es war in der «kaiserlosen, der schrecklichen Zeit». Die Chronik von Königshoven (edit. Hegel I p. 41) berichtet darüber: «Do zwischent in tutschen Landen und ouch anderswo vil strossenrouber worent und ouch edellüte vil unzucht und unlustes begingent» . . . . . «Do trat kunig Rudolf an sins vatter stat und wart ouch venr (Fähnrich, Bannerträger) der stete zu Strosseburg und schuf daz man in vorhte durch alles Elsas und Swoben mit hilfe der stat zu Strosseburg.» Damals sassen auf dem Schlosse zwei Brüder, deren eigentlicher Name unbekannt ist, die aber Gieselin zubenannt waren, wohl weil sie die Geissel der Umgegend waren; ihre Sippe war die Familie von Reichenstein. Sie hatten wohl häufige Anfälle ausgeführt auf jene zahlreichen Handelskarawanen, die damals auf Rollwagen landauf landab die Messen der rheinischen Städte besuchten, und hatten sich so den Strassburgern lästig gemacht. So geschahs, dass 1269 die Strassburger unter Anführung ihres Bannerherrn Rudolf von Habsburg, unterstützt von den Colmarern, vor die Burg zogen, sie brachen und die beiden Brüder gefangen nahmen. Was aus ihnen wurde, ist nicht bekannt, aber stählerne Pfeilspitzen, die man ab und zu in der Umgebung des Schlosses findet, zeugen heute noch von jenem kriegerischen Vorgang. Die Annalen der Dominikaner von Colmar (ed. Gérard et Liblin p. 30) berichten darüber ganz kurz: 1269. Comes Rudolfus de Habsburc et cives Columbarienses expugnarunt castrum Richenstein et ceperunt duos dominos castri dictos Giselin. Seit jener Zeit ist das Schloss Ruine; 1356 erlitt es neuen Schaden durch ein Erdbeben (Annales des Dom. p. 257) und seitdem verwittert es langsam im Winterfrost und Sturm.

Die Familie derer von Reichenstein starb jedenfalls mit jenen Brüdern nicht aus; es gab selbst zwei Familien dieses Namens im Elsass, deren eine, Reich von Reichenstein in der Nähe Basels angesiedelt war, während die andere, ein-

fach von Reichenstein genannt, sporadisch in Reichenweier und Umgebung später auftaucht. Beide scheinen Zweige desselben Stammes gewesen zu sein; wenigstens ist nach dem Armorial d'Alsace das beiderseitige Wappen ähnlich: gueules à deux fasces abaissées d'argent et en chef un lion naissant de même, was aus dem heraldischen Kauderwelsch in ehrliches Deutsch übertragen heisst: rotes Wappen mit zwei silbernen senkrechten Binden, und darüber ein silberner Löwenkopf. Nachstehend geben wir nach Schöpflin-Ravenez (IV, p. 543) die dürftigen Namen, die aus der Reichenweirer Linie noch bekannt sind.

In einem Dokument von 1466 über ein in der Kirche zu Kientzheim vorgefallenes Wunder wird ein «Junker Diebolt von Richenstein» genannt (Alsatia 1854/55 p. 285). Zwei Junker, Michael und Ulrich von Richenstein waren 1443 und 1475 Schultheisse, ersterer zu Kientzheim, letzterer zu Kaysersberg. Zu Kientzheim wohnte 1449 ein Johann von Richenstein, während jener Ulrich, Schultheiss von Kaysersberg auf Sonntag Judica 1440 einen Bericht über den befürchteten Einfall der Schinder (Armagnaken) absendet. Anno 1538 finden wir einen Hanss Bastian von Richenstein als Vogt zu Reichenweier und 1597 wird Friedrich Diebolt von Richenstein neben seiner Gemahlin Clementia von Pfirt in der Kirche von Kientzheim bestattet; eben dort soll auch in der Kapelle St. Felix und St. Regula ein Wolfgang von Richenstein samt seiner Gattin Barbara von Wattweiler ruhen.

So weit gehen die geschichtlich beglaubigten Thatsachen, welche das Schloss und die Familie Reichenstein betreffen; das Folgende beruht auf Mutmassungen, die wir für das ausgeben was sie wert sein mögen.

Wie alle Ortschaften deren Namen in Weiler, Weier (oder Heim) endet, verdankt auch Reichenweier (Richovilla) seinen Ursprung einer Villa, einem Bauernhof um welchen herum die Leibeigenen des Besitzers sich anbauten, und mit der Zeit auch solche, die zum Hofe in loserem Dienstverhältnis standen; diese Höfe standen zu ihrer Umgebung in rechtlich geregeltem Verhältnis und hiessen bekanntlich Dinghöfe. Noch ist heute an den Zinnen welche das Eingangsthor krönen, dieser Hof kenntlich (Haus des Herrn Alb. Birckel); von den Oekonomiegebäuden die dazu gehörten hat nur Eines seinen Namen behalten, der Marstall (im Volksmunde der Marktstall, Herrn Méquillet gehörig). Auf dem Hof wohnte wohl zur fränkischen Zeit ein freier Bauer, Richo genannt, den fruchtbaren Boden ausnützend, der hauptsächlich für Rebbau geeignet ist; schon seit Kaiser Probus wurde ja der Weinstock im Elsass ange-

pflanzt. Sein Besitz war ohne Zweifel königliches Lehen; denn das Land rings herum war salische Erde, d. h. unmittelbar königliches Eigentum. Noch heute weisen etliche Namen auf diesen Umstand hin: Selburg, Selacker. Selthal (im Volksmund Zilthal oder Zieltännel). Hof und Bann waren im 9. Jahrhundert im Genusse des Strassburger Bischofs Richwin, und bildeten einen Teil der Wilkisowe, der spätern Grafschaft Horburg. In der Folgezeit kamen sie unter die Grafen von Egisheim-Dagsburg, die 1094 der Abtei zum heil. Kreuz zu Woffenheim Ländereien zu «Richovilre» schenkten (Schöpflin Als. Dipl. II p. 132). Ihnen folgten die Grafen von Horburg, die ihr Land 1324 an den Grafen Ulrich von Würtemberg verkauften. Einen Beweis, dass damals schon der Weinbau zu Reichenweier betrieben wurde, bieten die Ereignisse die sich an diesen Verkauf anschliessen. Graf Ulrich musste nämlich seinen Erwerb mit den Waffen wider den Bischof von Strassburg, Berthold von Bucheck verteidigen. Die Bischöflichen drangen in das Städtlein ein und tranken einen Teil des vorrätigen Weins; der Ueberrest wurde in die Keller des Bischofs verbracht. In diesen wirren Zeiten ist wohl Reichenstein erbaut; der Bauer hatte so einen altvererbten Hof zum Anbau des Landes (Richovilla) und eine Zufluchtsstätte im Wald bei feindlichem Ueberfalle (Richopitra). Was ursprünglich zu Schutz und Schirm erbaut war, wurde später ein Raubnest und aus der freien Bauernfamilie entsprossen jene Raubritter, die den Verfall der Burg herbeizogen, während mit der Zeit aus dem Hof ein wohlhabendes Städtchen wurde.

IV.

Das napoleonische Wappen von Strassburg.

Von

A. Schricker.

Das altehrwürdige Wappen von Strassburg, mit dem roten Querbalken im weissen Feld, über dessen künstlerische Umformungen im Laufe der Zeiten uns Ferdinand Reiber eine schätzenswerte Arbeit gegeben hat, war in den Zeiten der grossen Umwälzungen am Anfang des Jahrhunderts ernstlich in seiner Geltung als Wahrzeichen der Stadt bedroht.

Durch ein Dekret des Kaisers Napoleon vom 19. Mai 1809 war bestimmt worden, dass sich die Städte, Gemeinden und Korporationen, welche Wappenbriefe zu erhalten wünschten, nach gehöriger Genehmigung der Aufsichtsbehörden an den Erzkanzler des Kaiserreichs Le Prince zu wenden hätten.

Am 27. November 1809 hielt der Gemeinderat von Strassburg hierüber Beratung. Anwesend waren bei derselben und dem Beschluss ein neues Wappen für die Stadt zu verlangen der Maire Wangen und die Gemeinderäte Lotzbek, Hecht, Zollikofer, Chastelain, Richard, Fourouge, Walter, Klein, Dillmann, Ehrmann, Pousset, Renouard-Bussiere, Schertz, Saum, Magnus, Kolb, Menuel, Marono, Marchal, Heitz, Gau, Hiruchet, Jacoud.

Der Beschluss wurde durch die vorgesetzte Behörde bestätigt, und der folgende Maire Brackenhofer wendete sich an das kaiserliche Heroldsamt, worauf durch kaiserliches Dekret, gegeben in St. Cloud am 2. August 1811 der «guten Stadt Strassburg» die Genehmigung erteilt wurde, das also beschriebene und hier abgebildete Wappen zu führen: Ein dunkelblaues



Feld durchzogen von Goldverzierung mit einem Schrägbalken in Silber, darüber der für die Städte des Kaiserreichs gemeinsame rote Streifen mit drei goldnen Bienen. Die Aussenverzierung sollte bestehen in einer Mauerkrone mit sieben Zinnen, überragt von einem aufsteigenden Adler. Zwischen Wappen und Mauerkrone ein Merkurstab (Caduceus) an welchem zwei Laubgewinde in Gold (Festons) aufgehängt sind; der zur (heraldischen) Rechten von Eichenlaub, der zur Linken von Oelzweigen, beide umwunden und festgehalten durch rote Bänder.

In der modernen Abteilung des Stadtarchivs, dem wir diese Notiz entnehmen, findet sich auch das Schreiben einer Bandwirkerfirma (Frères Lacé) von Paris vom 1. Juni 1812 an den Maire Brackenhofer, mit welchem das Muster der für die Dienstbekleidung nötigen Bandstreifen übersendet wird. Da das Wappen mit Zubehör für den Halsstreifen von ca 6 cm. Höhe zu klein geworden wäre, so legte man das Wappenschild in die Breite, liess darauf den Caduceus und die Mauerkrone

mit dem Adler folgen und setzte oben und unten die Laubgewinde, was einen komischen Eindruck hervorbringt.

Die Anwendung des Wappens scheint nach dem Zusammensturz des napoleonischen Regiments in aller Stille eingestellt worden zu sein. Wir bemerken keine weiteren Spuren. Das alte Strassburger Wappen trat auch offiziell wieder in Gebrauch.

Interessant ist es, dass in dem «Dictionnaire topographique etc. du Haut et du Bas Rhin» von Baquol Ristelhuber 1865 Pl. I das Wappen von Colmar zwar ohne den Streifen mit den drei Bienen, aber noch mit dem liegenden Caduceus, der Mauerkrone (diese ohne den Adler) und den Laubgewinden erscheint, während Strassburg sein altes Wappenschild mit der Helmzier und den beiden Löwen zeigt.

V.

Notizen

eines Strassburger Bürgers um 1625.

Mitgeteilt von

E. Martin.

Auf dem Strassburger Stadtarchiv befindet sich ein Convolut von Papieren, meist in Folio, auf welches mich Herr Stadtarchivar Dr. Winckelmann freundlichst aufmerksam machte. Diese Papiere sind von oder für Lorenz Fritsch, Glaser zu Strassburg, geschrieben, in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts, bis 1628 etwa. Sie enthalten in einem merkwürdigen Durcheinander allerhand Aufzeichnungen des schreiblustigen Glasermeisters: Processacten, Recepte für Speisen und Arzneien, auch «von heimlichen Künsten» (Alchymie), chronikalische und Tagebuchnotizen, nachgeschriebene Predigten, Lieder u. s. w. Man ersieht daraus, dass Fritsch 1613 zum Obermeister erwählt wurde. Vom Februar 1607 stammt ein Liebesbrief in Versen, übrigens unbedeutend; 1616 wird er von seiner ehebrecherischen Frau Maria geschieden; 1628 setzt er wieder eine «Abredt an meine Hochzeiterin» auf, worin er dieser, einer Barbara N. von Augspurg, ihre künftigen Pflichten ziemlich streng einschärft: «ob sie Gott und sein heiliges Wort . . will fleissig besuchen? . . ob sie auch verschwiegen? . . und weil sie als ein alt gestandes Mensch mich genommen . .» so übergibt er ihr die Morgengabe nur unter Voraussetzung ihres Wohlverhaltens. In jüngeren

Jahren ist er selbst auf grosse Bauernhochzeiten hinausgezogen, war lustig und kriegte Prügel, was alles sehr naiv vermerkt wird.

Des Abdrucks wert scheinen mir I. Wetterregeln und Gebräuche durch das Jahr, II. Tierstimmen und Volkswitze.

I.

Sprüchwörter, welches die vor zeiten vil auff gehalten haben.

Zwölfftag nach Weinachten helt man für die 12 Monath, vür ieglicher tag vor ein Monat, der Christag für den Jenner, Steffanstag für den Februarij, so fortan gehalten, auch stelt man in der Christnacht 12 Zwibelschallen mit Saltz, und wird auch ein iede Schall für ein Monnath aussgesprochen, und in welcher schallen daz Saltz schmeltzt, und zu wasser wirdt, bedeüt der selbige Monnath gantz nass. Auch merckt man in diser Christnacht, und sunderlich zwischen 11 und 12 Uhren, uff den Hannenschrey, und so offt der Han in diser Stundt schreyt, so vil schilling soll ein fl [viertel] weytz kosten dz selbige Jahr über, auch fangt man uff Thomas tag an bey den weissbecken hie Stollbredt biss uff den Sontag als der H. Ammeister umbzufahren pflegt zu bachen. Uff den h. Dreikönigstag pflegen sie Königskuchen zu bachen, und in einem iedwedern Kuchen steckt ein Bohne, und wer dan dieselbige bekompt der wirdt für ein König gehalten. Mann macht auch uff ander vielerley art Kunigreiche. Uff Pauli Bekehrung streyten die windt mit einander und wann der oberwindt dz felt erhalt, so sagt man, es gebe gar nasse Johr, und wann es der niderwindt gewindt, der soll 2 wecken für 1 ₰ wehen. dz bedeut ein gut Jahr.

Februarii.

Wann die Sonn uff Liechtmes dem pfaffen uff den Altar scheint, so schleyfft der Bär wider ins Loch oder höhle. Auch fragt ein gut gesell den andern, wa hastu dich den winder über gehalten? Uff Valentin pflegen die Störcken wider zu uns zu komen. Peter Stuolfeyer soll uns den Früheling bringen. Mathis findt er eyss, so bricht Eyss, findt er aber kein Eyss, so macht er Eyss. Man sagt auch, zu Fassnacht soll man die Küchlein hinderm offen, und zu ostern die Fladen an der Sohnen essen. Dz ist, es ist nit gut dz zu fassnacht warm, und umb

ostern kalt ist, auch wenn die Lerch zu frühe vor der Liechtmess singt, so soll sie so lang nach Jörgentag still schwigen. In disem Mont soll man schon Hornungsblumen finden.

Martii.

Man spricht, die Mertzen blühet sey gar nit gut, Appril blühet hab ber sput [l. borspuot ‚gelingen‘?], und die Meyblühet gar gut. Uff Gertrudis komen die schwalben. In diesem Monath und sunderlich uff gerdrutis ist gut zu Mertzen [?], sollen die schaben oder würm nicht in gewandt oder kleidung kohmen. Vor dem frau tag sollen die Bewm gesetzt sein. Dann man sagt vor frawen tag Bom, nach frawentag Bömlen. Auch sagt man wann man hört am Abent die Fröschen singen im angehenden Früheling, bedeut den folgenden tag schönes und wann der himmel am abend hirschroth ist, bedeut schön, und der Nebel uff der Erden bleibt, ist auch schön. Hergegen wann sich der Nebel über sich zeihet, die Schwalben uff der Erden herumfliegen und mann den Meüsskönig oder zaunschlüpffer hört singen, sich die gänss Enden Baden, und die hundt grass fressen, die wasser oder Mistlachen grien werden, und der himel am morgen roth ist, so regts gern, auch der speck im Rauch, und dz Saltz anfangt zu frieffen [?], so ists auch ein anzeigung eins regen, sonderlich aber wan der Reinwindt am himel ist, hats macht in 9 Stunden zu regnen. Der Mertzenstaub, wie man sagt, ist gross Goldts werth. Uff dz Mertzen eyss helt man viel wie auch uff die Mertzenvieloten. 3 Dondertag gebad nach einander im mertz soll so gut sein als ein Badenfarth. Man bacht auch die fassnacht biss uff Ostern gesaltzenen Kuchen.

Apprilis.

Am ersten tag des Appril schickt man die Narren wohin man will. Man sagt auch, er sey nie so gut, er schnewt dem hirten uff den hut. Auff den H. Ostertag hat mans nit gern dz es regnet. Dann es soll dz zweit theil an der früchten verschwinden und so es am pfinstag regnet soll dz 3. theil an der früchten widerkomen. ein ey dz am grünen Donerstags gelegt würt, soll gut für den Donderstrall sein. Dz ey bleibt auch ein gantzes Johr frisch und gut. Sey ein Ey uff den H. Ostertag hart, scholle es und schneid die beeden spitzen oben und unden ab und bindte es in ein weiss tüchlein und henke es fein gradt übern tisch alles in diser Stunden von 11. bis 12. und lass henken bis am pfingstag, thue es than widerumb in disser stunden herunder, so ist es ein glässlein darauss worden,

thue darnach den Totter darauss, dz gläslin ist denen sehr nützlich zerstossen, so an den güchtern liegen. Item, wann es viel Meykäffer gibt, helt man es auch für gute Jahr. Dz Steinobs hats gern kiel und die frucht sampt dem wein hats gern warm. Es soll auch dz korn uff S. Jürgentag in arren gehn und die blühet von kohrnaren abgestreifft und gessen unberuoffen soll güt für dz fieber sein. Item man sagt, wann dz Manna oder himelsthaw uff dz Kohrn felt, oder dz Kohrn schwarze ange korne hat, bedeüt dz es gar schützig sein solle. Dz korn soll auch in 24. Stunden verblüht haben. Item der weytzen und der wein sollen mit einander blühen. Item wann der holder wol gerath, soll der wein auch woll gerathen, allein dz es umb dieselbige zeit gern erste gar kalte Reyffen gibt, die man nit gern sicht und man alle zeit hoffnung hat, wan Jörgen, Marx und Philipp und Jacobi und der erste mey tag vor über seindt, hofft man der werme. Man sagt wann einer ein Laubfröschele in der handt lasset sterben, oder bindt es ein, in ein dichlin und henkt es an halss und am 9. tag muss er dasselbige wider heraber thun in der selbigen Stund, wie er es an gehenckt hat, soll dz fieber vertreiben, wie dann auch dz Schlangenpulver sol dz gifft vertreiben. Item dess Maulwerffers rechter fuss von einer reinen Junggesellen oder Junckfrawen abgebissen und mit Silber inngefasst soll zu weissnitwz brauchen sein. Dessgleichen dz rechte horn vom Schrödter abgebrochen und mit Silber inngefasst, soll zu vilen sachen nutz und gut sein, und im gegentheil aber gibts auch allerhandt Ungezüffer im Veldt dz beides den Baumen und dann dem getraydte grossen Schaden zufiegen. Als die gülftige Ruben, welche dz meistetheil von dem Miltawen herwachssen. Dz seindt die Miltawe, wann die Son scheint und darein regnet. Darnach die grossen Bremmen, welche deren 9. ein Ross können töden, darnach die Rieger. Wo disses thier gespiert wirdt im feldt (ist etwz grösser dann ein hornüssel oder Breme), so sollen ehe 9. uflug im feldt haben und still stehen und dem thier zu eylen und dz selbige umbbringen. Item auch die Kornfährlen und Maulwerffer, züssemüss, Jüglen, welche allesampt schädlich sindt. Es sind auch die Nussbaum und reben die zartesten im früheling, wann man die reyffen und Kälte spiirt, so sicht mans am ersten an inen an Und am Kahrfreitag kombt der Gukgauch.

Vom Meyenn.

Man hat den Mey gern kiel und nass, der füllt kisten und fass. Item der Mey tag ist ein stattlich wasser. Item der Schilken messtage felt alle Zeit den uff den nächsten sontag nach dem

heyligen creutztage. Item uff Urbanus helt man vil, wann es schön ist, sunderlich die Bappitsten, die tragen den Urban umb den Ban, bleibts schön, so vereren sie ime gewaltig, regnts aber, so werffts in in bach oder brunnen zur Anzeigung dz der wein nicht gar wol möchte gerathen. Item man helt sehr vil uff dz Meybaden. Am Uffartstag verlegt man die hamen (= hammen Schinken?) und vil andere schleckbisslen. Da würt dann ohn allen zweiffel manche ham verlegt unerlicher weiss dz ubers Jahr wol zwo oder mehr darauss werden. Auch bereiten die alten verlohren milch züger und kalte milchbrocken, wie dan zu ostern die Oster eyer, welche grüen, gelb, roth, schwartz und blau, und andere art geferbt werden. Also ist auch in der wuchen nach ostern der Krammitwuch gehalten. Da aller handt viel für die jungen leut seindt. Der Urban soll uns den Sommer bringen und Gregory im Mertzen und dz Creutz erhöhungstag im Herbstmont sollen tag und nacht gleich sein, oder wie die alten sagen, wann die pfirsching blühen und zeütig seindt, ists auch also.

Vom Brachmonnath.

Uff Medardus sihet man gar nit gern daz es drauff regnet, dann die sagen, dzes 4. wuchen stehts nacheinander reget, aber es [l. es ist] falsch ich habs nit also funden, also soll man in kein Bethseucher mehr heissen. Dessgleichen uff Johanni sols auch nit regnen. Dann der huren Eker [?] daz seindt die hassel nussel nussen verderben. Am gemelten tag soll der Bruoderbierolff kohmen, Inn den Sommer Monaten, als Junii, Julii, Augustij und September regiert die roth ruhr gern von wegen des Naschobs. Uff Uhlrichs tag ist unser Johannismess am grössesten, hebt auch an gemeiniglich zu schneiden und die Érnden ein zu bringen. Und die Storcken fliegen umb Jacobi wider hinweg, die Schwalben umb Michaelystage. Man sagt zu den jenigen so im angehenden frühling der Sonnen nach schlieffen, du schleiffest eben der sonen nach wie ein Rügelesser[?], dann der selbig legt sich miten in die Strass oder pfadt, wo er nit von den fürübergehenten nit vertrieben wirdt. Man pflegt auch zu sagen, der faulentz wil knecht an nemen, welches dann auff die warme zeit geredt ist, dz iederman gar treg zu der arbeit ist, und ist wahr. Dann ichs erfaren hab zu meiner Zeit, dz ich nit der geringste bin darunter gewessen. Uff Lohrentz soll man schon den hanff schicken gen Meintz. Man badt auch in der Johanny nacht die gantze nacht hindurch. so [l. sol] als gut sein als ein badenfart.

Augustij.

Bartholomeus bringt uns den herbst, wie man sagt, so ist er der erste winderheiligen. Zu Adolffi soll man aller erste luegen ob die nussen auch schon gut sein. Uff oder umb disse zeit könen die Rebleut schon sagen, wie vil wein ein jeder machen würdt im Herbst ungefehr biss uff 1. oder 2 ohmen.

Septembris.

Mann sagt, so vil Reyffen dz vor St. Michels tag fallen, so vil sollen auch nach St. Jörgen tag fallen. Item St. Batt, tregt schon dz holtz oder ruben in Stall. Dann gemeiniglich umb disse zeit wirdt dz feldt getreten und umb Michelstag schon wider mit frucht gesegt. Man hats auch gern im sept. schön trucken.

October und Novembris.

Uff Martiny bacht man hie Brethstellen, in der Johanismess bacht man Messtagwecken. Dürffen frömbht und heimisch bie feil haben. Auch pflegt man die Mardesgantz mit einander zu verzehren und auss vilen stifften ist es von altershero gebräuchlich und geordnet worden den handwercksleuten so in solche ördt arbeiten und andern frömden die Mardtsgantz, etwan ein Capaunen oder Fleschen weins mit einem höltzernen Becher zu verehren oder mit andern Sachen zu begaben, also auch zu weinachten und zu andern festzeiten. Die Alten sagen, dz ein iede Muck an St. Jacobi halb neünde soll kohmen. Es pflegen auch die weibsbilder, und sonderlich die ledige personen, sich uff St. Anderes nacht ungebätt nider schlaffen zu gehen, mit dem erbieten, es soll in ihr Buel in eygner gestalt, den sie ins künftige zum Ehegemahl bekomen würdt, erschinen. Aber ich meine, es möchte wol der Teüffel inen ein solchen Launen machen, weil kein gebet da ist. U. Clementz soll uns den winder bringen.

Decembris.

Uff Nicolay und zu weinnachten pflegt dz Christkindlein umb zu fahren, (es seindt aber nur der Kinder ihre Eltern). Die dann allerley specerey und andere sachen einkauffen, und es dann bey der nacht so die Kinder im schlaff seindt, in die Körb, schüsseln und schuch, und in andere Sachen legen, die Kinder damit zu erfreyen. Auch pflegt man vor weinnachten dz weltliche Regiment uff allen Zünfften zu verendern und zu ergentzen, wan etwa davon abgangen seindt und am nechsten

Mitwuchen zu Nacht, nach dem h. 7. tag dz ist der Newe Jarstag ist die Churnacht, und dann am Donerstag hernacher macht man uff allen Zinfften den Zünfftmeister.

Dz sei genug von den Alten gesagt uff dissmal, sovil als ich mich hab wissen zu erinnern und in erfahrung hab bringen mögen.

II.

[Tierstimmen und Volkswitze.]

Der Han schreuwet oder krähet,[1] ‚Christus ist gebohren', Die Kuh schreyet ‚wu, wu', Die Geyss schreyet ‚zu Betlehem'.

Der Schwalm singt, wann er schier wil wegfliegen, ‚wann ich wegflüg, wann ich wegflüg, ist Kisten und Keller voll, wann ich widerkom, wann ich widerkom, so ists alles lehrr'.

Der Gollhammer singt, ‚fischer, fischer, ists schüffel dein', Der Bruder Pierolff schreyt, ‚es gilt ein creutzer mir und dir auff Ex.' Der Guckguck schreyet (aber nicht alle) ‚Schuch, Schuch', Die Mäuss singt ‚flückte dich, Bub, flickte dich, Bub, die Zeit ist do, die Zeit ist do', Die Lerch singt im auffliegen ‚Nit schwören, nit schwören', aber im herunderfliegen singt sie ‚Sacrament, Sacrament'. Der schwartz Rab schreyet ‚grob grob grob'. Der Fink singt ‚drinck, drinck, drinck'.

Ich wolt dz ich het der Venediger macht und den Augspurger pracht und der Nürnberger witz, dz Strassburger geschütz und dz Ulmer Gelt, darzu auch dz Braunschweiger Veldt, so wer ich der reichst in diser welt.

Wann ich het dz Keysserthumb und het dz Bapstthum in einer Summ, und wer Venedig mein, het auch den Zohl an dem Rein, so köndt ich immerdar lustig sein.

Zu Franckfurt an der Oder
schlugen sich ein Kürschner und ein Bader,
darzu kam ein Birstenbinder,
Hilff Gott, wie schlugen sie den (l. sich die?) Katzenschinder.

---

[1] In der Weihnacht, wenn die Tiere auch Sprache erhalten. Vgl. Simrock, Das deutsche Kinderbuch S. 173, und zu dem Uebrigen Wackernagel, Voces Variae Animantium, Basel 1867.

An diser gemellten Stett pforten henckt ein grosser Schlägel und darbey disen nachfolgenden Reimen geschriben, ‚welch Vatter gibt seinen Kindern dz Brodt und er stirbt nachmals hungers noth, den schlegt man mit dem Kull zu todt‘.

Welcher zeugt durch Pollen ohn gefangen und durch Störgert [Stargard?] ohn gehangen und durch die Schlössien ohngefreyt, der kan sagen von einer guten Heut.

Item ein Poll und ein Böhm, die haben niemand lieb, und wann der Unger darzu kompt, seind es nicht 3 rechte dieb?

VI.

Elsässische Litteratur

zur Zeit Gottscheds

von

E. Martin.

In diesem Jahrbuch IV S. 58 f. habe ich über die Strassburger Dichterin, Frau Professor Katharina Salome Linck, eine Tante der Brüder Oberlin, gehandelt, die namentlich durch die Uebersetzung von Corneilles Polyeukt 1727 sich die Anerkennung ihrer Zeit erwarb. Rühmend wird sie erwähnt in [Steinauer] Gespräche zwischen J. C. Günthern in dem Reiche der Todten und einem Ungenannten im Reiche der Lebendigen, 1739 S. 123: «In Strassburg machen sich die Frau P. Lincken und ihre Tochter, die Frau P. Wittern, durch ihre Geschicklichkeit und Liebe zur Dichtkunst bekannt.» S. 127: «Die Frau P. Lincken hat sich besonders durch eine rechte feine Uebersetzung des franz. Polyeuktes hervorgethan. . . Ich habe dieses Stück auf einigen Schaubühnen in Deutschland aufführen sehen.» In der That wurde dieser Polyeukt ebenso wie der von P. Witter übersetzte Mithridates zu Frankfurt 1736 gespielt: s. E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. 1882 S. 173; 1737 in Dresden: s. Danzel, Gottsched S. 135; 3. August 1741 in Leipzig s. Belustigungen des Verstandes und Witzes 1, 286. Als Repertoirestück der Neuberin wird das Stück angeführt von [Schmid] Chronologie des deutschen Theaters S. 66, der freilich ungünstig darüber urteilt: «Polyeuct, kläglich gedeutscht von der Linckin zu Strassburg.»

Ueber eine Privatvorstellung in Strassburg berichtet ein

Brief, den Ch. Wolff aus Strassburg am 29. December 1730 an Gottsched schrieb und wovon ich eine Copie durch die Güte des Herrn Dr. Paul Kühn, Assistenten auf der Universitäts-Bibliothek in Leipzig besitze. «An dem anderen Feyertage ist Frau Dr. Linckin ihre übersetzte Tragödie privatim gespielet worden. Die Actr(icen) sind gewesen der Frau Dr. Linckin Tochter nebst einer Kaufmanns Tochter, die Ac(teurs) aber Studenten. Ihre Magnif. Professor Witterus, pro tempore Rector academie war Director von diesem Actu privato-solemni, zündete die Lichter mit an und gab auch den souffleur mit ab. Die Jgfr. Linckin agierte sehr gut, die andern desto schlimmer. Man spielte auch den Peter Squenz zur Nachkomödie. Es waren vornehme Zuschauer da, hübsche Strassburger Mädgen. Ich hab mich mit Herrn Prof. Fischern bald krank gelacht. Die Strassburger Sprach schickt sich nicht recht zur Tragödie, besser zur Comödie.» Der Tadel den der Gottschedianer über das Strassburger Deutsch ausspricht, wird also einigermassen vergütet durch das Lob der Strassburger Damen. Irrig bezieht übrigens Danzel, Gottsched S. 266 die Aufführung auf Gottscheds Cato, der erst 1732 erschien. Strassburg hat vor Gottsched die Gottschedsche Theaterreform, wenigstens im Privatkreis begonnen.

Ueber ein Gedicht von Frau Linck, an Bodmer 1732 s. J. Crueger, die erste Gesamtausgabe der Nibelungen, Frankfurt 1884, S. II.

2. Wie es damals mit der Volksbühne aussah, davon möge folgende Probe zeugen :

Une comédie qu'on jouait le plus universellement, était *Adam et Ève* ou la chute du premier homme : elle n'est pas encore tout à fait proscrite et je me souviens de l'avoir vu représenter à *Strasbourg* : quelques endroits du poëme de Milton pouvaient avoir fait naître l'idée de cette pièce : on y voiait une grosse Ève, dont le corps était couvert d'une simple toile couleur de chair exactement collée sur la peau avec une petite ceinture de feuilles de figuier, ce qui formait une nudité très dégoutante; le bon homme Adam était fagotté de même; le père éternel paraissait avec une vielle robe de chambre, affublé d'une vaste perruque et d'une grande barbe blanche ; les diables faisaient les bouffons et les mauvais plaisans.

(Bielefeld) Progrès des Allemands, Amsterdam, 1752 p. 287. Noch 1734 ward Adam und Eva zu Strassburg aufgeführt, wie ich den handschriftlichen Collectaneen von J. Crueger entnehme.

3. An der zu 1. angegebenen Stelle bezog ich mich u. A. auf Megalissus (Lizel), der in seinem Buch «Der undeutsche Catholik» die Frau Linck gerühmt hatte. Inzwischen hat mir Hr. Archivrat Dr. A. Kaufmann in Wertheim auch die zweite

Publikation Lizels gütigst zugänglich gemacht : «Deutsche Jesuiten-Poesie oder Eine Samlung Catholischer Gedichte, welche zur Verbesserung Allen Reimenschmiden wohlmeinend vorleget Megalissus, Frankfurth und Leipzig Verlegts Johann Ehrenfried Müller 1731.» Unter den hier vereinigten Gedichten stammen mehrere aus dem Elsass und eine Angabe ihrer Titel und ihrer Anfangsstrophen wird nicht unwillkommen sein.

I (S. 29.) Bett-Lied an die heilige Mutter GOttes / um die Geburth eines Dauphins : welches / die Jesuiten-Schüler und Studenten zu / Strassburg 1728 des Nachts zur Win-/terszeit, um ein Allmosen zu empfan-/gen, vor den Häusern ab-/gesungen.

I.

Himmel, schicke und beglücke
Unserm König Ludwig fromm!
Höchster GOtt, thue uns erwerben /
Gib dem Frankreich einen Erben,
Unserm König Ludwig fromm!

(Die Strophenform ist also dieselbe wie bei «Gott erhalte Franz den Kaiser» oder auch wie die des studentischen Landesvaters.)

(S. 37.) Von der H. Ottilia.

I.

Dein keusches Jungfräuliches Leben, O St. Ottilia!
Ist uns zu einem Spiegel geben, Jungfrau Ottilia!
Bitt Gott für uns, Ottilia, o heilige Ottilia!

(Im Druck sind die Verszeilen nicht abgesetzt.)

II (S. 38.) *Etwelche Sinnbilder, welche Ihro Maje/stät der neu-vermählten Königin in / Frankreich, den 15. Augusti dieses lauf-/fenden 1725. Jahrs, durch einige Gemähldter un-/terthänigst überreicht worden von* Francisco Joseph Schmid, Musicant *im Münster, und Organist zu* S. Louis *in Strassburg.*

IM Iahr ChrIsti Wo DIeses gesChehen War.

Erstes Sinn-Bild.

Ein Hertz unter einer Cron, worinnen beeder / Hoch-Vermählten Königliche Wappen mit nach / folgenden Titul zu sehen ware :

Die von GOtt dem König aller Köni/gen zusammen gefügte Aller-Christlichste / Hertzen, zur Zeit der hohen

Vermählung / Ihro Aller-Christlichsten Majestät in / Franckreich LUDOVICI XV *mit der Kö/niglich-Polnischen Princessin* MARIA.

(Hinter dem 6. Sinnbild folgt «ein Carmen», welches nach Zahl der Buchstaben MARIA abgeteilt ist:)

M

Die Lieb hierinn den Sieg erhalt, wann willig sich ergeben
Zwey Hertzen, welche ohn Zweyspalt vergnügt beysammen leben:
Gleichwie der Liebreich Ludovic, Maria auch dessgleichen
Durch das von GOtt geschickte Glück Ihr Hertz einander reichen,
Beede als keusche Unterthan der süssen Liebes-Freuden
Das liebe Ehe Band nehmen an, davon Sie nichts wird scheiden.
Ganz Strassburg, Elsass und Frankreich! erfreuet euch nicht wenig,
Glückwünschet Beeden allzugleich, gehorsamst unterthänig.

III (S. 58.) *An Ihr Hochfürstliche Gnaden Maria Sophia, Abtissin und Fürstin zu Andlau, verfertiget und übergeben von P. Hug, Jesuiten in Strassburg im Jahr* 1708.

I.

Elsass erfreue dich, ein schöne Wahl zu sehn;
So in der Königin Richardis Stifft geschehn:
Ein Fräulein Fürstin ist (zu hören ja ein Lust),
Erkiesst durch Stimmen all, in ihrer Jahren Blust.

(Am Schluss heisst es:)

Nach jedem von diesen zwölff Gesetzlein, welche Solo abge-/sungen werden, muss der ganze Chorus also anstimmen / und singen:

Andlau ist Ihr Stifft benannt;
Andlau ist Ihr Vatterland;
Andlau ist Ihr Namm und Stamm;
All diss wo findt man beysamm? J. C. H. J.

IV (S. 62.) *Neue Ehren-Säule dem Frey-Wohlge-/bohrnen Herrn, Herrn Frantz Joseph von / Klingling, Baron de Hattstatt, Herrn zu Höhen-/heim und Ihrer Allerchristlichsten Majestät / Rath,* Premier Chevalier d'honeur d'epé au / Conseil souverain d'Alsace etc. etc. *Als er den / 23. Junii* 1725, im *viertzigsten Jahr seines / Alters Königlicher* PRÆTOR *wurde / aufge-/richtet von Frantz Joseph Schmidt,* Musi-/canten *in der Hochwürdigen* Cathedral-/*Kirch, und Organisten bey* St. Louis / *in Strassburg.*

Thema. Aus dem ersten Buch Mose am 41 Ca/pitul und 55. Vers:
Gehet hin zu Joseph, und was euch der sagt, das thut.

Ode.

Nun sey gnug geklagt, geweinet,
Weil die Sonn jetz wieder scheinet,
Die mit Wolken gantz und gar
Traurig überzogen war,
Weil der Todt vor wenig Tagen,
(Kans vor Weinen schier nicht sagen)
Den Herr Praetor hat geraubt
Dieser Stadt gewesstes Haupt.

V (S. 31). *Zufälliges Gespräch zwischen* Hippocrate *und* Galeno *von der abentheurlichen Erfin-/dung Maria Salomea Erdriechin, gebür-/tig von Oberkirch, welche bey* 39. *Jahren einen dicken Leib von Lumpen auszgestopf-/fet getragen, der am Gewichte* 19 1/4 *Pfund gewogen, und da sie den* 24. Febr. 1728 *in Strassburg ohnversehens gestorben, bey ihr gefunden worden.*

Hippocrates.

Herr Bruder hat vielleicht noch nichts davon gehöret?
Galenus. Von was? Hippoc. Von jener Tour, die uns ein Weib gespielt
Die durch ein falschen Bauch die Medicin bethöret,
So sie schon viele Jahr mit Nahrung unterhielt.
In Hoffnung mit der Zeit sie zu anatomiren
Damit man sehen möcht was sie doch in sich trug....

(Am Schluss S. 134:)

Grabschrift
der Maria Salomea Erdriechin.

Ha! Ha! Ha!
Hör.
Steh Klügling steh.
In dieser schmalen Erd
Lieg ich doch nur ein Weib,
So einen ausserordentlichen breiten Leib
Schon neun und dreyssig Jahr zur Schau getragen.
Durch diesen Fund, ob er mich schon beschweert,
Durfft meine Nothdurft nicht nach einer Nahrung fragen.

Ich wurd nach Hertzens-Wunsch ernehrt,
Obschon die Bälckerey nicht war drey Heller wehrt.
Die Last hat doch durch diese List,
Die kaum zu glauben ist,
Die Klügsten dieser Welt verführet
Und manches zart — auch hartes Hertz
Durch den von mir verstellt-erfundnen Schmertz
Mitleydiglich gerühret
Und truge mir
Das Lumpen Spiel
So lang ich lebt allhier
Von Geld ein, mehr als viel! u. s. w.

Nr. V befindet sich auch als Sonderdruck mit etwas abweichendem Titel, und ohne die Grabschrift, aber mit Abbildung in der Sammlung Heitz Nr 4763 (jetzt auf der Kais. Universitäts- und Landesbibliothek).

VII.

Aus einer elsässischen Familienchronik.

Bilder aus dem dreissigjährigen Kriege.

Mitgeteilt von

Julius Rathgeber

Das Elsass empfand die Schrecken und Wehen des dreissigjährigen Krieges in seltenem Masse. Jahre lang war das heimgesuchte Land mit Krieg und Kriegsgeschrei erfüllt. Die wilden Mansfeldischen Scharen, die gefürchteten Schweden und die tapferen Weimaraner, die Kaiserlichen und die Franzosen zogen abwechselnd plündernd und verheerend, sengend und brennend durch das verarmte Land. Viele Ortschaften gingen in den Flammen auf und wurden nicht wieder aufgebaut; die meisten Dörfer im flachen Land waren öde und verlassen; wilde Tiere hausten in den leerstehenden Häusern; die Landbewohner flüchteten sich in die Städte und Festungen, auch in die Ritterburgen, wie z. B. auf Schloss Lichtenberg, oder suchten Schutz und Sicherheit in einsamen Gebirgsgegenden und dichten Waldungen, wohin aber oft der Feind sie verfolgte. Von dem unsäglichen Elend und Jammer dieser trübseligen Zeit wissen die alten Chroniken viel zu berichten; wir geben hier einige Auszüge aus den Erlebnissen des Pfarrers Lorenz Ritter aus Pfaffenhofen, der über drei Jahrzehnte daselbst als evangelischer Geistliche wirkte und viele Drangsale durchmachen musste. Diese Auszüge befinden sich in der Grünewald'schen

Familienchronik von Pfaffenhofen, die dem Herausgeber zur Verfügung gestanden. Der Chronist berichtet Folgendes:

Im Jahre 1618 brach der unglückselige und Alles verstörende dreissigjährige Krieg aus, während welchem das ganze Elsass, besonders aber die Hanauischen Ortschaften erschrecklich mitgenommen wurden.

Schon im Jahre 1621 und 1622 verbreiteten sich die Truppen des Grafen Ernst von Mansfeld über das Unter-Elsass. Ihnen gegenüber stunden die Kaiserlichen Völker unter dem Erzherzog Leopold von Oesterreich; beide Teile raubten, mordeten und plünderten wo sie beikommen konnten; das Landvolk flüchtete sich von allen Seiten in die nur einigermassen befestigten Orte und Pfaffenhofen war von solchen Unglücklichen überfüllt.

Im Jahr 1622 sind vom 1. Januar bis zum 30. Juni 139 fremde Personen in Pfaffenhofen gestorben und begraben worden, und 32 aus dem Städtlein selbsten. Die 139 fremden Personen waren aus den umliegenden Ortschaften Bitschhofen, Kindweiler, Ueberach, Mertzweiler, Dauendorf, Uhlweiler, Hüttendorf, Morschweiler, Ringendorf und Ettendorf.

Der evangelische Pfarrherr Lorenz Ritter musste während fünf Wochen sich von seinem Hause abwesend halten, von wegen der Leopoldischen Soldaten.

Den 6. Juni des nämlichen Jahres ist Jakob Zill von Niedermodern bei Dauendorf erschossen worden, als er den Soldaten nachgeritten, die ihm seine Pferde genommen hatten.

1631. Gegen Ende Dezember plünderten und verbrannten die Lothringischen Truppen des Regiments Harraucourt mehrere der Stadt Strassburg gehörige Dörfer. Da liess der Strassburger Rat eine Compagnie Reiterei und 200 Musquetirer ausziehen, befehligt durch die Hauptleute Weitz und Arnold; sie überfielen die Lothringer in Pfaffenhofen, schlugen sie und tödteten ihnen mehr als 100 Mann und nahmen ihnen einen Teil ihres Gepäckes weg. Die Strassburger verloren dabei nur 10 Mann und einen Trompeter.

Im Jahre 1632 kam ein Teil der Schwedischen Armee, die unter der Anführung ihres Königs Gustav Adolf nach Deutschland gekommen war, auch in's Elsass.

Die Stadt Strassburg und die Hanauischen Lande schlugen sich ebenfalls auf die Seite der Schweden. Dafür wurden sowohl diese als das Gebiet der Stadt Strassburg, durch die Lothringer, den Markgrafen von Baden und die Kaiserlichen schrecklich verwüstet.

Im Jahre 1633 im Monat Juli liess der Herzog Karl von Lothringen seine Truppen vorrücken, welche sich des Schlosses Frauenberg bemächtigten, dem Grafen von Eberstein gehörig, den sie zum Gefangenen machten.

Der Herzog, der sich durch diese That öffentlich als Feind der Schweden und Alliierten erklärte, liess nun alle seine Truppen aus den Verschanzungen von Zabern ausziehen, wo sie einige Zeit gelagert hatten, um die Kanonen, Munitionen und andere Kriegsvorräte zu erwarten.

Die Lothringische Armee bestand aus 8000 Mann Fussvolk und 2000 Mann Reiterei. Der Graf von Salm führte den Oberbefehl über dieselbe und marschierte mit diesem ansehnlichen Heere den 31. Juli gegen Pfaffenhofen. Das Städtchen, welches von einem Schwedischen Offizier mit 24 Mann und 200 Bürgern verteidigt ward, wurde aufgefordert sich zu ergeben, allein eines schnellen Entsatzes versichert, hielt die Besatzung fest und liess die Lothringische Armee, einem heftigen Gewitter ausgesetzt, die ganze Nacht vor dem Orte zubringen.

Des andern Morgens frühe (1. August 1633) verliess der Fürst von Birkenfeld, Schwedischer Befehlshaber, das Lager von Hagenau, um die Lothringer anzugreifen, welche ohnerachtet der Beschwerden, welche sie die ganze Nacht durch auszustehen hatten, den Feind mit vieler Tapferkeit empfingen. Die Lothringische Reiterei schlug die Schwedische beim ersten Zusammenstoss in die Flucht; allein zu sehr dem Siege vertrauend, verfolgte sie die Flüchtigen zu weit, welches der General-Major Vitzthum und der Obrist Ranzau, welche die Schwedische Infanterie befehligten, benützten, um über die Lothringische Infanterie herzufallen, welche gänzlich geschlagen und gezwungen wurde die Flucht zu ergreifen in die Gegend von Zabern. Die Reiterei selbsten, welche sich zerstreut hatte, um zu plündern, wurde bei ihrer Rückkehr von der Schwedischen Infanterie sehr übel mitgenommen, welche Meister des Schlachtfeldes blieb, wo die Lothringer fünf Kanonen und alles ihr Gepäck liessen. Die Kanonen wurden in's Zeughaus nach Strassburg geführt.

Der in Pfaffenhofen commandierende Offizier machte während des Treffens mit seinen Soldaten und einem Teile der Bürgerschaft einen Ausfall und brachte den Lothringern sehr empfindlichen Schaden bei.

Die Lothringer verloren 900 Mann an Todten und Verwundeten und 200 Gefangene, unter welchen letzteren der Marquis von Flarainville und noch etliche Offiziere von Auszeichnung sich befanden. Der Graf von Salm fand Mittel zu entkommen und sich nach Zabern zurückzuziehen. [1]

---

[1] Es existiert heute noch in Pfaffenhofen ein alter Holzschnitt, auf welchem dieses Treffen abgebildet ist. Das Schlachtfeld befand

Aber dieser Sieg hatte sehr traurige Folgen für Pfaffenhofen und seine Bewohner. Die Schweden, obgleich Sieger, sahen sich dennoch genötigt die Belagerung von Hagenau aufzuheben, und zogen in die Gegend von Benfeld. Pfaffenhofen blieb sich nun selbst überlassen und der Rache der Lothringer blosgestellt, welche auch gar nicht lange auf sich warten liess, denn schon den 10. August kamen die Lothringer zurück, plünderten Pfaffenhofen rein aus und steckten den ganzen Flecken in Brand. Wer sich nicht schnell genug durch die Flucht retten konnte, wurde niedergemacht.

Die Einwohner, welche sich noch in der Zeit retten konnten, flüchteten in's Gebirge, meist in die Gegend von Lichtenberg, wohin sie auch während dieses traurigen Krieges die Kirchenbücher, die heiligen Geräte und ihre vornehmsten Habseligkeiten brachten, weil der Graf von Hanau-Lichtenberg dort immer eine kleine Besatzung unterhielt, zum Schutze der Burg.

Vom 10. August 1633 bis den 10. März 1634 ist Pfaffenhofen meist unbewohnt gewesen, weil nur etliche Häuser vom Brande verschont geblieben sind. Erst zu obgemeldeter Zeit ist Herr Pfarrer Lorenz Ritter mit den noch übrigen bis dahin zerstreuten Einwohnern zurückgekehrt.

Er schrieb damals in's Kirchenbuch von Pfaffenhofen :

«Wegen dem Kriegswesen musste ich mit meinem Audi-
«torium — Pfarrkindern — aus Pfaffenhofen weichen, und kam
«erst wieder heim den 10. Mertz 1634.»

Ferner berichtete er in seinen Aufzeichnungen :

«Zu Anno 1636 und 1637 war das Kriegswesen sehr scharf,
«dass wenig Leut haben können zu Hause bleiben, bevorab
«ward ich der Pfarrer von dem Götzischen Regiments-Obersten-
«Quartiermeister verfolget, dass ich müssen aussetzen, sind des-
«wegen die Kinder in solcher Zeit nit eingeschrieben worden.»

Vom 10. August 1633 bis den 10. März 1634 sind 42 Bürger von Pfaffenhofen und 13 von Niedermodern gestorben oder sonst umgekommen; in diesem Verzeichniss stehen weder Frauen noch Kinder.

Von den Familien, die vor und während des dreissigjährigen Krieges Pfaffenhofen bewohnt haben, sind heute nur noch wenige vorhanden. Die Familien Schmidt, Seiler, Gerst, Magnus, Wagner, Eberlin, Schleber, Rüdinger, Stosskopf, Lux, Krebs, und Helmstetter sind die bekanntesten unter ihnen.

---

sich an der Strasse von Pfaffenhofen gegen Obermodern, das Lager der Lothringer war über der Moder auf der sog. Hardt und dasjenige der Schweden auf der Anhöhe hinter Pfaffenhofen.

Der erste Helmstetter, welcher sich in Pfaffenhofen niederliess, war aus Petersbach bei Lützelstein gebürtig; er hiess Johann Jakob und verheiratete sich den 23. Mai 1631 mit Anna Maria Duchmann, einer Wirtstochter. Den 23. September 1647 verehlichte sich dessen Bruder, Hans Ludwig Helmstetter, mit Katharina, Adolph Magnussen, des Bürgermeisters Tochter. Diese beiden Brüder sind die Stammväter der noch heute im Unter-Elsass blühenden Familien Helmstetter.

Den 27. September 1640 starb der vielgeprüfte aber gottvertrauende Pfarrherr Lorenz Ritter. Er hatte das geistliche Amt in Pfaffenhofen 35 Jahre lang in unruhigen und bewegten Kriegszeiten versehen. Er hatte sich oft flüchten müssen und litt mehr denn einmal mit den Seinigen die grössten Entbehrungen, ja den bitteren Hunger. Die Drangsale des Krieges hatte er alle durchgemacht, die Wohlthaten des Friedens sollte er hienieden nicht mehr geniessen. Er ging im 75. Lebensjahre ein zur Ruhe, die dem Volke Gottes droben bereitet ist.

VIII.

Zwölf ungedruckte Briefe von Pfeffel.

Mitgeteilt von

Julius Rathgeber

Einleitung.

Die Literatur über Gottlieb Conrad Pfeffel, den blinden Dichter von Colmar, den «elsässischen Gellert», wie man ihn auch genannt hat, ist eine ziemlich reichhaltige. Schon im ersten Jahrzehnt nach seinem Tode erschienen zwei biographische Versuche über ihn. Der eine hat Daniel Ehrenfried Stöber, den langjährigen treuen Freund Pfeffels zum Verfasser; der andere ist von Johann Jakob Rieder, den nachmaligen Pfarrer an der Neuen Kirche, der mehrere Jahre Pfeffels Sekretär war, geschrieben. Auch August Stöber, Pfeffels Patenkind, widmete dem von ihm hoch verehrten Manne einen warmen Nachruf in den «Elsässischen Neujahrsblättern» von 1843 und gab im Jahre 1859, als hauptsächlich auf seine (Stöbers) Anregung das Denkmal des blinden Dichters in dessen Vaterstadt Colmar enthüllt wurde, Pfeffels mit Anmerkungen versehene «Epistel an die Nachwelt» heraus. August Stöber veröffentlichte noch 1878 eine Schrift über den Colmarer Dichter und feierte darin «Pfeffels Verdienste um Erziehung, Schule und Kirche». Auch der Culturhistoriker Ludwig Spach hat Pfeffel in seinen : Mélanges d'histoire et de littérature eine biographische Skizze gewidmet. Eine Urenkelin des blinden

Dichters, Frau Lina Beck-Bernard aus Lausanne, gab über Pfeffel im Jahre 1866 einen Band: Souvenirs historiques heraus und die adeligen Fräulein von Berckheim widmeten dem edlen Manne in ihrem interessanten Briefwechsel und Tagebuch aus der Revolutionszeit eine Reihe persönlicher Erinnerungen aus ihrer schönen Jugendzeit. Der Strassburger Germanist, Professor Dr. Ernst Martin hat dem Colmarer Dichter und dessen älterem Bruder, dem Diplomaten Christian Friedrich Pfeffel aus München, dessen Bibliothek 1889 nach Ableben seines Sohnes nach Colmar gekommen ist, in der «Allgemeinen deutschen Biographie» einen längeren Artikel gewidmet. In neuester Zeit hat der verdienstvolle Bezirksarchivar des Ober-Elsass, Herr Archivdirektor Dr. Pfannenschmidt, durch seine gründlichen Forschungen die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums wieder auf Pfeffel gerichtet. Und doch ist das letzte Wort über den blinden Colmarer Dichter nicht gesagt und jeder Beitrag zur Würdigung seines Wesens und Charakters ist um so wertvoller, weil Pfeffels litterarischer Nachlass nicht mehr vorhanden ist. Nach dem Tode des Dichters kamen dessen Hauptpapiere in den Besitz seiner ältesten Tochter Friederike, die man des Vaters Antigone nennen kann, weil sie seine treue Stütze im Alter war. Friederike Pfeffel aber war Hauslehrerin bei den Töchtern ihrer Jugendfreundin Henriette von Berckheim, die den Fabrikanten Augustin Périer,[1] einen Bruder Casimir Périers, des Ministers von Ludwig Philipp, geheiratet hatte. Die Familie Périer bewohnte Grenoble, hatte aber ihre Fabriken und ihren Sommeraufenthalt in Vizille, einem malerischen Flecken im Thale der Isère gelegen. In den zwanziger Jahren ging das Schloss von Vizille in den Flammen auf und Friederike Pfeffels Habseligkeiten, worunter der litterarische Nachlass ihres Vaters, wurden ein Raub des Feuers. Dieser Verlust ist ein unersetzlicher. Friederike Pfeffel kehrte, nachdem sie die Erziehung der Töchter ihrer Freundin vollendet hatte, in das Elsass zurück und starb in den vierziger Jahren zu Strassburg.

In Anbetracht dieser Umstände muss jeder, wenn auch nur geringe Beitrag zur Würdigung und zur Charakteristik Pfeffels willkommen sein und daher veröffentlichen wir auch folgende zwölf, bis jetzt ungedruckte Briefe des blinden Dichters. Dieselben stammen aus dem Nachlass des Pfarrers Lucé aus Münster im Ober-Elsass, dessen Gattin, eine entfernte Anver-

---

[1] Augustin Périer war einige Jahre lang ein Zögling des Pfeffel-Instituts in Colmar gewesen.

wandte Pfeffels war, in dessen Hause sie mehrere Jahre gelebt hatte.

Die Familie Lucae,[1] wie sie sich ursprünglich schrieb, stammte aus Ungarn. Der älteste bekannte Vorfahr derselben, Nikolaus Lucae (1595 geb. † 1672), war Pastor und Superintendent zu Csàtad, einem Marktflecken in Ober-Ungarn, dem Geburtsort des unglücklichen Dichters Nikolaus Lenau. Der Superintendent Lucae musste infolge religiöser Verfolgungen in das Zipser Land auswandern, wo ihm zu Reichenau ein Sohn Nikolaus Lucae den 22. November 1651 geboren wurde. Derselbe studirte Theologie und wanderte in jugendlichem Alter aus. Er kam in das Elsass und wurde zuerst evangelischer Pfarrer zu Müttersholz, wo er im Kirchenbuche als Nikolaus Lucae, Hungarus, pastor Mietersholzensis vorkommt; er folgte dann einem Rufe als Pfarrer nach Mühlbach im Grossthal hinter Münster, wo er 1717 starb. Seine Gattin war aus Münster im Gregorienthal gebürtig und hiess Anna Ursula Leckdeig. (Sie war eine Nachkomme des ersten evangelischen Pfarrers von Münster in der Reformationszeit, des bekannten Prädikanten Paul Leckdeig.) Aus dieser Ehe entsprangen zwei Söhne: Christian Friedrich und Nikolaus Lucé. Ein Enkel des ersteren war Pfarrer J o h a n n F r i e d r i c h L u c é, der zu Münster im Gregorienthal am 7 Juni 1752 geboren wurde. Er besuchte die lateinische Klosterschule seiner Vaterstadt, ging hierauf nach Mümpelgard um Französisch zu lernen und vollendete seine Schulbildung auf dem Gymnasium von Buchsweiler. Er begab sich sodann mit dem für evangelische Studenten der Theologie aus dem Ober-Elsass von dem Grafen Georg von Württemberg (1557) gestifteten Stipendium auf die Universität Tübingen, um Theologie zu studiren. Er verliess das Tübinger Stift als Candidat der Theologie und kam 1772 nach Colmar, wo er in das Schulamt eintrat. 1774 wurde er Lehrer am Pfeffelschen Institut und Provisor an der lateinischen Schule zu Colmar. Im Jahre 1775 verehlichte sich Lucé mit der im Pfeffelschen Hause lebenden Wilhelmine Elisabeth Wild, Tochter des markgräflich-badischen Bürgermeisters Adam Wild zu Durlach und dessen Ehefrau

---

[1] Wir sprechen an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank dem doct. juris Herrn Referendar G e o r g D i e t z von Münster und dem Herrn Pfarrer F r i e d r i c h B r e s c h von Mühlbach aus, welche dem Herausgeber bei seiner Arbeit behülflich waren, der erstere durch gefällige Mitteilung der intressanten Pfeffelbriefe, die im Besitze seiner Familie sind, der letztere durch die geschichtlichen Notizen über Pfarrer Lucé und dessen Gattin, die er uns geliefert hat.

Maria Magdalena Gross. In den achtziger Jahren trat Lucé in das Geistliche Ministerium von Colmar als Diakonus ein und bekleidete nebenbei das Amt eines Rektors des evangelischen Gymnasiums. Während der Revolutionszeit musste er, da die Kirchen geschlossen wurden und das Colmarer Gymnasium aufgehoben ward, seine Aemter einstweilen niederlegen. Er wurde von der Colmarer Munizipalität zum Uebersetzer (secrétaire-interprète) ernannt und in dieser Eigenschaft einmal nach Paris gesandt, um dort von dem Nationalkonvent, bei der Teuerung, die im Elsass herrschte, Frucht zu erlangen. Als wieder ruhigere Zeiten eingetreten waren und die kirchlichen Verhältnisse geordnet wurden, berief ihn im Jahre 1796 der Kirchenrat seiner Vaterstadt Münster an die dortige erste Pfarrstelle bei der evangelischen Kirche. Er wurde auch bald darauf, bei der Reorganisierung der Kirche Augsburgischen Bekenntnisses, im Jahre 1804 zum Präsidenten des Consistoriums von Münster ernannt. Die geistliche Inspektorstelle, zu welcher ihn sein väterlicher Freund Pfeffel, welcher Mitglied des Direktoriums war, empfehlen wollte, schlug Pfarrer Lucé in seiner Bescheidenheit ab. Längere Jahre war er auch brustleidend,[1] doch versah er immer sein Amt. Der Tod seines Bruders, des Rotgerbers Lucé in Münster, ging ihm sehr zu Herzen. Er ging ein Jahr nach demselben, den 27. Juli 1808, in seinem 57. Jahre heim. Die Inschrift seines Grabsteines auf dem alten Kirchhofe von Münster lautet folgendermassen :

Mit stiller Wehmuth
stifteten dies Dekmal der Liebe
die trauernden Hinterlassenen
des besten Gatten und Vaters
Johann Friedrich Lucé
Pres. d. Cons. und treuen Seelsorgers
dieser Gemeinde. Er starb d. 27. Juli
1808, in einem Alter von 56 J. u. 2 M.

Pfarrer Lucé hinterliess drei Kinder : 1. Friederike, Ehefrau von Philipp Kirschleger zu Schiltigheim und Mutter des bekannten Professors der Botanik Friedrich Kirschleger, des Verfassers des gediegenen und heute sehr selten gewordenen botanischen Werkes : La Flore d'Alsace.

---

[1] Dies war wohl auch ein Grund warum er schriftstellerisch nicht sehr thätig war. Ausser der zierlichen Erzählung : «Das Wunderfässchen», gab er nur noch eine Schrift über die Seidenwürmer heraus, deren Cultur er im Elsass empfahl.

2. Marie Caroline, Ehefrau des Professors **Karl Bartholdi** von Colmar und Mutter des berühmten elsässischen Bildhauers Charles Bartholdi, der in seiner Vaterstadt Colmar die Bildsäulen des Generals Rapp und des Admirals Brüat verfertigt hat und dessen Standbild der Freiheit eine Zierde der Stadt New-York bildet,

und 3. Friedrich Lucé, welcher den Feldzug von 1815 im Elsass mitmachte und den 17. Oktober 1815 in seinem 27. Lebensjahre schon starb.

Pfarrer Lucés Gattin überlebte ihren Gatten um zwei Jahrzehnte und starb im Schosse ihrer Familie zu Münster den 1. Mai 1830 in ihrem 75. Lebensjahre.

Der Herausgeber.

I.

An Bürger Pfarrer Lucé
in Münster.

Colmar 2, 2, 8. [2. Februar 1799].

O lieben Freunde! Unser theurer Schlosser [Gœthes Schwager, denn Cornelia Gœthe aus Frankfurt war seine erste Gattin] ist todt. Am Abend des 17. Octobers entriss ein hitziges Brustfieber uns den Edeln, Grossen, Unvergesslichen. Gestern erhielt ich, oder vielmehr Carolina von ihrer Freundin Müller die schrökliche Nachricht, die mein Herz zerfleischet. Meine ganze Familie trauert mit mir und auch Sie, meine Freunde, werden mit mir trauern. Da ich nicht weiss wann ich zu Ihnen kommen kann, so schicke ich Ihnen hier meine freye Uebersetzung von des Delille Versen. Ich habe die zweite Stanze, darinn er die Ausgewanderten anredet, mit Fleiss generalisiert, damit mein Zusatz keine Wiederholung würde. Ausser Ihrer Familie und Ihren Collegen lesen Sie dieses Fragment niemanden vor und erlauben Sie keinem Menschen eine Abschrift. Ich umarme Sie Alle von ganzer Seele.

Pfeffel.

II.

Au Citoyen Lucé
Pasteur à Münster.

Colmar den 6. floreal 11. [26. April 1803].

Schon verwichenen Sonnabend, lieber Freund, wollte ich Ihnen schreiben und wurde abgehalten. Hätte Ihre gute

Friederike sich länger verweilen können, so würden Sie diese Zeilen um 24 Stunden früher empfangen haben. Sie werden gewiss schon wissen, dass unser Ehrlicher Senior [Christoph Georg Bussmann, Senior des Geistlichen Ministeriums in Colmar das aus vier evangelischen Pfarrern, nämlich einem Senioren einem Archidiakonen und zwei Diakonen bestand] zu Grabe gegangen ist. Melden Sie mir, lieber Freund, so bald Sie können, ob Sie einige Lust hätten, zu Ihrer ehemaligen Pfarrgemeinde zurückzukehren.[1] Ohngeachtet wir vor der Hand uns nicht geeigenschaftet (sic) glauben, eine gesetzmässige Wahl vorzunehmen, so würde es ein Leichtes seyn, die Sache so einzuleiten, dass Ihre Rückkehr zu uns stattfände.

Dass dieses mein sehnlicher Wunsch wäre, darf ich Ihnen wohl nicht sagen. Wir schreiben heut an Herrn Kern[2] um Verhaltungsregeln; welchen Platz wir Ihnen versprechen könnten, weiss ich nicht; ich glaube aber bei der neuen Organisation sollte Ihnen das Inspebtorat nicht entgehen.

Vorgestern hat Herr Günther [Johann Jakob Günther war Diakonus an der evangelischen Kirche von Colmar] dem Consistorium erklärt, dass er Herrn Engel [Matthias Engel aus Strassburg gebürtig, war gleichfalls evangelischer Diakonus zu Colmar] seinen Rang abtreten wolle. Zu einer allgemeinen Bürgerwahl wird es Gottlob nicht kommen. Ueberlegen Sie diese Sache, lieber Freund, und melden Sie mir sodann das Resultat, wenn Sie mir's nicht mündlich überbringen, welches immer das beste wäre.

Ich glaube, ich bin Ihnen noch die dritte Lieferung meiner «Versuche» schuldig, worin bei 20 hässliche Druckfehler prangen. Kann ich sie nöthigenfalls dem Boten mitgeben? Wie steht es mit der Münsterischen Subsidiensteuer? Ihr Thal ist noch allein zurück; selbst die Mümpelgardter Gemeinden haben 7 Louisd'or eingesandt.

Leben Sie wohl, lieber Freund, mit unserer Mina [Lucäs Gattin und den Kindern. Wir alle umarmen Sie von ganzem Herzen.

Pfeffel.

---

[1] Pfarrer Lucä war bis 1795 Diakonus in Colmar gewesen.

[2] Philipp Friedrich Kern aus Buchsweiler, ein Schwager des Staatsrechtslehrers Christoph Wilhelm Koch, wurde auf Empfehlung des letzeren vom ersten Consul zum Präsidenten des Generalkonsistoriums der Kirche Augsburgischen Confession ernannt.

III.

Colmar den 5. fructidor XI. [23 August 1803].

Hier, lieber Freund, erhalten Sie Ihr «Wunderfässen»[1] zurück, das ich mit grösstem Vergnügen und Herr Butenschön[2] mit gleichem Gefühle zweimal gelesen.

Wir stimmen alle darin überein, dass Sie mit einer französischen Uebersetzung der Gesellschaft ein sehr angenehmes Geschenk machen werden; aber auch das deutsche Original dem Druck überlassen sollten.[3] Die Anekdote von Kaiser Friedrich II. in Paris [bei Urbeis, Orbey] scheint mir sehr apogryphisch (sic). Auf seiner Flucht kam er zuverlässig nicht so weit.

So viel in Eile. Wir umarmen Sie herzlich. Leben Sie wohl!

Pfeffel.

IV.

Colmar den 19. Nivos XII. [10. Januar 1804].

Glück und Heil, meine Theuersten Freunde! Zur Gross-Elternschaft! Glück und Heil der Lieben Wöchnerin und dem neuen Ankömmling!

Meine ganze Familie theilt meine Freude und meine Wünsche. Da der Ueberbringer Ihres Päckchens uns über der Mittagssuppe antraf, und versicherte, dass er morgen wieder bei uns einsprechen würde, so wollte ich ihm den «Bahrdt» nicht ohne schriftliche Begleitung mitgeben, sondern ihn lieber noch zweien Tage länger beherbergen.

---

[1] Pfarrer Lucä veröffentlichte eine Episode aus der Jugendgeschichte des kurpfälzischen Hofrats und Direktors der Akademie der Wissenschaften zu Mannheim, Hofrath Andreas Lamey, der aus Münster im Ober-Elsass gebürtig war. Es ist dies die anmutige und reizend geschriebene Erzählung: «Das Wunderfässchen», Lamey war ein Schüler und Freund des berühmten Schöpflins, der ihn zu Münster im Hause seines Schwagers, Diakonus Brauer, kennen lernte.

[2] Der aus Holstein stammende Schriftsteller Friedrich Butenschön kam 1790 nach Strassburg und gab, in Verbindung mit Eulogius Schneider, das politische Blatt: «Argos oder der Mann mit hundert Augen» heraus. Später lenkte er in friedlichere Bahnen ein und widmete sich dem höheren Lehrfach. Er trieb daneben litterarische Studien. Butenschön starb zu Speyer in den zwanziger Jahren als königl. bayrischer Hofrat und Studiendirektor.

[3] Die Erzählung des «Wunderhässchens» erschien zum ersten Mal in Druck in dem von Ehrenfried Stöber im Jahre 1807 herausgegebenen «Alsatischen Taschenbuch».

Mit Vergnügen willige ich darin, dass Herr Pfarrer Heiland [in Münster] den Genuss, den die «Iris» uns verschafft (sic) hat, mit uns theile, und werde ihm sehr dankbar seyn, wenn er mir denselben durch die Mittheilung des Almanachs der Chroniken vergelten will.

Ich schreibe Ihnen heute, mein Theurer Freund! weil der oberrheinische Bote mir morgen keine Zeit dazu lassen würde. Soeben erhalte ich von Cotta [aus Stuttgart] eine Anzeige, welche die Flora in eine andere Quartalschrift unter dem Titel: Vierteljährliche Unterhaltungen umschafft, und ihr den braven Huber zum Redakteur gibt. Eine Einrichtung, wobei das Werk nothwendig gewinnen muss, weil Cotta, es sey nun aus Noth oder aus Uebereilung in seiner Wahl oft äusserst nachsichtig war.

Leben Sie wohl, mein Theurer Freund! Wir alle umarmen Sie Sämtlich von ganzem Herzen.

Pfeffel.

V.

A Monsieur

Monsieur Wild[1] Conseiller du Sérénissime Prince d'Ysenbourg

à Mülheim.

Colmar den 3. Januar 1805.

Die Ueberbringer dieses Blatts werden Ihnen, lieber Freund, selbst sagen, dass ich Ihren Auftrag besorgt habe. Ich danke Ihnen recht herzlich für die Ankündigung dieses mir so angenehmen Besuchs; sie hat mir einen Vorgenuss der Freude gegeben, die mir gestern und heute zu Theil wurde. Machen Sie nur, lieber Freund, dass wir auch Sie bald, aber länger als das letzemal, zu geniessen bekommen. Bessere Freunde als hier und in Münster können Sie doch warlich nirgends haben, und da nun Ihr Cabinet Ihnen vom Nacken ist, wozu ich Ihnen herzlich Glück wünsche, so haben Sie nun ein Band weniger, das Sie an Mülheim fesselt. Unsere sämmtlichen Grüsse werden die Lieben (sic) Reisenden Ihnen mündlich ausrichten.

Leben Sie wohl, mein Werter alter Freund! behalten Sie mich lieb und empfangen Sie die herzlichste Umarmung Ihres

Pfeffel.

---

[1] Der Fürstlich- Isenburgische Hofrat Wild aus Müllheim war ein Bruder der Frau Pfarrerin Lucä aus Münster.

VI.

Au Citoyen Lucé
Pasteur du Culte Protestant
à Münster.

Colmar 28, 6, 6. (sic) [28. Juni 1806].

Hier, lieber Freund, ist ein kläglicher Brief von B. Meiss, den ich gestern bei meiner Rückkunft vom höchstinteressanten Mülhauser Feste vorfand. Offenbar hat der gute Exjunker statt Hornung März setzen wollen und über dieses haben nun die Aspecten sich zu seiner Beruhigung sehr verändert ; denn von meinem Carl, der auf vier und zwanzig Stunden hier ist, habe ich erfahren, dass unser Exulant verwichenen Dienstag von Brugg aus an Mengaud geschrieben hat, dass er nun wieder dort angekommen und vollkommen ruhig sey. Pf. Spörlin[1] bei dem ich logirte, Mäder [ein reformierter Pfarrer aus Mülhausen] und andere Helvetische Brüder. Wenn ich auch Zeit hätte, so würde ich Ihnen das Fest [die Vereinigung der literarischen sog. «Helvetischen Gesellschaft». nur sehr unvollkommen beschreiben, sobald aber die gedruckte Beschreibung, an der man arbeitet, in meinen Händen seyn wird, werde ich sie Ihnen zuschicken. Unterdessen thäten Sie wohl, wenn Sie mir die frohe Gelegenheit verschaften Ihnen diese Haupt- und Staats-Action bei der Freund Metzger[2] seine schöne Rolle sehr schön gespielt hat, zu beschreiben. Das Wort «stinken» nehme ich hier im guten Sinne. Wir umarmen Sie alle von Herzen. Leben Sie wohl. Pfeffel.

VII.

A Monsieur
Monsieur Lucé Président du Consistoire
à Münster.

Colmar 2, 7, 6. [2. Juli 1806].

Hier, lieber Freund, empfangen Sie eine kleine Waatländische Rede, die nicht ohne Werth ist. Den Meissschen Brief werden Sie hoffentlich erhalten haben. Durch meinen Carl soll ich nun Posselts Weltkunde bekommen, die ich Ihnen statt

---

[1] Pfarrer Spörlin aus Mülhausen war der Vater der bekannten Volksschriftstellerin Margaretha Spörlin.

[2] Johann Ulrich Metzger aus Colmar, der bekannte französische Volksrepräsentant, der die Einverleibung der Stadt Mülhausen 1798 mit Frankreich bewerkstelligte, war ein Freund des Dichters Pfeffel.

des Macklots mittheilen werde. Die Blätter werden freilich neu, aber doch immer wichtig seyn. Endlich habe ichs versucht die Fabel des Luther, die ich Ihnen verdanke, in Reime zu bringen. Hier ist sie. Aergerlich war es mir, dass ich den Ausdruck Baret nicht beibehalten konnte; ich hätte in den letzten Vers einen Daktylus bringen müssen. Zwar ist unser Akademischer Doktorhut weiter nichts als ein Baret. Hier ist übrigens eine Variante:

Das Aug' dem Esel zugekekrt
Und seinem blutigen Genicke,
Sprach er: Ey, Ihro Majestät,
Der Doktor hier im rothen Baret.

Dann aber müsste Luthers wörtlich beibehaltene Moral, wegen der nämlichen Reime wegfallen. Uebrigens wäre es mir leicht auch in die vorhergehenden Zeilen einige Daktylen oder Amphibrachen zu bringen. Leben Sie wohl, lieber Freund, Wir umarmen Sie alle von Herzen. Pfeffel.

VIII.

A Madame Madame Lucé née Wild
à Münster.

Colmar den 29. Julius 1806.

Es war mir sehr leid, liebe Mina, dass der Besuch, den Sie und Madame Burckhardt uns auf verwichenen Sonntag hatten hoffen lassen, nicht Statt fand. Dafür ist auch die Wässerlinger (sic) Caravane, wenigstens des Abends, mit schlechtem Wetter bestraft worden.

Lassen Sie nur unsere Schadloshaltung nicht lange verschoben bleiben. Wenn die nächste Post mir nicht das Gegentheil verkündet, so erwarte ich bis Morgen Abend meine Frau von Strassburg zurück, wo Carolina [eine Tochter Pfeffels wohnte] ungeachtet sie wieder ausgegangen ist, noch etwas länger bleiben wird. Ich wollte Ihnen von dieser Reise nichts melden um meine Unruhe nicht mit Ihnen zu theilen, und wusste über dieses, dass Sie den Zweck und den glücklichen Erfolg derselben von Madame Burckhardt erfahren würden. Eben so habe ich Ihnen in der sichern Erwartung Ihres Besuchs, eine andere Neuigkeit verschwiegen, die Ihnen und unserm guten Lucé nicht gleichgültig seyn wird. Es hat nemlich dem Kaiser Napoleon in Gnaden gefallen, mir, der ich ihm so unbekannt zu seyn glauben musste als ein Murmelthier der Savoyschen Felsenklüften, eine alljährliche Pension von 1200 Franken zu dekretiren. Vorgestern habe ich hievon die offizielle Anzeige des Ministers des Innern erhalten. Mündlich werde ich Ihnen

ein Mehreres von diesem Ereigniss erzählen, das ich eine bonne fortune nennen würde, wenn ich nicht an eine allgütige Vorsehung glaubte.

Vorgestern sandte mir meine Frau den Lafontainischen Roman zurück, den Madame Heiland [die Gattin des zweiten evangelischen Pfarrers von Münster] die Gefälligkeit hatte ihr zu borgen. Da ich ihn ebenfalls lesen möchte, so bitten Sie Herrn und Madame Heiland nebst meinem freundschaftlichem Empfehl, mir dieses Buch, falls sie es nicht nothwendig brauchen, noch einige Zeit zu lassen.

Nun leben Sie wohl, meine Theuersten Freunde. Ich umarme Sie mit allen Ihren Lieben von ganzer Seele.

Pfeffel.

IX.

A Monsieur
Monsieur Lucé Président du Consistoire
à Münster.

Colmar den 28. Merz 1807.

Nur noch ein Wort, meine Freunde! aber ein herzzerreissendes Wort für mich und gewiss auch für Euch. Mit der gestrigen Post erhielt ich von Madame de Gérando[1], im Namen meiner Schwester, die Nachricht von dem plötzlichen Tode meines guten, einzigen Bruders, meines ältesten und besten Freundes.

Lasst es doch, ich bitte Euch, den Herrn Hartmann[2] nebst meinem Empfehl sagen. Wir umarmen euch alle von ganzem Herzen.

Pfeffel.

X.

Madame Lucé née Wild
à Münster.

Colmar den 5. Jenner 1808.

An der Spitze meiner Tischgesellschaft erscheine ich vor Ihnen, liebe Minna! nicht nur, um Ihnen für den uns zuge-

---

[1] Frau Annette de Gérando, die Gattin des berühmten französischen Philosophen, war eine geborene Freiin von Ratsamhausen und eine treue Freundin des Dichters Pfeffel und seiner Familie.

[2] Der alte Herr Fabrikant Fritz Hartmann von Münster, Pair von Frankreich und Freund des Generals Foy, der ihn einmal in Münster besuchte und dort einen begeisterten Empfang bei der Bevölkerung fand.

schickten stattlichen Neujahrs-braten zu danken, sondern Ihnen für jeden Tag des Jahres aus des lieben Gottes reicher Küche ein auserlesenes Wildprett für Leib und Seele anzuwünschen. Uebrigens soll es unter uns und unsern Familien beim alten bleiben. Das neue taugt ohnehin selten was, wie die tägliche Erfahrung lehrt.

Leben Sie wohl, und lange wohl, meine Theure Mina! und empfangen Sie mit unserm Freunde und allen Ihren Lieben den heiligen Kuss der Freundschaft. Pfeffel.

XI.

A Madame

Madame Lucé née Wild

à Münster.

Colmar den 11. Julius 1808.

Wenn Sie, liebe Mina, auch keinen Menschen vor unsern Theuern Patienten gelassen hätten, so wäre ich, wie ich glaube, einer Ausnahme würdig gewesen, die ich zuverlässig nicht missbraucht haben würde. Fünf, höchstens zehn Minuten würden einstweilen dem Drange meines Herzens ein Genüge gethan, und Sie würden sich die Unannehmlichkeit erspart haben, bei Ihnen selbst deswegen verklagt zu werden, dass Sie mich nicht von Ihrer Durchfahrt durch Colmar haben benachrichtigen lassen. Es hätte mir so wohl gethan, mich mit Ihnen über die Besserung unsers Freundes zu freuen, und unsere Freude würde ihm gewiss nicht geschadet haben. Sobald er hergestellt ist, komme ich zu Ihnen, um Ihre Gefühle mit Ihnen zu theilen, und ein Paar Stunden mit dem Auferstandenen zu kosen.

Herr Pfarrer Heiland hatte die Gefälligkeit, mich zu seines Sohnes Hochzeit einzuladen, aber anderer dringender Ursachen zu geschweigen, wäre es mir jetzt nicht möglich, eine andere Reise in's Münsterthal, als an das Bette meines Freundes [des Pfarrers Lucä] zu machen.

Nun noch eine Commission, liebe Mina, deren Beantwortung Sie unserm guten Professor mündlich auftragen können. Seit einigen Tagen ist meine Schwester aus Zweibrücken bei uns; sie möchte einen vorzüglich guten Münsterkäs, womöglich mit Kümmel, mit sich nehmen, und da fragt sich's, ob bei jetziger Zeit dergleichen extra Käse bei Ihnen zu haben sind? Ein Ja oder Nein ist alles, was ich verlange, und im ersten Falle käme freilich die zweite frage zum Vorschein, ob Sie oder Jemand von den Ihrigen in dieser Woche einen solchen Käse an uns spediren könnten, wenn ich Ihnen mit dem morgenden Boten die Antwort meldete.

Künftige Woche verreist meine Schwester wieder, die sich mit uns Allen vereinigt, um Sie Samt und Sonders von ganzer Seele zu grüssen. Lebt wohl, Theuerste freunde! ganz und ewig Euer Pfeffel.

XII.

A Madame

Madame Lucé

à Münster.

Colmar den 21. Julius 1808.

Ich will hören, Liebe freundin! ob Sie sich mündlich besser als schriftlich entschuldigen können, dass Sie bei Ihrer Durchreise sich und unsern freund Lucé meinen Umarmungen entzogen haben. Mein Carl will und muss seinen Lehrer und seine Verpflegerin sehen, und wir haben den Vorsatz gefasst, mit seinem Reisegefährten, einem sehr intressanten Hofrath Jung, Notabene nicht Stilling, ehester Tage zu besuchen. Allein wenn Sie uns unsre freude nicht vergiften wollen, so geben Sie uns dem strengsten Buchstaben nach, niehts als eine Schüssel Zugemüse und etliche Fischlein von der Hand meiner Caroline zubereitet. Ein drittes Gericht werden wir mitbringen. Aber noch einmal ich breche mit Ihnen im grössten Ernste, wenn Sie von meinen Bedingungen abweichen. Vielleicht kann ich Ihnen am Schlusse dieses Briefes sagen, wann wir kommen können.

Empfangen Sie unterdessen mit unserm lieben Convaleszenten unser Aller zärtlichste Umarmung.

Pfeffel.

P. S. Noch kann ich nichts bestimmen. Wenn wir übermorgenden Samstag, früh um 9 Uhr nicht in Münster sind, so kommen wir erst künftige Woche.

IX.

Elsässische Sprichwörter

und sprichwörtliche Redensarten.

Mitgeteilt von

Julius Rathgeber.

Elsässische Volksreime.

Schneck', Schneck', streck d'Ohre-n-erüs
Oder i wirf di üwer alli Hieser nüs.

Storick! Storick! (Storch) Langbein,
Tra mi üf em Rücke heim
Kannsch mi nit ertraue
Ze léy mi uf e Wauje
Führ' mi in das Beckehüs
Un süch mer e schöne Wecke-n-erüs!

Heile, heile, Séje
Kätzele uf de Stéje
Miesele uf'm Mischt
Weiss niemes was im liewe
Puppele isch.

Isch's wohr? git's Kriej?
Jo, ze Betschdorf git's Kriej genüe un au Häfe derzü.

(Wortspiel mit den Worten Krieg und Krug, die im Elsass beide im Dialekt Kriej ausgesprochen werden.

So gehn die Gäng, het zeller Müller gsait,
un doch het er nur eine ghet, un der isch nit gange,
denn 's isch der Hüsgang gsin.

Käthrinle, Käthrinle,
Wò hesch denn dine Mann?
Im Kämmerle, im Kämmerle
Het rothi Hössle an.

Uf e jedes Häfele
G'hört e Deckele.

Früejh in's Bett un früejh erüs
Bringt G'sundheit, Geld un Glück in's Hüs.

Zitter (Seither, seitdem) ich e Kühjel (kleine Kuh) hab'
Zéjt mer's Käppel vor mer ab.

Mit ganz kleine Axestreiche
Macht mer falle d'dickste Eiche,
Doch wenn d'Eiche falle solle
Müess mer d'Streich, oft wiederhole.

E Sprichwort
e wohr Wort.

Ze Lauterbach hawi min Strumpf verlore
Von Lauterbach geh' i nit heim
Jetz geh' i wieder noch Lauterbach züe
Un kauf mer e Strumpf un au noch e Schüeh.

E ganzi Rott naujt am en Oos
Mer meint es isch der Deyfel los!
Arawisch, dytsch un schwyzerisch,
Spaniolisch, Luxeburjerisch
Doch ein Sproch nur mer g'falle will
Die wo mer d'heim red't an der Ill.

(Karl Boese, Blidah, Dez. 1857).

A B C
D'Katz geht in de Schnee,
Wenn si wieder kommt erüs
Ze thüet ere 's Füessel weh.

Wenn d'Tüwe (die Tauben) furt sin
Ze macht mer de Schlaa (Taubenschlag) züe.

Wenn 's Schof (Das Schaf) gemetzt isch
Ze kann mer's nimmi scheere.

Die Voüjel (Vögel), wo früjh singe
Lon bal noch mit pfife.

Der Pfeffer hilft im Mann uf's Pferd
Un bringt die Frau unter d'Erd.

Un we mer Ente uf'm Wasser schwimme het,
Ze ka mer nix saaue,
Sie könne au untergehen.

Wie mer de Salon ufmacht, ze kost's Geld
d. h. ein comfortables Leben ist kostspielig.

Nett
wie d'Fischerkäth
un schön
wie d'Bohnelehn
Un het Wade
Wie der Fischerstade.

Wenn de witt seli sterwe
So lass 's Vermöje kumme uf de rechte Erwe

Wer am Heumache nit gawelt
Un in der Ernt nit zawelt
Un am Herbst nit frisch ufsteht
Der soll sehn wie's em im Winter geht.

Es isch Alles Rumpf un Stumpf drufgange
Wie 's Hirte Hanse Eierküeche
Wo der Letzt nix bekummt.

Mer lockt der Müs (Maus) so lang,
Bis sie in der Fall isch.

Ich un dü
Un's Müllers Küeh
Un's Bäcke Stier
Mache zamme vier.

D'Lit kenne isch schön, awer sie nit kenne isch noch schöner.

E Narr verspricht viel, awer er halt nix.

Wer kummediert exerciert nit.

Früejh g'sattelt un spot geritte.

Wenn ich dich un 's lieb Brod nit hätt'
Ze müsst i d'Supp trinke.

Sinn: Ohne dich und deine Hülfe könnte ich nichts ausrichten.

D'kleine Lit het Gott erschaffe
Un d'grosse Bengel wachse-n-im Wald,
Awer d'Schtorze (die Krüppel) au.

Die han hundert Acker Newel am Rhin
Un töusig Acker Fahrwéj (Fahrweg).

Sinn: Die besitzen nichts als in ihrer Einbildung.

Dis isch min un dis isch nit din
Un dis isch au min.

Sinn: Wenn ein Erbe bei einer Erbschaft Alles haben will, so spricht er also.

Wenn i haspel kann i nit spinne.

Sinn: Man kann nicht zwei Dinge zugleich thun.

Mer müess zerscht (zuerst) de Stall böuje
Eh' mer d'Küeh drin kauft.

Sinn: Man muss zuerst die Kosten einer Sache überlegen, ehe man sie beginnt.

I man (mag) ken Küeh hüte
Un man ken Geise hüte
Awer hirothe thät i gern.
ha ken Hüs un ha ken Hof
Un ha ken Geld un ha ken Feld
Awer so e Maidel wie ich bin
Git's kenn's meh uf der Welt.
I man ken Hansele
Un man ken Franzele
Awer e Seppele hätt' i gern.

I denk min Theil wie's Goldschmidts Junger.
Was het der gedenkt?
Wenn er Gold hätt', ze thät er Löffel mache.

Zwei Köch versalze d'Supp.

Was isch?
Meh Wasser als Fisch.

Der Richtum isch e Leiter. Wenn d'Lit uf der eine Sit drove sin, ze gehn sie uf der andre wieder herunter.

E Maikäferjohr
E gütes Johr!

Wann e Wann (Wortspiel) e Ritter wär'
Ze wär' min Vater e Millionär.

Selbst g'spunne, selbst gemacht
Dis isch die rechti Büretracht.

Anna Margretel het's Esse verbrennt
Isch mit dem Kochlöffel noch Molse gerennt.

Kühler Mai
Füllt d'Kiste un d'Käste
Un git viel Heu.

Märze Staub,
Aprile Laub,
Maie Lache,
Dis sin drei schöni Sache.

E-n-erschrokener Haas isch selbst im Himmel nit sicher.

Viel Händ'
Machen-e-g'schwind's End!

X.

Volkstümliches

von

A. Uhlhorn.

Aberglaube.

In Oberhofen (Kr. Hagenau) wurde vor etwa vierzig Jahren noch allgemein an Hexen und Gespenster geglaubt, so z. B. an das Dorftier, welches sich nach Belieben gross oder klein machen konnte. Es zeigte sich an drei, oder vier Stellen im Dorfe, besonders in der sogenannten Hintergasse. — Dann zeigten sich feurige Männer auf dem Felde, hauptsächlich in den Erdäpfeläckern, um 12 oder 2 Uhr Nachts, welche Feuer spritzten, gleich wie wenn man eine Laterne hin und her schwenken würde. — Ferner hörte man das Rollschellele, ein unsichtbares Wesen, welches gleich wie ein kleines Glöckchen läutete. Endlich wurden Leute, welche um zu «schwengen», d. h. eine Sympathie mit Worten anzuwenden, gegen Mitternacht sich ausserhalb des Dorfes befanden von einer «grösseren» Sympathie irregeleitet, so dass sie bis zum Läuten der Tagglocke auf einem Erdäpfelacker auf- und abgehen mussten.

In Bischweiler (Kr. Hag.) nennt man eine schwarze Katze «Oberhofer Hexe». Am Galgenberg bei Bischweiler scheuen oft nachts die Pferde und wollen nicht vorbei, so dass die Fuhrleute sie ausspannen müssen.

In Schirrhein (Kr. Hag.) gibt es, wie mir meine Gewährsfrau versicherte, noch heutzutag Hexen, die einen «verbannen»

und sich am Sefelsbaume, einer alten astlosen Eiche gegen dem Artillerieschiessplatz zu, versammeln und ihre Orgien feiern. Auf die Frage warum der Baum Sefelsbaum heisst, wurde mir geantwortet, der Name komme von einem *Urwesen* her, das dort gehaust. Eine Hexe wäre einmal fast gezwungen gewesen, nackt nach Hause zurückzukehren, wenn ihr nicht J., ein Einwohner von Schirrhofen, begegnet wäre, der ihr seinen Mantel gab. — Auch jagt der *wilde Jäger* in der Umgegend, doch darf man sich beileibe nicht mucksen, sonst wird man von ihm in die Lüfte entführt. Ueberhaupt ist es nicht geraten, Nachts zu antworten, wenn man gerufen wird, selbst wenn es der beste Bekannte wäre, der riefe.

Oberhofen (Kr. Hagenau): Als der *schwarze Tod* das Elsass heimsuchte, rief eine Stimme vom Himmel:

Esse Borätsch un Bimbernel:
No sterwe-n-er nett so schnell.

und die Befolgung dieser Regel rettete viele Leute vom Tode. (Dieselbe Sage, nur mit variiertem Spruch findet sich auch in Tyrol.)

Sprüche zum Necken, Anzählen etc.

Neckruf.

Bischweiler (Kr. Hagenau.)

Peter,
Stupf de-n-Essel, no geht er.
Stupf de-n-Essel am Henterfüss
Dass er z Owets heimgehn müess.

Sprüche.

Eins, zwei, drei, vier, fenf, sechs, sewwe,
acht, nyn; geh ens Gässel nin,
em Gässel esch e Hüss, am Hüss esch e Hofft,
am Hofft esch e Garte, em Garte esch e Baum,
em Baum esch e Nescht, em Nescht esch e-n-Ei,
em Ei esch e Dotter, em Dotter esch e Haas,
der schprengt dier grad off dini Drecknas.

Zerle, merle, Hüssbamberle
Höi, Höi, Rädelstiel
Peter lehn mer dine grumme, grade Stiel
dass i Holz drowe heim fahre kann
Durch Hüss, durch Hofft

Ens Abraham sin alt Schloss.
Do wohnt e-n-alti Bettelfrau dren,
De zehlt nex als: Kippes, Kappes,
schwarzi Rappes, bebbele, bebbele Brief,
dü müesch nüss gehn diene.

A, b, c, d' Katz leit em Schnee,
Dr Schnee geht eweck
D'Katz leit em Dreck.

Ridde, ridde, Ross,
Ze Basel esch e Schloss,
Ze Basel esch e Herrehüss,
Do löie drei scheni Jungfre rüss:
D'eint spinnt Syd, d'ander spinnt Wyd,
d'drett spinnt Hawerstroh,
d'viert machts grad eso.

Alliterierende Sprüche.

Der drekid Daniel drikt dene drekide Drikkarch durch dis drekid Dorf Drüesenem (Drusenheim).

Wann Wasser Win wär, wo wotte d'Wirscher (Weyersheim) Wiwer Windle wäsche?

Rosheim (Kr. Schlettstadt).

Wann Wasser Wy wär, wie wotte d'Winzemer Wiwer Windle wäsche?

Liedchen.

Gigel, gigel, ratze,
Morje komme d'Spatze,
Ewwermorje d'Finke,
Alli Jude schtinke.

Es rajelt, es schnejelt, es geht e kiehler Wind,
Die arme Saldätle maschiere mit der Flint.

Plöireplöi, Grummbeeresupp,
Morje gehn d'Saldate furt.

Neckrufe.

Bitsch (Kr. Saargemünd.)

Peter von Saarbrecke
Hat e Sack voll Mecke.
Schtellt ne an de Poste.
Poste kracht! Peter fallt en Ohnmacht.

Peter! Wo steht er?
Em Stall. Was thut er? Schtosst Fuder.
Was noch? Putzt dr Kuh s Loch.

Sprüche.

Niederrödern (Kr. Weissenburg.)

Ane, dane, Wassergraf
Ane, dane, wäck.

Dettweiler (Kr. Zabern).

Äns, zwäi, drei,
Dü besch am allererschte frei.

Diemeringen (Kr. Zabern).

Äne, däne, do, Kappernalle no,
Isefalle, Pumpernalle, Äne, däne, wäck.

Sulzbach (Kr. Kolmar).

An den Ende Taffetband
Esch noch witt von Engelland.
Engelland esch zügschlosse
Un dr Schlüssel esch abgebroche.
Eins, zwei, drei, dü besch frei.

Münster (Kr. Kolmar).

Zicke, Zacke, Bohnestacke,
Kersekarne, Knopf,
Wann de mers net gloiwe wett
Ze schlaa i dr eins an de Kopf.

Heilsprüche.

Bischweiler (Kr. Hagenau).

Heile, heile, Seje,
s Kätzele-n-uff de Steje,
s Misele-n-uff em Mist.
Weiss niemes, was em kleine Kindele esch.

Heile, heile, Horn,
Gehts hitt nit, ze gehts morn,
Heile, heile Katzedreck (od. Katzeschleck),
Ewwermorje esch alles eweck.

Zabern (Kr. Zabern).

Heile, heile, Seje,
Morje getts Reje
Ewwermorje Schnee
Un eweck isch s Weh.

Diemeringen (Kr. Zabern).

Häle, häle, Seje,
Häle, häle, Kälwelsdreck.
Bes morje esch alles eweck.

Niederrödern (Kr. Weissenburg).

Heile, Heile, Seje
s Kätzele-n-uff dr Steje,
s Misele-n-uff em Mischt
Hett alles zamme gewischt.

XI.

Elsässische Kinderlieder
in Rappoltsweiler Mundart.

Mitgeteilt von

Fritz Mathis.

A. Sprüche zum Abzählen.[1]

1.

Bei 2 Kindern: Iχ ùn tý wèta, (wetten)
ùm trèi koltiki khèta, (goldene Ketten)
ùm a tsain (Korb mit 2 Handgriffen) fol šné;
tý myəš sé. (du musst sein)

2.

Bei 3 Kindern: Ains, tswai, trèi,
t myətər khoχt priæi, (Brühe)
tər fàtər khoχt špak,
ùn tý peš əwak. (und du bist weg)

---

[1] Die Kinder stellen sich im Kreise auf und eines derselben zählt ab, indem es bei jedem Worte auf ein anderes Kind zeigt. Je nach den Bedingungen muss das Kind, auf welches das letzte Wort einer dieser Sprüche fällt, die übrigen fangen, suchen etc., oder, was häufiger vorkommt, es ist «frei», d. h. es darf wegtreten, während weiter abgezählt wird. In diesem Falle muss das zuletzt Uebrigbleibende suchen.

3.

Anderer Spruch bei 3 Kindern: Ains, tswai, trèi,
pika pàka pèi,
pika pàka hâwərmyəs, (Hafermus)
t kans (die Gänse) kén plùtfyəs. (barfuss)
plùtfyəs kén si,
hentrəm ófa štén si,
si laja rùti rèkəla â (sie legen rote Röckchen an)
ùn šprenja en tər prùna nâ.
si fenta a klains khentəla (dim. von Kind)
en trakika wentla; (dreckig = schmutzigen [Windeln)
wiæ sols haisa?
t meliχ fo tə kaisa. (Gaisen = Ziegen)
wár wel pfètər sé? (Taufpathe sein?)
tər šnitər khà net krât. šté.
war wel wentla waša?
t pyəwa myən trak frasa.[1] (Die Buben müssen [Dreck fressen)

Variante:

hentrəm ófa štén si,
forəm ófa pata si.
s khalwəla hanjt àm riæma,
en tər owəršlàt wùnt niæma,
en tər ùntəršlàt wùnt a àltər màn,
àltər màn, wùrùm lápš (lebst) tý sù lànj?
sol i tan net láwa?
mini myətər eš en tə ráwa, (Reben)
mi fàtər eš tût,
ùn tý peš a šwûp.

4.

4 Kinder: Ains, tswai, trèi, fiær,
tər knáχt hûlt piær,
t màkt hûlt thé,
tý myəš sé.

5.

5 Kinder: Ains, tswai, trèi, fiær, femf,
štrek mər a pàr štremf,
net tsyə klain ùn net tsyə krûs, (zu gross)
sùnšt peš tý a pàpišplùs. (Tolpatsch.)

Variante:

tý peš tsàlərêršt trùs.

[1] Dies sagen die Mädchen; bei den Knaben hingegen lautet die Zeile: t maitla sen lùmpətaša.

6.

6 Kinder: Ains, tswai . . . (etc. bis) sèks,
wani š. . . sù šmèks, (schmecken)
wamər pàχa hamər prût, (haben wir Brot)
wamər štarwa semər tût.
Ains, tswai, trèi,
tẙ peš frèi.

7.

7 Kinder: Ains, tswai . . . (etc. bis) sewa,
a pẙrəfràì khoχt ryəwa, (Rüben)
aini khoχt špak, (Speck)
ùn tẙ peš əwak (weg)

8.

8 Kinder: Ains, tswai . . . (etc. bis) âχt,
t sàltàta kén ùf t wàχt, (Wache),
tər šàntàrm (Gendarm) hûlt ti tiæp, (Diebe)
ùn tẙ peš liæp. (lieb)

9.

9 Kinder: Ains, tswai, . . . (etc. bis) nín,
s két a piæwəla (Bübchen) ewər tər rín, (Rhein)
s hèt káli hêsəla à, (Höschen)
met rûta šnaləla (Schnallen) trà. (daran)
s khùmt en a kasəla. (Gässchen)
en tam kasəla eš a kàrta, (Garten)
en tam kàrta štét a pàim,
ùf tam pàim eš a našt, (Nest)
en tam našt eš a ai,
en tam ai eš a tùtər, (Dotter)
en tam tùtər eš a ḫàs,
tar špreṇtər (vulg. šistər) pêr ùf tsepfəlnâs.
(Der springt dir genau auf die Zipfelnase.)

10.

10 Kinder: Ains, tswai . . . (etc. bis) tsèn,
t màkt myəs ùf t pén, (Bühne = Speicher)
tər pẙə hùlt wí,
tər knáχt šaṇt í,
tər hèr treṇt ys,
ùn tẙ myəš nys.

11.

(Bei mehr als 10 Kindern.)

Ains, tswai . . . tswànsik,
t sàltàta kén ùf nànsik, (Nanzig)
nànsik fàrt à prana,
t sàltàta fàra à rana;
Ains, tswai, trèi,
tý peš àm èršta frèi.

12.

Ains, tswû — s pist (beisst) mi a flû;
trèi, fiær, — i hâwa šiær;
femf, sèks — i hâwa khètst; (gehetzt)
sewa, âχt — ər làift ùf t wâχt; (Wache)
nín, tsèn — i hâwa klènt; (gelehnt)
èlf, tswèlf — i hâwa kànsa sàk fol jùri, jùri wèlf.[1] (Wölfe)

B. Schaukellieder.

(Ein Erwachsener lässt das Kind auf seinem Knie reiten.)

1.

Rita rita rèsla, (Rösschen)
ts Èksa (Egisheim) štén trèi šlèsla, (Schlösser)
ts Kholmər eš a klokəhys, (Glockenhaus)
s lyəja trèi jùmfra ərys. (Jungfrauen)
aini špent (spinnt) sita, (Seide)
t àntər fláχt (flechtet) wita, (Weiden)
ti tret pent (bindet) hàwərštrài: (Haferstroh)
half tər (helfe dir) kot mini liæwi fràì.

(Beim letzten Wort lässt man das Kind langsam hinfallen.)

2.

Ros, ros, trela,
tər pýr hèt a fela, (Füllen)
s fela wel net làifa,
tər pýr wels fərkhàifa.
s fela šprert əwak,
ùn tər pýr lèit em trak.

(Wie oben)

[1] Bei dem Wort «wèlf» laufen alle Kinder fort, und das betreffende Kind, auf welches dieses Wort fiel, muss die andern Kinder fangen.

3.

Sû rita tiæ klaina hèrakhentər, (Herrenkinder)
wan si noχ klain wensik (winzig) sen.
wan si krésər wára,
sù rita si ùf tə pára; (Bären)
wan si krésər wàksa,
sù rita si ùf sàksa, (Sachsen)
wù t šéna maitla wàksa,
hopəti hopsasá. (Galopp!)

4.

Rí râ rytš,
mər fâra en tər kytš. (Kutsche)
en tə kytša fâra mər, (wir)
ùf əm èsəl rita mər;
rí râ rytš,
mər fâra en tər kytš.

C. Trostsprüche.

Wenn das Kind sich eine kleine Verletzung zugezogen hat, so wird die betreffende Stelle gestreichelt mit folgenden Worten:

1.

Hajəla hajəla sája, (Segen)
mórn kets rája, (morgen giebt es Regen)
ewərmórn kets šné —
s tyət tər nem (nicht mehr) wé.

2.

Hajəla hajəla sája,
s khatsəl (Kätzchen) hokt ùf tər štája, (Stiege)
s hentəl (Hündchen) [Var.: tər kylər (Hahn)] ùf əm mešt: (Mist)
mər wais nem wù em khent si popo eš. (popo = in der Kindersprache Schmerzen.)

3.

Hajəla hajəla horn,
hailts het net sù hailts mórn.
hajəla hajəla arpsa ùn špak,
pis ewərmórn eš âləs əwak.

D. Wiegenlieder.

1.

Ní nâ, pùpəla (Wickelkind) šlûf,
ùf tə màta (Matten) sen tswai šûf; (Schafe)
s wis eš tí, ùn s šwàrts eš mí,
wan tə šlûfš sen paiti (beide) tí.

2.

Šlûf, pùpəla, šlûf,
tər fâtər hiæt ti šûf,
ti myətər hiæt ti haməla, (dim. von Hämmel)
šlùf i (ein) mi hartsik laməla, (Lämmchen)
(Var. šlùf i mi koltiks aŋəla,)
šlûf, pùpəla, šlûf.

3.

Šlûf, khentəla, šluf,
trùsa (draussen) két a šûf,
tàs hèt sù wisi fiæs, (Füsse)
ti meliχ eš sù siæs, (süss)
siæsər às hùnik (Honig) ùn fika, (Feigen)
jèts myəš tý štel šwíka. (schweigen)

4.

Šlûf, pùpəla, šlûf,
ti wèlf sen em hóf,
t šwàrtsa wiæ ti wisa,
tiæ wèla s khentəla pisa, (beissen)
trùm (darum) šlûf, pùpəla, šlûf.

5.

Maitəla, šoi šoi, (schaue)
tèrt khùmt tər woi woi, (Wolf, Kindersprache)
ər hèt a šéns hiætəla (Hütchen) ùf
ùn a rùts pantəla (Band) trùf.
maitəla, šoi šoi,
tèrt khùmt tər woi woi.

6.

Aia pàpaia, ti papla (Kinderbrei) sen kyət,
wamər (wenn man) pràf pùtər ùn tsùkər trà tyət.
aia, pàpaia, ti khentər sen liæp.
wan sis net màχa wiæ ti tiæp.
aia, pàpaia, jèts šlûf šén i,
tə pəkhùmš tərnû (hernach) fil tsùkər tri. (darein)

7.

Aia pàpaia, wàs wùsəlt (bewegt sich) em strû?[1]
t myətər eš kštorwa, ùn tər fâtər eš frû.
tər fâtər nemt a àntər wíp,
ùn t khentər khùma âli tsyə tər hûχtsit.

---

[1] Stroh, heisst in Rappoltsweiler gewöhnlich «štràì».

8.

Aia påpaia, wås råpəlt em štrû? —
sen t klaina kansəwyli (Gänschen), tiæ måχa a sû.
aia påpaia, šlûf liæwər ås tý,
want mərs net klåiwa (glauben) wet, šåi mər nùr tsýə.

E. Kinderreigen.

1.

Raja, raja, rûsəkråns, (Rosenkranz),
šet mər a pesəla (bischen) wåsər en t pfån,
klaini wèš, krûsi wèš, (Wäsche)
kikəriki. (i sehr lang anhalten).

(Beim letzten «ki» «hüren» alle Kinder, d. h. sie beugen die Kniee.)

2.

Raja, raja rûsa,
ti khiæχla (dim. von Kuchen) sen kəplûsa, (geblasen, aufgebl.)
si lèja en tə pfåna, (Pfanne),
s kråχa åli tsåma (zusammen). [Wie vorhin.]

3.

Raja, raja, rûsa,
s khèja (fallen) krûsi šlûsa; (Schlossen, Hagel),
s kalt (Geld) lèit em khåšta, (Kasten),
mórn miæmər (müssen wir) fåšta,
ewərmórn miæmər s khalwəla (Kälbchen) mètsja,
s khalwəla tås måχt plæ.

4.

Låŋi låŋi kètša, (kêtš = Kette),
fer trèi sý (Sous) khåifa mər kèšta, (Kastanien)
trèi sý ərys (heraus)
fer ens khåfèhys. (Kaffeehaus)

5.

S štét a manəla (Männchen) [Var.: aŋəla] ån tər wånt,
s hèt a kåkəla (Ei, Kdspr.) en tər hånt,
s mêχts (möchte es) kårn siæta, (sieden)
s hèt khè kliæta, (Gluten)
s kåts (würde es) kårn prûta, (braten)
s wel əm net kərûta,

s mèχts kárn asa, (essen)
s hèt khè masər;
s khèit (fällt) a masər fom heməl əràp
ùn šnít em manəla s hantəl àp.
s manəla két tsyəm toktər,
tər toktər eš net thaim,
ər hèt kàr krùmi pain,
ti màkt fáit t khàmər,
tər knáχt hèt a jàmər.
s setst a tíwəla (Taube) ùf əm tàχ,
tàs hèt siχ fàšt pùklik (bucklicht) kəlàχt.

6.

Ana tana tentəfàs, (Tintenglas)
ké en t šyəl ùn lér mər wàs.
khùmš mər haim ùn khàš (können) mər niks,
nem i t ryət (Rute) ùn fets ti nys. (prügle dich hinaus)

7.

S khùma trèi sàltátəla, (dim. von Soldaten),
si klopfa àn tàs latəla, (dim. v. Fensterladen),
si frója wù tər pàpa eš. —
tər pàpa eš em wertshys (Wirtshaus)
ùn syft àli klèsər ys.
ts nàχt khùmt ər haim,
met əma (einem) krùma pain.
s štét a šesəla (dim. von Schüssel) ùf əm teš,
ər fróit wàs trena eš.
t myətər sait niks.
tù nemt tər fàtər s khyəχəprat (Kuchenbrett)
ùn šlèt tər myətər t nàs əwak.

Variante.

ts nàχt khùmt ər haim
ùn hèt a šola (Grundscholle) àm pain.
ər werft a hentər tér,
jèts khà nər nem a fér (hervor).

8.

A šéns khùmpləmant,
tər khàfè eš fərprant,
ti meliχ eš ens fir kəlofa,
i pfif tər ùf ti khàfèkhoχa.

9.

Màriânəla, tsysânəla, (dim. von Susanna)
šte ùf ùn màχ a liæχt; (Licht)
s trèpəlt èpər (Jemand) em hys (Haus) ərùm,
i main s eš a tiæp. —
o nái, myətər, (Mutter) o nái,
s eš tər tsemərmàn. (Zimmermann)
tar poit (baut) mər jû a hísəla, (Häuschen)
henta trâ a šírəla, (dim. von Scheune)
forna trâ a pérəpaiməl, (dim. von Birnbaum)
wan t péra tsitik sen, (reif sind)
sə khoχt t myətər šnets. (Birnschnitz)
kyk iχ en tàs háfəla, (dim. Topf)
sə šlèt si mər ains ùfs násəla.
pitš, patš, plets,
jèts es i tslait (zum trotz) khè šnets.

10.

(Reigen die bei Regenwetter gesungen werden.)

Die Knaben singen:

S ráit krûsi tropfa,
t pyəwa myəs mər klopfa,
t maitla myəs mər fetsa, (fitzen = mit der Ruthe streichen
às si t štái (Stiege) nà pletsa. (springen)

Die Mädchen dagegen singen:

S ráit krûsi tropfa,
t pyəwa myəs mər klopfa,
t maitla tèrfa kitšəla (dim. v. Kutsche) fâra,
ùn t pyəwa myən s kalt (Geld) špâra.
t maitla pəkhùma rûta wí
ùn a štekəl tsùkər trí.
t pyəwa pəkhûma wisa wí
ùn a hùnstsùla trí.
t maitla lait mər en a sitəpèt (Seidenbett)
ùn t pyəwa khèit mər (wirft man) en a tornhèk.

11.

S ráit, tər àkərsmàn sáit,
t khèrnəla šprenja, t fèjəla senja:
jyhè, kikərikí.

12.

S rísəlt (Staubregen) ùn s rájəlt
ùn t štitla (dim. von Stauden = Pflanzen) wara nàs,
ùn wàs a ráχtər khiæfər (Küfer) eš,
sə šlùpft en a fàs.

13.

S ráit, s šnèit,
s két a khiæla went, (kühler Wind)
t ârma sàltâta,
aksətsiæra (exerzieren) met tər flent.
s pentəla (dim. von Bündel) ùf əm pûkəl,[1]
tər štaka en tər hânt,
atie liæwər fâtər
jèts wùri mysikhânt.

F. Lied zu dem Spiel: «Der Plumpsack geht um!»

1.

Tər fùks két ərùm,
ər trèpəlt (trippelt) en tər štùp ərùm,
ər trèpəlt en tər khalər, (Keller)
syft àla mùškətalər, (Muskateller)
ər trèpəlt en tər pàχ,
pis tàs tər nùspàim (Nussbaum) kràχt.

(Erst bei dem Worte «kracht» darf geschlagen werden.)

2. Worte zu dem Spiel: «Holderstock».

(Ein Knabe legt den Kopf in den Schoss eines andern Knaben, und die übrigen «trommeln» ihm mit den Fäusten auf den Rücken herum mit den Worten):

Rùməlti rùməlti holtərštok
wiæ fil hèrnər štrèkt tər pok? —

(Ein Knabe streckt etliche Finger in die Höhe, und der «Holderstock» muss raten; rät er richtig, so muss der Knabe, der die Finger in die Höhe streckte, Holderstock sein. Rät er falsch, so wird weiter getrommelt mit den Worten):

Hatš tỳ (die Anzahl der gestr. Finger) kərûta, (geraten),
sə wár tàs khiæχəl (dim. v. Kuchen) kəprûta. —
flaiš ùf tər teš! (Fleisch auf den Tisch)

(Der Holderstock legt die Hand auf seinen Rücken und die übrigen Knaben «pfatsa», d. h. kneifen dieselbe.)

War eš s ksé? (Wer ist es gewesen?)

(Rät er richtig, so muss der Kneifer an seine Stelle; wenn nicht, so beginnt das Spiel von neuem.)

---

[1] **(û und â von «pûkəl» und «fâtər» sind in der Melodie des Liedes sehr lang; gewöhnlich spricht man «pùkəl» und «fàtər».)**

G. Kiederlieder welche auf Tiere Bezug haben.

1.

Štorik, štorik, tə hèš làŋi pain,
trà mi ùf əm pùkəl (Rücken) haim.
wan t mi net khâš trâja,
sə sèts mi ùf a wâja; (Wagen)
wan t mi net khâš tsiæja, (ziehen)
sə lù wi ti wetər fliæja. (so lass ich dich wieder fliegen)

Variation.

sə lû mi metər fliæja. (so lass mich mit dir fliegen)

Andere Variation.

sə lû mi thaima lèja. (so lass mich zu Hause liegen)

2.

Štorik, štorik, šniwəl šnàwəl,
met tira làŋa ófəkàwəl (Ofengabel)
trà mər a fiærtəl (Mass = Sack voll) waisa (Weizen) haim.
trà mər s kliχ en t mél, (Mühle)
met tim làŋa stél, (Stiel)
trà mərs kliχ ens pèkəhys (Bäckerhaus),
pàχ mər kyəti wèka (Brötchen) trys;
wan sol i si hûla? —
mórn àm ùwa. (Morgen Abend)
met wâs sol i si əsa? —
met kriæna, kriæna krasa. (grünen Kressen)

3.

Šnak, šnak (Schnecke) štrèk t hèrnər ərys,
otər i khèi ti tsyəm firika, firika látəla nys. (zum feurigen Fensterladen hinaus)

(Wird so lange wiederholt, bis die Schnecke die Fühler ausstreckt.)

4.

Maikháfərla fliæi! [1] (fliege)
tər fàtər eš em kriæi, (Krieg)
t myətər eš em pùmərlànt,
s pùmərlànt eš àpkəprant,
Maikháfərla fliæi!

---

[1] Hier herrscht noch die Unsitte, die nicht auszurotten ist, dass die Kinder die Maikäfer an einem Hinterfuss anbinden und sie zum fliegen nötigen.

5.

Maikháfərla flí,
ens hetəla ní, (ins Hüttchen hinein)
ti háita khùma,
si pfifa ùn trùma, (trommeln)
si wèla ti sepəla frasa. (dim. von Suppe)

6.

Maikháfər, maikháfər fli ùf!
ùn màχ tər myətər t šír (Scheune) ùf!
ti jùta khùma,
ti háita trùma,
si wèla met tə raχa, (Rechen)
tiχ ùn tini liæwa khentər tùt štaχa.

7.

Wolf, wolf, pis mi net,
hùntərt tålər kewi tər net. (gebe ich dir nicht)
hùntərt tålər kewi tər net,
wolf, wolf, pis mi net.

8.

Liæp liæp khatsəla,
màχ a šén fratsəla, (dim. Fratze = freundlich Gesicht),
preŋ mər a pår khiæχəla,
tərnû peš a pråf tiærəla.
wet ty àwər kråja, (kratzen)
met tina klója, (Klauen)
sə wùrš kšlåja,
tås wel i tər såja.
trùm liæp khatsəla,
màχ a šén fratsəla.

9.

A, pé, tsé, (a, b, c),
t khàts lèit em šné.
tər šné két əwak,
ùn t khàts lèit em trak.

10.[1]

Kykyk! — wù peš? (wo bist du?) — em wàlt, seš khålt! — wàs hèš? — a frèš. (Frosch) — ke mər ói! (gib mir auch) — nai, nai! — kitsik (geizig), kitsik, kitsik!

---

[1] Ein Kind ruft «kykyk», die übrigen antworten «wû peš?» etc.

11.

Kikəriki! — pantəla trâ! (dim. Band daran)
wan t mi hèš, sə myəš mi hâ.
wan tər kylər (Hahn) ùf t àrwət (Arbeit) két,
sə fàŋa t biænər à tànsa.

12.

Êsəla i ą̂,
tə kéš tər pari (Berg) nâ, (hinab)
wùrùm tan net nùf? — (hinauf)
tə lâtš mər (ladest mir) tsyə fil ùf.

13.

Êsəla i ą̂,
war hèt ti kšlâ? — (geschlagen)
em maištər si pyə. — (Bube = Knabe)
ər eš a špetspyə.

14.

Felslís ùn wantəla, (dim. von Wanzen)
ráplís (Rebläuse) ùn flé, (Flöhe)
tiæ kan ənàntər s hantəla, (dim. von Hand)
tàs hyərakhaiwa fé. —
ùf tira ráχta àksəl, (Schulter)
màršiæra (marschieren) t lís ùn t flé,
ùn henta (hinten) ùf əm pùkəl, (Buckel)
màršiært ti kàns àrmé.

H. Fingersprüche.

Der Reihenfolge nach wird auf einen Finger gedeutet und dabei eine der folgenden Zeilen gesprochen.

1.

Tàs eš tər týma, (Daumen)
tá šetəlt pflýma, (Pflaumen)
tá hèpt si ùf,
tá trait si haim,
ùn tər klain štùmpənekəl est si kàns əlain.

2.

Tár eš ens wàsər kfàla,
tá hèt a ərys kətsoja, (herausgezogen)
tá hèt a haimkətrait,
tá hèt a ens pèt kəlait,
ùn tər klain štùmpa hèts em pàpa ksait.

3.

Tár eš en tər wàlt kàŋa, (gegangen)
tá hèt a hásəl kfäŋa,
tá hèts haimkətrait,
tá hèts kəprûta, (gebraten)
ùn tər klain špetspyə hèts fərûta.

4.

Tàs eš tər týma,
tá frest kárn pflýma,
tá sait wù nama
tá sait em hèrəkârta,
ùn tər klain štùmpa fərûts šnal em pàpa.

I. Scherzsprüche auf Namen.

1.

Àntùni, (Anton)
prûtmùni, (Brotfresser)
lûmpikər pèkəpyə, (Bäckerjunge)
kemər a štekəl prût tərtsyə. (dazu)

2.

Šàmpətis, (Joh. Baptist)
krítəwis, (kreideweiss)
khóləpranər, (Kohlenbrenner)
štàtnàranər. (Stadt hinab Renner)

3.

Khàmífəjər,
štakəlatrájər,
khewəlapùtsər,
štàtnàrùtšər.

4.

Šàlər nâtsi,
àrmər tropf,
hèš hûr àm pàrt
un khèn ùf əm khopf.

5.

Tər hàns ys əm mùkəloχ
hèt àləs wàs ər wel.
ùn wàs ər hèt, tàs wel ər net,
ùn wàs ər wel, tàs hèt ər net;
tər hàns ys əm mùkəloχ
hèt àləs wàs ər wel.

6.

Tər khalər fràns eš t štái nà khèit, (die Stiege hinab gefallen)
i hàwa héra rùmpla;
i hâ kəmaint s eš a krùsa màn,
ùn s eš nùr a klaina štùmpa.

7.

Tər projər lyi eš kâr tsyə kšèit,
ər werft əwak wàs ər fərhèit, (zerbricht)
ər khèit ti šarwa (Scherben) en tər pàχ,
trùm wùrt ər o sù yskəlàχt.

8.

Tər hertsəwert fo parika, (Bergheim)
ta hèt a šéni fràì;
si eš net krùm, si eš net kràt
ùn hèt a nâs wiæ a wàjəràt. (Wagenrad)
tər hertsəwert fo parika,
ta hèt a šéni fràì.

9.

Tər khàpəràl (Korporal) lans,
hèt t hósa fəršlanst, (zerrissen)
hèt s hamp əryshaŋka, (heraushängen)
às əm t kans (Gänse) nûrana. (nachrennen)

10.

Màtis,
preχ s is, (brich das Eis)
hèš khains
sə màχ tər ains.

11.

Itsik, špetsik, (spitzig) nytəlfrasər,
ké en t šyla (isral. Schule, Synagoge) ùn šlif tàs masər.

12.

Tər itsik khùmt ke rita,
uf əra tera (dürren) kais.
tər itsik két àptsita, (zur Seite)
ti kais lût a š . . .

13.

Tər hànsəl ùn tər sèpəl, (Joseph)
treŋka met nàntər a šèpəl. (Schöppchen)
tər hàns ta khèit ens pùŋkəlfàs,
tûntərwatər wiæ klèpərt tàs.

14.

Hopsa lesəla, (Elisabeth)
tàns a pesəla, (ein Bischen)
lepf tini krùma pain en t hé! —
s tànsa eš mər fərkàŋa,
t wentla (Windeln) haŋka àn tə štàŋa.

15.

Màrí, lû (lasse) t hiænər ní,
lû tər kylər làifa,
às mər a khèna fərkhàifa.

16.

Helénəla,
àm prenəla, (dim. von Brunnen)
àm tsùkərpérəpàim; (Zuckerbirnbaum)
ùn wan tiæ péra tsitik sen, (reif sind)
sə khiæχəlt (Kuchen backen) ùnsri frài.

17.

Ujéra, frài mêra, (Bürgermeister)
wiæ šlåt tər màn ti frài.
ər šlåt si met əm lùrtša, (alter Schuh)
às si nem khâ f.....
ùjéra, frài mêra,
wiæ šlåt tər màn ti frài.

18.

Ujéra, frài mêra,
sé śnùpft sù kárn tywàk. (Tabak)
Iχ hâ ti peks (Büchse) fərlóra,
jèts pfifi ni (pfeit ich euch) en tər sàk. (Tasche.)

19.

Tər hànsəl ùn s krétəl
sen paitəs pråfi lait; (Leute; gew. lit.)
tər hànsəl eš nàraχtik (verrückt)
ùns krétəl eš net kśèit.

20.

Šmet, šmet, śmet, (Schmied)
nem ti hamərla met. (dim. von Hammer)
wan tý wet a rèsəl pšlàja, (Ross beschlagen)
myəš tý ti hamərla pítər (bei dir) tràja.
šmet, šmet, śmet,
nem ti hamərla met.

21.

S khùmt a fràì fo khèštəhols, (Kestenholz)
tiæ haist màri trùŋkəpols.
Si hèt a tsain fol khentər,
tiæ priæla (brüllen = schreien) wiæ tər šentər. (Schinder)

K. Scherzsprüche zu Festtagen.

1.

I wenš tər a klekliks nèijùr,
a paŋəla (Stück Holz) ùfs ùr, (Ohr)
a hèwəl (Prügel) ùf tər khopf,
pis às s plyət (Blut) nà tropft.

2.

I wenš ni a klekliks nèijùr,
ùn wanər mər a wèka kan eš s wùr.
kanər mər khènər, sə eš a kùrtsi lùŋ
wàs i ni wenš, ùn a làŋi tsùŋ.

3.

I wenš tər fil klek, (Glück)
a paŋəl (Knüppel) en s knek, (Genick)
ùn a hèwəl (Knüppel) ùf s ùr, (Ohr)
pis ùf s àntər jùr. (bis zum andern Jahr.)

4.

Fàsənàχtsnàr, hèš kalt em sàk ? (Geld in der Tasche)
kemər a sý (Sous = 4 Pfg.) fer šnùpftywàk !

5.

Màrià liæχtmas,
s špena fərkas,
s ràtəl (Spinnrädchen) hentər tér,
ùn s ràmasər (Rebmesser) a fér.

6.

Sànti nekti naki, (St. Nikolaus necke ich)
hentrəm ófa štaki.
keš mər èpfəl ùn péra, (Birnen)
sə khùmi wetər a féra. (hervor)

7.

Trèi khenık, trèi khenik met èirəm štarna,
ər kràχa ti nùsa ùn asa ti kharna,
ər khèja (werfen) ti šàla hentər tér, (Thüre)
t mis (Mäuse) ùn t ràta hùla si a fér.

8.

Trèi khenik, trèi khenik met érəm štarn,
si asa ùn treŋka ùn tsåla net kárn.
si patla åli hisər ys, (sie betteln alle Häuser aus)
trùm khèja mər si tsyə tər tér nys. (zur Thüre hinaus).

9.

(Spruch der 3 Könige:)

Mər wenša tə hèra a koltika teš, (Tisch)
ùf åla fiær èka a plåt fol feš,
en tər metla tren a kryəi (Krug) fol wí, (Wein)
ås åli khèna (können) lùštik sé.
ùn en tər måtàm a koltika wåja,
ås si hhå (kann) en tər hemal fåra.

L. Sprüche vermischten Inhalts.

1.

Tèrt trowa, tèrt trùnta, (dort oben, dort unten)
wùs wåsər åplàift,
tèrt štét a wåltpryətər, (Waldbruder)
wù khùtla (Kaldaunen) fərkhàift.
ər hèt s pata (beten) fərkasa,
ər hèt s nèštər (Rosenkranz, von Paternoster) fərprant,
ər hèt t šlùrwa (alte Hausschuhe) yskətsoja (ausgezogen)
ùn eš tə maitla (Mädchen) nûkərant.

2.

Wan tər šnítər (Schneider) èps kštóla hèt,
sə wais ər kliχ (gleich) wù nùf. (wo 'nauf)
ər šlùpft šnal en a nùtəlpeks (Nadelbüchse)
ùn màχt tər tèkəl trùf.

3.

Tər šnítər eš a fåtətiæp, (Fadendieb)
tås wais mər em kånsa lånt.
ùn t maitla han t såltåta liæp,
tås eš o štåtpəkhånt.
ùn wár mər tås net klàiwa wel,
tam mast tər šnitər à ti èl. (Elle)

4.

Khèrwəlkryt (Anthriscus cerefolium) ùn ráwəsalåt (Valerianella)
wåksa en ùnsrəm kártəla; (dim. von Garten)
tû (da) a štítəla ùn tèrt a štítəla, (dim. von Staude)
ket a kyəts (gutes) sàlátəla. (dim. von Salat.)

5.

Het eš khelp, ùn mórn eš khelp, (Kilbe, Kirchweihfest)
pis àm tsištik tsûwa, (Dienstag Abend)
wan tý tsyəm mim šatsəla khùmš,
sə sâwəm (sage ihm) kotənûwa. (guten Abend)
kotənûwa tsysànkrét, (Susanne-Grethe)
tsai mər wû ti pètlàt (Bettstelle) štét? —
hentrəm óia àn tər wànt,
wù ti tsysàn t flé fàr̨t.

6.

Šatsəla è ty fáše, (faché = zornig)
sàkərtiæ (sacré dieu) wùrùm? —
lak ty miχ àm èləpoja, (Ellenbogen)
ti khelp (Kilbe) eš ərùm.
trùm trùts net sù, ùn trùts net sû, (trotze nicht so sehr)
s khùmt a tsit (Zeit), tə peš wetrùm frù; (du bist wiederum froh)
trùts net sû, trùts net sù,
tə wùrš jù wetər frû.

7.

T kheriχ eš ys, (die Kirche ist aus) t sùp làift ys,
t ar̨əla asa tsûwa, (zu Abend = vespern)
wan tər fètər meχəl (Michel) khùmt,
sə sait ər kotənûwa. (Guten Abend)
ər prer̨t trèi khoilopf (Kugelhopf) en tər hànt,
khiæχla (dim. von Kuchen) pàχa eš khè šànt,
tér ains, mér ains
ùn em liæwa hèrkot (lieben Hergott) ains.

8.

Ráits àm pàrnəpàs, (Barnabas)
Nemt tər wi (Wein) àp pis ens fàs.
àwər mèrtsəštàip, (Märzenstaub)
àwreləlàip (Aprillaub)
ùn majəlàχa, (Lache = Pfütze)
sen trèi šéni, kyəti sàχa.

9.

Ùnsri màkt ùn èiri màkt,
(Var.: Mini fràì ùn tini fràì)
sen tswai šéni waiwər, (gew. wiwər)
aini eš khànûnəfol, (kanonenvoll)
ùn t àntər hèt a štaiwər. (Rausch)

10.

Kikəl kikəl (Geige) råtsa,
mórn khùma t špàtsa,
ewərmórn ti feŋka, (Finken)
åli jùta šteŋka.

11.

Kemər (gieb mir) prût! (Brot)
tər pèk eš tût.
tər melər (Müller) eš kràŋk,
s ket khè prût em kànsa lànt.

12.

Tər melər hèt wèla måla,
ti rêtər wèla net ké,
ùn åli parikmər (Bergheimer) pyəwa,
sen krûsi štekla fé.

13.

Kikərikí em kriæna wålt,
i hâwa béra (hören) ryša; (rauschen)
piæwəla nem khè rûti fràì,
tə khâš si nem fərtyša. (vertauschen)

14.

Wár wel kyəti khiæχa (plur. von Kuchen) pàχa,
tá myəs hâ sewa (7) sàχa. (Sachen)
pùtər ùn šmàls,
aiər ùn sàls,
meliχ ùn mál,
såfra (Safran) màχt tər khyəχa kál. (gelb)

15.

Tèrt trowa, tèrt trùnta,
tèrt štét a khàpal, (Kapelle)
tèrt tànsa tswai šwûwa
metra (mit einer) låra potal. (Bouteille = Flasche)
metra klaina pim pim,
metra krûsa pùm pùm,
ùn t híkəl màriàn
hèt a krûsi trùm. (Trommel)

16.

Tèrt trowa, tèrt trùnta,
tèrt két a àltər jùt;
forna eš ər kšóra, (geschoren)
ùn henta eš ər plùt. (kahl).

17.

Tèrt trowa, tèrt trùnta,
wûs wàsər nà rolt,
tèrt làχa ti jùta,
si maina s eš kolt.

18.

Trèi pliæmla (Blümchen) àm fanštər,
trèi lelia (Lilien) em wàlt;
em sùmər (Sommer) eš s liæplik,
em wentər eš s khàlt.

19.

Ůnsri màkt khoχt nýtla, (Nudeln)
si šprytst a pesəl trà;
s eš kràt nànet (noch nicht) šmùts (Fett) kənyə, (genug)
si prana àwər toχ net à. (sie brennen aber doch nicht an)

20.

Ůnsri màkt eš en tər khùχ, (Küche)
si wašt em fàtər s kšer; (Geschirr)
forna eš si màjər, (mager)
ùn henta eš si ter. (dürr)

21.

Horiχa (höret) wàs iχ èiχ (euch) wel sàja,
t klok hèt èlfi kšlàja.
lèša t liæχtər ùn t àmpla, (Ampeln)
ùn lèja ens pèt ùn štràmfla. (strampelt)

22.

Mi šàts eš krítəwis, (kreideweis)
hèt rûti pàka. (Backen)
ùn flé wiæ flátərmis (Fledermäuse)
ùn lís wiæ ràta. (Ratten)

23.

Àlmyəsa, (Almosen)
štain em pyəsa, (Busen)
lís ùn krent, (Grind)
i pen a àrm patəlkhent. (Bettelkind)

24.

Nût (Not) preχt ísa, (Eisen)
tàs khàwiχ (kann ich) tər pəwisa;
wár mər tər knopf net lûskəresa,
sə hat iχ en ti hósa kš....

25.

S khùmt a jùt ke rita,
ùfra (auf einer) tera khyəi; (dürren Kuh)
a wâtəl (Schwanz) hèt si khènər
ùn ket toχ meliχ kənyə. (genug)

26.

Frài, khàifa nər (kauft ihr) pása? — (Besen)
jû, khùma ərí. (kommet herein)
han ər šù tsmorja kasa? (zu morgen gegessen)
jû, forər a wil. (vor einer Weile)
ùnsri khàts hèt jùηi kəmàχt,
femfətswànsik (25) en ainəra nâχt,
en a àlti tsain, (Korb mit 2 Handgriffen)
àwər si sen noχ klain.

27.

Jùηər pùršt (Bursche), lèš ti tùršt,
tə waiš net èp tə àlt wùrš.
jùηər pyə (Bube), špâr ti kyət, (Gut)
àsəs tər (damit es dir) em àltər wûl tyət.

28.

Hirùta (heirathen) eš a hiænərhys, (Hühnerhaus)
war tren eš, ta mèχt ərys, (der möchte heraus)
war trùs eš, ta wel trí: (der will hinein)
hàns, iχ rùtər (ich rate dir) létik ts plí. (zu bleiben)

29.

Tər špak ùn t šwârt,
sen fo ainəra àrt. —
wár s klàipt, wùrt sálik, (selig)
ùn wár en a málsàk (Mehlsack) šlùpft, wùrt málik. (mehlicht)

30.

Sâja hèr, met èirəm fràk,
khàifa mər toχ a kholantər àp. (Kalender)
wan si šùn pàpírik (aus Papier) sen,
sen toχ šéni kšeχtla (Geschichten, Erzählungen) tren.

31.

Arpər, empər, krampər (Erd-, Him- und Heidelbeeren)
t šwèštra han šéni hampər, (Hemden)
t priætər (Schulbrüder) làηi khùta, (Kutten)
ùn iχ es (esse) kárn pflùta. (Klösen)

32.

Menštərtêlər maitəla, (Münsterthäler Mädchen)
wiæ mày̆š tan tẏ ti khás? — (Käse)
i prùns a pesəl ens khewəla (dim. von Kübel)
ùn trùk a (drücke ihn) met əm fétəla,
trùm eš mi khás sù rás (scharf).

33.

Ts páwla (Bebelnheim) náwa tər pošt,
tèrt treŋt mər kyəla (guten) mošt.
ts tsaləparik (Zellenberg) ùf tər hé (Höhe),
tèrt fàŋa t wíwər (Weiber) lis ùn flé.

34.

Jùt, jùt (Jude) kəpóra, (geboren)
hèš s loχ fərlóra,
hèš s wetər kfùnta, (gefunden)
hèš s àna èkštain (Eckstein) kəpùnta.
tə štéš ùntrəma (stehst unter einem) rûsəštok (Rosenstock)
ùn šteŋkš toχ wiæ a kaispok. (Ziegenbock)

35.

S két a manəla ewərs prekəl, (über das Brückchen)
s hèt a sakəla (dim. von Sack) ùf əm pùkəl, (Rücken)
s štûst (stöst) àn a pfošta. (Pfosten)
tər pfošta kràχt,
s manəla làχt:
wàs wùrt tàs wetər khošta?

36.

Hûrik, (haarig) hûrik, hûrik eš net plùt. (kahl)
ùn wan ta jùt net hûrik wár,
sə khènt mər a pryχa fer a liəχtpùtsšár; (Lichtputzschere)
hûrik, hûrik, hûrik eš ta jùt.

37.

Ts nàχt wan tər mûnt (Mond) šint,
trèpəlts ùf əm prekəl; (dim. von Brücke)
tù fiært (führt) tər hànsəl s krétəl haim
ùn seŋt (singt) əm a nats štekəl. (dim. von Stück=Lied)
tù pfift ti khyəi, (Kuh)
ùn tànst tər pár, (Bär)
t èsəl àli trùma. (trommeln)
àli mis wù wátəl (Schwänze) han,
tèrfa tsyə tər hûχtsit (Hochzeit) khùma.

38.

Treŋki, (trinke ich)
sə heŋki; (so hinke ich)
treŋki net, (nicht)
sə heŋki toχ.
liæwər treŋka (lieber trinken)
ùn heŋka,
às net treŋka
ùn toχ heŋka.

39.

Tsepfəl, tsapfəl, sítəknola, (Seidenknäuel)
mi fàtər eš a šnetslər (Holzschneider) wora. (geworden)
ər šnetsəlt mər a hàs, (Hase)
ta két ens kriæna (grüne) kràs;
tèrt štét a wisər šeməl, (weisser Schimmel)
ta fiært (führt) mi en tər heməl. (Himmel)
wû i en tər heməl kyk, (gucke = schaue)
sewi (sehe ich) a plàt fol syrkryt. (Sauerkraut)
tù khùmt ti pàs (Base) khatrí, (Katharine)
ùn štèkt a štek (Stück) špak (Spek) tri;
khùmt tər fètər frets, (Fritz)
metra (mit einer) plàt fol šnets; (Apfel- oder Birnschnitz)
khùmt tər ùŋkəl márta, (Martin)
haist âli tsàma (alle zusammen) wàrta; (warten)
khùmt tər pryətər štafa, (Stephan)
haist âli tsàma asa; (essen)
tərnû (darnach) khùmt àwər tər àlt šàmpətis (Johann-Baptist)
ùn jàit (jagt) âli tsàma tsyəm heməl nys. (hinaus)

M. Scherzfragen.

1.

Hèš tùršt? —
šlùpf en a wùršt.
hèš hùŋər? —
šlùpf en a kùkùmər (Gurke).
hès àŋšt? — (Angst)
klopf ùf tər wàŋšt. (Bauch)
hèš hais? —
šlùpf en a kais. (Gais = Ziege)
hèš khàlt? —
šlùpf en tər wàlt.

2.

Wet a pér? — (Birne)
šlùpf hentər tér. (Thüre)
wet prût? — Brot
tər pèk eš tût.
wet a khèšt? — (Kastanie)
štèk tər feŋər ens mýl (Maul=Mund) ùn hèp tər týma fèšt.
(und halte den Daumen fest)

3.

Wiæ haiš? — (Wie heisst du)
hâns kais.
wiæ noχ? —
hàns ploχ.
wiæ mé? — (wie mehr)
a sakəla fol flé. (Flöhe)
wiæ wèniər? — (weniger)
a khorp fol hèrnər.

N. Rätsel.

Hûχ (hoch) wiæ a hys (Haus),
klain wiæ a mýs,
kriæn wiæ krâs,
wàs eš tàs? —
rût wiæ plyət, (Blut)
nànet kyət; (noch nicht gut)
šwàrts wiæ a hyət, (Hut)
jèts eš s kyət.
(Auflösung: Schwarzkirschen.)

O. Sprechübungen.

1.

Wan wàsər wí (Wein) wár,
wû wota walši wiwər wentla waša.
(wo wollten welsche Weiber Windeln waschen.)

2.

Hentərs hikəls hákəls hys, (Haus)
haŋka hùntərt hàsa ərys. (heraus)
hùntərt hàsa haŋka ərys,
hentərs hikəls hákəls hys.

3.

S tèktəpèt (Bettdecke) hèt fiær èk, (4 Ecken)
fiær èk hèt s tèktəpèt etc.

XII.

Tər Théwəlt ùn s Tórtəl.

Gedicht in Völlerdinger Mundart

von

J. Dahlet.

Nach des Verfassers Diktat phonetisch geschrieben[1] von J. SPIESER.

Tə Théwəlt hàn iχ àləwil kùt khenə hàn.
ər eš fil en ùnsər hys khùm, ə týsər màn.
šùn às pû eš ər net so kaỳkliχ kəwăn,
khăn mắtəšmàkər, khăn tsepəl, s nâχts fil təhăm.
ər wărt wól â àls əmòl ùf tə frèiərèi sen kàŋ 5
ùn kətăŋkt hàn wí tər săl: «so pesəl ə menš[2] mùs mər hàn».

---

[1] Vgl. Jahrgang IV, S. 73 Anm. und V, S. 134. Eine Hauptschwierigkeit habe ich diesmal umgangen, nämlich die Unterscheidung der verschiedenen r, auf die ich schon bei den Zillinger Sprachproben, Jahrgang V, S. 134, aufmerksam machte. Vor einem andern Konsonanten klingt das r nämlich fast wie ein ganz kurzes a (z. B. Tórtəl = Tóᵃtəl); sonst, besonders deutlich zwischen zwei vollen Vokalen (z. B. hèiràtə), klingt es in Völlerdingen guttural, doch nicht so deutlich, wie z. B. in Mackweiler oder in Adamsweiler. In Dörfern, wo das gutturale r nicht üblich ist, nennt man die gutturale Aussprache des r «knerren» und sagt dann z. B., «die Völlerdinger «knerren» auch, aber nicht so hart wie die von Mackweiler.»

[2] In Völlerdingen unterscheidet man durch die Aussprache menš Geliebte(r) von mänš Mensch, Person.

nù àlè, min Théwalt šint nimè kànts jùŋ,
trùm sâ iχ àm ə-n-òwət : «àltərlə, s wär à pàl jèts tsit,
às tə fàn tər kàs khämš en ə äiəni hysàlteŋ ;
10 tý peš jèts khän filə mė, ùn, fərtsern tiχ net,
neks pətréptər ùf tər wält, às so ə-n-àltər pù ;
em kàntsə torf mùs jo khän khû so àlt sen wí tý.»
min fètər Théwalt màχt ə pretš trèi èlə làŋ tsèršt,
šmùntsəlt àwər pàl ùn sàt : «käl, wàn tə à noχ lètiχ wärš !
15 nù, špàs àpàrt, wäš mər äni ? mər mùs sə tswäit sen fùr en tə è,
tər phàrə, wù änə əlän khoplért, tär läpt šùn làŋ nimė.
tə hàš wärliχ räχt, jèts wärt[1] tsäneŋə à frèiə kàŋ ;
wär wärt miχ àwər welə ? iχ sen tər Théwalt šùn kàr làŋ.» —
«wäš tə, wí, khùmpär, wàs ə fraỳ fùr tiχ wär ?
20 s Tórtəl təheŋə, jà tàs eš ə mänš, wi siχ s hèrt,
hísliχ ùn fəršàfə, à tsitiχ, klàw iχ,
ə pesəl hór ùf tə tsàn, àwər ə fraỳ fùr tiχ.
tes kèt àləwil so tsempərliχ tòhär,
so šèn, klàt, èwə, às wàn s en tròt kəhäŋkt wär.»
25 tə ànrə-n-òwət štèlt siχ min Théwalt en tə weks,
pùtst, wèšt, štrält siχ, täŋkt : «s frówə khošt neks» ;
nemt s härts en tə hànt, làft äns kàŋs tsùm Tórtəl hén,
ùn, mér neks, tér neks, sàt : «welə mər menšərə sen ?»
min Tórtəl wärt fír rót, s pèiəlt kràt à' mə téχəl ;
30 wí s tàs hèrt, kèt s ùf wí ə fàsənàχtskhéχəl,
pàtšt en ; ty khänš s jó, s rèt kràt fàn tər läwər.
löw, wí sə jèts làχə, met ùm kàntsə kseχt wi ə mäikhäwər !
àn tə ärwət kèt jèts min hoχtsitər met lùšt,
phift, seŋt met hälər štem, ys folər prùšt ;
35 wù ər kèt ùn štèt, hàt ər s Tórtəl em sen ;
té hàn ənànər kär, sen kràt wí tswäi khen.
šmets ket s kənùk, eš tàs èpə šläχt ?
ùn špetsə s myl tətsû wi ə khû, wù nòχ ərə ärpér räχt.
sə sen mər nùmə tsû tórtiχ. iχ wäs wól, jér khen,[2]
40 às tə hoχtsitərə nín tâ làŋ plen mesə sen.
àwər só änfältiχ, nä, hàn iχ min tàtəsläwəs neks kəsin.
wàn s nùmə net šläχt ysfält ! iχ kwèl miχ kànts trùm,

---

[1] Dieses unpersönliche Passivum ist in Völlerdingen und Umgegend besonders beliebt, um einen Entschluss auszudrücken, z. B. jèts wärt häm kàŋ, «jetzt gehe ich (gehen wir) heim» ; hyt wärt en tə wàlt kfâr «heute fahren wir (fahre ich) in den Wald.»

[2] jér («ihr») khen («Kinder»), Art Interjektion, die auf den Angeredeten nicht mehr Bezug nimmt.

iχ hàn šùn kàr tèk kəsin, té phâr tórtiχə wùχə sen pàl ərùm.
əs fərkèt àləs, šmets ùn hoχtsit; s wärt ə kùti wil,
träf iχ əmôl minə Théwəlt met ùmə šepəštil; 45
ər löyt mýksiχ tren, häŋkt s myl wi ə-n-èləfànt tə resəl,
nä, iχ wel net leiə, ər màχt ə kseχt wi ə-n-èlfsyšesəl.
mér wärt s häis ùn khàlt, šnäl fröw iχ: «wi kèt s tim wèiwəl?»[1]
«só,» šnùrt tər Théwəlt, «ànri hàn jèts kùt hèiràtə, iχ h à n tə tèiwəl.»

Übersetzung.

Der Theobald und die Dorothea.

Den Theobald konnte ich immer gut leiden. Er kam viel in unser Haus, ein stiller Mann. Schon als Knabe und Jüngling zeigte er ein gesetztes Wesen, lief nicht den Mädchen nach, war kein Hochmutspinsel, des Nachts viel zu Hause. Er wird wohl auch zuweilen auf die Freierschaft ausgegangen sein und gedacht 5 haben wie Jener: «So ein wenig ein Liebchen muss man haben.» Nun gut, mein Theobald scheint nicht mehr ganz jung, drum sage ich eines Abends: «Alter Freund, es wäre jetzt auch bald Zeit, dass du von der Gasse kämst in eine eigene Haushaltung; du bist jetzt kein Füllen mehr, und, erzürne dich 10 nicht, es giebt nichts Betrübteres auf der Welt, als so einen Hagestolz; im ganzen Dorf muss ja keine Kuh so alt sein wie du.» Mein «Vetter Theobald» verzieht den Mund drei Ellen lang zuerst, schmunzelt aber bald und sagt: «Nicht wahr, wenn du auch noch ledig wärest! Nun, Spass beiseite, weisst du 15 mir Eine? man muss zu Zweien sein, um in die Ehe zu treten, der Pfarrer, der Einen allein traut, lebt schon lange nicht mehr. Du hast wahrlich recht, jetzt gehe ich eigens auch freien; wer wird mich aber wollen? ich bin «der Theobald» schon gar lange.» — «Weisst du wie, Freund, was eine Frau für dich 20 wäre? Die Dorthel dahinten, ja das ist eine Person, wie sichs gehört, sparsam und fleissig, auch reif, glaube ich, ein wenig Haar auf den Zähnen, aber eine Frau für dich. Die geht immer so zierlich einher, so schön, glatt, eben, als ob sie in Draht gehängt wäre.» Den andern Abend stellt sich mein Theobald 25 in den Wichs, putzt, wascht, kämmt sich, denkt: «Das Fragen

---

[1] «wèiwəl» hier für das gewöhnliche «wiwəl».

kostet nichts»; nimmt das Herz in die Hand, läuft stracks zur Dorthel hin und sagt ohne weiteres: «Wollen wir ein Pärchen sein?» Meine Dorthel wird feuerrot, sie bügelt gerade
30 an einem Tüchelchen; wie sie das hört, geht sie auf wie ein Fastnachtskrapfen, schlägt ein; du kennst sie ja, sie spricht gerade von der Leber. Schau, wie sie jetzt lachen, mit dem ganzen Gesicht, wie ein Maikäfer! An die Arbeit geht jetzt mein Bräutigam mit Lust, pfeift, singt mit heller Stimme, aus
35 voller Brust; wo er geht und steht, hat er die Dorthel im Sinn; die lieben einander, sind gerade wie zwei Kinder. Küsse giebts genug — ist das etwa schlecht? und spitzen den Mund dazu wie eine Kuh, die nach einer Erdbeere reicht. Sie sind
40 mir nur zu vernarrt. Ich weiss zwar wohl, dass die Hochzeiter neun Tage lang blind sein müssen. Aber so einfältig, nein! habe ich mein Lebtag nichts gesehen. Wenn's nur nicht schlecht ausfällt! ich quäle mich ganz darum, ich habe schon oft gesehen, die paar Liebeswochen sind bald herum. Es vergeht Alles, Küsse und Hochzeit; es währt eine gute Weile, da
45 treffe ich einmal meinen Theobald mit einem Schaufelstiel; er schaut mürrisch drein, hängt den Mund, wie ein Elefant den Rüssel, nein, ich will keine Unwahrheit sagen; er macht ein Gesicht wie eine Elfsouschüssel. Mir wird's heiss und kalt, schnell frage ich: «Wie geht es deinem Weibchen?» — «So,» schnauzt der Theobald, «Andere haben jetzt gut heiraten, ich h a b e den Teufel.»

XIII.

Mundartliche Dichtung.

Wie guet mer's in der Heimet het.

Strassburger-Mundart.

's isch doch in der wite Welt
Niene,[1] niene besser bstellt
Für min Herz unn mine Fridde,
Als in miner Heimet Midde
's Fremdland het kein Muetterherz,
Wär's au rich an Gold unn Erz,
Thät au drinn Champagner fliesse.
Süess wie Nektar ze geniesse.
Prosit! doch zell[2] Kriedeland
Isch nit schön wie's Heimetland.
Unn min Elsass pflanzt au Rewe,
Die ganz edli Triewel[3] gewe;
Muschketeller unn Traminer,
Wo ze Land sinn d'Sorte finer?
Zwische Wasgau, Ill unn Rhin
Wachst für uns en Extrawin.

---

[1] nirgends.
[2] zell-jenes.
[3] Trauben.

Der gibt Kraft, au frisch ze wandre
Von eim Wasgauthal zuem andre.
Unn wenn um de Mittda heiss
Von der Stirn i wisch de Schweiss,
Schöpf i mit der hohle Hand
Mier e Trunk am Quellerand.
Wie e Kind thüet's mi gelüste,
's isch wie Milch von Muetterbrüste.
Macht mer frische Wandermuet,
Unn i grif zue Stock unn Huet,
Unsri Berri ze durchstreife,
Statt in d'wit wit Welt ze schweife.
Geht e Frind, e Landsmann mit
Arm in Arm unn Schritt für Schritt,
Sinn mer doppelt gueter Dinge,
Dass mer hell e Düo singe
Unserm schöne Land zen Ehre
Unn ze Wett mit Vöjelchöre.

Ach im Fremdland, wills mer schiene,
Sehn mi d'Lit mit schiefe Miene,
Sieht mi mancher Diebskumpan
Gar mit falschen Auen an.
Hie ze Land uff alle Weje
Kumme Landslit eim ergeje;[1]
Wo i geh mit flinke Füesse,
Thuen sie mi gar frindli grüesse
In der liewe Muettersprooch.
«Grüess euch Gott! rueft Mancher nooch,
Fröjt mi: Gehn er au spaziere?
Tapfer können ihr marschiere;
Bhüet üch Gott! heisst's noch emol,
Lewewohl unn schlofe wohl!»
Solch Gemüet henn unsri Lit,
Biete gern enander d'Zit.[2]
s'isch, als wär mer bi Verwandte,
Unter lüter Altbekannte.
So isch's wie am Wasgau hüwwe.
Au bim Noochber Schwarzwald drüwwe.

Kehr' i von der Wandrung widder,
Lai i mine Reisstock nidder,
Süech i uff der Heimeterd
Rüej an minem eijne Heerd,

---

[1] entgegen.

[2] d. h. grüssen je nach der Tageszeit: «guten Morgen» bis «gute Nacht».

O wie wohl thüets, wenn mit warme
Willkumsgrüesse mich umarme
Treui Seele, Frau unn Kind,
Gschwister, Nochbre, gueti Frind!
O wie ich's eim wohl ze Mueth
In der Heimet sichrer Huet!
Vivat, Vivat unser Ländel!
Jo, mer hewwe's fest am Bändel
Unn mer lon's nit — Gott bewahre!
Lon's bis in de Tod nit fahre.
Winkt am End der Tod zuem Grab,
Nimmt er uns de Wanderstab,
O wie tröstet noch de Kranke
Bi'm Verscheide der Gedanke:
In der Heimet Muetterschoos
Rüejt's Gebein — o seli's Loos —
Newe Brüedre wohl geborje
Bis am Uferstehungsmorje,
Wo mer alli — Gott mög's gewe —
In der ewige Heimet lewe!

Adolf Stöber.

Urwes.

Erinnerung.

Wie schön, wie wunderschön isch's gsi!
Wie vielmol denk ich zruck derthi,
Jetz, an die Orte-n-alle!
Jch bi dr ganze Tag im Thal
Un uf de Berge, iweral
Wo's mir so güet hat g'falle!

O d' «Krone» die steht vor mim Sinn,
Wo's so güet z'wohne gsi isch drin!
Wer kännt's vergesse numme!
E-n-Amslechor, im Wald versteckt,
Hat mich am Morje frieih verweckt,
Wenn als dr Tag isch kumme.

'S Läufbrinnle das hat plätschert dus;
Un was e Lewe, was e Gnuss
Die frische Bergluft z'gniesse,
Un z'säh wie d'Sunne, warm un güet,
Mit ihre gold'ne Strahle thüet
'S Thal wieder froh begriesse.

Ich sieh dr Hirt, derno, wo kunnt,
So, in dr frieihe Morgestund,
Ku z'drüdle voller Freide,
Sieh d'Heerde mit de Glocke-n-a
Dr Weg züem steile Berg ischla
Wo sie druf sin geh weide.

'S Herz hat mir g'lacht als in dr Brust,
Vor lüter Freid, vor lüter Lust,
An so me schöne Morje,
Wenn ich dur Berg un Thal derno
Als ummegstreift bi, dert, so froh
Un frei vo alle Sorge

Un bi-n-ich mied un matt als gsi
So ha-n-ich mich nur blos derthi
Ins weiche Miesch lo sinke;
Un wo ne Waldbach g'flosse-n-isch
Im tiefe Schatte, klar un frisch
Dert bi-n-ich als geh trinke.

Frei wie dr Vogel uf em Feld,
Was ha-n-ich in dàr Wunderwelt
Verlebt fir schöne Stunde!
Un alles das isch jetz scho wit,
Se-n-isch, fir mich, die schöne Zit,
As wie ne Träum ve schwunde.

A. Lustig.

———

Der Pankratz-Da

oder

e Thee-Owen am Wasserzoll.

Schwank in einem Akt

von

Emil Oberthür.

Aufgeführt 1887 zum Besten der Ueberschwemmten an der Ostsee.

Scene stellt eine Stube vor, in der Mitte nach links ein Tisch, nach rechts Stühle, Hintergrund ein Kamin, Fischerei-Geräte.

PERSONEN:

Pankratz Rottelmeier, Rentner, ehemal. Fischer.
Käthel, seine Frau.
Augustinel, Cousine von Rottelmeier.
Schängel, Schusterlehrling, Neffe von Rottelmeier.

I. Scene.

Schängel (eintretend): Gute Da bisame; ah! s'isch Niemand in der Stub, d' Dande isch allewei e Bissel in's Nochbers gange fur ze retsche. Es isch hit mim Unkel Pankratz sin Namesda un do hawi em fur e Sürpris, zwei neui Riester un Flek uf sini Schue gemacht mit denen Er so manchi Jährle uf em Fischmärik g'standen isch.

D' Arweit isch so schön, e wohrs Meisterstück, so dass der Meister gsat het: Wenn i in minere Kunst so Progrès furt mach, ze losst er mi bal fur d'Bradik riestere un versohle.

Jetzt mues i awer mache dass i s' Pech kauf fur zwei Sü, sunst macht mer d' Meistere e riemlichen Empfang (Geste).

Die Bottinele mues i halt ines verstecke bis am Firowe — awer wohin (sucht) — aha! do in die Marmit, die wurd hit doch nim gebrücht, do stehn sie sicher. (Stellt die Schuhe in den Topf und geht ab.)

II. Scene.

Käthel (mit einem Korb am Arm eintretend): I sa jo, s'isch e wohrer Malefitz mit dem Retsche, mer kriit so Litt nimmi los, do lon sie eine nit emol zum Wort kumme. Awer wenn ich emol angfange hab, soll sich au keine unterstehn mer nin babble ze welle.

Wo isch denn der Pankratz? a ja, der isch jo schun zitter Mitta furt fur ebs ze hole fur in de Thee wo i hit gewe will fur sine Namesda, er blibt lang, d' Bäke wohne doch nitt so witt.

Er wurd halt wider e Basleda g'funde han.

Früier bin i als froh g'sinn, wenn min Alter e gute Fischmärk het g'het un er mer e Fränkel extra g'stupft fur e gute Kaffe ze bruttle un Wecke derzu ze serwire. Zitter dass mer awer den Unkel üs Afrika g'erbt han, min mer au mache wie d' vornehme Litt un Thee drinke, au wenn mer nit krank isch (Es klopft.) Entrez.

III. Scene.

Augustinel: Guten Owe, kumm i noch recht?

Käthel (für sich): Die hetts nitt erwarte kenne. (laut) Ah dis isch schön vun dir, Cusin, dass de doch in der Zitt kummst, um so meh, dass i doch dine G'schmak im Theekochen consultire mögt, lei nur ab, mach ders bequem, derwilst will ich de Thee ufstelle.

Augustinel: Wo isch denn der Pankratz, dass i em de Namesda wünsche kann.

Käthel: Er mues jeden Auesblick kumme. (Macht Feuer unter den Topf und thut verschiedene Tuten hinein leeren.)

Augustinel (die Stube musternd, für sich): Ja do isch alles im Floribus; natürli wenn mer halt so en Unkel erbt, wo der Mann nit kenne het brüche, na, na Prankratz: Was mer nit weis, gibt eim nit heiss.

I mein mer riecht ebs.

Käthel: Gelt mer riecht ne schun, i hab vun der erste Gewalität genumme; I mein mer könnte ne versueche. (Stellt den Topf auf den Tisch, sie versuchen.)

Augustinel: Gut, fin, extra! awer i mein fast, es fehlt doch noch e Kleinigkeit: isch er denn au genu g'salze?

Käthel: Do hesch dü recht, er schient mir au e Bissel lies, dem kann mer abhelfe (holt Salz).

Wenn du als Thee kochst, machst du au Pfeffer dran?

Augustinel: (pathetisch) Awer Cüsin.

Mer sieht dass dü nitt üsere vornehme Famili stammst; merk der diss: dass in der Pankratzische Rottelmeierische Famili, Niemols Thee gekocht isch worren ohne Pfeffer.

Käthel (holt Pfeffer und thut die ganze Schachtel in den Thee): So isch au Pfeffer dran und genue. Wie schmekt er jetzt?

Augustinel: Pikant isch er genue, exellent schmekt er, awer, i weiss nit, e Bissel meh Arom dät em nix schade.

Käthel: Do hesch dü recht, (lacht) natürli was em de liebliche angenehme Gschmack soll gewe, d'Hauptsach am e Thee: d'Ziwle und de Knowli haw i vergesse, (thut Zwiebeln und Knoblauch dazu) so, alles isch jetzt dran:

Rosinen, Erdmandeln, Essi, Bäredrek, Nestelmehl, Malsextrakt, Zacherlpulver un Lawendelkrüt, mer lon ne jetzt noch e Wiel anzeie, en usez-vous? (hält die Dose hin und diese fällt in den Topf).

Zitter kummt der Pankratz heim, i mein i hör ne d'Stei eruf boldere.

IV. Scene.

Pankratz (trägt ein Garnsack mit Flaschen, ist angeduselt): Ah, schöne guten Owe! s macht mer Freud s Augüstinel bi es ze sehn, wie geht's denn, liewi Alti?

Augustinel (schnippisch): Alti, dis find i awer nit galant Wenn mer so wie ich in de beste Johre steht und d' Ehr het ghet bim Güteberifest anno 1840 als Engel Amor ze figürire. (Holt einen Strauss): Nixdestowenier wünsch i mim liewe Vetter viel Glück uf sine Namesda un hab em zen Ehre e kleins Gedichtel von 82 Versle gemacht, diss i em jetzt uf hochditsch hersaue will (entwickelt ein langes Papier).

(Pathetisch):

Heute ist dein Tag erschienen,
Heiliger Pankratius:
Nimm von Jungfrau Augustine
Diesen Strauss und einen Kuss.

Pankratz: Na, na, nur nit so zärtli, s' Güteberifest isch schun lang erum, un der Jungfrekuss isch schun lang abgerisse.

Käthel: Zei, Alter, mach dem G'spräch jetz en End un loss sehn was de gebrocht fur in de Thee, Köielhopf, Tart, Wecke oder Brettstelle.

No gibscht awer au d'Münz vum Zwanzigmarkstückel wo i der gewe hab, ze wechsle.

Pankratz: I hab eietli selber nit gewisst, was mer in so e Thee nin macht, no bin i zu mim gute Frind gange, der Fritz wo als Trumpeter bi de Cürassier isch g'sin un hab dem mini Noth geklaut; der het mer glich g'holfe, s' schint dass sie bi dem sin Rejement viel Thee gedrunke han, der het gewisst was derzu g'hört. No sin mer uf den Achat üsgange, mer han awer viel prowire un versuche min, um nit d' Katz im Sack ze kaufe (pakt die Flaschen aus). Do han mer e mol e Budel Rhum de la Jamaïque üs der Langstross un do eini üs em Bungewehr, do isch e Cognäkel — e Kirschewasser, en echts, wie si's vun Berlin us in de Schwarzwald schicke, e Quetschelwässerle, s' Wasser isch ganz rein dran, un e Büreträwerle — un noch fur d' Madame e Gläsel süsses, e Mélé-Cassis.

Käthel: Awer dis isch jo nix als Schnaps, mer sieht halt in wellere Gsellschaft dü gewese bisch.

Pankratz (aufgebracht) : Scharrnibeldecoton! Sa mer nix üwer mini Gsellschaft Wenn die au gern de Thee e Bissel kräftig drinken un ihri Kumplemente als schiffisch üsfalle, weje dem sin's doch bravi Litt un schlat nen e ehrlis guts Herz im Lieb un sin allewil bereit im Unglück bizestehn mit Roth un That. Wie mancher Pfutscher het schun sin eies Lewe reskirt fur dis vun sim Newemensche zu rette, fröu emol mine Kolege den alte Stauffert Jakob.

Augustinel: A propos vun Unglück. Ich hab g'hört, dass wit, wit von hie, widersch noch als Wanzenau, isch e grossi Uewerschwemmung g'sin, wo viel Litt ertrunke sin un Vieh ze Grund isch gange, un viel armi Litt ihr Bissel Hab un Fahrt verlore han — un wenn denne nitt g'holfe dät wäre, wäre sie im allergrösste Misär usgsetzt; um dis ze vermeide wurd jetzt allethalbe g'stirt — doch do nit jeder sini Paar Nikel direkt hinschicke kann, han sich hochi mildthätige Persone d'rum angenumme un han Sammelstelle ingericht, an wellen au d'kleinst Gab dankbar angenumme wurd.

Wie wärs, wenn mer unseri Namesdafihr durch e Wohlthat däte verherrliche un jeder au ebs bistire dät? (Pankratz kommt in Verlegenheit.)

Käthel: Ja, dis welle mer dun, no kummt au noch unser Name in d' Zitung, dis isch schön. (Für sich) : I hab so mine Name no nie gedrukt gelese.

Pankratz (für sich) : Ja wenn i dis gewisst hätt, hätte mer dis letzt Schöppel nimm gepakt.

(Laut) : Augustin kannst dü mer e Zehnmarkstückel wechsle.

Augustinel: Wer wurd denn so viel Geld bi sich han in dene g'fährliche Zitte.

Käthel: Alo, Alo, lei ebs derzu, dummel di, do isch schon e halbs Märkel.

Augustinel: Un ich gib 20 Pfenni.

(Endlich findet Pankratz einige Pfennige in verschiedenen Taschen)

Pankratz (grossartig): Wenn's für ne Wohlthat isch, do gib ich ungezählt.

Augustinel: Ach wie viel! mer wellen e mol zähle: 50 — 70 — 1, 2, 3, 4 . . .; total 77 Pfenni.

Dis ungezählt vom grossartige, ufgeblosene Herr Pankratz isch werzina nit viel g'sin. 7 Pfenni.

Pankratz: Na, besser e Müs im Krüt als gar ken Fleisch, un les petits ruisseaux font les grandes rivières.

Käthel: Do hawi e Tässel ingschenkt fur extra, no schitte mer e Schupf voll Wasser noch, no rufe mer erst unseri ingeladene Gäst vum zweite un dritte Stock au derzu.

(Sie trinken, husten, halten sich den Bauch u. s. w.)

V. Scene.

Schängel (tritt schnell ein, springt Pankratz an den Hals): Liewer Unkel, i kumm für der dine Namesda anzewünsche. — Na, was isch denn, wurum grinen er Alli — isch ebbe d' Meiss furt g'flöue, oder s' Dissele verreckt?

Pankratz: Los mi gehn mit dim Namesda, lang du uns Gejegift! (Der Schängel langt eine Schnapsflasche, sie trinken und beruhigen sich.)

Schängel: Tante, hesch du min Present au g'funde wo ich in der Marmit versteckelt hab g'het.

Käthel (lauft an den Topf und zieht die Schuhe und die Dose heraus): Jetzt nimmt's mi ni'mm Wunder, dass unser Thee e so e Gü het ghet.

Schängel: Was Thee, a ja so, Tante, wie i durch d' Langstross bin gange, het mer der épicier gerufe und het gsaid: do Schängel, bring dinere Dande dene Thee, wo sie hit kauft het un iwerm Retsche uf em Kuntwar leie het lon. do isch er.

(Käthel steht traurig still.)

Pankratz: Na Alti, kumm, bruchsch hit, an mim Namesda nit trüri ze sin, mer wellen es doch noch amüsire, mer gehn in's Kasino in d' Kinderspielgass, dort gibt der Nautisch Verein, wo ich membre associé bin, und d' Müsikgsellschaft Einigkeit e lustigs Fest au profit vun den Uewerschwemmte, do traue mer unseri 77 Pfenni au hin, un ich autorisier dich, noch e Märkel derzu ze leie.

Käthel: Jo, do gehn mer hin, no regalir ich dort e Thee, un wenn er nit besser usfallt als miner, zen isch dismol min Geretsch nit schuldi dran.

Alli — in's Kasino.

XIV.

Allitteration, Assonanz und Vergleichungen

in der Zornthaler Mundart

von

Dr. Hans Lienhart.

Die Allitteration, d. h. der gleiche Anlaut der Hauptbegriffe innerhalb einer syntaktisch oder metrisch zusammengehörigen Gedankenreihe, ist der Träger des Verses in der altgermanischen Poesie; allein mit der Einführung des Reimes in die Dichtkunst im Ausgang des 9. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hat dieselbe rasch an Bedeutung verloren. Im mittelhochdeutschen Zeitraum hatte man freilich noch Gefallen an allitterierenden Versen, auch mochte man damals noch den Reiz derselben empfunden haben — hat doch Gottfried von Strassburg, der bedeutendste elsässische Dichter aller Zeiten, noch zu Anfang des 13. Jahrhunderts in seiner berühmten Epopöe «Tristan und Isolde» in ausgedehntem Masse Gebrauch davon gemacht. In neueren Dichtungen bedient man sich der Allitteration in der Regel nur noch dann, wenn eine gewisse Lautmalerei beabsichtigt wird.

Auch die altgermanische Rechtssprache weist eine ungemein grosse Zahl von stehenden Formeln in allitterierendem Gewande auf; sie sind meist zweigliederig und gehören begrifflich entweder derselben oder der entgegengesetzten Sphäre an, und in syntaktischer Hinsicht stehen sie zu einander in

dem Verhältnis der Koordination. Jakob Grimm hat dieselben aus alten Gesetzen und Urkunden gesammelt und in seinen «Deutschen Rechtsalterthümern» nach bestimmten Gesichtspunkten zusammengestellt.

Auf dem elsässischen Sprachgebiet sind mehrere dieser alten Formeln bis auf den heutigen Tag in lebendigem Gebrauch erhalten, und manche andere hat die schöpferische Volksphantasie in Anknüpfung an irgend einen Vorgang im täglichen Leben neu geschaffen. Im folgenden sollen einige Allitterationen mitgeteilt werden, die mir häufiger im mittleren Zornthal begegnet sind.

a) Substantivische Allitteration.

1.	ǽm himəl ùn hèl fórs'tèlə.	einem Himmel und Hölle vorstellen, eindringliche Vorstellungen machen.
2.	hys ùn hóft fərlièrə.	Haus und Hof verlieren.
3.	ǽnə fón hyt ùn hûr niks ônkán.	einen von Haut und Haaren nichts angehn, in keinerlei Verwandtschaftsverhältnis zu ihm stehn.
4.	lùŋ-ə-lawər rùfkhótsə.	Lunge und Leber heraufkotzen, sich sehr heftig erbrechen müssen.
5.	ər hèt khèn rycèy ùn khèn ràs't.	er hat keine Ruhe und keine Rast.
6.	s'ànt-ə-s'pòt met ǽm ərláwə.	Schande und Spott mit einem erleben.
7.	ǽm tə hóft fərs'ríwə met s'ef ùn ks'er.	einem den Hof verschreiben, testamentarisch zustellen, mit Schiff und Geschirr.
8.	s es' seŋ ùn s'ót təfer.	es ist Sünde und schade dafür.
9.	s'làk fər s'làk.	Schlag für Schlag.
10.	tù es' khèn s'tùpfəl ùn khèn s'tél mé tsə sán.	da ist keine Stoppel und kein Stiel mehr zu sehn.
11.	pi àləm went ùn watər nys'ekə.	bei allem Wind und Wetter hinausschicken.
12.	tes es' ə kəwes'pəls ùn ə kəwas'pəls !	das ist ein Gewispel und ein Gewespel !

b) Adjektivische Allitteration.

1.	feks-ə-fèrti.	fix und fertig.
2.	frei-ə-fràŋk.	frei und frank.
3.	fres' ùn frási.	frisch und gefrässig.

4. hæ̀itər hal tœ̀.	heiterhell Tag.
5. krièn-ə-kál sʻlœ̀yjə.	grün und gelb schlagen.
6. leti ùn lùs.	ledig und los.
7. niks tsə lièp ùn niks tsə læ̀it.	nichts zu lieb und nichts zu leid.
8. plùt ùn pleŋ.	bloss, unbefiedert, unbehaart und blind.
9. plùt ùn plésli sʻtén.	bloss und blösslich stehn, auf der Kippe, in labilem Gleichgewicht stehn.
10 sʻtif ùn sʻtràk.	steif und strack vor Kälte oder Erstarrung.
11. s esʻ mər welə-n-ə wé.	es ist mir sterbensweh.

c) Adverbiale Allitteration.

1. èwə-n-ùn èwə.	eben und eben, soeben.
2. pants eŋə, pants òwə.	Bentz unten, Bentz oben.
3. hen-ət-hár.	hin und her.
4. ùm-ət-ùm, ùməstùms.	um und um, überall.
5. ùf-ə-n-ò.	auf und ab.
6. ys-ə-n-eŋ.	aus und ein.
7. hén esʻ hén.	hin ist hin.
8. kànts-ə-kôr nit.	ganz und gar nicht.

d) Verbale Allitteration.

1. ar hèt s fərrèt ùn fərhæ̀isə.	er hat es verredet und verheissen, auf das allerbestimmteste erklärt, dass . .
2. tù esʻ mər fərkhœ̀yft ùn fərlôrə.	da ist man verkauft und verloren.
3. met tə frèmtə litə esʻ mər psʻesə ùn pətrœ̀yjə.	mit den fremden Leuten, Dienstboten, ist man beschissen und betrogen.
4. tù lipt ùn lápt àləs.	da leibt und lebt alles.

e) Zusammensetzungen.

1. khàtsəkrœ̀y.	katzengrau.
2. kòlkál.	goldgelb.
3. khetəkál.	quittengelb.
4. kràskrièn.	grasgrün.

5.	pletsplœ̀y, wy t kaŋs en t pàχ s'isə.	blitzblau, wie die Gänse in die Bach scheissen.
6.	rûsərût.	rosenrot.
7.	wœ̀yjəwit òfə s'tén.	wagenweit offen stehn, so weit dass ein Wagen durchfahren könnte.
8.	wùntərswájə.	wunderswegen.

2. Assonanz.

Die Assonanz ist die Vorstufe des ausgebildeten Reims; sie beruht auf dem Gleichklang des betonten Vokals derjenigen Wörter, die mit einander gebunden werden sollen; die nachfolgenden Konsonanten kommen dabei nicht in Betracht. In der älteren Prosa sind die Beispiele seltener als bei der Alliteration, und das gilt auch für die Folgezeit: die Assonanz ist überhaupt nicht so volkstümlich geworden wie die Alliteration. Immerhin aber sind in unserer Mundart einige Fälle vorhanden:

1.	fòl, àwər nit tòl.	voll, aber nicht toll.
2.	tù es' àles əwak, hûr-ə-pùtsə.	da ist alles weg, Haare und Butzen, d. i. Gehäuse des Kernobstes.
3.	kalt raŋlièrt t walt ùn ter tæ̀ifəl t lit.	Geld regiert die Welt und der Teufel die Leute.
4.	ər khàn nem kén ùn nem s'tén.	er kann nicht mehr gehn und nicht mehr stehn.
5.	je kremər, je s'lemər.	je krümmer, je schlimmer.
6.	niksàltsə ùniks'màltsə	nicht gesalzen und nicht geschmalzen, ohne Fett.
7.	se hàn àləs rùmpf-ə-s'tùmpf ùfkfrasə.	sie haben alles, Rumpf und Stumpf, aufgefressen.
8.	ryt-lə-pytik.	frz. toute la boutique, alles insgesammt.
9.	ùf s'tái-ə-wái nùχkén.	auf Steg und Weg nachgehn.
10.	hent kfrírt s'tæ̀n-ə-pæ̀n tsàmə, sù khàlt es' s.	heute nacht friert Stein und Bein zusammen, so kalt ist es.
11.	tù khènt mər s'tarwə-n-ùn fərtarwə, s tat khèn hôn tərnûχ krájə.	da könnte man sterben und verderben, es thät' kein Hahn danach krähen.

3. Vergleichung.

Ein Vergleich in prägnanter Kürze ist oft treffender und wirkungsvoller als eine ausführliche Beschreibung oder eine

genaue Schilderung des Gegenstandes, über den man etwas mitzuteilen hat. Dem einen sagt diese, einem anderen jene Art mehr zu: das hängt neben stilistischen Neigungen und Liebhabereien wesentlich ab von der Fülle sprachlicher Mittel, über welche der Sprechende oder Schreibende verfügt. Wer auf einer hohen Stufe geistiger Entwickelung steht, wird gern erschöpfend über seinen Gegenstand sprechen und ihn von allen Seiten zu beleuchten suchen; der gewöhnliche Mann aber mit seinem Dialekt ist ausgeschlossen von dem höheren geistigen Leben seiner Nation, der Kreis seiner Anschauungen ist ein enger und beschränkter, seine Bregriffe reichen kaum über die Grenze seiner alltäglichen Lebens- und Beschäftigungsweise hinaus, und daher spielt auch der kurze Vergleich in seiner Unterhaltung eine so hervorragende Rolle: in einem abgerundeten Bildchen kann er vergleichsweise mit wenigen Worten sein Urteil abgeben in einer Form, die er vom Vater ererbt hat, und die wieder ebenso stereotyp auf seine Kinder übergeht.

Das Bild verleugnet in der Regel den Boden nicht, auf dem es entsprungen; oft ist demselben in gar zu anschaulicher Weise der Stempel des Derben und Naturwüchsigen, gelegentlich sogar das Niedrigen und Gemeinen aufgeprägt; aber, so viel ist sicher, eine absichtliche Kränkung ist bei dem meist harmlosen Charakter der Bewohner unseres Thales dabei nicht vorauszusetzen. Vielen der Vergleichungen liegt ein gewisser satirischer Zug zu Grunde, das gilt namentlich von der grossen Menge derjenigen, welche sich auf den Menschen, seine körperliche Gestalt, seine Thätigkeit und seine inneren Eigenschaften beziehen.

Der menschliche Körper.

1. ə khòpf wy ə sès'tər.	ein Kopf wie ein Sester, ein dicker Kopf.
2. ə khòpf wy ə khitər sù rût.	ein Kopf wie ein Täuber so rot.
3. ə s'atəl wy ə kykəlhòn.	ein Schädel wie ein Göckelhahn.
4. ə khèpfəl wy ə s'patsəl.	ein Köpflein wie ein Spätzlein.
5. tə pys'ə s'tèlə wy èps pés.	den Buschen (die Haare) stellen wie etwas Böses.
6. kyklə wy sàltspekslə, wy pflyərátlə.	Guckeln, Augen, wie Salzbüchslein, wie Pflugrädlein.
7. tèr màχt ə phòr œyjə wy èps pés.	der macht ein Paar Augen wie etwas Böses.

8. lyœyjə wy èps pés, wy ə mòrtər.	lugen wie etwas Böses, wie ein Marder.
9. ə nòs wy ə khùmpf.	eine Nase wie ein Kumpf, Wetzsteinbehälter.
10. ə s'nùtəlnòs wy ə wals'hòn.	eine Rotznase wie ein Welschhahn.
11. ə myl wy ə hòls'yəχ.	ein Maul wie ein Holzschuh.
12. pàkə wy meliχ ùn plyœt.	Wangen wie Milch und Blut.
13. ə phòr paklə wy ə pfifər.	ein Paar Bäcklein wie ein Pfeifer, dicke runde Backen.
14. tèr hèt àwer rûti pàkə! — ja, wy s khatsəl eŋə-n-àm pyχ.	der hat aber rote Backen! — Ja, wie das Kätzlein unten am Bauch.
15. yssán wy tər tût.	aussehn wie der Tod.
16. plièjə wy ə rûs.	blühen wie eine Rose.
17. ə hàls' wy ə s'tièr.	ein Hals wie ein Stier, ein dicker Hals.
18. ə halsəl wy ə s'patsəl.	ein Hälslein wie ein Spätzlein.
19. ə pùkəl wy ə s'ùlts.	ein Buckel, Rücken, wie ein Schulze.
20. ə knypə wy ə fys't, wy ə hiènəræ̀i, wy ə kaŋsæ̀i.	eine Anschwellung wie eine Faust, wie ein Hühnerei, wie ein Gansei.
21. ə pyχ wy ə trùm, wy ə tsàpfəpetəl.	ein Bauch wie eine Trommel, wie ein Zapfenbottich.
22. ə phòr arm sù tek wy min s'aŋkəl.	ein Paar Arme so dick wie meine Schenkel.
23. arm wy wespæ̀m.	Arme wie Wiesbäume, Windebäume.
24. narfə wy sœywatəl.	Nerven wie Sauschwänze.
25. páratûpə.	Bärentatzen.
26. tèr hèt ə phòr pres't wy ə wípsmèns'.	der hat ein Paar Brüste wie ein Weibsmensch, wie eine Frau.
27. ə-n-òrs' wy ə wàn.	ein Arsch wie eine Wanne, Getreideschwinge.
28. fat wy ə sœy, wy ə-n-òl, wy ə-n-òks.	fett wie eine Sau, wie ein Aal, wie ein Ochse.
29. tèr es' sù fat was em en t hyt neŋ két.	der ist so fett, was ihm in die Haut hinein geht.
30. tèr es' sù fat, ər sét fàs't nem tsyə tə-n-œyjə rys.	der ist so fett, er sieht fast nicht mehr zu den Augen heraus.
31. tek wy ə s'tùwòfə.	dick wie ein Stubenofen, hochschwanger.

32.	ter wy ə sʻit.	dürr wie ein Scheit, Holzscheit.
33.	tèr esʻ sù ter, mər khènt nə fàsʻt ôntseŋə.	der ist so dürr, mager, man könnte ihn fast anzünden.
34.	ksùnt wy ə-n-æ̀iχəl.	gesund wie eine Eichel.
35.	tèm esʻ sù wôl wy emə fesʻ em wàsər.	dem ist so wohl wie einem im Wasser.
36.	s esʻ mər lièterli wy emə hùnt.	es ist mir liederlich wie einem Hund.
37.	tes esʻ àwər ə kharəl, ə halər æ̀iχpœ̀m!	das ist aber ein Kerl, ein heller Eichbaum!
38.	khym trei khás hûχ.	kaum drei Käse hoch.
39.	wôsə wy ə jùnŋər hùnt.	wachsen wie ein junger Hund.
40.	tèr wôst eŋərsʻi wy tə mè-rati.	der wächst unter sich wie der Meerrettich.
41.	sʻtòrik wy ə hèrkhyl.	stark wie ein Herkules.
42.	tèr hèt nit mé krèftə às min klæ̀nfeŋər.	der hat nicht mehr Kräfte als mein Kleinfinger.
43.	ryslyœ̀yjə wy ə ksʻtòχəni kæ̀is, wy ə sʻnítər, wy ə mys ys ərə wal sʻtrû.	herauslugen wie eine gestochene Geis, wie ein Schneider, wie eine Maus aus einer Welle Stroh.
44.	lyœ̀yt sù nièχtər wy ə frèsʻ.	lugt so nüchtern, hat ein so schmales Gesicht wie ein Frosch.
45.	tèr màχt ə pùkəl wy ə khàts wan s rùməlt.	der macht einen Buckel wie eine Katze wenn es donnert.
46.	plyœ̀tə wy ə sœy.	bluten wie eine Sau.
47.	àlt wy Metýsəlam.	alt wie Methusalem.

Innere Eigenschaften.

48.	ər hèt àŋsʻt wy ə jùtəròs.	er hat angst wie ein Judenross.
49.	ə tsòrn wy ə hys.	ein Zorn wie ein Haus.
50.	ə myl hàn wy ə-n-àfəkhât.	ein Maul haben, plaidieren können wie ein Advokat.
51.	fàlsʻ wy kàljəhòlts.	falsch wie Galgenholz.
52.	sʻàtli wy ə kæ̀ispòk, wy ə mòrter, wy ə khàtsəmòlərt.	schädlich, Schaden verursachend und verschlagen sein wie ein Geisbock, Marder, Kater.
53.	kròp wy sœypûnəsʻtrû.	grob wie Saubohnenstroh.
54.	stèti wy ə-n-òks.	eigensinnig wie ein Ochs.
55.	tùm wy ə prat.	dumm wie ein Brett.
56.	sù tœ̀yp às nə t kaŋs em wái pisə.	so dumm, dass ihn die Gänse im Weg, auf der Strasse, beissen.

57.	tœywər às nin tœ̀ ràjəwatər.	dummer als neun Tage Regenwetter.
58.	tes es' əm jèts èrjər às àləs.	das ist ihm jetzt ärger als alles, er bekümmert sich sehr darüber.
59.	ər hèt si ks'àmt wy ə hùnt.	er hat sich geschämt wie ein Hund.
60.	ər hèt si ks'àmt wy àləs.	er hat sich geschämt wie alles.
61.	ər hèpt s harts nys wy ə pàrnəs.	er hält das Herz hinaus, wirft sich in die Brust, ist hochmütig wie ein Barnes, Judenmaire, jüdischer Bürgermeister.
62.	tèr màχt wy nàrat, wy ə nàr.	der macht, gebärdet sich wie ein Verrückter.
63.	prièlə wy ə s'tièr, wy ə mèrtər.	brüllen wie ein Stier, wie ein Mörder.
64.	flyœ̀χə wy ə terik.	fluchen wie ein Türke.
65.	lièjə wy kətrùkt.	lügen wie gedruckt.

Essen und Trinken und ihre Folgen.

66.	s es' mər hèli wy em ə sàk.	es ist mir so hohl wie einem Sack, ich verspüre sehr grossen Hunger.
67.	asə, frasə wy ə hakər.	essen, fressen wie einer der Reben umhackt.
68.	eχ hàp hùŋər wy ə wòlf.	ich habe Hunger wie ein Wolf.
69.	fòl wy ə trùm.	voll gefressen und dick wie eine Trommel.
70.	fùrtsə wy ə pùrikùntərèsəl.	farzen wie ein Burgunderesel.
71.	ə hyfə s'isə wy ə s'wòrtsər khòrp.	einen Haufen scheissen wie einen schwarzen Korb.
72.	eχ hàp tùrs't às i s'ièr fərlaχ.	ich habe so sehr Durst, dass ist schier leck werde.
73.	syfə wy ə ròs, wy ə pers'təpeŋər.	saufen, trinken wie ein Ross, wie ein Bürstenbinder.
74.	fòl wy ə sœy, wy ə khànùn, wy ə polàk, wy tœysik màn.	voll wie eine Sau, wie eine Kanone, wie ein Polack, wie tausend Mann.
75.	ər hèt ə khes't wy ə hys.	er hat eine Kiste wie ein Haus, ist in hohem Grade besoffen.
76.	khòtsə wy ə s'lòshùnt.	kotzen wie ein Schlosshund, sich sehr erbrechen.

77.	s es' əm wé wy em ə hùnt.	es ist ihm weh wie einem Hund.
78.	tèr frest ùn syft wàs en nə neŋ két.	der frisst und säuft was in ihn hinein geht.
79.	tèr frest ùn syft às ər s'ièr fərs'preŋt.	der frisst und säuft, dass er schier zerspringt, platzt.

Schlaf und Arbeit.

80.	s'lûfə wy ə ràt.	schlafen wie eine Ratte, fest schlafen.
81.	s'nàriχə wy ə ràt.	schnarchen wie eine Ratte.
82.	tèr khàn s'àfə wy ə-n-àltər.	der kann schaffen wie ein Alter.
83.	trùf lûs s'àfə wy ə nàr.	drauf los schaffen wie ein Narr.
84.	s'àfə wy ə pùrnəpùtsər, wy wièti.	schaffen wie ein Brunnenputzer, wie wütend.
85.	fyl wy mes't.	faul wie Mist.
86.	tèr es' sù fyl às ər s'teŋkt.	der ist so faul, dass er stinkt.

Ruhe und Bewegung.

87.	tù s'tét ər wy trei ùn èləf, wy tər pùtər en tər sùn.	da steht er wie drei und elf, wie die Butter in der Sonne.
88.	te leijə tû wy t jeŋər àm èlpari.	die liegen da wie die Jünger am Oelberg.
89.	hàltə wy ə mýr.	stille halten wie eine Mauer und gewähren lassen.
90.	tes hèpt wy paχ.	das hält fest wie Pech.
91.	kén wy ə pfètər.	gehn, stolz gehn, wie ein Pfetter, d. i. Taufpathe.
92.	tèr két wy ə hòsəs'isər.	der geht wie ein Hosenscheisser.
93.	tèr ket tù rùm wy tər tût, wy t s'at àn tər wànt.	der geht da herum wie der Tod, wie der Schatten an der Wand.
94.	tes két wy ks'mért.	das geht wie geschmiert.
95.	tù két s tsý wy fer əm himəl tysə.	da geht's zu wie vor dem Himmel draussen.
96.	eŋer əm ràjə ònəkén wy t Rûrər.	unter dem Regen durch gehn wie die Rohrer (Rohr am Kochersberg).
97.	tèr lœyft wy psasə, wy wièti, wy ə wiètjər hùnt, wy ə khœyjəl ys əm rûr.	der läuft wie besessen, wie ein wütender, toller Hund, wie eine Kugel aus dem Rohr.

98. heŋə nûχ khùmə wy t àlt fåsnòχt.	hinten nach kommen wie die alte Fastnacht.
99. s'wemə wy ə fes'.	schwimmen wie ein Fisch.
100. s'liχə wy ə khàts, wy ə mòrtər.	schleichen wie eine Katze, wie ein Marder.
101. ər hèt si kətyχəlt wy ə hùnt.	er hat sich geduckt und ist davon gelaufen wie ein Hund.
102. fòrə wy tər tæihaŋkər, wy s tùmtərwatər.	fahren wie der Teufel, wie das Donnerwetter.
103. lòtlə wy ə khiès'wànts.	sich bewegen wie ein Kuhschwanz.
104. ks'went wy ə wesələ.	geschwind wie ein Wiesel.
105. sù ks'went às ə kæis tret.	so geschwind als ein Geis tritt.
106. sù ks'went wy ə halwatərlæi.	so geschwind wie ein Hellwetterleich, wie der Blitz.

Kälte und Wärme.

107. khàlt wy is, iskhàlt.	kalt wie Eis, eiskalt.
108. tù es' sù khàlt wy en ərə iskryəp.	da ist es so kalt wie in einer Eisgrube.
109. frièrə wy ə nàsər hùnt.	frieren wie ein nasser Hund.
110. tèr win es' wòrm wy sæiχ.	der Wein ist warm wie Seich, Harn.
111. tù es' sù wòrm wy em ə pòts'tewəl.	da ist es so warm wie in einem Badstübchen.
112. sù hæis wy em ə pàχòfə.	so heiss wie in einem Backofen.
113. te sùp es' hæis wy fir.	die Suppe ist heiss wie Feuer.
114. s'wetsə wy ə pàr.	schwitzen wie ein Bär.
115. tər feŋər prant mi wy fir.	der Finger brennt mich wie Feuer.

Geld und Gut.

116. tèr hèt kalt wy lœyp.	der hat Geld wie Laub.
117. riχ wy ə s'tænèsəl.	reich wie ein Steinesel.
118. òrm wy Làtsàrys, wy ə kheriχmys.	arm wie Lazarus, wie eine Kirchmaus.
119. ər es' sù òrm às əɪn t ûrə hilə.	er ist so arm, dass ihm die Ohren heulen.
120. ər hèt mé s'ùltə às hûr ùf əm khòpf.	er hat mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe.

Kleidung.

121. tes klæit haŋt àm wy ə sàk.	dieses Kleid hängt an ihm wie ein Sack.

122. te hòsə sen wit wy ə sàk.	diese Hosen sind weit wie ein Sack.
123. ər hèt ə phòr s'tefəl, hali firæ̀mər.	er hat ein Paar Stiefel, helle, wahre Feuereimer.
124. tes s'tét tər jèts əmùl s'én òn, wy em ə patəlmàn ə fràk.	das steht dir jetzt einmal schön an, wie einem Bettelmann ein Frack.

Geschmacksinn.

125. sù siès wy hùni, wy tsùkər.	so süss wie Honig, wie Zucker.
126. petər wy kàl.	bitter wie Galle.
127. sỳr wy keft, wy èsi.	sauer wie Gift, wie Essig.
128. s'àrf wy èsi,	scharf wie Essig.
129. tes es' sù s'àrf às æ̀m tə ràχə fàs't ùfrist.	das ist so scharf, dass es einem den Rachen fast aufreisst.

Geruchsinn.

130. tes s'teŋkt wy phès't, wy ə kæ̀ispòk.	das stinkt wie Pest, wie ein Geisbock.

Farben.

131. s'wòrts wy ə khàminfàjər, wy ə-n-àràwər.	schwarz wie ein Kaminfeger, wie ein Araber.
132. wis wy ə wànt.	weiss wie eine Wand.
133. khòlis'wòrts.	kohlschwarz.
134. krítiwis, s'lùswis.	kreideweiss, schlossweiss, hagelweiss.
135. hent es' fens'tər wy em ə sàk.	heute nacht ist es finster wie in einem Sack.
136. hal wy àm tœ̀.	hell wie am Tag.
137. trièp wy mùlikə.	trüb wie Molken.
138. hal wy kres'tàl.	hell wie Kristall.
139. firrùt.	feuerrot.
140. khèls'plœy.	kölnischblau.
141. kòlkàl.	goldgelb.

Sonstige Eigenschaften lebloser Körper.

142. hèrt wy s'tæ̀n, wy hòrn.	hart wie Stein, wie Horn.
143. wæ̀iχ wy pap, papwæ̀iχ.	weich wie Brei, breiweich.
144. was'nàs, wès'nàs.	nass wie Wäsche.
145. trùkə wy ə fùrts.	trocken wie ein F.

146. ter wy klâs.	dürr, ausgetrocknet und daher zerbrechlich wie Glas.
147. tsá wy latər.	zähe wie Leder, vom Fleisch.
148. lùk wy ə s'wàm.	locker wie ein Schwamm, vom Gebäck.
149. s'wár wy plí.	schwer wie Blei.
150. liχt wy ə fatər, wy ə s'trû-wes'.	leicht wie eine Feder, wie ein Strohwisch.
151. tes tyəχ es' sù s'tòrik wy latər.	dieses Tuch ist so stark, dauerhaft wie Leder.
152. ten wy flispàpír.	dünn wie Fliesspapier.
153. tes hamt es' sù s'tif wy ə prat.	dieses Hemd ist so steif gestärkt wie ein Brett.
154. sù hûχ wy s s'trûspùrjər mens'tər.	so hoch wie das Strassburger Münster.

XV.

Volkstümliche Feste, Sitten und Gebräuche im Elsass.

1891.

Mitgeteilt von

Bruno Stehle.

Auch in diesem Jahre bin ich durch den Sammelfleiss meiner Schüler in den Stand gesetzt, nachstehende Beiträge zu veröffentlichen. Leider war der Raum im diesjährigen Jahrbuch so beschränkt, dass nur ein kleiner Teil veröffentlicht werden kann. Der Rest ist dem folgenden Bande vorbehalten.

Allerheiligen und Allerseelen.

Tagolsheim (Kreis Altkirch). — Am Allerheiligenabend werden in jedem Hause drei Rosenkränze gebetet, während in der Kirche geläutet wird. Nachdem eine Stunde geläutet worden, gehen die Knaben von Haus zu Haus und singen:

«Der heilige Geist fliegt über's Haus,
Gebt den Armenseelenläutern etwas zum Fenster heraus.»

Friesen (Kreis Altkirch). — Am Allerheiligentag abends und am Allerseelentag morgens wird hier überall mit allen Glocken geläutet. Während dessen betet alles für die armen Seelen. Auf dem Tische brennen Wachskerzen. Früher gingen während des Läutens am Aller-

heiligenabend arme Knaben mit Schellen und Klingeln umher. Dieselben sammelten Almosen, die ihnen zum Troste der Verstorbenen gerne gegeben wurden.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Am Allerseelenabend gehen die Messdiener im Dorf herum. Einer hat ein Glöcklein und läutet vor jedem Haus zuerst dreimal. Dann beten die anderen ein Vaterunser und hernach folgende Worte:

«Wenn ihr den armen Seelen etwas
geben wollt, so gebt's uns,
denn wir läuten und beten für euch.»

Weihnachten.

Orschweier (Kreis Gebweiler). — Von den Winzern wird die Regel beobachtet, dass der Wein an den drei Feiertagen vor Weihnachten umgerührt wird.

In der Christnacht wird die Jerichorose in ein Gefäss mit Wasser gestellt, damit sie sich entfalte, was sie nur zur Weihnachtszeit thut. Die Zweiglein der Rose erhalten die Namen der verschiedenen Rebgelände des Bannes. Entfaltet sich ein Aestchen schön und zeigt, vor das Licht gehalten, hellrote, deutliche Flecken, so wird auch das betreffende Rebgelände im kommenden Jahre reichen Segen bringen.

Hattstatt (Kreis Gebweiler). — In der Christnacht wird die Weihnachtsrose oder Jerichorose auf den Tisch gestellt. Blüht sie in dieser Nacht auf, so hofft man auf ein fruchtbares Jahr, auf viel und guten Wein. Bleibt sie aber geschlossen, so hat man ein schlechtes Jahr zu erwarten.

Katzenthal (Kreis Rappoltsweiler). — Im Katzenthal glaubt man — besonders die alten Leute — dass die, welche am ersten Adventssonntag geboren werden, an Weihnachten in der Mitternachtsfeier alle diejenigen sehen, welche während des kommenden Jahres sterben werden. Die Todeskandidaten gehen während der hl. Wandlung weissgekleidet um den Altar.

Fislis (Kreis Altkirch). — Die Spinnerinnen, welche am Weihnachtsabend zu lange spinnen, kommen in die Gewalt der sogenannten «Hechelgauklere.» Sie legt ihnen nach 12 Uhr 12 Spulen vor die Fenster, die sie noch in dieser Nacht zur Strafe vollspinnen müssen, sonst werden sie unglücklich. Um dies zu verhüten, spinnen sie auf jede der 12 Spulen drei kurze Fäden im Namen der drei höchsten Personen, und so hat die «Hechelgauklere» keine Gewalt über sie. (So war es bis etwa 1850.)

Tagolsheim (Kreis Altkirch). — Am Tage vor Weihnachten läutet es um 3 Uhr abends mit allen Glocken Heiliwoh.[1] Während des Läutens gehen die Leute hinaus und binden um die Obstbäume Strohbänder in der Hoffnung, dadurch eine reiche Obsternte zu machen.

[1] Vergl. Jahrgang 1890. S. 162.

Zässingen (Kreis Mülhausen). — Am Weihnachtsabend werden von 11—12 Uhr alle Glocken geläutet; die Leute rufen einander zu:

«Heiliwog, Glick ins Hüss, Unglick drüss.»

Kommt jemand in dieser Stunde in ein Haus, so sagt er diesen Spruch als Gruss.

Matzenheim (Kreis Erstein). — Hier war es bis 1860 Sitte, dass man in der Christnacht, während die Glocke 12 schlug, Obstbäume mit einem Strohseile umband, damit sie im nächsten Jahre viele Früchte bringen sollten.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Ist der Himmel am Weihnachtsabend heiter und klar, so legen die Hennen im folgenden Jahre wenig Eier.

Fislis (Kreis Altkirch). — Wenn am Weihnachtsabend eine finstere Nacht ist, so giebt es im nächsten Jahre wenig Kirschen.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Wenn man am Weihnachtsabend um 12 Uhr auf dem Kirchhofe gräbt, findet man Gold.

Gunstett (Kreis Weissenburg). — In der Christnacht legen die Leute, wenn die Wandlung geläutet wird, Soda in die Hühnernester, damit die Eier nicht faulen. In derselben Zeit wird Asche in den Garten gestreut, damit derselbe besonders fruchtbar werde.

Rittershofen (Kreis Weissenburg). — In einen in der Christnacht im Hofe gezogenen Kreis wird während der Christmette Futter gestreut. Wenn die Hühner davon fressen, verlegen sie nicht.

Hattstatt (Kreis Gebweiler). — Ein eigentümlicher Gebrauch herrscht in der Christnacht seit uralten Zeiten in unserm Dorfe. Gegen Mitternacht wird in jedem Hofe sämtliches Vieh gefüttert. Derjenige Bauer, der während des Jahres mit seinen Pferden nicht gut vorwärts kam, stellt sich mit der Peitsche in den Hof, oder wenn dieser zu klein ist, auf die freie Strasse und knallt lustig drauf los, damit es im künftigen Jahre besser gehen möge. In jedem Hause wird nun kurz vor Mitternacht der Kaffee eingenommen und Punkt zwölf Uhr eilt Jung und Alt der Kirche zu, um das Weihnachtsfest zu feiern.

Fislis (Kreis Altkirch). — Von Weihnachten ab werden die zwölf ersten Tage die Loostage genannt. Jeder führt den Namen eines Monats. Wie nun die Witterung an diesen zwölf Tagen ist, so soll sie auch an den betreffenden Monaten sein.

Sylvester.

Friesen (Kreis Altkirch). — In der Sylvesternacht bringen die ledigen Burschen ihren Geliebten einen Ring oder ein Brezel als Neujahrsgeschenk Dieses Brod muss das Mädchen bis zum Feste der hl. drei Könige aufbewahren. An diesem Abend kommt der betreffende Bursche, bringt eine Flasche Wein, und Brod und Wein werden gemeinschaftlich verzehrt.

Hartmannsweiler (Kreis Gebweiler). — In der Sylvesternacht versammelten sich die Rekruten, (Milizen) d. h. diejenigen Burschen, welche sich im kommenden Jahre zum Militär stellen mussten, und sangen vor der Wohnung jedes Rekruten und auch anderer Leute. Am Sonntag nach Neujahr begaben sie sich zu den Leuten, denen sie das Neujahr angesungen hatten. In jedem Hause erhielten sie Wein, den sie in einem Hochbottich auf das Gemeindehaus trugen. Hier wurde er gemeinschaftlich getrunken. Wurde am ersten Sonntag nicht in allen Häusern Wein eingesammelt, so holten sie die an den folgenden Sonntagen nach. Diese Sitte hörte um 1840 auf.

Orschweier (Kreis Gebweiler). — Am Sylvesterabend ziehen Kinder, meistens Knaben, im Dorfe umher, bleiben unter den Fenstern der Häuser stehen und singen Lieder, gewöhnlich folgendes:

«Ein neues Jahr, eine fröhliche Zeit,
Wo Mária vor dem Krippele kneit;
Vorm Krippele kneit ein alter Mann
Und betet das schöne Jesulein an.
St. Joseph ziëgt sein Hemelein ab
Und schneidet dem Kind zwei Windelein drab»

Hierauf wird dem Hausbewohner der Neujahrsglückwunsch zugerufen, wonach dann ein Geschenk aus dem Fenster niederfällt.

Neujahr.

Osthausen (Kreis Erstein). — In Osthausen ist es Sitte, dass in der Neujahrsnacht ärmere Kinder im Dorfe umher gehen und vor den Häusern Lieder singen, wobei sie dann Geld von den Leuten erhalten. Das gewöhnlichste Lied, das sie singen, ist folgendes:

Ein Kindl geboren zu Bethlehem
Bei Ochs und Esel und Härnelein!
Wir fanden das Kind im Krippelein,
Wir fanden das Kind ganz nackt und bloss.
Maria nahm es auf ihren Schoss,
Und Joseph zog sein Hemdelein aus
Und schneidet dem Kind drei Windelein draus.
Und das ist wahr, und das ist wahr,
Wir wünschen euch allen ein glückseligs, neues Jahr.
Ein glückseligs, neues Jahr ist eine fröhliche Zeit,
Die uns Gott der Vater vom Himmel herab sait. [1]
Zu Bethlehem geboren ist unser Kindelein,
Das hab ich auserkoren, sein eigen will ich sein.
Ache ja, Ache ja, sein eigen will ich sein!

---

[1] sait = sagt.

Wörth a/S (Kreis Weissenburg). — Hier hört man folgenden Neujahrsspruch:

Pros't Nejohr!
Ä Brättställ [1] wie ä Schierethor, [2]
Ä Läbbküeche wie ä Zejeldach, [3]
Ä Knackwurscht von do bis uff Äwerbach! [4]

Egisheim (Kreis Colmar).

Rich un arm solla fröhlich sein
An diesem heiligen Tag;
Es esch gewachsa a guater Wein,
Der alla Deng vermag;
Dazüa ar liawlig [5] isch,
Sie nam heisst rot un wiss.
Von alla unsara Missetthata
Am Rabstock gewachsa esch.

Bitschweiler (Kreis Thann) Die Kinder gehen in der Neujahrsnacht in die Häuser und singen folgende Worte:

Wer komma dahar
In aller Gefahr
Un wenscha eich alla
A Glekhaftigs-Neujahr
Un a Bangala hinterm Ohr,
Un a Helschüa [6] im Naka
As er blibt staka.
Das Liad esch fer d'Alta
Un fer d'Junga,
As ufs Johr mer zamma kumma.

I. Was wenscha mer en dam Vater?
Mer wenscha nem a goldiga Pflüag,
Auf dass ufs Johr ar brav ackera thüat.
II. Was wenscha mer in der Müater?
Mer wenscha ihr a goldiga Wiaga
Auf dass sie aufs Johr a Sohn soll kriage.
III. Was wenscha mer en dana Sohn?
Mer wenschana a goldana Tesch
An alla viar Ecka gebachana Fesch
Un dazüa a güats Glas Wein
Un se sela alli derbi fröhlich sein.
IV. Was wenscha mer en dar Tochter?
Mer wenscha ehra a rota, rota Rock,
An alla viar Ecka a Nagalastock. [7]
Un was i wensch, un das esch wohr
Mer wenscha eich alla a
Gleckhaftigs-Neisjohr!

---

[1] Brezel. — [2] Scheuerthor. — [3] Ziegeldach. — [4] Eberbach. — [5] lieblich. — [6] Holzschuh. — [7] Nägelestock.

Dreikönigsfest.

Hipsheim (Kreis Erstein.) — Ein Lied das am Dreikönigstage gesungen wird.

Wir kommen daher aus aller Gefahr;
Wir wünschen einanden glückselig's neu's Jahr.
Glückseligs neu's Jahr ist eine fröhliche Zeit,
So wie es Gott Vater vom Himmel herab sait (sagt)
Herodes sprach mit falschem Betracht:
«Warum ist der mittlere König so schwarz?»
Der Schwarz', der Schwarz' der ist wohlbekannt,
Er ist der König aus Mohrenland.
Der Stern, der Stern soll immer steh'n;
Wir müssen bei Tag noch weiter geh'n

Dieses Lied wird von drei Knaben gesungen. Sie haben ein zu diesem Zwecke gemachtes Hemd an und einen hohen aus Papier selbst angefertigten und mit Bildern versehenen Hut auf. Sie gehen dann, das Lied singend, in die Häuser und erhalten am Schlusse einiges Geld, welches häufig zur Anschaffung von Schulgeräten verwendet wird.

Friesen (Kreis Altkirch) — Früher gingen, jetzt oft noch, arme Knaben als drei Könige verkleidet umher und sammelten Almosen. Ihre Kleidung bestand in einem weissen Hemd, das durch eine rote Schleife zusammengehalten wurde. Eine Papierkrone vervollständigte die königliche Tracht. Einer der Knaben schwärzte sein Gesicht mit Russ. Als Stern trug der Schwarze an einem Stabe ein Rädchen. das er fortwährend drehte. Vor den Häusern sangen sie folgendes Liedchen:

Es komme drei König aus dem Morgeland:
Balthasar aus Griechenland,
Melchior aus Österreich,
Kaspar ans dem Hunnenreich.
Gott hat uns die Gnade gegeben,
Dass wir das Jahr mit Freude erleben,
Jetzt und zu allen Zeiten,
Der Stern, der Stern muss weiter reisen.

Bei den Häusern, wo sie nichts bekamen, sagten sie:
«Gott lass Euch dies Johr nit reichlich läbe,
Wir wotte, dass Euch d'Bänk und Stihl am Fidle blibe kläbe.

An manchen Orten gingen die drei Könige in die Häuser hinein, liessen die Stubenthür auf, und der erste sprach mit gewöhnlicher Stimme:

«Guten Abend, ihr Leut, Gott gebe Euch eine freudenreiche Zeit, die Euch Gott vom Himmel verleiht.»
Darauf sprach der zweite mit sehr hoher Stimme:

«Die Hirten, die gingen insgemein,
Sie suchten das kleine Kindelein;

Sie fanden's, wie der Engel hat gesagt.
Bei Maria der reinen Magd.
Du bist uns willkommen, o Kindelein,
Du liegst zo zart in einem Krippelein
Bei einem Ochs und Eselein.»

Nun sprach der Schwarze mit tiefer Bassstimme:

«Die Herberge nahm zur Ruh,
Da kommt man und schliesst die Thüre zu.

(Bei diesen Worten giebt er der offen gelassenen Thüre einen Stoss, dass sie zufährt.)

Ich habe gemeint, man führe mich überall hin.
Wo man mich beherbergen will,
Aber nein.
Dort ist ein kleines Ställelein,
Wenn du willst, kannst du hineingehen,
Und wenn du nicht willst, kannst du draussen bleiben stehen.»

Haben dann die Leute die drei Könige mit einer Gabe befriedigt, so singen sie:

«Ihr habt uns dies Johr so reichlich gegebe,
Gott lass Euch dasselbe mit Freude erlebe.»

Fastnacht.

Hartmannsweiler (Kreis Gebweiler.) Am Fastnachtsdienstag versammelten sich nach der hl. Messe alle Bewohner des Dorfes auf dem Gemeindeplatze. In der Mitte desselben lag während des ganzen Jahres ein grosser, runder Stein von ungefähr 100 Centnern Gewicht. Dieser Stein wurde vor mehr als 100 Jahren von einem Manne im Walde von Hartmannsweiler aufgefunden und mit mühevoller Arbeit in das Dorf geschafft. Um diesen Stein herum tanzten jetzt die Knaben und Mädchen im Alter von 10—18 Jahren, während die Dorfmusik einen Tanz aufspielte. Nach dem Tanze wurde der Stein, der im ganzen Dorfe den Namen «Lüs» oder Laus führte, von einigen Burschen unter dem Jubel der Umstehenden auf dem Platze herum gewälzt, was natürlich nicht geringe Mühe erforderte. Hierauf begaben sich die Jünglinge mit den Tänzerinnen in den grossen Tanzsaal des Gemeindehauses. Hier wurde jedem ein Glas Wein und ein Brötchen im Werte von einem Sou bescheert. Während der Bescheerung wurden mehrere Tänze aufgespielt. Damit war die Feier des Morgens beendigt.

Am Nachmittag begab sich die ältere Jugend und auch ältere, verheiratete Leute auf den Tanzsaal des Gemeindehauses, wo bis zur Nacht getanzt wurde. Ebenso wurde an den 2 vorhergehenden Tagen getanzt. Diese Sitte bestand bis zum Jahre 1836. In diesem Jahre wurde der Stein zu weit vom Platze abgewälzt. Niemand wollte ihn wieder an seine vorige Stelle bringen. Der Stein wurde hierauf in der Nähe des Platzes vergraben, und heute noch zeigt man die Stelle, wo die «Lüs» begraben liegt.

XV.

Das Wörterbuch

der elsässischen Mundarten.

Wie im vorigen Jahrgang S. 154 berichtet worden ist, hat dies Unternehmen die Anerkennung und Unterstützung der Landesverwaltung in dankenswertester Weise erhalten. Dadurch ist die Teilnahme an der Sammlung des Stoffes gewaltig angeregt worden: es liegen heute, am 25. Juni 1891, wenigstens 25000 Zettel bereit, welche im germanistischen Seminar der Universität, nach dem Muster des Schweizerischen Idiotikons, geordnet und aufbewahrt werden. Zu dieser Sammlung, deren Grundlage durch die Vorarbeiten von August Stöber gebildet wird, haben bis jetzt ausser den beiden unterzeichneten Herausgebern, besonders beigetragen:

in Strassburg: Archivschreiber Friedrich, Frl. Friedolsheim, ehemaliger Lehrer Kutt (für Benfeld), Lehrer Letz (für Ingweiler), stud. phil. Levy (für Quatzenheim), Garderobier Oberthür, und die Seminaristen Cassel, Guthapfel, Heimann, Issler, Klein, Treiber, Wüest, Ortlieb, Harter, Wehrung, Wendling (für Rothbach, Neudorf und Brumath, Molsheim, Horburg, Schleithal, Lobsann, Müttersholz, Beblenheim, Prinzheim, Büst, Sierenz);

in Ruprechtsau: Werkmeister Obrecht (für Dürrenenzen bei Colmar);

in Neudorf: die Lehrer Kauffer (für Mutzig), Kössler (für Saarunion), Ruff (für Geispolzheim);
in Bischweiler: emer. Lehrer Thomas (für Wingen);
in Alteckendorf: Pfarrer Grünberg;
in Pfulgriesheim: Lehrer Sandel (für Niederrödern);
in Hochfelden: Dr. med. Kassel;
in Aschbach bei Niederrödern: Lehrer Schneider;
in Oberbronn: Notariatsgehilfe Eber;
in Rappoltsweiler: Reallehrer Mathis, Lehrer Lamey (für Sulzmatt);
in Mülhausen: Lehrer Obrist (für Hirsingen);
in Metz: Lycealleher Gall (für Buchsweiler);
in Waldhambach: Pfarrer Spieser (für das Münsterthal);
in Offenburg: Oberamtsrichter Beck;
in Bordeaux: Professor Besson (Seb. Brant).

Dass unsere Mitarbeiter sich fast alle leicht an das Kräuter'sche phonetische Schreibsystem angeschlossen haben, heben wir dankend hervor.

Für weitere Mitarbeit möchten wir noch zwei Musterbeispiele aus den gelieferten herausgreifen:

setzä [sætsa] setzen.

Häärdepfel setzä Kartoffeln pflanzen. I setz dr nä Dahler anä Süü ich wette mit dir, einen Thaler gegen einen Sou; i wott dr Kopf setzä ich bin fest überzeugt (dass etwas so ist wie ich sage). Är het sech's e dr Kopf gsetzt un r losst si s nem nämmä er ist nicht mehr von dem Glauben abzubringen.
Sulzmatterthal.

Gowe [kôwə] Faxen.

Bloss im Plur. auffallende, unnatürliche, oft auch dumme, lächerliche Gebärden. Was des Maidel fur Gowe-n-an sich het! Es macht als Gowe dass mer sich krank lache mècht.
Strassburg.

Genauere Auskunft erteilen, sowie Anleitung und Zettel stellen gern zur Verfügung

E. Martin, Ruprechtsauer Allee 41.
H. Lienhart, Grünebruchstrasse 33.

Strassburg.

XVII.

Chronik des Jahres 1890.

12. Januar.	Totenfeier für Ihre Majestät Kaiserin Augusta (gest. 7. Jan.).
1. März.	Oberförster Mang in Bischweiler stirbt (geb. 27. Febr. 1839).
29. März.	Adolf Stöber feiert sein 50jähriges Jubiläum als Pfarrer in Mülhausen.
16. April.	Einweihung der neuen Realschule in Strassburg.
24. 25. April.	Besuch Kaiser Wilhelm II. in Hagenau, Strassburg, Saarburg und Metz.
2. Mai.	«Die Rose von Strassburg», Oper von V. Nessler, Text von F. Ehrenberg, wird in München zuerst aufgeführt.
2. Mai.	Forstmeister von Etzel, Ehrenpräsident des Vogesenclubs, stirbt in Strassburg (geb. 6. Okt. 1826).
28. Mai.	Victor Nessler stirbt zu Strassburg (geb. 1841 zu Baldenheim).
4.–9. Juni.	IV. Wanderversammlung der deutschen Landwirtschaftlichen Gesellschaft in Strassburg.
29. Juni-2. Juli.	Buchdruckertag in Strassburg: 350jährige Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst.

2. Juli.	Karl Grad, Reichstagsabgeordneter und Schriftsteller, stirbt in Logelbach (geb. 1842 in Türkheim).
6. Juli.	Generalversammlung des Vogesenclubs in Rappoltsweiler.
15. Juli.	Emil Heitz, Professor an der Universität, Ehrenpräsident des Vogesenclubs, stirbt in Strassburg (geb. 13. Nov. 1825).
9. August.	Bischof Stumpf stirbt in Strassburg.
22.—24. Aug.	X. deutscher Kongress für erziehliche Knabenarbeit in Strassburg.
3. September.	Stirbt Alexandre Chatrian in Villemomble (geb. 18. Dez. 1826 in Soldatenthal).
8. September.	Feier des 500jährigen Bestehens des Pfeifertages in Rappoltsweiler.
3. November.	Die Strassenbahn Colmar-Markolsheim fertig gestellt.

XVIII.

Sitzungsprotokolle.

Vorstandssitzung.

16. November 1890 im Stadt-Archiv.

Anwesend: die Herren Barack, Deecke, Erichson, Euting, Franke, Harbordt, Hering, Martin, Mündel, Schlumberger, Schricker, Wiegand. Ihr Ausbleiben haben entschuldigt die Herren Herrenschneider und Rathgeber.

Der Vorsitzende, Prof. Martin, berichtet über verschiedene Einladungen, die an den Zweigverein ergangen sind, so z. B. vom Rückert-Comité in Schweinfurt zur Enthüllung des Rückert-Denkmals am 18. Oktober, und über den inzwischen ausgegebenen sechsten Band des Jahrbuchs. Es wird beschlossen, Herrn Pfarrer Horning 30 Exemplare desselben zum Vereinspreise von 1 Mark für das Stück zu überlassen.

Von dem Bericht des Gesammt-Vereins der deutschen Altertums- und Geschichts-Vereine liegen 15 Exemplare vor, welche die Vorstandsmitglieder gegen Zahlung von 20 Pfennigen für das Stück erheben können.

Nach der Mitteilung von Prof. Barack sind weitere fünf Gesellschaften und Vereine in Schriftenaustausch mit dem Zweigverein getreten, so dass die Zahl der Tauschexemplare jetzt auf 100 gestiegen ist.

Mitglied Mündel berichtet über den Personalbestand und die Kassenlage des Zweigvereins.

Zum Schluss werden die Mitteilungen für die Generalversammlung vorbereitet sowie einige für das Jahrbuch eingelaufene Arbeiten zur Berichterstattung verteilt.

Es folgt die

Allgemeine Sitzung.

Prof. Martin eröffnet die Sitzung und erstattet den Rechenschaftsbericht über die Entwickelung des Zweigvereins im abgelaufenen Jahre. Die Mitgliederzahl betrug 993 und die Kassenrechnung schloss ab mit einem Ueberschusse von ℳ. 2.68.

Der Kassenbericht des Herrn Mündel wird von zwei Mitgliedern der Versammlung, den Herren Bechstein und Lienhart, geprüft und richtig befunden.

Herr Stadt-Archivar Dr. Winckelmann hält einen Vortrag über den Pfalzgrafen. Georg Johann von Veldenz-Lützelstein 1543—92 als Förderer des Strassenbaues und des Verkehrs in den Vogesen.

Der bisherige Vorstand wird durch Acclamation wiedergewählt.

Zum Schluss geleitet Herr Stadt-Archivar Dr. Winckelmann die Anwesenden durch die neu hergestellten Räume des Stadtarchivs und nach der Sitzung vereinigten sich die auswärtigen Mitglieder mit mehreren hiesigen zum Mittagessen in der Bahnhofs-Restauration.

Vorstandssitzung.

11. März 1891 im Bezirks-Archiv.

Anwesend: die Herren Barack, Erichson, Herrenschneider, Ihme, Martin und Wiegand, ausserdem nehmen Teil die Herren Dr. Bechstein und Dr. Winckelmann. Ihr Ausbleiben haben entschuldigt die Herren Deecke, Hering, Rathgeber und Schricker.

Eingelaufen sind ein Dankschreiben Sr. Durchlaucht des Kaiserlichen Herrn Statthalters für den ihm überreichten sechsten Band des Jahrbuchs und die Sitzungs-Protokolle der im September v. J. zu Schwerin abgehaltenen General-Versammlung des Gesamt-Vereins deutscher Altertums- und Geschichts-Vereine.

Die für das Jahrbuch 1891 eingegangenen Beiträge werden vorgelegt, besprochen und für Berichterstattung verteilt.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

VIII. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1892.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

VIII. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1892.

Inhalt.

I.

An mein Elsass.

Von

Christian Schmitt.

Sei gegrüsst, du mein blühendes Heimatland!
Wie liegst du so lachend am Rheinesstrand!
Wie schmückst du dich herrlich im wonnigen Mai,
Als ob es zum fröhlichen Reigen sei!
Wie spielt um die Stirn dir der Morgenglanz!
Wie ziert dich so lieblich der Rebenkranz!
In flammender Lieb' ist mein Herz dir entbrannt:
Schirm' dich Gott, du mein sonniges Elsassland!

Sei gegrüsst, du mein blühendes Heimatland!
Es webt dir der Frühling ein Prachtgewand:
Mit duftenden Rosen durchflicht er dein Haar
Und reicht dir die köstlichsten Schätze dar. —
Und mögt ihr nun wandern von Reich zu Reich,
Kein Gau ist auf Erden dem unsern gleich!
In flammender Lieb' ist mein Herz dir entbrannt:
Schirm' dich Gott, du mein sonniges Elsassland!

Sei gegrüsst, du mein blühendes Heimatland!
Dir will ich mich weihen mit Herz und Hand,
Dich trag' ich als Kleinod geheim in der Brust,
Dir bleib' ich ergeben in Leid und Lust!
Du hast mich gesegnet mit Glück und Ehr',
Nun lass ich dich nimmer und nimmermehr!
In flammender Lieb' ist mein Herz dir entbrannt:
Schirm' dich Gott, du mein sonniges Elsassland!

Strassburg-Neudorf.

II.

In der Schreckenszeit
von Bourglibre (Saint-Louis) nach Colmar und zurück.

«Franz Xaver Bronners Leben, von ihm selbst beschrieben», 3 Bde., Zürich, bei Orell, Gessner, Füssli u. Comp. 1795—97, ist eine der merkwürdigsten und anziehendsten Selbstschilderungen, an denen das vorige Jahrhundert, angeregt durch die Confessions von Jean-Jacques Rousseau, so reich ist. 1758 in einem Dorf bei Höchstädt an der Donau von armen Eltern geboren, trat er früh zu Donauwörth ins Kloster, ward aber durch die Litteratur der Aufklärung und das Treiben der geheimen Gesellschaften ergriffen und entfloh 1785 nach Zürich, wo der Idyllendichter Gessner, das litterarische Vorbild seiner «Fischeridyllen», sich des mannigfach unterrichteten und naivklugen Flüchtlings annahm. Von der französischen Revolution begeistert, beschloss Bronner, sich im Elsass als konstitutionneller Priester dem Kirchendienste zu widmen und erlangte vom Bischofe von Colmar[1] die gewünschten Zusicherungen. Wie jedoch der im Dezember 1793 gemachte Versuch, jenen Wunsch zur Ausführung zu bringen, scheiterte, erzählt Bronner selbst, Bd. III, S. 478 ff. Einzelne Stellen, welche heute nicht gut mehr in einem für weitere Leserkreise bestimmten Buche gedruckt werden können, sind ausgelassen worden. E. M.

Eintritt in Frankreich.

Als ich hart an der Strasse die hölzerne Baracke sah, in welcher die Grenzwache lag, so nahm ich mich zusammen, suchte meinen Züricher Pass aus dem Portefeuille hervor und

[1] Der geschworene Bischof Martin ward in Paris geweiht, trat am 16. April 1791 sein Amt an und starb im Juni 1794: s. J. Rathgeber, Colmar und die Schreckenszeit, Stuttgart 1873.

wies ihn dem Controleur, der mit einigen Nationalgarden aus der Baracke mir entgegenlief. «Citoyen!» sagte er, «der Pass taugt nichts. Er muss vom Gesandten unterschrieben seyn.» Ich hatte meinen Hut abgezogen und antwortete: «Mein Herr! es hat mit mir eine ganz besondere Bewandtniss.» Er fiel mir in die Rede, setzte mir den Hut auf und sagte: «Man sieht wohl, dass sie ein Fremder sind, der Titel «Herr» ist bey uns abgeschafft; machen sie sich nur mit dem republikanischen «Citoyen» bekannt und denken sie an Freyheit und Gleichheit!» — Kühner fuhr ich fort: «Ich bewarb mich sowohl bey dem Gesandten der Republik in Baden, als in der Kanzley zu Basel um einen Pass nach Colmar, aber beidemale vergebens, denn ich bin ein deutscher Geistlicher und musste mich unter dem Vorwande abweisen lassen, dass allen Deutschen der Eintritt in Frankreich bey Lebensstrafe untersagt sey. Nun hat mich aber der geschworne Bischof von Colmar, der meine patriotischen Gesinnungen kennt, durch eigenhändige Schreiben berufen, und ich bin gezwungen, auch ohne Pass hieher zu kommen und es auf die französische Grossmuth ankommen zu lassen, ob ein Patriot, der von ganzem Herzen der Republik zugethan ist, sogleich an der Grenze abgewiesen werden soll oder nicht.» Der Controleur gieng mit meinem Portefeuille in die Baracke. Es schien mir, man hielt mit einander Rath, was hier zu thun sei. Er kam wieder und sagte: «Citoyen, wenn sie den Nationalgarden, von denen sie begleitet werden müssen, ein Trinkgeld geben, so will ich sie zum Bürger Sous-General nach Bourglibre bringen lassen.» Dess war ich herzlich zufrieden. Die Garden nahmen mich in die Mitte, und wir giengen zum Zollhause in Bourglibre; sie verstanden kein deutsches Wort; ich radebrechte also mein Französisches so gut ich konnte und erhielt ihren Beifall. Der eine schien mir ein sehr artiger Jüngling; er fror sehr, und seine rothblauen Finger, mit denen er das kalte Gewehr hielt, erregten mein Mitleiden. Ich schenkte ihm meine Handschuhe. Im Zollhause musste ich einige Zeit warten; denn der Bürger Sous-General sass noch bei Tische.

Das Stübchen, wo ich harrte, war zur Visitation derjenigen Personen bestimmt, welche über die Grenze gehen wollten. Männer und Weiber sassen auf den Bänken herum und warteten, bis der Visitator käme, oder bis der Sous-General abgespeiset haben würde. Der Visitator (man sagte mir nachher in Basel, er sei ein Jude gewesen) kam und rief jede Person einzeln in ein Kämmerchen bey Seite, wenn sie ihm besonders verdächtig war; andere aber durchsuchte er in Gegenwart der übrigen. Alle mussten die Schuhe ausziehen, er befühlte ihnen

die Rockknöpfe, die Hüftenbänder und die Knieriemen an den Beinkleidern, griff in alle ihre Säcke, durchknitterte ihre Halsbinden, Hüte, Rockschösse u. s. w. so bedächtlich, dass ich vor der französischen Genauigkeit grossen Respekt bekam. (Man erzählte mir, des Visitators Frau halte es mit dem weiblichen Geschlechte noch strenger; aber ich sah das nicht.) Auch die Weiber befühlte der hagere Mann in jedermanns Gegenwart mit gleicher Sorgfalt und schien sich aus weiblicher Schamhaftigkeit und einer gewissen Decenz gar wenig zu machen.

Jetzt holte man mich zum Sous-General. An einer langen Tafel im Wirthshause sassen Officiere und allerlei Gäste, männlichen und weiblichen Geschlechtes, bunt durcheinander. Man forderte mir mein Portefeuille ab; ich gab es hin. «Sprechen sie französisch?» fragte ein kleiner verwachsener Mann, mit einem feurigen Blicke, und fasste mich scharf ins Auge. Ein Diener, der mir zur Seite stand, deutete auf einen der Tischgenossen und sagte: «Diess ist der Bürger Sous-General.» Ich wusste nicht, meinte er den kleinen Mann oder einen andern, und weiss es heutiges Tages noch nicht. Unbefangen erklärte ich, dass ich das Französische nur sehr schlecht sprechen könne; meine Muttersprache sei die deutsche. «So sagen sie nur deutsch, was Ihr Begehren ist!» sprach der kleine Mann, «reden sie kühn von der Brust weg! Republikaner hassen Heuchelei und Furchtsamkeit.» Seine Zusprüche hoben meinen Muth. Ich gerieth ein wenig in Feuer und hielt eine Art Standrede, in der ich mit der grössten Offenheit die Gründe darlegte, welche mich bewogen, nach Frankreich zu kommen. So oft ich etwas vortrug, das eines Beweises zu bedürfen schien, griff ich unverholen nach meinem Portefeuille, nahm es den Blätternden aus der Hand, suchte, während ich sprach, das beweisende Actenstück hervor, faltete es auseinander und legte es den Herren vor. Die Schriften giengen von Hand zu Hand. Als ich glaubte, die Aechtheit meines republikanischen Bürgersinns genug erprobt, und die Ursachen, warum ich ohne Pass käme, deutlich angegeben zu haben, bat ich den Bürger Sous-General, einen Patrioten, der es ganz aus Ueberzeugung sei, nicht abzuweisen, sondern mir vielmehr selbst einen Pass zu erteilen. Nun fiengen die Debatten über mein Gesuch an. Sie waren französisch, wurden schnell vorgetragen, und ich verstand das wenigste davon. Der kleine Herr hielt meinem patriotischen Sinne und zugleich dem seinigen eine Lobrede, gab mir mein Portefeuille mit allen Schriften zurück und fragte, ob ichs zufrieden sei, wenn ich zum General nach Blotzheim geschickt würde? Zwar müsste ichs wagen, einen Gang umsonst zu thun und abgewiesen zu werden; allein ich erhielte denn doch die Gewissheit,

ob ich nach Colmar reisen dürfte oder nicht. — «Ei, was liegt mir an dem kurzen Gange!» rief ich aus, «um das Glück, ein französischer Bürger zu werden, liefe ich Ihnen nach Russland und wieder zurück.» Man lachte laut auf, klatschte in die Hände, und ein dicker Herr oben an der Tafel schrie mit kreischender Stimme: «Ecoutez, Citoyens! n'est-il pas un enragé?» Da wagte ichs im Aerger, dem schlimmen Tadler auch einen französischen Brocken aus meiner Fabrik zuzuwerfen. «Heureuse la France!» rief ich aus, «si ma rage aurait pris tous les Français!» Man lachte, klatschte noch einmal und entliess mich.

Zwei Nationalgarden führten mich nun über ein Ackerfeld hin, einem Gehölze zu, das beinahe bis an die Schweizergrenze sich erstreckt und abwärts weit ins Elsass sich verläuft. Ich nahm dessen Lage genau in Augenschein und dachte: «Giebt dir der General eine abschlägige Antwort, so schleichst du Nachts über die Grenze in dies Gehölze und wanderst auch ohne Pass nach Colmar.» So eigensinnig beharrte ich auf meinem Vorsatze, mein Glück in Frankreich zu suchen. Zu Blotzheim fand ich den General in einer glänzenden Gesellschaft von Herren und Damen noch an der Tafel und trug, als ich öffentlich um die Ursache meines Hierseins befragt ward, mit eben dem Feuer und eben der Dreistigkeit, wie in Bourglibre, mein Anliegen vor, legte offenherzig meine Gründe dar und begleitete sie mit schriftlichen Beweisen. Auf den General wirkte meine Offenherzigkeit am meisten. «Wie ich merke, Citoyen,» sagte der General, «so ist sein Sinn ächt patriotisch. Lass er nur die Briefe des Bischofs hier und geh er indess in ein anderes Zimmer!» Man führte mich in die Kanzlei. Nach einiger Zeit kam ein Sekretär, fragte mich noch einmal sorgfältig aus, durchstöberte mein ganzes Portefeuille, forschte nach, ob ich nicht noch andere Schriften, Schreibtafeln u. s. w. bei mir führte, liess mich von einem Diener aussuchen und machte mir wegen der neuen Einrichtung, vermöge welcher das geistliche Wesen in Frankreich ganz abgethan wäre, allerlei Einwendungen, um mir die Lust, nach Colmar zu wandern, allmälig zu benehmen. Er sprach von der Noth, in die ich gerathen würde, wenn ich keine Besoldung erhielte; betheuerte, dass er nicht begreife, wie mir der Bischof solche Zusagen machen könne, und versicherte, die Hoffnung, als Geistlicher mein Brod zu gewinnen, müsste bei der jetzigen Verfassung des öffentlichen Religionsunterrichts ganz gewiss scheitern. Allein ich berief mich auf die Berichte des Bischofs, der die Sache doch am besten wissen müsste, und brach im Feuer des Gespräches in die Worte aus: «Und kann ich mein Brod als Geistlicher nicht gewinnen; so will ich wilde Pflanzen

essen und gern alles dulden, um ein französischer Bürger zu werden. Dass es mir mit diesem Entschlusse ernst ist, können Sie aus dem Buche ersehen, das ich hier bei mir trage.» Ich zeigte den Bryant;[1] der Sekretär lachte laut auf, rief aus: «Nun in aller Welt! ein solcher Enthusiast ist mir noch nicht vorgekommen!» riss mir das Buch aus der Hand und lief damit zum General. Derselbe kam jetzt selbst herüber, befragte mich über die Landkartenteile, die im Bryant lagen, und war sehr zufrieden, als ich ihm ganz unverholen den Gebrauch davon angab und die übrigen Blätter der Karte vorwies. «Wohlan!» sagte er, «weil er denn ein gar so eifriger Patriot ist, so will ich versuchen, ob ich ihm zur Erfüllung seiner Wünsche behülflich sein kann; ein so reiner Bürgersinn und so viel Freiheitsliebe verdienen diese Belohnung. Es soll ihm ein Pass ausgefertigt werden; aber lass er sich warnen! bleibe er genau auf der Strasse nach Colmar! wenn er irgendwo nach der Seite auslenkt, so ist er verloren und wird gewiss als ein Fremder unter die Guillotine gerathen. Zu Colmar stellt er sich sogleich beim Ausschuss der öffentlichen Wachsamkeit. Merk' er sich das!» Ich hüpfte fast vor Freude; sie schaute mir leuchtend aus den Augen, als ich diese Reden vernahm; die Sekretärs lachten darüber und flüsterten von meiner frohen Miene u. s. w. nicht ohne Theilnahme. Ich versprach dem General heilig, seinen Befehlen pünktlich nachzukommen, und dankte ihm entzückt für seine Güte. Er gieng zufrieden lächelnd weg und sagte: «Citoyen, freue er sich nicht zu sehr! ich fürchte, meines Passes ungeachtet wird er in Colmar als Fremder und Geistlicher nicht geduldet werden. Noch begreife ich nicht, wie der Bischof ihm in diesen Ausdrücken schreiben konnte.» Man fertigte mir nun folgenden Pass aus:

Liberté. Egalité. Fraternité.

Laissez passer et repasser librement *le Citoyen François Bronner*, qui nous a déclaré vouloir aller à Colmar *pour se rendre au Comité de Surveillance, qui jugera, si son zèle pour la liberté lui méritera le titre de citoyen français*, au Quartier Général de Blotzheim le 6 Nivos. 1793. l'an 2 de la République Française une et indivisible.

L'Adjudant-Général, Léger.

Vu par le Général-Commandant en chef l'Armée du Haut-Rhin. Scherer, m. p.

---

[1] Bryants Verzeichnis der zur Nahrung dienenden Pflanzen. Aus dem Englischen. Leipzig 1785-86, II.

Was hier mit Cursiv-Schrift gedruckt ist, war geschrieben, das übrige gedruckt. Mit eigener Hand schrieb der General noch folgendes darunter : *Dans le cas contraire le Comité de Surveillance le renverra au quartier général pour le faire repasser à l'étranger.* —

Der Pass von Zürich ward mir abgefordert und zurückbehalten, als man mir diesen übergab. Ich fragte, ob ich für die Ausfertigung etwas zu bezahlen hätte. «Nein !» sagte der Sekretär mit nicht unedlem republikanischen Selbstgefühl, «hier im Lande der Freiheit lässt sich der öffentliche Beamte nicht zweimal (vom Staate nämlich und vom Bürger) bezahlen.» Vergnügt, wie nach einem errungenen Siege, und stolz, jetzt nur von so uneigennützigen Obrigkeiten abzuhängen, gieng ich aus dem Dorfe nach Sierenz. Es war ein Triumph in meiner Seele, dass ich nun doch, allen Hindernissen zum Trotze, meinem Ziele mich näherte. Nationalgarden, die auf der Strasse hin und her marschierten, einzelne reitende Jacobiner mit rothen Kappen oder Mützen, an denen Fuchsschwänze herabhingen, Bauern, die bald halbleise und furchtsam, bald schreiend und fluchend mit einander von den Gottlosigkeiten und Greueln sprachen, die sich die Nation (so nannten sie die Nationalversammlung) in Religionssachen zu Schulden kommen lasse, war alles, was ich auf diesem Wege sah und hörte. Ruhig wanderte ich fort, hing mich an niemanden und beschloss, um morgen recht frühe in Colmar zu sein, ungeachtet der anbrechenden Nacht, heute noch nach Habsheim zu laufen. Die Entfernung war grösser, als ich geglaubt hatte. Dicke Finsterniss umgab mich bald, und es gelang mir nur mit Mühe, auf der Strasse fortzutappen und endlich nach manchem Sturz in den Graben das ersehnte Dorf zu erreichen.

Nachtherberge in Habsheim.

Wie mir Leute sagten, die über die Gasse giengen, so befanden sich etwa 5 Wirthschaften im Dorfe; aber fast alle hatten ihre Schilde eingezogen, weil ihnen weder Bedienung noch Lebensmittel um Assignate feil waren. Als ich zum besten Wirthshause kam, das man mir gewiesen hatte, ging ich hinein und bat um Nahrung und Herberge. Die Wirthin entschuldigte sich mit der Menge ihrer Gäste, wankte aber doch, ob sie mich nicht aufnehmen wollte; da erblickte mich der Conducteur des Basler Postwagens und raunte ihr ganz vernehmlich zu : «Schicken Sie den Kerl fort, er ist ein abtrünniger Pfaff und ein rasender Jakobiner.» Dieser Conducteur war eben bei dem Sous-General zu Bourglibre im Zimmer gewesen, als ich meinen Patriotismus in vollem Glanze produ-

zirte. Sein Angeben wirkte. Geschwinde sagte die Wirthinn: «Citoyen, ich habe weder Essen noch Bett für sie, suchen sie eine andere Herberge!» Ich suchte, aber überall ward ich abgewiesen, überall hatte man der Gäste zu viele. Wenn ich nicht unter freiem Himmel übernachten wollte, so musste ich mich bequemen, an einem elenden Häuschen, vor dem ein Schild hing, und das ich um seiner Armseligkeit willen gleich anfangs vermieden hatte, anzupochen und um Quartier zu bitten. Ich konnte nichts Gutes erwarten; aber Noth bricht Eisen. Der Wirth, ein ungeschliffener, handfester Kerl, kam unter die Thür: «Was will er, guter Freund?» — «Eine Nachtherberge.» — «Hat er Brod? wir haben keins.» — «Ei Herr Wirth, er hat wohl noch so viel, als ich brauche.» — «Keinen Bissen weiter, als was wir selber bedürfen.» — «Nun denn, so kann ich etwas anders essen! Geb' er mir, was er mag!» — «Wir können nichts entbehren, müssen selbst Noth leiden.» — «Seine aristokratische Menschenfreundlichkeit verdiente fast, dass es wahr würde.» Hiemit gieng ich aufgebracht fort. Er lief mir nach, ergriff mich beim Arme und sagte: «Nur nicht gleich so hitzig, Citoyen! Ich glaube, er wäre wohl gar im Stande, mir Verdruss zu machen. Wir haben Mangel; aber wenn er mit dem wenigen vorlieb nehmen will, was wir ihm vorsetzen, so kann er hereinkommen.» Ich gieng mit ihm in die rauchige Stube, in der an allen Tischen Soldaten sassen, tranken, assen und schmauchten. Jetzt besah mich der Wirth von Kopf bis zu Fusse und sagte sanfter: «Um Vergebung, Citoyen! Man kann bei dieser Zeit nicht wissen, wen man vor sich hat! Wer sind sie denn?» — Ein Reisender, der von Basel nach Colmar geht. — «Darf ich fragen, was ist dort ihre Verrichtung?» — Ich reise in meinen eigenen Geschäften. — «Sakrebleu!» rief jetzt ein Soldat, dem Ansehen nach ein Sergeant, hinterm Tische hervor, «er ist der Aussprache nach ein Deutscher: Holla Spion!» Ich kümmerte mich wenig um sein Geschrei, suchte einen ledigen Platz an den Tischen umher und setzte mich ohne Ceremonien nieder. Es war mir vom Gehen warm geworden und die dämpfige Stube war heiss, wie ein Schweissbad; ich legte also den Hut neben meinen Regenschirm und dem Bryant auf die Bank. «Bei meiner Seele!» schrie nun der Sergeant wieder, «das ist gar ein deutscher Pfaff! Seht mir nur seine Glatze an!» Hastig stand er auf und trat zu mir: «Den Pass her, wenn er einen hat!» fuhr er trotzig mich an, und was ist das dort für ein Buch? Her damit!» — Ich legte die Hand auf meinen Bryant und antwortete fest und kalt: «Citoyen, das Buch ist mein; nehmen Sie sich in Acht! Noch weiss niemand hier, wen Sie vor sich

haben!» Er machte grosse Augen, der Wirth flüsterte ihm zu: «Ereifern Sie sich nicht, Citoyen! Man kann nicht wissen! Neulich war auch so ein Reisender da! Sie erinnern sich noch.» Der Sergeant blickte indess verächtlich auf mich nieder, warf die Unterlippe auf und sagte endlich mit rauhem Tone: «Seht nur die geschorne Platte an!» (er meinte meine Glatze) was kann wohl dahinter stecken? Und hab' ich nicht das Recht, ihm seinen Pass abzufordern: er muss mir ihn vorweisen und wenn er der Teufel selber wäre.» — «Citoyen, das müssen Sie!» sagte mir der Wirth kleinlaut und zuckte die Achseln. Ich zog mein Portefeuille hervor, suchte den Pass und legte ihn schweigend auf den Tisch. Der Sergeant nahm ihn auf und las. «Respekt!» sagte er ernsthaft, machte ein langes Gesicht, legte das Blatt weg und setzte sich ruhig an seinen Ort. Der Wirth nahm Platz an meiner Seite und fing an zu klagen, dass man jedem Hausvater die Quantität Getreide, welche er verbrauchen dürfe, bestimmt und alles übrige aufgezeichnet habe; dass man gezwungen sei, um einen gewissen Preis (Maximum) und noch dazu für Assignate sein Eigenthum hinzugeben; dass man nicht einmal Bezahlung in Geld ausbedingen dürfe, u. d. gl. Ich erwiederte: Zum Besten des Ganzen wäre es höchst nöthig, dass mit dem vollen Vorrathe des Landes haushälterisch gewirthschaftet würde, und dass zur Verhütung des Mangels die kornreichen Provinzen, wie das Elsass, ihren Ueberfluss an Früchten gegen billige Preise an die minder fruchtbaren Länder abträten; was die Assignate beträfe, hätte er bei mir nicht zu befahren, seine Bezahlung in Papiergeld zu erhalten; denn ich besässe dermals noch keine. Sein Blick ward heiterer, sobald er diess vernahm; er gieng in die Küche und befahl geschwinde Brod, Suppe, Braten, Salat und Obst hereinzubringen, sodass ich statt des angedrohten Fasttags plötzlich Ueberfluss vor mir erblickte.

Nach und nach verloren sich die Gäste. Die einen giengen in ihr Quartier bei den Bauern, die anderen verlangten zu Bette. Nur wenige blieben. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

. . . . . . Ich verlangte zu Bette; er führte mich in eine offene Kammer, wo einige Bettstellen voll Soldaten lagen. Sorgfältig visitirte ich mein Bett, fand zwar alles reinlich und frisch überzogen, aber es ekelte mir doch ein wenig; desswegen kleidete ich mich nur zur Hälfte aus, verwahrte meine Sachen, so gut ich konnte, zwischen dem Strohsack und dem Unterbette und streckte mich in Gottes Namen unter die Decke. Die Müdigkeit machte, dass ich besser schlief, als ich gehofft hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So wie ich am Morgen aus dem Hause trat, sah ich einen Haufen Nationalgarden bey der Kirche versammelt, um ihre Brodportionen abzuholen. Das war ein Gewimmel, ein Scherzen, Jagen und Hüpfen durch einander, dass ich froh war, glücklich an dem Haufen vorüber gekommen zu seyn. An allen Hüten prangten National-Kokarden, und fast an jedem Fensterladen hiengen bunte Schilder mit dem bekannten Wappen der Republik, einem eyförmigen Eichenkranze, der zusammengebundene Stäbe sammt einem darin steckenden Beile, umschliesst. Mit grossen Buchstaben stand rund umher geschrieben: Liberté, égalité, unité, fraternité ou la mort. Als ich an dem äussersten Wirthshause des Dorfes vorübergieng, rief ein hitziger Bauer aus dem Fenster: «Seht ihr den Volksfeind dort? Er trägt nicht einmal eine Kokarde. Willst du die Nationalfarben aufstecken, aristokratische Bestie?» Ich nahm keine Notiz von dem, was er mir zuschrie; schaute nicht um und gieng meiner Strasse. Bald war ich im Freyen. Aber ich nahm mir vor, sobald ich Gelegenheit fände, eine dreyfarbige Kokarde zu kaufen.

Gang nach Colmar.

Ich kam zu dem Städtchen Ensisheim. Nahe dabey, wo sich die Strasse schwenkt, war eine Feldkapelle gestanden mit einem Cruzifixe. Jetzt war sie eingerissen, der Schutt lag umher, die Statuen der Heiligen schauten darunter hervor, der Gekreuzigte lag darauf. Ich konnte nicht begreifen, wie ein religiöses katholisches Volk diesen Greuel der Verwüstung, ohne in Wuth zu gerathen, ansehen könnte, und fürchtete wahrlich, am Ende möchte die gute Sache der Vernunft und Freyheit durch übertriebenes, allzuhitziges Losstürmen auf diejenigen Vorurtheile des Volks, die ihm am theuersten sind, alles verlieren, statt durch Mässigung alles zu gewinnen. Um einiger Massen urteilen zu können, wie der gemeine Mann diese Bilderstürmerey aufnehme, setzte ich mich auf eine Bank unweit des Thores, wo ich die Rudera der Kapelle, sammt den Vorübergehenden im Auge hatte, und beobachtete deren Mienen und Gebehrden. Niemand kam die Strasse, ohne zu seufzen, die Augen zum Himmel zu erheben und mit Bedauern wegzublicken. Sie schienen zu denken: «O Gott, kannst du's ansehen? ich nicht!» Aber niemand gab einen missbilligenden Laut von sich; jeder schien sich zu fürchten, unter der Guillotine zu fallen.

Ich gieng in die Stadt. Eine Wittwe gab mir zu essen und nähte mir eine Kokarde auf den Hut.

Ueber Rexheim langte ich, langsam dahinschleichend, nach anderthalb Stunden zu Mayenheim an, trat in ein schönes

Wirthshaus an der Strasse und fand in der Stube ein paar Kutschen voll Reisender, die mit düstern Mienen einander ihr Bedürfniss zu essen klagten, welches der Wirth durchaus nicht befriedigen wollte. Auch ich trug mein Anliegen vor; denn ich hatte zwei starke Stunden, ohne ein Dorf anzutreffen, bis zum Städtchen Heilig-Kreuz zu marschieren, und zwölf Uhr war eben vorüber. Allein ich ward trotzig angeschnurrt: «Hat er Brod, Citoyen, so kann ers überall essen, bey uns ist keines zu finden.» — «Ey, was essen sie denn?» — «Erdäpfel und Salat.» — «So will ich mithalten.» — «Wir haben selbst nicht genug.» Diese Antwort, bitter und spottend vorgetragen, machte mich böse; ich sagte auffahrend: «Nun, so wünsche ich, dass wahr werde, was er lüge.» Damit gieng ich zur Thür. Ergrimmend langte der Wirth nach seiner Peitsche und rief mir einige Flüche und Drohungen nach. Es war ein sehr heiterer Wintertag, die Sonne schien warm, die Luft wehte gelinde. In einer ziemlichen Entfernung vom Hause setzte ich mich auf Bauholz, das in der Gasse lag, und schrieb, ausruhend, obiges in meine Schreibtafel; da nahte sich mir eine Frau und fragte mit ängstlichem Tone: «Ach, was schreiben sie da? Wer sie auch immer sind, thun sie uns doch kein Leides! Mein Mann, der Wirth dort, war zu hitzig. Kommen sie mit mir, wir wollen das Geschehene vergüten.» — Sorgen Sie nicht, erwiederte ich, dass ich Ihnen schlimme Streiche spiele. Ich bin froh, wenn mir nicht schlimm mitgespielt wird. — «Wer weiss, was ihr Vorhaben ist? Sie schreiben da unter freyem Himmel, im Winter, sind von uns beleidigt und schauen unser Haus von Zeit zu Zeit so bedenklich an. Wir wissen wohl, dass Beobachter im Lande herumreisen. Ach, schonen sie unser?» — Frau, Sie können ruhig seyn, ich bin gewiss kein Beobachter; aber begegnen Sie künftig jedem Reisenden besser als mir, etwa so, als wenn er ein Beobachter wäre. Adieu!» Sie wünschte mir sehr höflich eine glückliche Reise, und ich gieng durch das Dorf hinab. Als ich ein zweytes Wirthshaus fand, trat ich hinein und bat um etwas zu essen. Landvolk und Soldaten sassen im Zimmer. Die Wirthin entschuldigte sich, dass sie nur wenig Lebensmittel besässe, legte mir aber Brod vor und sagte leise: «Lieber Herr! sie sind ein Geistlicher, ich seh's wohl; gedulden sie sich nur ein wenig, bis einige von jenen unbändigen Gästen weggehen, die mir eben mit Gewalt andere Speisen abgefordert haben. Mein Vorrath ist zwar klein; aber sie sollen doch genug zu essen bekommen.» So wurden die Unannehmlichkeiten, die mir mein pfäffisches Aussehen zuzog, doch hin und wieder durch einige Vortheile vergütet.

Der Bischof in Colmar.

So wie ich aus dem Walde trat und die Thürme Colmars vor Augen hatte, ward mir wärmer ums Herz und ich glaubte, der Entscheidung meines Schicksals entgegen zu gehen. Die Bürgerwache am Thore rief mich nicht an. Ungehindert trat ich in die Stadt. Ein Knabe führte mich zur Wohnung des Bischofs. Ich fand in einer ziemlich engen Gasse ein artiges aber nicht prächtiges Haus, die Gänge und Treppenwände mit Heiligen-Bildern behangen, und alles sehr reinlich gehalten. Eine Haushälterin trat mir entgegen, der man es ansah, dass sie weder Hunger noch Mangel litt. Sie war, wie ich nachher erfuhr, die Verwandte des Bischofs. «Wen soll ich melden?» — Bronner, den deutschen Geistlichen. — Sie gieng. Ich musste lange auf dem Söller warten; sehr viele kleine Umständchen, der Rauchduft, die Gemählde umher, die Stille des Hauses u. s. w. erinnerten mich an mein oftmaliges Harren im Vorsaale des Herrn von Ungelter.[1] «O Gott!» dachte ich, soll ich etwa wieder unter solche Hände gerathen?» Endlich rief man mich hinein. Ein ältlicher Mann mit etwas grauen Haaren, von frischem, aber eben nicht Ehrfurcht gebietendem Ansehen erhob sich von seinem Sopha und kam mir freundlich entgegen. «Sind sie endlich da, mein lieber Bronner? Willkommen in Colmar! Fast fieng ich zu fürchten an, ihr Entschluss habe sie gereut; so lange zögerten sie.» Er zog mich auf den Sopha; ich entschuldigte mein langes Ausbleiben und erzählte ihm, wie viele Schwierigkeiten besiegt werden mussten, bis das Vergnügen, neben ihm zu sitzen, von mir errungen ward. Einmal ums andere rief er aus: «Was? Man wollte sie an der Grenze nicht einlassen? Der Gesandte wollte ihnen keinen Pass ertheilen? Das ist eine Wirthschaft! Soll ich nicht die Freyheit haben, mir einen Mitgehülfen zu wählen, welchen ich will?» Ich zeigte ihm meinen Pass. Er schien darüber in Verlegenheit zu gerathen. «Lassen sie das!» sprach er mit hoher Miene, und gab sich ein Ansehen, «was wollen sie erst zum Comité de Surveillance laufen? Sie sind einmal hier unter meinem Schutze, das ist genug. Ich bin constitutioneller Bischof des Oberrheins und will den sehen, der mirs verwehren wird, meine Mitarbeiter im Weinberge des Herrn zu wählen, wie ich kann.» — Unmöglich war's mich des Urtheils zu erwehren: «Schwacher, eitler Mann!» Aber ich liess nichts merken, machte nur meine Einwendungen und Gegen-

[1] Das des ehemaligen Vorgesetzten Bronners in Augsburg.

vorstellungen und bewog ihn endlich, dass er versprach, morgen wolle er selbst mich zum Präsidenten des Comité begleiten. Nun erkundigte ich mich um den neuesten Zustand des Religions-Wesens in Frankreich. Er behauptete geradezu, die Verfassung der beeidigten Geistlichkeit sey noch eben dieselbe, wie beim Anfange der Revolution; ihm werde seine Besoldung vom Staate, jedem Landpfarrer aber von seiner Gemeinde ausbezahlt; die Kirchen seyen zwar grösstentheils in Tempel der Vernunft umgeändert, aber dennoch habe man noch einige derselben dem Gottesdienste gewidmet; er müsse eine grosse Gemeinde besorgen, übernehme selber alle bischöflichen Verrichtungen, weihe Geistliche, predige, sitze zur Beichte, halte das Hochamt, besuche die Kranken und unterrichte die Kinder u. s. w. Es sey ihm sehr lieb, nun an mir einen Gehülfen zu haben; ich dürfe ihm nur in die Hand arbeiten und sein Vikar seyn. Auch ich solle predigen, zur Beichte sitzen, katechisiren, Messe lesen und Kranke besuchen. Er wolle mir dafür zu einem hinlänglichen Einkommen verhelfen, und würde meine Besoldung nicht ergiebig genug ausfallen, so wisse er einen Freund beym Departements-Archive, der mir gern etwas zu verdienen gäbe, wenn ich die alten Schriften, die man aus allen aufgehobenen Klöstern nach Colmar geschafft habe, entziffern möge, wozu mir als ehemaligem Registrator weder Geschick noch Lust mangeln werde. Bereits habe er dem Archivar von mir gesagt.» Ich war ganz willig, mir alles gefallen zu lassen und erhielt das Versprechen, er wolle mich morgen nach dem Frühstück zu dem Archivar führen, theils um mir vorläufig einigen Verdienst auszumitteln, theils um nähere Erkundigung einzuziehen, wie ich mich vor dem Comité de Surveillance zu verhalten habe.

Indess war die Nacht angebrochen und er liess mich, nicht ohne einiges Bedenken, in das lutherische Wirthshaus zum Bocke führen. Allein es war sonst nirgends ein Gasthof für Reisende geöffnet. Also ergriff er die klügste Partie, spielte den Toleranten und sandte mich zum Bocke. Nach langem Pochen und Bitten ward ich endlich eingelassen. Unter vielen Protestationen, dass nichts besseres zu haben sei, setzte man mir ein kleines Abendessen von Erbsensuppe, Ragout und Salat, mit einem Nachtische von Wallnüssen und Käse vor. Ich führe desswegen hier an, damit es jedem klar werde, was ich eigentlich Mittags und Abends für den Preis eines französischen Laubthalers zu essen erhielt. Ich begriff wohl, dass dieser Preis im Grunde nur wegen des Papiergeldes so hoch stand, und versuchte die Wirthsleute zu überzeugen, dass ich keine Assignate besässe, um sie zu bewegen, mir eine billigere

Zeche zu machen. Aber da half nichts; der Wirth brummte: «Es ist bei Lebensstrafe verboten, zweyerley Preise zu machen; und der Teufel möchte wirthschaften, wenn man nicht an andern Gästen gewänne, was man an Soldaten verliert.» So oft ich zu Bette gieng, forderte man mir die Bezahlung für den vorigen Tag ab, aus Besorgniss, ich möchte während der Nacht verschwinden.

Als ich hier zum erstenmale übernachtete, fühlte ich in der Einsamkeit der Nacht recht lebhaft, dass hier, allem Anscheine nach, meine Hoffnung, unabhängig leben zu dürfen, scheitern würde, und dass ich wieder das elende Handwerk eines Amanuensis und Bischofsknechtes treiben müsste. Schon der Gedanke an eine solche Sklaverey erregte Schauer und Eckel in mir. Dennoch war ich entschlossen, eine Weile auszuharren und die Zeit abzuwarten, bis man mich kennen würde; dann hoffte ich, sollte es mir an Freyheit und besserm Fortkommen nicht fehlen.

Beobachtungen.

Den 28. Dec. (8. Niv.) schlenderte ich, ehe ich den Bischof besuchte, durch einige Gassen der Stadt, lüstern, etwas Interessantes zu beobachten. Am hohen buntgeschmückten Freyheitsbaum vorüber kam ich zur Münsterkirche, über deren Hauptportal mir eine sehr grosse schwarze Tafel in die Augen fiel, auf der mit goldenen kolossalischen Buchstaben die Inschrift glänzte: Temple de la raison, Tempel der Vernunft. «O möchtest du ihr im Ernste geweiht seyn,» dachte ich, «möchte die Vernunft wirklich irgendwo einen Tempel haben, und Menschen, die ihr gehorchen! Aber hier ist nicht alles richtig. Ich fürchte, nur Zwang oder Neugierde führt zu diesem Gebäude.» So gern ichs gesehen hätte, wenn das Volk die Religion der Vernunft, das Naturgesetz allein, so wie es mehrere der besten Schriftsteller darstellen und die meisten denkenden Menschen erkennen, allgemein angenommen hätte, so wenig konnte ich glauben, dass es sich durch einen Machtstreich seine liebsten Vorurtheile entreissen lassen würde, und dass mit diesen Vorurtheilen, wenn sie auch sänken (wegen des Mangels an besserm Unterricht), nicht auch die Stützen der Moralität mit einsinken würden. Immer betrachtete ich also den Tempel der Vernunft mit einer Art Scheu.

Ich gieng auf die andere Seite des Münsters; da sah ich eine Heerde Sans-Culotten, die sich lustig um eine rothbemahlte Bühne jagten; sie war mit einem eben so gefärbten Geländer

eingefasst, und eine breite Treppe führte hinauf. Eine gute Weile zerbrach ich mir den Kopf, was das vorstellen möchte; endlich fragte ich einen ehrlichen Taglöhner, der mir zur Seite stand: «Das ist gewiss ein Rednerstuhl, um darauf Haranguen ans Volk zu halten?» Der Arbeiter beguckte mich von Kopf bis zu Fuss, schlug ein lautes Gelächter auf und sagte: «Citoyen, er ist gewiss ein Fremder! Sieht er denn nicht? Das ist die Guillotine; die beyden aufrechtstehenden Säulen mit dem Beile dazwischen hat man vor ein paar Tagen nach Ruffach geführt, um dort ein Paar Aufrührern die Köpfe abzureissen.» — Ich schauerte zusammen, als er so trocken und kalt von der grausamen Maschine sprach, fasste aber doch den Muth ihn zu fragen: «Hat man auch hier schon jemanden guillotinirt?» Er antwortete barsch: «Nicht viele, etwa drey, ein Paar Spitzbuben und ein Weib.» Nie gieng ich ohne widrige Empfindung an der hässlichen Maschine vorüber.

Ich trabte durch mehrere Gassen, ohne etwas Auffallendes anzutreffen; endlich öffnete sich ein geräumiger Platz vor einer Kirche, auf welchem ich, bunt durch einander in grossen Haufen, Altäre, Säulen, Kirchenbänke, Statuen, grosse Bilderrahmen, Beichtstühle, Gitter, u. s. w. u. s. w. alles zerschlagen und verdorben, umherliegen sah; ein Paar Sans-Culotten hielten Wache dabey; der eine hatte sich gar bequem einen Beichtstuhl zum Schilderhause gewählt, und rief den Mädchen lächerliche Einladungen zur Beicht und Busse zu; arme Juden klaubten im vergoldeten Holzwerke; einige Karren wurden von Lutheranern scherzend mit Heiligen-Bildern beladen; ein Kommissar handelte mit einigen Kauflustigen um allerley Geräthe; Katholiken giengen vorüber, knirschten mit den Zähnen und bissen in die Lippen, mit grimmigen, abgewandten Blicken. Ich fragte einen Vorübergehenden, der eine ziemlich ruhige Miene machte: «Citoyen, was hat denn dieser Trödelmarkt zu bedeuten?» — «Merken sie's denn nicht?» antwortete er verdriesslich, aber nur halblaut, «hier wirft man das Heiligthum unter die Schweine. Es ist die wahre Zerstörung Jerusalems.» Immer höher stieg meine Verwunderung, wie sich ein Volk, ohne aufrührisch zu werden, und so stillschweigend, seine Heiligthümer nehmen lassen könnte, und ich hielt es für übertriebene Kühnheit, für eine Art Grausamkeit, Katholiken durch den öffentlichen Anblick einer solchen Verwüstung täglich zu neuem Missvergnügen aufzureitzen und hiemit gleichsam ihrer allerheiligsten Begriffe zu spotten. O, der Schrecken, wie mächtig hemmte er den Ausbruch selbst der religiösen Wuth!

Intoleranz des Bischofs, Comité des Districts.

Nun gieng ich zum Bischofe und frühstückte mit ihm. Um mehr ins Klare zu kommen, fragte ich ihn, wie es denn am Christtage mit dem Gottesdienste gehalten wurde? Da erzählte er mir, die Obrigkeit habe nach langem Bitten der Geistlichen die ehemalige Jesuitenkirche an diesem Tage zum Gebrauche sowohl für Katholiken als Protestanten zu eröffnen erlaubt und es beyden Theilen überlassen, einander auszuweichen und wegen Eintheilung der Zeit überein zu kommen. Er habe die Morgenstunden von 4 bis 10 Uhr gewählt und vorgestellt, die Katholiken bedürften, um ihrer Beicht und Communion ordentlich abzuwarten, wenigstens dieser Stunden. Es sey ihm an sich selbst zuwider gewesen, Lutheranern den Zutritt in eine Kirche zu lassen, die immer ausschliesslich nur von Katholiken besucht worden wäre, und er habe gehofft, man würde ihnen am Ende wohl eine andere leere Kirche einräumen. Allein diess sei nicht geschehen; die Protestanten hätten, weil er sich mit ihnen nicht freywillig vertragen wollte, die Hälfte des Vormittags, nämlich die Stunden von 8 bis 12 Uhr in Anspruch genommen, und ihn, der sich an ihre Prätensionen nicht kehrte, während des Gottesdienstes in der Kirche überfallen; es sey daher ein Auflauf und ein lärmender Streit entstanden, so dass es beynahe zu Schlägereyen gekommen wäre; er habe aber die Vorsicht gebraucht, die Katholiken noch zur Noth von Thätlichkeiten abzuhalten; zwar hätte es ihm nur einen Wink gekostet, so wäre das Volk über die Lutheraner hergefallen und hätten sie, als die schwächere Partey, tapfer durchgeklopft. Zu einer andern Zeit wäre das wohl angegangen; aber in so kritischen Umständen, als die gegenwärtigen seyen, müsste man Klugheit vor Recht gehen lassen. Er vertraute mir ferner, sein Benehmen habe dennoch auf die Obrigkeit übeln Eindruck gemacht, er fürchte, in Paris angeklagt und zur Verantwortung gezogen zu werden, und habe eben eine Vertheidigungsschrift abgefasst, die er mir vorlas. Sie war sehr lange und zeugte von einem sehr beschränkten Kopfe, von viel Intoleranz und von noch mehr Eigendünkel und bischöflicher Selbstgenügsamkeit. Ich schüttelte den Kopf und äusserte bescheiden, wenn ich am Christtage zugegen gewesen wäre, so hätte ich ihm zur friedfertigsten Vertragsamkeit gegen die Protestanten gerathen; es müsste doch möglich gewesen seyn, die Beichtenden am Vorabend und am Feste Morgens von 4 bis 6 Uhr abzuhören und dann mit dem Hochamt, der Predigt und Communion bis 8 Uhr fertig zu werden. Er wollte mir dagegen begreiflich machen, diess wäre gerade der Weg gewesen, es mit den Katholiken

selbst vollends zu verderben; denn sie hielten die beeidigten Priester und Bischöfe ohnehin für halbe Lutheraner. Ich meynte, man müsste dergleichen Beschuldigungen nicht achten, sondern recht thun, und die Leute belehren. Allein der Bischof war andern Sinnes, bezeugte mir aber wegen meiner Aeusserungen so wenig Missfallen, dass er mir vielmehr mit vielem Zutrauen von meinen künftigen Verrichtungen sprach und mich auf den kommenden Mittag zu Tische lud. Meine Lust, sein Vikar zu werden, hatte sich dagegen völlig verloren. Was wollte ich in Gesellschaft eines so eiteln, intoleranten Mannes beginnen? Wie konnte ich hoffen, nach meiner Ueberzeugung lehren zu dürfen? Meine Lage war bereits sehr unangenehm. «Die beste Partie, die du ergreifen kannst,» sagte ich mir selbst, «ist die, dich so bald möglich von ihm los zu machen.» Indessen wollte ich mich von ihm gängeln lassen, bis sich ein Seitenweg fände, seiner bischöflichen Gewalt zu entwischen.

Nun führte er mich zu seinem Freunde, dem Archivar. Er war nicht mehr zu Hause. Im ehemaligen Jesuiten-Collegium, wo wir ihn finden sollten, hiess es, er habe sich eben ins Comité du District verfügt; und Martin entschloss sich, ihn auch dort aufzusuchen.

Als wir durch ein Bogengewölbe gegangen waren, streckten uns ein Paar Kanonen die drohenden Oeffnungen entgegen. Neben den Kanonen waren rechts und links zwey Thüren. Auf jener zur Rechten stand die Aufschrift: Comité du District, auf der andern: District de Colmar. Mein Führer trat zweifelhaft, ob er sollte, zur ersten hinein. Es wunderte mich, dass er nicht bessern Bescheid wusste, und ich folgte ihm mit erschrockenem Herzen. Der gesuchte Archivar war da, kam dem Bischofe entgegen und trug alle Anzeichen von Verlegenheit auf dem Gesichte. Der Bischof sagte einiges von dem, was er mit mir vorhabe, bat ihn leise um Rath, wie es einzuleiten sey, um bey dem Comité de Surveillance keine Hindernisse zu finden, und gerieth bald ins Stocken; denn zwey Mitglieder der Districts-Verwaltung, die im Comité arbeiteten, verwandten kein Auge von ihm, und horchten genau auf seine Worte. Der eine war ein wohlgebildeter, schlanker, ernster, anstelliger Arbeiter, der seine Geschäfte mit Leichtigkeit zu machen schien; der andere ein starker, etwas beleibter, ungeschlachter, polternder Mann. Dieser näherte sich mit einer höhnischen Miene und sagte spottend: «Eh voilà, Citoyen Martin! wie gerathen Sie hieher!» Der Bischof erklärte ihm, furchtsam und betroffen, die Ursache seines Hierseyns. Das Districts-Mitglied lachte laut auf und erwiederte: «Haha! Sie rekrutiren in Deutschland, wenn es im Elsass an Gehülfen fehlt!» Er wandte sich an mich:

«Citoyen, sie kommen zur Unzeit; bey uns hat die Pfafferey ihr Ende; hier werden sie ihr Heil nicht finden.» Der Bischof sagte, er könnte mich sehr wohl brauchen. — «Könnten Sie das?» antwortete der spottende Mann mit schalkhaftem Tone: «Sehr gut also, Citoyen Martin, dass Sie sich hieher verirrten! Es scheint, Sie haben im Comité de Surveillance ihre Freunde,» (mit einem stechenden Seitenblicke auf den Archivar sprach er das) «und möchten das Heer unsrer geistlichen Schmarotzer gern auch noch mit einem Ausländer vermehren. Aber dafür soll gesorgt werden; verlassen Sie sich darauf! Citoyen», sprach er zu mir, «er setzt sein Gesuch schriftlich auf und bringt es Nachmittags in eigener Person hieher!» — Martin nahm Abschied; der Archivar begleitete uns und sagte mir leise: «Kommen sie frühe nach Tische, so treffen sie mich allein!» und gieng schüchtern wieder zurück. Der Bischof erzählte mir sogleich, als wir allein waren, der Spötter sey ein Geistlicher gewesen, welcher vor einiger Zeit wegen schlechter Aufführung von ihm bestraft ward, habe das Priesterthum abgeschworen und öffentlich seine Formaten (Zeugniss der Weihe) verbrannt. Nun spiele er den patriotischen Eiferer und suche sich für die erlittene Strafe zu rächen. Ich sollte mich nur an den Archivar halten und übrigens keiner Furcht Raum geben. Er wollte es gewiss so lenken, dass ich bleiben dürfte.

Bittschrift. Deliberationen darüber bey der Districts-Verwaltung.

Kleinmüthig begleitete ich ihn nach Hause, gieng in meine Herberge und verfasste die verlangte Bittschrift.

Alle meine Angaben belegte ich mit schriftlichen Beweisen, deren etwa 8 Stücke seyn mochten. Auch die Briefe des Bischofs und meine Formaten befanden sich darunter. Die ganze Bittschrift füllte einen halben Bogen in Folio und war an das Comité de Surveillance des ersten Kantons der Gemeinde Kolmar addressirt.

Sogleich nach Tische eilte ich, das Comité du District wieder zu finden. Lange lief ich vergebens durch die Gassen. Endlich gelang es mir doch. Der Archivar, des Bischofs Vertrauter, wartete meiner schon lange. Sogleich übergab ich ihm meine Bittschrift. «Ach Schade,» rief er aus, «dass sie der Bischof im Umgestüm seines Eifers irre geführt hat! Ihr Pass und ihre Bittschrift lauten ja an das Comité de Surveillance, und nun verschlägt sie das Schicksal hieher, wo lauter Feinde des Bischofs sitzen! Alles wäre gut gegangen, wenn sich Martin die Unvorsichtigkeit nicht hätte zu Schulden kommen lassen,

sie zu mir zu bringen und sogleich von ihrer Bestimmung zu schwatzen. Nun ist schwerlich zu helfen. Man ist einmal aufmerksam auf sie und wird dem Comité de Surveillance kaum gestatten, unbefangen über die Entscheidung ihres Schicksals zu deliberiren. Machen sie sich nur gefasst, wieder nach Deutschland zurückgeschickt zu werden; diess ist noch das Beste, was ihnen wiederfahren kann.» Indem der Archivar dergleichen Klaglieder anstimmte, trat der abgeschworene Geistliche, ein Mitarbeiter im Comité, herein und begrüsste mich sogleich mit den Worten: «Ha! schon da, Citoyen Bischofsknecht?» Und zum Archivar sprach er: «Was haben Sie doch mit dem Bischof zu schaffen, Citoyen? Sind Sie denn sein Nikodemus, der Nachts zu ihm ins Haus schleicht?» Der Archivar stammelte eine Art Entschuldigung, nahm nach einer Weile seinen Stock und Hut und schlich davon. Der Exgeistliche blätterte erst in einigen Schriften, und wandte sich dann wieder an mich: «Hör' er, Citoyen, kannte er das Gesetz, dass jeder Deutsche, der sich nach Frankreich wagt, guillotinirt werden soll?» Unverholen antwortete ich: «Von dem Gesetze wusste ich und fragte ausdrücklich an, ob es auf mich anwendbar sey. Man gab mir die deutlichste Versicherung, dass ich nichts zu befürchten hätte; so kam ich.» Indess trat der andere jüngere und stillere Arbeiter des Comité's herein. Der Exgeistliche trug ihm meinen Casus auf der ungünstigsten Seite vor und wollte mich durchaus guillotinirt wissen. Der andere forderte mir ein gültiges Zeugniss ab, dass man mir die Verheissung gethan habe, ich sey von dem Gesetze ausgenommen. Ich zog meine Bittschrift aus der Tasche und wies die beyden Briefe des Bischofs vor, die ich als Belege der Bittschrift beygefügt hatte. Sie lasen und brachen beyde in ein lautes Gelächter aus, als sie auf die Aeusserungen desselben über die Fortdauer seiner Besoldung und die wunderthätige Versorgung der Arbeiter im Weinberge des Herrn stiessen. «Es zeigt sich,» rief der Exgeistliche aus, «dass der gute Citoyen da ein Betrogener ist; der Bischof hat ihn hinter's Licht geführt; dieser muss bestraft werden. Citoyen, wie viel kostete ihn die Reise? Gebe er die Summe nur vollständig an; der Bischof soll ihm alles bis auf den letzten Häller vergüten.» — «Um Vergebung, Citoyen!» sagte ich, «der Bischof hat mir zwar die Wahrheit, wie ich merke, nicht berichtet; aber ich will den Schaden, der mir dadurch zugieng, gern selbst tragen; denn es ist mir widerlich, einen andern meinetwegen in Verlegenheit gesetzt zu sehen!» Zornig antwortete er: «Ey nun, so gehe er ohne Vergütung zum T.....! — doch lass er sehen, was hat er da für eine Bittschrift? — O pfui, das ist ja eine ganze Predigt!

Wer wird das Zeug alles lesen? Und die Belege hier — haha! Formaten! Will er die öffentlich verbrennen lassen?» — «Ich liebe den Lärm nicht,» erwiederte ich, «den eine solche auffallende Handlung macht; und glaube, sie fruchte nichts, schade aber dem Geistlichen bey allen Schwachen. Meine Sache wäre, still-thätig durch Belehrung an Verbreitung der Aufklärung und des wahren Patriotismus zu arbeiten.» — Der Exgeistliche lachte laut auf und rief: «Da seht mir einmal den ganzen Kerl an! Er spricht von Aufklärung und ist in seiner Kleidung, in seinem Benehmen und allen seinen Manieren ein Pfaff. Er hängt sich an den närrischen Bischof und will von Belehrung des Volks sprechen; das möchte mir eine hübsche Belehrung seyn!» — Beschämt stand ich da und sagte nichts als: «Citoyen, Sie kennen mich nicht und wollen mich nicht einmal kennen lernen, sonst hätten Sie wenigstens meine Bittschrift gelesen.» — «Die mag lesen, wer mehr Musse hat, als ich,» erwiederte er spottend, «man kennt den Vogel bald am Gesange! Wer möchte wohl leeren Worten trauen? Komm er nur mit mir zum Präsidenten des Districts; wir wollen sehen, ob der mehr Geduld hat, als ich!»

Er führte mich zur Thür, auf welcher die Aufschrift paradirte: District de Colmar. Wir stiegen eine Treppe in ein grosses Zimmer hinauf, wo an einer langen Tafel die Mitglieder der Districtsverwaltung sassen, von einer Menge Bürger und Bauern umringt. Wir drängten uns durch zum Präsidenten. Mein Begleiter legte ihm spottend meine Bittschrift vor und belehrte ihn kurz über meine Erscheinung. Der Präsident durchblätterte die Belege und sprach: «Der närrische Pfaff thut sich, wie es scheint, auf seine pfäffischen Zeugnisse etwas zu Gute.» — «Nichts minders,» sagte ich, «aber ich wollte Ihnen beweisen, dass meine Angaben richtig sind, und dass ich ein ehrlicher Mann bin.» — «Ein Narr mag er seyn,» erwiederte der Jakobiner mit seiner rothen Mütze, «dass er sich von dem aberwitzigen Bischof so äffen lässt. Der hat uns am Christtag schöne Streiche gemacht. Nun beruft er noch gar Helfershelfer aus einem feindlichen Lande. Er soll seinen Lohn dafür erhalten. Hört er, Citoyen! Mit diesen beyden Bischofsbriefen kommt er uns ganz zur gelegenen Zeit; die erhält er auf allen Fall nicht wieder zurück. Sein frommer seeleneifriger Bischof soll erfahren, welchen Gebrauch wir davon zu machen wissen.» Er reichte jetzt die Bittschrift sammt den Belegen einem Mitgliede des Districts hin und trug ihm auf, sie durchzulesen. Das Mitglied rief mich zu sich und fieng an, eine kleine Stelle zu lesen; aber plötzlich warf er alles auf den Tisch und rief aus: «Wer hätte Geduld genug, das lange Ge-

wäsche zu durchlaufen? Wir können die Zeit nicht so verderben. Scher' er sich mit seinem Quark zum Comité de Surveillance, an das er addressirt ist!» Hiemit gab er mir meine Schriften in die Hand; mein Begleiter nahm mich wieder in Empfang und führte mich ins Comité-Zimmer zurück. «Hier sitz er auf den Stuhl,» sprach er trotzig, «bis eine Wache kommt und ihn zum National-Agenten führt, der ihn wohl verwahren wird.» Das Verwahren gefiel mir gar schlecht; aber was wollte ich machen? Ich stand einmal in Feindes Gewalt und musste mit mir anfangen lassen, was man eben wollte.

Der National-Agent.

Lange sass ich da und beobachtete, wie die Herren ihre Geschäfte behandelten. Endlich, als die Sonne hinabsank, erschien ein National-Gardist, dem man befahl, mich zum National-Agenten zu führen. Meine Bittschrift mit allen ihren Belegen wurde mir in einem versiegelten Päckchen zugestellt, um sie dem National-Agenten zu übergeben. Auf dem Wege plauderten wir ziemlich vertraut über die neue Ordnung der Dinge, mit welcher der Gardist gar nicht zufrieden schien. Ein gutes Trinkgeld beym Eintritt ins Haus des National-Agenten machte den Mann so treuherzig, dass er mir sagte: «Citoyen, wenn sie in Gefahr sind, hier unglücklich zu werden, so sagen sie mir's; ich begleite sie vors Thor, und sie sollen frey hingehen, wohin es ihnen beliebt. Wegen einer Ausrede lassen sie mich sorgen!» — «Ich danke ihm, lieber Mann,» erwiederte ich, «für seine Bereitwilligkeit, mir los zu helfen; aber ich kann keinen Gebrauch davon machen; und sehe die Gefahr, in der ich schwebe, eben nicht für wichtig an.» Unter freundlichem Händedruck schieden wir von einander.

Es war ein sehr unansehnliches Bürgerhaus in der Vorstadt, wo der National-Agent wohnte. Als ich ins Wohnzimmer trat, hiess mich eine nicht unartige Frau mit ein Paar Kindern willkommen. Dieser Umstand gab mir gute Hoffnung; denn ich dachte: «Ein Mann, der Gatte und Vater ist, kann unmöglich so grausam und gefühllos seyn, als ein hagestolzer Pfaff.» — «Haben sie Geduld, Citoyen!» sagte die wackere Frau, «bis mein Mann aus dem Spital zurückkommt! Es ist eine Menge Verwundeter dort angelangt, die alle von neuem verbunden werden müssen.» Also ist der Mann ein Wundarzt, schloss ich, und machte mich von seiner Seite auf wenig Schonung gefasst. Bis er kam, las ich im Martial, den ich bey mir führte, und beantwortete die seltenen Fragen der Hauswirthin, die fleissig nähend mir gegenübersass. Endlich langte Herr

Deps, der National-Agent an. Seine Frau gieng ihm vor die Thür entgegen, sobald sie seine Tritte auf der Treppe vernahm. Ich hörte sie halblaut sagen: «Es erwartet dich drinnen ein Fremder; er scheint mir ein stiller ordentlicher Mensch. Schon lange sitzt er am Tische und liest.» Ein junger frischer Mann in Jakobiner-Kleidung trat herein und begrüsste mich sehr freundlich. Sogleich übergab ich ihm mein Päckchen, erzählte mit Eifer, wie sonderbar ich bey der Districts-Verwaltung behandelt worden sey, setzte meinen Patriotismus ins gehörige Licht und bat ihn um Schutz und Hülfe. «Die Herren haben sich übereilt,» sagte er: «sobald sie den närrischen Bischof sahen, so glaubten sie, in ihnen nichts weiter als einen Pfaffenknecht vor sich zu haben, und beurtheilten sie sofort nach diesem Vorurtheile.» Er las meine Bittschrift mit ihren Belegen ganz durch, klopfte mir freundlich auf die Schulter und sagte: «Gutes Muthes, Citoyen, ich sehe, sie wollten sich nur vermittelst des Bischofes hereinschwärzen. Sie haben wahre Liebe für Freyheit und Aufklärung. Solche Leute brauchen wir! Geben sie keinem trüben Gedanken Raum! Das Comité des Districts schreibt mir zwar, ich soll sie in Verwahrung nehmen; aber ich finde das nicht nöthig. Geben sie mir Handschlag und Wort, dass sie von hier nicht weggehen wollen, ohne Abschied bey mir genommen zu haben, so bin ichs zufrieden.» (Ich versprach mit Handschlag, was er verlangte.) «Ihr Schicksal,» fuhr er fort, «soll bald eine ganz andere Wendung erhalten, verlassen sie sich darauf! Ich nehme sie in meinen Schutz; fürchten sie nichts! Ohne meine Beystimmung kann ihnen kein Haar gekrümmt werden. Ich sehe, sie sind ein erfahrner Schriftsteller; wir bedürfen bey unsrer Municipalität eines geschickten Uebersetzers französischer Verordnungen; wer weiss, ob ich ihnen diese Stelle nicht zuwenden kann? Morgen kommen sie, frühe um 8 Uhr, in die Municipalität, wir wollen sehen, ob sie dort nicht zu gebrauchen sind! Abends um 4 Uhr aber erscheinen sie vor dem Comité de Surveillance, das im ehemaligen Jesuiten-Collegium seine Sitzungen hält. Mein Vater präsidirt; ich will ihn im voraus zu ihren Gunsten stimmen. Sprechen sie herzhaft und kühn; dann wird alles gut gehen!»

Das Comité de Surveillance.

Den 9. Nivose (29. Dec.) erschien ich zur bestimmten Zeit in der Municipalität. Citoyen Deps stand unter dem Thore, als ich kam. Ich zog meinen Hut. «Pfui,» rief er, «lassen sie das pfäffische Ceremonienwesen! Im Lande der Freyheit sind wir

alle gleich.» Hiemit riss er mir den Hut aus der Hand und drückte ihn derb und fest auf meinen Kopf. Die Beamten bey der Municipalität fanden freylich, dass sie eines Concipisten und Uebersetzers bedurften. «Aber,» sagten sie, «der Citoyen erhält doch nicht so viel Besoldung, als er zu seinem Lebensunterhalt nöthig hat, wie will er sich denn fortbringen? Es kann lange anstehen, bis er verdient, was er braucht?» Auf diese Weise lehnten sie es ganz gelinde ab, mich anzustellen. Aber Deps verlor den Muth nicht. «Bleiben sie nur noch eine Weile hier,» sprach er, «es wird sich alles geben!»

Abends stellte ich mich vor dem Comité de Surveillance. Man setzte mich neben dem Präsidenten an einen runden Tisch, um welchen die Mitglieder, etwa 12 an der Zahl, ihre Plätze einnahmen. Ich musste die Begegnung, die ich bey der Districts-Verwaltung des bischöflichen Geleites wegen erfahren hatte, ausführlich erzählen, meine Bittschrift Punkt für Punkt vorlesen, und mit denjenigen Erläuterungen begleiten, welche die Mitglieder bey jeder Stelle mir abfragten. Allmählig gerieth ich in Feuer und liess meinen Freyheitssinn in vollem Glanze strahlen. Einige Mitglieder riefen aus: «Schade, wenn wir solch einen Mann wieder ins Ausland schickten! Er ist ein wahrer Patriot!» — «Citoyen,» rief ein anderer, «wir könnten einen Redner im Tempel der Vernunft brauchen; sie scheinen mir die ächten Grundsätze der Vernunftreligion zu haben; möchten sie sich wohl dazu verstehen, dem Volke die Grundsätze der Moral zu erklären?» — «Gar gern,» antwortete ich, «nur besorg' ich, meine Vorlesungen möchten nicht immer ganz mit dem Sinne derjenigen harmoniren, welchen gegenwärtig die Belehrung des Volkes anvertraut ist.» — «Lassen sie diese Sorge!» erwiederte der Mann, «wir wollen ihnen schon sagen, was sie vortragen sollen oder nicht!» Ich zuckte die Achseln und dachte: «Hier wärst du also wieder auf dem Punkte predigen zu müssen, was andern gefiele! Das ist vielleicht noch schlimmer, als die Censur des Herrn Domprobsts!» — Ein dritter im Jakobiner-Costume rief: «Der ganze Vorschlag ist ein toller Einfall! Wie könnt ihr glauben, dass ein Pfaff in einem andern als im pfäffischen Tone öffentliche Reden halten werde? Seine Vorlesungen würden Predigten werden, Futter für Einfältige, wie man es vor kurzem noch von allen Kanzeln den christlichen Schafen vorschüttelte! Ich behaupte, die Districts-Mitglieder hatten Recht, als sie den eingedrungenen Bischofsknecht wieder über die Grenze zu befördern befahlen.» Der Präsident erwiederte: «Der District hat uns nichts zu befehlen; wir selbst haben die Köpfe noch nicht verloren.» — «Wer sich von einem Bischof aufführen lässt,» fuhr der Jakobiner fort, «und in all

seinem Wesen so ganz Pfaff ist, wie der Citoyen da, braucht nicht lange geprüft zu werden; der erste Anblick verräth, was man an ihm hat. Er soll wieder über die Grenze! Das ist noch Gnade! Denn er wusste das Gesetz gegen die feindlichen Ausländer und drängte sich doch ins Land! Schonung genug, wenn er noch mit dem Leben davon kommt!» — «Ich behaupte,» begann jetzt ein anderer Mann, mit seiner rothen Fuchsruthen-Mütze, «die Ursachen, welche den Fremden hier bewogen haben, ins Land zu schleichen, müssen erst näher geprüft werden. Man nehme ihn vorerst in engere Verwahrung und untersuche genau, ob sein Patriotensinn nicht eine künstliche Maske, und seine Correspondenz mit dem verdächtigen Bischofe nicht eine List war, um ungescheuter den Spionen machen zu können.» Noch ein anderer rief: «Der Citoyen dort gesteht, er habe das strenge Gesetz gegen die Auswärtigen gekannt. Wie konnte er glauben, dass ein einfältiger Bischof in Verordnungen, die der National-Konvent feyerlich erlassen hat, zu dispensiren vermöge? Unmöglich konnte er einen so einfältigen Gedanken hegen. Er hat sich also geradezu gegen das Gesetz vergangen und verdient, den Kopf unter der Guillotine zu verlieren.» — «Gegen dieses Räsonnement ist nichts einzuwenden!» sprachen ein Paar Beysitzer. — «Ich hätte viel dagegen einzuwenden,» erwiederte ich, «freylich glaubte ich nie, dass mich der Bischof vom Gesetze dispensiren könne; aber ich fragte ihn schriftlich, ob es auf mich, als aufrichtigen Patrioten, anwendbar sey und er betheuerte mir feyerlich, es sey nicht anwendbar. Ehe man jemanden verdammt, muss man doch vorläufig einen Blick auf sein Betragen werfen und sehen, ob aus demselben eine böse Absicht hervorleuchtet. Niemals kam in mein Herz nur der geringste schlimme, der Republik nachtheilige Gedanke; wäre ich ein Spion, so hätte ich mich nicht so treuherzig und genau nach der Vorschrift des Generals vor diesem Comité gestellt; es wäre mir ja freygestanden, erst nach Belieben zu spioniren und meine Absichten auszuführen und dann an die Grenze zu laufen, um dem General zu sagen, man habe mich in Colmar nicht aufgenommen; so wäre ich glücklich entkommen. Alles diess that ich nicht und ich muss mich sehr wundern, dass einige Citoyens hier den Ton der Wahrheit vom Tone des Betruges nicht besser zu unterscheiden wissen.» — «Bitter,» polterte ein hagerer langer Mann: «Vergesse er nicht, dass er mit einer Obrigkeit spricht!» — «Citoyen,» sagte ich sanft, «ich weiss nicht, was Sie beleidigen konnte; aber ich habe ein gutes Gewissen!» — «Bey meiner Seele!» rief Johann Kübler, der ältere, ein ehrlicher Handwerker, aus: «Der Citoyen scheint mir ein rechtschaffener

Patriot und ein braver Mann zu seyn. Ich habe drey Kinder; wenn er Anfangs wegen seines Unterhaltes verlegen wäre und wollte sich entschliessen, meine Kinder zu unterrichten, so gäbe ich ihm gern Wohnung und Kost.» — «Das war eine recht einfältige Betheurung,» sagte jetzt Citoyen Burghard, ein junger Arzt, «bey meiner Seele! was soll denn das heissen? Das klingt ja nichts minder als republikanisch! Seele! Seele! der Mensch ist Materie!» — «So hast du keine Seele?» rief wörtlich ein dritter, «Bist du also ein Hund!» Hierüber fieng sich ein hitziger Streit unter den Beysitzern an; der Präsident sagte mir, wahrscheinlich um die Pudenda der ungezogenen Citoyens so bald als möglich meinem Anblicke zu entziehen: »Treten sie nun ab ins Nebenzimmer, bis wir ihretwegen einen Entschluss gefasst haben!» Ich gieng während der Debatten davon, setzte mich im Nebenzimmer ans Licht, zog meinen Martial, der nebst andern Dichtern wie ein Diurnal (kleines Brevier) gebunden war, aus der Tasche und las darin, um keinen Grillen Raum zu geben. Dennoch musste ich mir sagen: Offenbar hat sich das Comité des Districts mit den Jakobinern im Comité de Surveillance verstanden, um dich zu entfernen. Sie sind noch dazu die mehrern; wahrscheinlich wirst du wieder an die Grenze geschickt. Doch das ist immer besser, als hier gefangen zu sitzen und dein Geld unnütz zu verzehren.» Ein Mitglied des Comité trat nach einer Weile herein, schlich hinter mich und lauschte über die Schultern in mein Büchlein. «O wehe,» rief er aus, «sie beten das Brevier! Ist das ihre Aufklärung?» — Ehe ich zum Wort kommen konnte, war er wieder fort. Bald rief man mich wieder hinüber ins Comité, und die erste Frage des Präsidenten lautete: «Ist es wahr, Citoyen? Haben sie eben das Brevier gebetet?» — Ich lächelte: «Sogleich, Citoyens, sollen Sie mein Brevier sehen!» Ich zog meine Dichter aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. Der Präsident öffnete das Futteral, man sah hinein und brach in ein lautes Gelächter aus. «Beym Teufel, Bruder, was hast du gesehen?» rief Citoyen Burghard. — «Horcht, horcht!» rief ein anderer, «Burghard glaubt nicht, dass wir Seelen haben; aber er glaubt an den Teufel.» — Der Präsident sprach ernsthaft: «Citoyens, fangen Sie nicht wieder davon an!» — «Verwünscht!» sagte derjenige, der mich als einen Brevierbeter angegeben hat, «ich sah die Verse für Psalmenverse an. Da hab' ich mich garstig betrogen.» — «Ach!» rief Johann Kübler aus, «Bronner wär' es werth, dass wir ihn behielten!» — «Wäre der District nicht dagegen, so wünschte ich es auch,» sagte Burghard, «ich habe ein Kind und wäre froh, wenn der Citoyen sein Lehrer würde. Kost, Wohnung und ein Stück Geld

für Kleidung wollte ich ihm gern geben. Er versteht auch Botanik; das wäre für mich eine angenehme Gelegenheit, diese Wissenschaft zu studieren.» — «Ich sehe, es wird mir nicht an Unterhalt fehlen,» sagte ich, «verschaffen Sie mir also nur die Erlaubniss hier zu bleiben, so werde ich ein glücklicher Mensch seyn!» — «Die Mehrheit der Stimmen fiel gegen sie aus», sprach jetzt der Präsident, «aber noch ist nicht alle Hoffnung verloren; vielleicht lassen sich die Mitglieder des Districts noch umstimmen. Ohne das Widerstreben derselben fänden wir kein Bedenken, sie hier zu behalten. Haben sie also noch ein Paar Tage Geduld! Vielleicht ändert sich alles zu ihrem Vortheile! Morgen Abends erscheinen sie wieder hier in diesem Zimmer!»

Man gieng aus einander. Johann Kübler begleitete mich eine grosse Strecke weit und lud mich auf den folgenden Tag zum Mittagessen ein. Da ich seine Wohnung nicht wusste, so versprach er, mich abzuholen.

Am Dekadi den 10. Nivose (30. Dec.) führte er mich in ein Kaffeehaus, wo eine Menge Bürger und Soldaten bey ihren Tassen, französisch oder deutsch, kannegiesserten. Wir tranken eben unsere Schale Chokolade; da stürzte plötzlich Citoyen Burghard zur Thür herein: «Wo ist der Fremde? Der deutsche Geistliche?» Er erblickte mich und winkte mir in eine Ecke. Johann Kübler gieng nicht von meiner Seite. «Citoyen!» sagte Burghard, «der District ist sehr aufgebracht, dass sie noch hier sind. Wenn ich ihnen zu ihrem Besten rathen darf, so nehmen sie ihren Pass und ihre Schriften zurück und gehen sogleich an die Grenze. Wir haben zwar gestern die Expedition des Passes zurückbehalten, weil der Nationalagent äusserte, er könne sie brauchen; aber der District ist ganz wider sie und hat nun einmal fest beschlossen, sie hier nicht zu dulden. Der Bischof ist ihr Unglück; sie sehen, alle ihre Schriften erhalten sie zurück, nur seine Briefe nicht. Folgen sie mir, um Verdruss zu verhüten, und gehen sie, je ehender je lieber, über die Grenze!» Unter dem Pass des Generals stand geschrieben: Renvoyé au quartier général de Blotzheim par le Comité de Surveillance de Colmar ce nonidi de la I. decade de Nivose de l'an 2. de la République française.

Vû Burghard. Neukirch Secret.

«Wer wird auch so ängstlich thun?» sagte Kübler, «Citoyen Burghard, Bronner bleibt hier, bis es beym Comité de Surveillance völlig entschieden ist. Gestern blieb der Abschluss in suspensa, und was will man dagegen haben, wenn ich ihn zu meinem Hauslehrer anstelle?» — «Citoyen Bronner,» erwiederte Burghard frostig, «ich habe ihnen treulich gesagt, was zu sagen war. Nun thun sie auf eigene Gefahr alles, was ihnen

beliebt!» Hiemit führte er sich eiligst ab. Ich ward nachdenkend. Kübler ermunterte mich und sagte: «Kümmern sie sich nicht! So lange ihnen der National-Agent gut ist, haben sie nichts zu fürchten; mag die Partey des Districts lärmen, so lange sie will. Wer kann ihnen was anhaben? Er allein darf sie festsetzen. Nachmittags wollen wir ihn besuchen. Kommen sie nun getrost mit mir in den Tempel der Vernunft!»

Der Tempel der Vernunft.

Ich folgte ihm. Als ich in den Tempel trat, aus dem alle Kirchenstühle und Altäre weggeräumt waren, fiel mir sogleich an dem Platze, wo sonst der Hochaltar prangte, ein Theater in die Augen, auf dem sich ein hoher feuerspeyender Berg erhob. Am Abhang des Berges standen, wenn mein Führer mich recht berichtete, Freyheit und Wahrheit, weiter unten Tapferkeit und Industrie einander gegenüber. Es waren Figuren auf Bretter gemahlt und ausgeschnitten. «Als man den Tempel zum erstenmal öffnete,» sagte Kübler, «hatte man oben ein natürliches Feuer angebracht. O das war schön! Aber beinahe hätte sich ein Unglück ereignet. Die Flamme ergriff das Gestelle, auf dem die grünen Tücher ruhen, welche die Seiten des Berges bilden, und man hatte nicht wenig Mühe, das Feuer zu löschen.» Zu ebener Erde rechts und links standen gemahlte Pyramiden mit Aufschriften, die ich verloren habe, ebenfalls aus Brettern geschnitten. Die Municipalität setzte sich des ephemerischen Spielwerks wegen in keine grosse Kosten. Das Ganze konnte mir unmöglich gefallen. «Was will man mit dieser armseligen Vorstellung?» dachte ich, «wie einfältig, dass sich die Jakobiner-Partey, der Berg selbst vergöttert! Meynt man etwa, diess elende Spielwerk könne dem Volke seine Altäre ersetzen? Hier ist ja gar nichts, was auf den Verstand wirken, nichts was das Herz befriedigen, erheben oder rühren kann, nicht einmal eine Vorstellung, die gefällig den Sinnen schmeichelt. Einfältige Erfindung! Du bist unmöglich für die Dauer!»

Ein lautes Gerassel vieler Trommeln kündigte nun die Ankunft der Obrigkeiten an. Eine Menge Tambours, denen eine zahlreiche Wache folgte, rückten in die Kirche ein; die Gewölber dröhnten vom erschütternden Trommelgelärme. Die Departementsverwalter und die übrigen Beamten, grösstentheils in jakobinischer Kleidung, mit ihren dreifarbigen Schärpen und breiten Bändern geschmückt, die sie wie Ordensbänder quer über die Brust trugen, bestiegen eine Bühne zwischen zwey Kirchenpfeilern und winkten den Tambours Stillschweigen. So-

gleich begann auf dem hohen Musikchore feierlicher Trompeten- und Paukenschall, die Orgel fiel darein, und das ganze Volk sang unter Begleitung vieler Blas-Instrumente die Marseiller-Hymne in einem ziemlich lebhaften Zeitmasse. Jede Strophe ward mit einem fröhlichen ça ira beschlossen. Dann begann ein Beamter seinen Vortrag, kündigte mit Jubel die Eroberung von Toulon an, liess weitläufige Berichte in französischer und deutscher Sprache vorlesen und streute gedruckte Lieder von der Bühne unter das Volk. Einige Diener giengen herum und theilten ebendieselben Blätter unter die Anwesenden aus. Alle Augenblicke rief man: Vive la République! oder ça va! und klatschte in die Hände. Dann sang man die ausgetheilten Lieder in ihrer eigenen Melodie. Ich war nicht zudringlich genug und erhielt also kein's. Kübler schien jede meiner Mienen zu beobachten und fragte mich von Zeit zu Zeit: «Wie gefällt es ihnen?» Das Singen und die Nachrichten von der Einnahme Toulons (3. Dec. 1793-21. Dec. 1793) gefielen mir; ich konnte also mit gutem Gewissen antworten, wie er es wünschen mochte. Ein Beamter, dessen Rednergaben eben nicht vorzüglich waren, hielt dann eine lange Rede von den Pflichten eines Bürgers, worauf man die Feyerlichkeiten mit Gesängen und Instrumental-Musik beschloss. Die Tambours, die Wache und die Beamten in ihrer Mitte zogen ab, wie sie gekommen waren. Während der langen Rede hatte ich bemerkt, dass die Frauenzimmer gerade so unruhig, wie bey katholischen Predigten, durch den Tempel klappten; die meisten trugen nur hölzerne Schuhe, die sie aber gar zierlich mit Bändern und allerley glänzendem Ueberzug vermummt hatten.

Charakterzüge. Entschluss in die Schweitz zurückzukehren. Jakobiner.

Vor und nach Tische mussten Küblers Kinder nach guter alter Sitte beten. Alles zeigte mir, dass ich bei einem redlichen Christen und Handwerker eingesprochen hatte. Nach dem Mittagessen führte er mich zum National-Agenten Deps, der von neuem meine Partey ergriff. «Bleiben sie hier, Citoyen!» sagte er, «und lassen sie sich nichts anfechten! Ich verpfände mein Wort (zugleich reichte er mir die Hand), «es soll ihnen kein Leid widerfahren, wenn ich nicht positiven Befehl erhalte, sie fest zu setzen. Erhalte ich den, so verlassen sie sich darauf, ich gebe ihnen vorläufig einen Wink; dann ist es aber hohe Zeit, dass sie gehen! dann säumen sie keinen Augenblick!»

Man plauderte von allerley Neuigkeiten des Tages und unterhielt sich, als mehrere Gäste kamen, auch mit lustigen

Einfällen und — Spott über Volksreligion. Ich will nur einen Zug anführen, damit man sich einen Begriff von dem damals herrschenden Tone machen kann. Ein Gast deutete auf ein Gemälde über die Zimmerthür, welches den heil. Joseph vorstellte, wie er den Esel führt, auf dem Maria mit dem Kinde sitzt; eine sogenannte Flucht nach Aegypten. «Bruder, wie magst du das einfältige Bild da hangen lassen?» — «Aergere dich nicht!» antwortete der Wirth, «meine Frau lässt sich nichts wegwerfen; da machte ich mir aber neulich einen rechten Spass; ich liess den Mahler ** kommen (du kennst den alten bigotten Kerl) und fragte ihn, ob er dem Joseph da oben nicht ein Paar hübsche rothe Hörner über die Stirne mahlen wollte?» — «Nein!» antwortete er sehr nachdrücklich und bestimmt und schaute mich betroffen aus grossen Augen an. Ich beharrte darauf, er sollte rothe Farbe holen; aber er weigerte sich standhaft. Ich spottete und fragte, ob er vielleicht gar keine Hörner mahlen könne? Da antwortete der Schalk: Auf jedes Porträt, selbst auf mein eigenes wolle er Hörner mahlen, wenn ichs verlange, nur auf keinen Heiligenkopf. Was konnte ich machen? Ich musste den alten Kerl ziehen lassen; denn selbst die Drohung, dass ich ihn einsperren lassen würde, fruchtete nichts. Er sagte dreist: «Einsperren können Sie mich wohl, aber mahlen werde ich nicht.» Der Narr wäre in der Laune gewesen, sich die Märtyrerkrone zu erwerben, aber ich hatte nicht Lust sein Nero zu seyn und liess ihn laufen.»

Es kam mir vor, dergleichen Ausfälle gehörten zum Modeton der Jakobiner, mit dem sie sich vor dem Pöbel gross machten, und ich vermuthe, sowohl Deps als Burghard, welche am meisten die Atheisten affectirten, hatten im Herzen beynahe eben den Glauben, den ihre gutmüthigen Weiber hatten. Denn sie kramten ihre Meynungen allzugeflissen aus und suchten offenbar mit ihrer freyen Denkungsart nur zu glänzen. Diess ist die Art aller Neulinge und Moderitter; und man weiss, wie schnell dergleichen Philosophen in den Ton ihrer Ammen zurückfallen, sobald bey der neuen Lehre nichts mehr zu gewinnen ist. Der wirklich tiefdenkende Mann, der aus Ueberzeugung spricht, benimmt sich ganz anders, als der Faseler, der kaum weiss, was er will.

Wir giengen auseinander. Als ich in mein Zimmer zum Bocke zurückkam, überlegte ich ernstlich, ob ich in die Schweitz zurückkehren oder versuchen sollte, in Colmar zu bleiben. Je genauer ich aber die Sache untersuchte, desto ungewisser ward ich. Ich seufzete in diesen Tagen oft zum Himmel um Erleuchtung. Zuletzt fiel mir ein, ich wollte den redlichen Pfeffel aufsuchen und ohne ferneres Grübeln seinen Rath befolgen. So-

gleich setzte ich meinen Entschluss ins Werk. Als ich in sein Haus trat, tönten mir angenehme Harmonien entgegen. Ein Frauenzimmer spielte den Flügel; ich sah sie sitzen, sobald ich die Zimmerthür öffnete. Kaum hatte mich ein Diener gemeldet, so kam sie selbst heraus und führte mich zu Pfeffeln. Der edle blinde Mann bedauerte, dass ich eben in diesem Augenblicke, zu dieser Zeit der Zerstörung zu ihm käme und meynte, in den heitern bessern Tagen vor den Revolutions-Unruhen hätte er mir gar leicht Unterhalt verschaffen können. Ich trug ihm kurz und mit Feuer mein Anliegen vor und bat ihn um Rath. Da sagte er ganz unverholen: «Lieber Bronner! sie sind ein Fremder, wenn es ihnen auch gelingen sollte, bey der Municipalität angestellt zu werden, so erregen sie doch den Neid gegen sich und sind stets in Gefahr, verfolgt und unterdrückt zu werden. Werfen sie nur einen Blick auf das Chaos, in das wir versunken sind! Wer ist seiner Existenz mehr sicher? Wissen sie in der Schweitz ihr Brod irgendwo zu betteln, so thun sie besser, dahin zurückzukehren.» — «Weiter bedarf ich nichts,» antwortete ich mit festem Entschlusse, «ich gehe nach Zürich zurück: dort soll ich einen Katalog über ein Naturalien-Kabinet verfassen; das wird mich hinlänglich vor Mangel sichern.» — «Thun sie das, lieber Bronner,» sagte er mit eindringlichem Tone, «und besuchen sie mich einst in bessern Zeiten! Jedes Glück begleite sie!» — Gerührt schied ich von dem edeln philosophischen Dichter und gieng ins Comité de Surveillance, wohin mich bereits die Stunde rief.

Bis meine Sache vorgenommen wurde, hiess mich Kübler zur Unterhaltung in die Jakobiner-Sitzung gehen, die eben in einem Neben-Gebäude eröffnet war. Im Parterre eines ziemlich grossen Saales sassen die Amis réunis oder die Jakobiner. Hinter ihnen und an den Wänden hin erhoben sich amphitheatralisch Bänke und Stühle für die Zuhörer. Auf einer Bühne im Vordergrunde paradirten der Präsident und die Sekretäre an einem Tische. Rechts an der Bühne war der Rednerstuhl angebracht. Eben war die Nachricht eingetroffen, die Deutschen seyen geschlagen und aus dem Elsass vertrieben worden; aber noch walteten einige Zweifel ob; man debattirte darüber sehr hitzig, der Streit artete in ein wildes Getümmel aus. Endlich forderte man Zeugen auf. Da trat ein Courier auf die Bühne und recitirte sehr schnell eine franz. Rede her, von der er nichts verstand; allein man beklatschte ihn laut und rief: «Es ist richtig, die Deutschen sind besiegt!» Alles jubelte: Vive la République und schwang Hüte und Nasentücher. Allerley Debatten folgten sich. Ein Exgeistlicher hielt dann eine sehr wässerige Predigt vom Segen, den der Himmel den

Waffen freyer Völker von jeher verliehen habe. Ein anderer las eine Ode voll Bombast auf die Einnahme von Toulon vor. So verstrich die Zeit. Ich wollte wieder ins Comité zurück, fand aber, dass es bereits aus einander gegangen sey. Johannes Kübler, den ich auf dem Wege antraf, sagte mir mit kleinlautem Tone: «Er habe nur wenig Hoffnung mehr, dass ich hier bleiben dürfe; die Sache sey einmal durch den Bischof verdorben, und die Mitglieder des Districts würden nicht ruhen, bis ich abgereist wäre.» Ohne Betrübniss hörte ich seine Aeusserungen an, dankte ihm für seine Freundlichkeit und nahm von ihm Abschied.

Als ich auf den Platz beym Tempel der Vernunft kam, wo die Guillotine stand, sah ich ein grosses Feuer flammen, ein Freudenfeuer wegen der Einnahme Toulons. Die Sans-Culotten tanzten in doppelten Kreisen um dasselbe her. Sie ergriffen Mädchen und Weiber, die in der Nähe standen, rissen sie mit sich zum Feuer, reihten sich in einem der beweglichen Kreise und hüpften so unter lautem Freudengeschrey in die Runde. Ich konnte mich unmöglich des Gedankens an die Canadischen Wilden erwehren. Die Bühne der Guillotine stand gedrängt voll Zuschauer und Zuschauerinnen, die gar keinen Grauen vor der fatalen Maschine hatten. In der Nähe tönte Feldmusik, die ça ira und andere patriotische Lieder spielte. Das Volk sang die Lieder mit. Der Exgeistliche aus dem Comité des Districts traf mich hier an; er schlich, wie ich, beobachtend um den Haufen herum.

«Noch hier, Citoyen?» fragte er, wie staunend, «das ist kühn! Sehen sie nicht die Maschine dort?» Er deutete auf die Guillotine. «Die ist hoffentlich nur für Verräther, nicht für Patrioten errichtet,» erwiederte ich, «warum sollt' ich sie also fürchten?» — «Im Ernste,» fuhr der Geistliche fort, «wenn ich ihnen wohlmeynend rathen darf, so reisen sie morgen früh von hier ab! Wir dürfen sie nicht behalten, weil sie ein Deutscher sind! Lassen sie aber ihren Pass erst von irgend einer Obrigkeit neu unterschreiben, weil sie schon am Nonidi abgewiesen wurden und doch erst am 11. Nivos abreisen, damit sie auf dem Wege keine Unannehmlichkeiten zu befahren haben. Nehmen sie meinen Rath an; das Beste, was sie in ihrer Lage thun können, ist, dass sie so bald als möglich gehen.»

«Verlassen Sie Sich darauf!» antwortete ich, «morgen in der Frühe reise ich ganz gewiss ab!»

Rückreise ins Hauptquartier. Schuhflicken.

Den letzten Dec., als der Tag anbrach, nahm ich Abschied vom Bischofe Martin, der mich ziemlich kalt entliess. Sobald

ich hoffen konnte, ich würde irgend eine Obrigkeit antreffen, machte ich mich auf, um meinen Pass unterschreiben zu lassen. Aber niemand von den Mitgliedern des Comité de Surveillance, nicht einmal der Secretär Neukirch wagte es, seinen Namen und den Tag meiner Abreise darauf zu setzen; jeder sagte, er besorge, dadurch in Verdruss zu gerathen. Endlich erbarmte sich meiner ein Beamter der Municipalität und schrieb folgendes auf den Pass des Generals: «Vû partir de Colmar cejourd'hui onze Nivose, l'an second. — Aittelmeyer Secr. Greffier.» Das Umherlaufen und Warten, dieser zwey Zeilchen halber, hielt mich fast bis 10 Uhr auf. Geschwind verzehrte ich beim Bocke ein kleines Abschiedsmahl und trat meine Rückreise an, auf der ich an diesem Tage keine andere Widerwärtigkeiten zu befahren hatte, als etwa in den Herbergen, wo ich einsprach, das Anschnurren eines argwöhnischen Unterofficiers, der mir herrisch meinen Pass abforderte, oder die Weigerung der Wittwe, mir irgend eine Erfrischung zu reichen. Abends traf ich in Habsheim ein und verschwendete in jedem bessern Wirthshause Bitten, Vorstellungen, Versprechen und alle möglichen guten Worte, um aufgenommen zu werden. Aber völlig vergebens! Ich sah mich gezwungen, wieder in dem verwünschten Neste, wo ich das erstemal übernachtet hatte, eine Herberge zu suchen. Mit Freuden nahm mich diesmal der Wirth auf und setzte mir alles Gute vor, was er in seinem Vermögen hatte. — Eine Menge Sans-Culotten waren eben ins Dorf einquartiert worden; sie hatten sich mitten in der Stube einen Herd aus Backsteinen errichtet, Kohlen darunter gebracht und einen Kessel darüber gehängt, um ihre Abendmahlzeit zu kochen; kaum war das Fleisch gesotten, so stach jeder in den Kessel, langte seine Portion heraus, setzte sich auf den Boden und verzehrte sie aus freyer Hand. Neben dem Herde stand eine hölzerne Gelte voll Wein und ein Glas daneben; wer nun trinken wollte, füllte das Glas in der Gelte und goss es herzhaft durch die Kehle. Diese drolligte Haushaltung belustigte mich. — — — — — — — — — — — — — — — Als mich der Wirth in die Schlafkammer führte, hob ich in seiner Gegenwart die Bettdecke weg und sah sogleich, dass die Betten nicht reinlich überzogen waren. Bey der Menge Soldaten, die hier täglich übernachteten, und wovon einige ganz unverholen gestanden, dass sie in ihren Hemden ganz unangenehme Einquartierungen hätten, ward mir bange, ich möchte hier eben dieselbe Plage erben. Die Bosheit der frechen Magd liess mich befürchten, sie könnte mich absichtlich zum Nachfolger eines so reichbegabten Sans-Culotten gemacht haben. Ich bat also den Wirth: «Lassen Sie mir das

Bett frisch überziehen; ich gebe ihnen gern, über die Zeche aus, noch einen halben Gulden zum Besten.» — Das Angebot gefiel ihm, er rief die Magd und befahl ihr, das ganze Bett frisch zu überziehen. Murrend, spottend und zankend that sie es. Mich kümmerte das wenig. Sorgfältig verbarg ich meine Kleider zwischen dem Strohsack und dem Unterbette und schlief ruhig die ganze Nacht durch.

Am neuen Jahrstage 1794 eilte ich Sierenz und Blotzheim zu. Als ich den letzten Ort erblickte, schickte ich mich an, meine Baarschaft in Sicherheit zu bringen. Ich hatte ja gesehen, wie genau man in Bourglibre jeden, der aus dem Lande gieng, durchsuchte, und musste fürchten, aus dem Hauptquartier mit einer Wache an die Grenze geführt zu werden. Das Geld musste also verborgen werden, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, es zu verlieren. — — — — — — — — — — — Endlich glaubte ich am Ziele zu seyn und trabte eine kleine Strecke Weges dahin. O weh! da fühlte ich sogleich die Unmöglichkeit, an dem vermeyntlichen Sicherheitsorte mein Geld zu verwahren. Alles fiel heraus und ich glich wahrlich der Henne, die goldene Eyer legte. Sorgfältig suchte ich die Louisdors aus den Beinkleidern hervor. Als ich am besten an der Arbeit war, sprengte ein Reiter daher. O wie erschrack ich! Aber er merkte nichts, sondern rief mir zu: «Lass er seine Gäste nur sitzen!» Ach! mir war bange, wie ich nun meine kleine Habe den Augen und Händen der Grenz-Visitatoren ohne Gefahr entziehen könnte. Ungeachtet der vielen Leute, die hin und her giengen, gelang es mir doch, unbemerkt in ein Wäldchen zu schlüpfen, durchs Gebüsch hinter einen dicken Baum auf einer Anhöhe zu kriechen und auf frisch abgehauenen dünnen Reisern einen Platz zu finden, an dem ich, des Schnees ungeachtet, trocken sitzen konnte. Ich wartete eine gute Weile, ob niemand nachgeschlichen käme; aber keine Seele störte mich. Sorgfältig spähte ich in den Wipfeln und Gesträuchen umher, ob mich niemand beobachtete. Erst als ich mich recht sicher wusste, zog ich meine Louisdors hervor und überlegte, wo ich sie denn eigentlich am besten verbergen könnte. Vom Kopf bis zu Fuss durchlief ich in Gedanken alle Theile meiner Kleider, um die tauglichste Stelle auszufinden. Aber in allen biegsamen und weichen Theilen war das Verbergen unsicher; ich wusste ja, wie sorgfältig man jeden durchgriff. Die Schuhe allein boten mir feste Theile an, hinter denen das Gefühl die versteckten Louisdors nicht entdecken konnte. In die Schuhe also musste mein Schatz verborgen werden. Ich zog sie ab und beschaute sie genau. Da es umgewandte Schuhe waren, so

3

konnte ich die innere Sohle herausziehen und sehen, dass eine dicke Lederzunge aus den Absätzen in die Vorderschuhe hervorragte. Sogleich schnitt ich dieselbe mit dem Federmesser sorgfältig aus und gestaltete also in beyden Absätzen geräumige Höhlen, in die mancher hübsche Louisd'or gesteckt werden konnte. Wirklich steckte ich so viele hinein, als der Raum fassen mochte, und sah bald, dass der grösste Theil meiner Baarschaft darin geborgen werden konnte. Aber es fiel mir ein: «Wie wäre es, wenn die Goldstücke im Gehen an einander klappern würden? Das könnte dich verrathen.» Ich klopfte mit dem Schuhe sanft auf die Erde. O wehe! Sie klapperten wirklich. Also riss ich sie wieder heraus, umwand jedes mit ein wenig Papier und presste sie wieder in ihre Höhlungen. Nun hatte aber nur die Hälfte derselben Raum darin. Die andere Hälfte wickelte ich in eben so kleine Papierchen und nähte jedes Stück neben das andere mit ein Paar Kreuzstichen unter die herausgezogene Brandsohle; dabey brauchte ich die Vorsicht, dass ich die Sohle mit der Nadel nie durchstach, sondern die Fäden nur leicht an die Oberfläche des Leders heftete. Weil ich besorgte, im Gehen möchten sich die Louisd'ors wie Ringe auf der sichtbaren Seite der Brandsohle abdrücken, nähte ich zwischen etliche derselben Knäuelchen Papier, damit sich der meiste Druck an diesen brechen müsste. Nun glaubte ich, meine Sachen vortrefflich gemacht zu haben. Aber als ich die Brandsohlen wieder hineinschob, sah ich sogleich, dass sie an den Seitenrändern emporstanden, und wohl gar da und dort ein Papierchen sichtbar werden liessen. «Ja, wenn ich die Sohle festnähte, dass sie anläge und nicht herausgezogen werden könnte, dann wäre ich geborgen.» So sprach ich zu mir selbst und sann nach, wie ich das machen wollte. Jetzt fiel mir zu rechter Zeit ein, dass ich eine grosse Hutnadel in meinem Zahnstocher-Büchschen hätte und Bindfaden im Unterfutter meines Rockes. Wie gut kamen mir nun diese beyden Erfordernisse zu statten! Wahrlich, ohne den kleinen Umstand, dass ich sie bey meiner Abreise aus dem Oberhofe auf jeden Fall zu mir steckte, hätte ich, allem Anscheine nach, meine ganze Baarschaft verloren! Und wer weiss, ob ich nicht als ein Verräther, der Gold aus dem Lande schwärzen wolle, behandelt und lange in Gefängnissen herumgezogen worden wäre, ehe man meinen Beweis, dass ich alles aus Zürich mitbrachte, hätte gelten lassen? O von welchen an sich unbedeutenden Umständchen hängt oft unser Glück ab! Zu guter Letzt färbte ich mit der Schwärze, die ich in den kleinen Vertiefungen der Schuhe fand, die weisslichen Bindfaden so schwarz, dass man keinen einzigen Stich bemerkte. Getrost gieng ich nach einem

Aufenthalte von ein Paar Stunden aus dem Wäldchen nach Blotzheim und sah, unter dem Vorwand, Steinchen aus den Schuhen zu schütteln, oft nach meinen Nähten. Alles blieb im besten Stand. Damit aber niemand meine List am Gewichte merken könnte, watete ich durch einige kleine Lachen auf der Strasse, welche an der Mittagssonne bereits aufgethauet waren, hütete mich jedoch, diese Art Schwerevermehrung zu übertreiben, damit nicht etwa desshalb Argwohn entstünde.

Gang nach Basel. Visitation.

Dem General musste ich mein ganzes Schicksal erzählen. Er bedauerte mich und rief aus: «Dachte ichs doch, der eitle Bischof betrüge sich und ihn! Fast ist es Schade, dass er die ihm angebotene Vergütung ausgeschlagen habe. Der Bischof hätte es verschuldet, ihm das Reisegeld bezahlen zu müssen; denn wahrscheinlich führt er nicht viel Geld bey sich. Wie viel hat er?» — Ich zog meine ganze Baarschaft, etwa anderthalb Louisdors, die ich nicht eingenäht hatte, aus der Tasche, und wies sie ihm hin. — «Das ist nicht viel», sagte er, «man wird ihm die Kleinigkeit an der Grenze wohl lassen; doch zeig' er sein Geld redlich vor, damit er in kein Unglück geräth!» Sein Sekretär schrieb auf meinen Pass: Laissez passer pour retourner en Suisse ce 12. Nivose de l'an 2 de la République française. Vû par moi Général de Brigade, Commandant de la Division du Haut-Rhin; und der General unterzeichnete seinen Namen. Man liess mich allein wandern; und ich beschloss, damit ich dem Durchsuchen ausweichen möchte, gerade auf die Baracke an der äussersten Grenze loszugehen. Aber die Wache liess mich durchaus nicht passiren, sondern sandte mich wieder an den Grenz-Zoll zurück. Das war ein harter Gang! Je näher ich dem fatalen Visitatoren-Häuschen kam, desto banger ward mir ums Herz. Weil der Zollbeamte noch nicht ganz abgespeiset hatte, musste ich eine Weile warten. Der Visitator (wahrscheinlich ein Jude) wartete, bis wir allein waren, machte sich an mich, und fragte, ob ich viel Geld bey mir hätte? — Ich wies es ihm vor, wie dem General, und sagte: «Es ist ein weiter Weg bis Zürich; machen Sie doch, dass mir das wenige Reisegeld gelassen wird; ich will Ihnen gern ein hübsches Trinkgeld geben.» — Sorgen sie nicht, Citoyen!» sagte er, «sie haben meinem Freunde, dem Nationalgarden, welcher sie nach Blotzheim führte, ihre Handschuhe gegeben; nichts soll ihnen genommen werden!» Er führte mich zum Zollbeamten, dem ich mein Taschengeld wieder vorzeigen musste. Der Visitator war mein Fürsprecher, und man schrieb auf

meinen Pass: Emporte avec lui vingt un Livres numéraire (etwas weniger als ich vorwies: aber man zählte die Kleinigkeit gar nicht) qu'il a importé. Bureau de Bourglibre ce 12. Nivose de l'an 2 de la Rép. Fr. — Rumhueber. Hierauf befahl er dem Visitator, mich erst genau zu durchsuchen, ehe er mich entliesse. Dieser führte mich in sein Stübchen: ich drückte ihm auf dem Wege ein 30-Sousstück in die Hand, mit dem er sehr zufrieden schien. «Nun, Citoyen,» sagte er, «muss ich meine Pflicht thun.» Er suchte zuerst alle meine Taschen aus, dann durchknitterte er den Hut, die Rockschösse, die Halsbinde, den Hüftenbund der Beinkleider u. s. w. und befahl mir endlich, die Schuhe auszuziehen. O wie ward mir da zu Muthe! Aber ich hütete jede Miene, lösete ruhig die Riemen auf, und streifte die Schuhe, wie gleichgültig, von den Füssen. Kaum wagte ichs, hinzublicken, als er mit Ekel sie aufhob, hineinsah, und sie nachlässig wieder fallen liess. «Citoyen, sie können frey ihres Weges gehen; leben sie wohl!» Ha, wie lieblich schallten diese Worte in meinen Ohren! Geschwind zog ich meine Schuhe wieder an, nahm dankend Abschied und eilte über die Grenze. Die Wache, sobald sie meinen Pass sah, liess mich unangefochten ziehen. Ich hätte, wie Ulysses bey seiner Rückkehr nach Ithaka, mich zur Erde werfen und den friedlichen Schweitzerboden küssen mögen; so froh war ich, entkommen zu seyn.

III.

Amuletringe
des Heiligen Theobald von Thann.

Von

W. Deecke.

Im Jahre 1852 wurde bei Ausgrabung der Reste von Alt-Lübeck, in dem Winkel, den die Schwartau bei ihrer Mündung in die Trave mit dieser bildet, in einer kleinen, durch Brand zerstörten Kirche unter andern Leichen auch an der Südseite diejenige eines kräftigen Mannes gefunden, das Gesicht dem nahen Altare zugewendet, ohne Kleider, Waffen oder Sarg: wohl aber lag neben der linken Hand ein massiver goldener, zwei Dukaten schwerer, neuneckiger Fingerring mit der eingegrabenen und mit Niello ausgefüllten Inschrift:

+	Th	E	BA	L	CV	T	TA	NI

vgl. Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Bd. I, Heft 2, Lübeck 1858, S. 238, Tf. 1, *1a—c*. Der Ring befindet sich jetzt im Lübecker Museum, Abteilung für Lübsche Altertümer. Es liegt nahe, diese Inschrift auf den Eigennamen des Besitzers zu deuten z. B. *Thebal(dus) Cuttani (filius)* = «Dietbald, Sohn des Cuttan», wie denn ein Vorname Guttan, Gothan (lat. *Guttanus*, *Gothanus*) bei mecklenburgischen und pommerschen Familien im Mittelalter vorkommt (briefliche Mitteilung des Herrn Prof. Pyl in Greifswald). Oder man könnte *Cuttani(ensis)* ergänzen = «von Cutta (Cotta)», nach einem bekannten mitteldeutschen Familiennamen, oder = «von Guttanen»;

vgl. den schweizer Ort Guttanen im Haslithal. Diese und ähnliche Deutungen aber werden widerlegt durch das Vorkommen dreier ähnlichen Ringe, die weder derselben Persönlichkeit, noch drei Namensvettern angehört haben können. Der eine dieser Ringe wurde 1828 bei Snoghöi in Jütland nahe am Meeresufer gefunden, ist ebenfalls massiv golden und neuneckig, und trägt folgende, gleichfalls eingegrabene und mit Niello ausgefüllte Inschrift:

+	TH	EB	AL	GV	TG	VT	HA	NI

Hier ist, der Symmetrie wegen, um alle 8 Felder, ausser dem mit dem Kreuze geschmückten, gleichmässig mit 2 Buchstaben zu füllen, von der Silbe *gut* (statt des *cut* in Ring I) das *gu* wiederholt, und dem letzten *t* ein *h* beigegeben worden; auch ist das erste *h* zur Majuskel erhoben; das *a* zeigt durch einen Oberstrich spätere Form. Der Ring befindet sich im Kopenhagener Museum für Altertümer. Ebenfalls in Dänemark im Jahre 1851 ist der dritte Ring gleicher Art gefunden worden, im Kirchspiel Torkildstrup auf der Insel Falster, beim Umgraben eines grossen Steines, zugleich mit einem silbernen Reliquienkranz, anderen silbernen Schmucksachen, Bruchstücken von Bergkrystall u. s. w. Von Silber ist auch er selbst, neuneckig, und die in gleicher Art, wie bei den andern Ringen, hergestellte Inschrift lautet:

+T	HE	BA	LG	VT	GV	TG	TT	AN

Hier herrscht dieselbe Symmetrie: nur hat, um das *gut* dreimal setzen zu können, das erste *t* ins Kreuzfeld rücken müssen und das schliessende *i* ist weggefallen; trotzdem hat das dritte *gut* sein inneres *u* einbüssen müssen. Die Form des *e* zeigt, dass dieser Ring noch später ist, als der zweite. Auch er ist im Kopenhagener Museum.

Der vierte Ring endlich wurde 1846 unter den Wurzeln eines vom Sturm umgewehten Eichbaumes im Kirchspiel Calne in Wiltshire im südlichen England gefunden und ist im Archaeological Journal 1848, S. 159 beschrieben. Das Metall finde ich nicht angegeben, nach dem Gewicht aber (56 grains) wird es Gold sein; auch dieser Ring ist neuneckig und seine Inschrift lautet:

+	θ	HB	AL	ΓV	θ	ΓV	θA	NI

Diese Inschrift entspricht derjenigen von Ring II; nur sind einige griechische Buchstaben eingemengt: Θ für *th*, aber auch an zweiter Stelle missbräuchlich für *t*; *H* für *e*; Γ für *g*.

die Verteilung stimmt nur in der ersten Hälfte, indem hier die 8 Felder, ausser dem Kreuzfelde, in 2 gleiche Hälften — 2×7 Zeichen — zerfallen. Dieser vierte Ring ist jedenfalls der späteste; wo er hingekommen, ist mir unbekannt.

Erwägen wir nun die Eigentümlichkeiten der vier Ringe, ihre wesentliche Uebereinstimmung neben unwesentlichen Abweichungen, die Verschiedenheit der Fundorte (Lübeck, Jütland, dänische Inseln, England), die Neuneckigkeit, die symmetrische Verteilung der Buchstaben auf Ring II—IV nebst den Wiederholungen in der Mitte, die Einmengung griechischer Zeichen auf Ring IV, endlich das verschiedene Alter der Schrift, so ergibt sich, dass wir es mit Variationen eines Amulet- oder Schutzringes zu thun haben, und zwar eines christlichen, denn auf keinem fehlt im Anfange das Kreuz. Dazu stimmt ferner die Fundstätte von Ring I in einer Kirche, die Beigabe des Reliquienkreuzes zu Ring III, die heilige Neunzahl der Felder $= 3 \times 3$, endlich die griechischen Buchstaben auf Ring IV nach der heiligen Schrift des Neuen Testaments. Die früheren Versuche aber (Prof. Petersen in der Lübecker Zeitschrift S. 239), Götternamen in der Inschrift zu finden, wie *The(os)*, *Bal*, *Cutt* (= Gott) oder gar *Thebal* (= Teufel), *Guttani* (= Wodan), richten sich selbst; dagegen kam mir infolge einer Bemerkung meines hiesigen Kollegen Dr. Faber über die einstige weitverbreitete Verehrung des Heiligen Theobald von Thann im Norden der Gedanke an diesen Heiligen, also *Thebal* = *Thebaldus*; vgl. im Thanner Münster in einer Inschrift von 1456 *Tebaldus*, altfranzösisch *Thiebal* (Albrecht Rappoltsteinisches Urkundenbuch I, Index). Dann ergibt sich von selbst, dass im Schlusse der Inschrift *Thani, Tani*, *Tan* der Name der Stadt Thann steckt. Was aber bedeuten die Mittelbuchstaben? Wir haben dabei jedenfalls von der Lübecker als der ältesten Inschrift auszugehn, und da hat Dr. Faber vermutet, es sei *C(onfessor) V(enerabilis)* zu lesen, und ich habe dann weiter *T(utor)* ergänzt, so dass die Inschrift zu lesen wäre: *Thebal(dus)*, *C(onfessor)*, *V(enerabilis)*, *T(utor) Tani* d. i. «Dietbald, der Beichtiger, der ehrwürdige Schutzherr von Thann.» Nun habe ich in der That in den zu Ehren des Heiligen Theobald geschriebenen Büchern sowohl den Titel «hochheiliger Bischof und Beichtiger», lateinisch *pretiosissimus confessor,* als auch «der Stadt Thann hochzuverehrender Schutzheiliger» oder «aller Thannischen Einwohner hochzuverehrender Patron» gefunden, so dass jene Benennungen durchaus passen. Der Name der Stadt Thann endlich lautet in älteren Urkunden *Thanne*, *Thann*, *Tanne*, *Tann*, *Tan*, welch

letzte Form die ältes te ist = mittelhochdeutsch *der* oder *daz tan* (Genitiv *tannes*) «der Tannenwald, das Tännicht», wozu die unten zu erwähnende Gründungssage der Stadt stimmt, sowie das in einer Tanne bestehende Wappen derselben, auch auf den 1418—1628 von ihr geschlagenen Münzen angebracht. Lateinisch heisst sie, übersetzt, *Pinetum*, sonst bleibt der Name meist unverändert, z. B. *de Than*, *in Thann*; doch findet sich auch *Thannarum oppidum*, *in Thannis*; eine dem mittelhochdeutschen *daz tan* und dem *Pinetum* entsprechende sächliche Form *Tanum*, *Thanum*, welche durch die Ringinschriften vorausgesetzt wird, ist sehr wahrscheinlich, wenn ich sie auch, bei meiner beschränkten Urkundenkenntnis, noch nicht nachweisen kann.

Die Inschriften der Ringe II—IV sind dann, wie ich schon oben angedeutet habe, mehr oder weniger entartet: das *C* konnte durch Verschnörkelung leicht in *G* übergehn, das auch dem Verfertiger der halbgriechischen Inschrift vorlag; der Wechsel von *t* und *th* findet sich in jenen Zeiten überall; die Wiederholungen sind den Zauberformeln und Amuletlegenden aller Art eigentümlich.

Meine Vermutung erhält nun aber zwei weitere wichtige Bestätigungen. Erstens spielt gerade ein Ring in der Legende des H. Theobald von Thann eine Hauptrolle. Dieser Heilige gilt nämlich als identisch mit dem in Italien verehrten H. Ubald, Bischof von Eugubium (jetzt Gubbio) in Umbrien, der am 16. Mai 1160 (nicht 1161, wie mitunter angegeben wird) starb und 1192 von Papst Cölestin III. heilig gesprochen und kanonisiert wurde (nach der Lebensbeschreibung in des aquilinischen Bischofs *Petri de Natalibus Catal. Sanctorum V, cap.* 6); vgl. in Dante's Paradies XI, 43, wo die Lage von Assisi, gleichfalls in Umbrien, beschrieben wird:

Intra Tupino e l'acqua, che discende
Del colle eletto dal beato Ubaldo —

«zwischen dem Tupino (einem Nebenflüsschen des Clitunno, der in den Tiber mündet) und dem Bache, der vom erwählten Hügel des seligen Ubald herabfliesst», d. h. dem Chiascio, gleichfalls einem Nebenflüsschen des Clitunno, der vom Monte Calvo, an dessen Abhang Gubbio liegt, herunterkommt.

Die Legende nun, welche Gubbio und Thann verbindet, lautet so: Als der H. Ubald, der all' sein Hab und Gut den Armen gegeben hatte, den Tod herannahen fühlte, sagte er zu seinem treuen Diener Maternus, der aus dem (deutschen) Niederland war: «Damit Du nicht gar leer und unbelohnt von mir abweichest, so nimm Dir, wenn ich auf dem Totenbette

liegen werde in meinem bischöflichen Ornate, den goldenen Ring von meinem rechten Daumenfinger hinweg und gehe in Gottes Namen in Deine Heimat; Gott wird Dein Geleitsmann sein und Belohner.» Als nun der Diener so verfuhr, «hat er den Daumenfinger seines Bischofs und Herrn samt dem Ringe zu sich gezogen.» Er that nun das Heiligtum in den Knopf eines Stabes und kam auf seiner Heimfahrt am 1. Juli 1161 im Sundgau, am Rande der Vogesen, in einen Tannenwald an der Thur, wo er ermüdet einschlief. Der mit dem Knopf an eine Tanne gelehnte Pilgerstab aber wuchs fest und über dem Wipfel des Baumes erschienen zwei (oder drei) blaue Flammen, durch welche der Besitzer der nahen Engelburg (Landherr oder Graf Engelhart, oder Friederich der Jüngere von Pfirt) herbeigelockt wurde, der den inzwischen erwachten Pilger zum Eingeständnis seiner That bewog und reich beschenkt in die Heimat entliess, die Reliquie aber behielt und in einer an der Stelle des Wunders erbauten Kapelle verwahrte. Diese wurde, da die Reliquie sich heil- und hilfskräftig erwies, besonders seit der Kanonisierung des Heiligen, der hier St. Theobald genannt wurde, das Ziel von Wallfahrten «aus allen Orten Europa's», so dass sich 1244 um dieselbe der Ort Thann bildete, der allmählich zu einer blühenden Stadt erwuchs, während die Kapelle selbst 1344 abgebrochen und durch das von 1269 (1275) bis 1346 gebaute Münster des H. Theobald ersetzt wurde, das bis 1446 erweitert und 1516 mit einem Turme versehn wurde; vgl. Fr. X. Kraus «Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen», Bd. II (Strassburg 1884), S. 630 ff., wo auch die übrige Litteratur angegeben ist; ferner Aug. Stöber «Die Sagen des Elsasses», St. Gallen 1852, S. 37 ff. (2. Aufl. von Curt Mündel, Strassburg 1892, I, S. 43 ff.), und das schöne, durch eigene Erfindung die Legende kunstvoll in sich abschliessende Gedicht von Ad. Stöber «Das Münster zu Thann» in der «Alsa» (Strassburg 1836), S. 5.

Die kostbare Reliquie, der Daumen des Heiligen mit dem goldenen Ringe, wurde in einen Krystall eingeschlossen, und dieser in einer silbernen, vergoldeten Monstranz in St. Theobald's Gewölbe aufbewahrt. Monstranz und Ring sind aber später gestohlen, nach einer Nachricht, 1755; jetzt ist, nach einer Mitteilung des Hrn. Kreisdirectors Dr. Curtius, nur ein Rest des Daumens in einem undurchsichtigen Glasgefäss vorhanden, welches laut Protokoll im Kirchenbuche im Anfange der sechziger Jahre vor einer Anzahl von Personen geöffnet und mit dem bischöflichen Siegel wieder verschlossen worden ist. Leider scheint keine Beschreibung des Ringes erhalten

zu sein. Ich nehme nun an, dass die nach Thann wallfahrenden Pilger eine Nachahmung des Ringes des H. Theobald, teils als Andenken, teils zum Schutze als Amulet von dort mitzunehmen pflegten; die Inschrift wurde vom Verfertiger hinzugefügt, konnte daher variiert werden, was z. T. in uneinsichtiger Weise geschah.

Aber kamen denn auch wirklich Pilger nach Thann aus den fernen Gegenden des Nordens her, wo die Ringe gefunden sind? Allerdings, und das ist der zweite Punkt, der für meine Vermutung spricht. Im *Tomus miraculorum Sancti Theobaldi* (Band der Wunder des H. Theobald), herausgegeben von G. Stoffel (Colmar 1875), finden sich aus der Zeit von 1408—1486 allein 11 Pilger aus Lübeck und dem Lübecker Bistum, die in Nöten zu Lande und zur See den Heiligen angerufen, das Gelübde einer Wallfahrt gethan und, von ihm gerettet, die Reise nach Thann gemacht haben. Noch zahlreicher sind die Wallfahrten aus Dänemark, aus Jütland z. B. aus Aalborg, von den Inseln z. B. aus Seeland, im besondern aus Kopenhagen und Roeskilde, ferner aus Birkholm und mehreren unbekannten Orten. Viele Pilger kamen auch aus Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern, Preussen, einzelne aus Livland, ja einer aus Reval in Estland. Andrerseits sandten auch die Niederlande manchen Gläubigen, und aus England, wo Ring IV gefunden ist, wird wenigstens ein Pilger erwähnt, im J. 1492, *der erber zschan persan* (wohl *John Person*) *aus der stadt Lüny* (London?). Im ganzen gehn die Aufzeichnungen von 1405-1522, unregelmässig geordnet; ein vereinzeltes Wunder folgt vom J. 1636; leider fehlen ältere Fälle. Meist dieselben Erzählungen begegnen in dem «Summarischen Bericht des Lebens u. s. w.», des H. Himmelsfürsten Ubaldi u. s. w. Freiburg i. B. 1628; 2. Aufl. Bruntrut 1723, sowie in »Malachias Tschamser's Grosser Thanner Chronik», Colmar 1864, und den übrigen Quellenschriften. Jedenfalls ist der H. Theobald an der Ost-, wie Nordsee als Nothelfer längere Zeit sehr beliebt gewesen und viel angerufen worden, und zahlreiche Pilgerfahrten nach der kleinen entlegenen Vogesenstadt wurden ihm zu Ehren angetreten. Meinte auch ein Pommerscher Herzog, den sein Marschall vergebens um Urlaub bat, die Pilgerfahrten geschähen nur des guten Sundgauer Weines wegen, und der bewirke auch die meisten wunderbaren Heilungen, so wurde er doch durch eigenes Siechtum bekehrt und sandte selbst den Marschall mit reichen Ehrengeschenken hin. Für die Zuverlässigkeit der Ueberlieferungen spricht, dass z. B. ein Lübecker Pilger von 1486 einen echt lübschen Namen führt: *Hans Schüll*

Dass aber auch noch in späterer Zeit die Erinnerung an die alten Pilgerfahrten aus dem Norden in Thann nicht erloschen war, zeigt die lateinische Elegie eines frommen Theobaldverehrers aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges in dem oben erwähnten «Summarischen Bericht», die beginnt:

Vos, Dani fortes et Balthice cum Pomerano,
Omnis ad Oceanum Teutonis ora procul:
Quos magni terrent victricia Caesaris arma
Et Tilli bello gloria parta ducis:
Quaenam mutavit, quae vos sententia vertit
Thannensis Divi fecit et immemores?

und die schliesst:

Ergo redite viam, patronum agnoscite vestrum,
Fidite! cum Domino pristina mira dabit.

«Hört, ihr tapferen Dänen, ihr Pommern am Strande der Ostsee,
Du, Teutonisch Gestad, fern an des Oceans Flut:
Die ihr erzittert jetzt vor den siegenden Waffen des Kaisers
Und vor dem Kriegesruhm Tilly's des Helden erbebt:
Welcher Wahn denn hat euch verkehrt, euch gänzlich verwandelt,
Dass ihr des Heil'gen von Thann nimmer in Ehren gedenkt?
— — — — — — — — — — — —
Drum kehrt um von der Bahn, erkennt ihn, eueren Schutzherrn,
Glaubt nur! Wunder, wie einst, thut er mit göttlicher Kraft.»

Um so merkwürdiger ist es, dass ich auf meine Anfrage weder in Lübeck, noch Rostock, noch Greifswald einheimische Spuren der Verehrung des H. Theobald habe entdecken können.

Wenn sonst Alles trefflich stimmt, scheint sich doch inbetreff des Lübecker Ringes eine Schwierigkeit hinsichtlich der Zeit zu erheben. Alt-Lübeck ist bereits 1138 durch den Rügen'schen Seeräuberfürsten Ratze (Race) niedergebrannt und niemals an derselben Stelle als Stadt wieder aufgebaut worden; Graf Adolf II. von Holstein gründete 1143 das jetzige Lübeck, eine Meile weiter abwärts zwischen Trave und Wackenitz. Die Verehrung des H. Theobald aber wird wohl erst nach seiner Heiligsprechung, frühestens im Anfange des folgenden Jahrhunderts an die Ostsee gekommen sein. Freilich wurde das

erste Minoritenkloster in Lübeck schon 1225 noch bei Lebzeiten des H. Franziscus von Assisi, des Landsmannes des H. Ubald, gegründet. Aber, ganz abgesehen von der Frage, ob die Lage Alt-Lübecks richtig angesetzt worden ist — und das ist keineswegs sicher —: das Gebäude, in dem der Ring gefunden wurde, kann seiner Kleinheit wegen (56 Fuss Länge mit der Apsis, 27½ Fuss Breite) unmöglich die Kirche einer, wenn auch kleinen, Stadt gewesen sein. Viel wahrscheinlicher war es die Kapelle eines Hofes (curia), den die Lübschen Bischöfe später nachweislich auf dem Gebiete von Alt-Lübeck errichtet haben, über das sie bis 1317 mit der Stadt Neu-Lübeck in heftigen Streitigkeiten standen. Wann diese Curie zerstört worden, wissen wir nicht. — Noch leichter erledigt sich das Bedenken, dass das neben Ring III gefundene Reliquienkreuz «wahrscheinlich aus dem 11. Jahrhundert stamme», da sich derartiger Schmuck Jahrhunderte lang forterbte. Die Schriftform des Ringes deutet jedenfalls auf spätere Zeit.

Ist nun meine Vermutung richtig, so könnte sie den Ausgangspunkt für eine Reihe weiterer Untersuchungen bilden, die ich mit meinen Mitteln nicht führen kann, z. B.: Findet sich vielleicht doch noch irgendwo eine Beschreibung des Ringes des H. Theobald? Wie weit ist die Neuneckigkeit charakteristisch? Sind inzwischen ähnliche Amuletringe entdeckt worden? Begegnen im Norden wirklich gar keine Spuren der Verehrung des Heiligen? Lassen sich Zwischenstationen derselben von Thann bis Lübeck nachweisen? Wie kam der mitten im Binnenlande heimische Heilige dazu, auch viel angerufener Nothelfer in Seegefahr zu werden? Sind ferner die Amuletringe in Thann selbst verfertigt worden, so müsste dort die Juwelierkunst geblüht haben, vielleicht mit Rheingold und Markircher Silber: finden sich darüber Nachrichten? Da die Verehrung des Heiligen in Thann selbst noch heute in voller Blüte steht, und besonders der 1. Juli, der Tag der Translation, seit 1891 wieder auf's feierlichste mit Prozession, Verbrennung dreier Tannenbäume, Feuerwerk u. s. w. begangen wird, so wird die Lösung obiger Fragen um so interessanter sein.

IV.

Graf Dürckheim.

Lebensbild

von

K. Hackenschmidt.

Es war ein reiches, vielbewegtes Leben, das am 29. Juni 1891 auf Schloss Edla (bei Amstetten) in Nieder-Oesterreich seinen irdischen Abschluss fand, und das wir im folgenden zu schildern versuchen wollen.

Wie das Sterbebett des Greisen, so war einst die Wiege des Kindes fern vom Rhein und vom Wasgau gestanden. Ferdinand Felix Karl, Graf Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin wurde am 1. Juli 1812 zu Thürenhofen bei Feuchtwangen in Bayern geboren. Und dennoch war er durch seine Abstammung ein Sohn des Elsasses. Seine Ahnen waren eines der ältesten und angesehensten Rittergeschlechter unseres Landes. Schon auf Urkunden des 12. Jahrhunderts werden Dürckheime als Burgmänner zu Hagenau genannt. Im Anfang des 14. Jahrhunderts trat Heinrich von Dürckheim durch seine Verheiratung mit Katharina von Winstein in Besitz der Herrschaft Schöneck im Unterelsass.

Wenn der Wanderer von Reichshofen aus den Schwarzbach aufwärts pilgert, so kommt er hinter dem Jägerthal, dessen Eisenhämmer nun leider verstummt sind, in eine eigentümliche Gegend. Es sind endlose Buchen- und Föhrenwälder, steil ansteigende, mit wilden Felspartien gekrönte Hügel, dazwischen tiefe Schluchten, einsame Thäler. Man kann heute noch stundenweit gehen, ohne auf eine menschliche Wohnung zu stossen, ohne anderen lebenden Wesen zu begegnen, als scheu davon-

eilenden Rehen. Von allen Höhen aber schauen aus dem grünen Laub romantische Schlosstrümmer herab, stumme und doch beredte Zeugen einer dahingeschwundenen Cultur. Das architektonisch so schöne Neu-Winstein begrüsst uns zuerst. Dann tritt das halb in den Sandstein gehauene Alt-Winstein hervor. Gehen wir das Thal weiter hinauf, so erblicken wir zur rechten über Dambach den Hohenfels, links den Wineck und dahinter das rätselhafte Wittschlösschen. Biegen wir um den Berg herum, Ober-Steinbach zu, so erheben sich vor uns die weitausgedehnten imposanten Ruinen von Schöneck. Mit der Geschichte dieser und vieler anderer Burgen, mit den Sagen, die sie umranken, ist der Name Dürckheim aufs innigste verknüpft. Ein Hartwig von Dürckheim, genannt der Schwarze, war durch kühne Kriegszüge der Schrecken der Gegend. Wolf Eckbrecht stand mit Franz von Sickingen in Burgfrieden und teilte mit diesem Siege und Niederlagen. Cuno Eckbrecht, sein Sohn, führte die Reformation in Fröschweiler ein. Ein anderer, Wolf Eckbrecht, war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Oberst in kurpfälzischen Diensten und verteidigte vergeblich seine Schlösser gegen die eindringenden französischen Heere. 1676 und 1677 gingen alle diese Burgen in Flammen auf. Obwohl der Nimweger Frieden der Familie die entrissenen Güter wiedererstattete, wollte es den edlen Herren unter französischer Herrschaft nicht ferner im Elsass gefallen. Christian-Friedrich wurde Kammerherr des Kurfürsten von Mainz, Ludwig-Karl, der Grossvater unseres Dürckheim, war Württembergischer Gesandter in Wien und Regensburg und wurde 1764 durch Kaiser Franz I. in den Reichsgrafenstand erhoben. Er heiratete 1764 die Tochter des württembergischen Ministers Grafen Du Maz-Montmartin, auf dessen Wunsch er den Namen seiner Gemahlin dem seinigen beifügte. Karl-Friedrich-Johann, sein Sohn, war schwedischer und württembergischer Kammerherr. Das Wappen der Dürckheim ist ein sogenanntes redendes, eine schwarze Thürangel auf Silber.

Als die Napoleonische Herrschaft ein Ende gefunden hatte, zog es den Vater unsers Grafen wieder in die alte Heimat seines Geschlechts zurück. Er begehrte und erhielt für sich und seinen Jüngstgeborenen die französische Nationalität, und damit wurden ihm auch ein Teil seiner Güter im Unterelsass zurückerstattet, die während der Revolution Nationalgut geworden waren. Die grossen Waldungen gaben in jenen unwegsamen Gegenden nur einen geringen Ertrag. Er veräusserte dieselben an die Dietrich'sche Familie, deren Hüttenwerke da-

mals einen grossen Aufschwung genommen hatten. Die Fröschweiler Güter und das Schloss daselbst waren im Besitz der Gebrüder Strauss-Dürckheim, den Nachkommen einer Seitenlinie der Familie. Graf Karl Friedrich schlug zuerst in der Nähe seines Stammsitzes, in Hagenau, dann in der Nähe seiner Schwiegermutter, der Freiin von Bock, in Mutzig seine Wohnung auf. Nach dem Tode der letzteren (1822) trat er in Besitz des Schlossgutes zu Bläsheim, wo er endlich für seinen Lebensabend die erwünschte Ruhe fand.

Es war bereits still geworden um den alternden Herren. Seine vier älteren Söhne waren erwachsen, als die Uebersiedelung nach Frankreich erfolgte, und blieben in Deutschland; Otto und Gustav traten beide in österreichische Militärdienste. Der Jüngste, Ferdinand, bezog neunjährig das Institut, das der ehrwürdige Pfarrer Redslob in Strassburg mit grossem Erfolg leitete, und besuchte von da aus die Klassen des Gymnasiums. 1824 bestand er das übliche Baccalaureats-Examen und verlegte sich sodann auf das Studium der Jurisprudenz. An Gaben fehlte es ihm nicht, auch nicht an Fleiss, aber freilich liessen Ausflüge nach Bläsheim, Landpartien, Reitübungen und Jagdfahrten manchmal die Studien bedenklich zurücktreten. Oestlich von Bläsheim lag unweit vom Rhein ein herrlich angelegtes Landgut, die Thumenau. Schöpfer und Besitzer desselben war der damalige Bürgermeister von Strassburg, Baron Friedrich von Türckheim, der Sohn jenes Bernhard von Türckheim, der die einst von Göthe angeschwärmte Lili Schönemann, die schöne Frankfurter Patriziertochter, heimgeführt hatte. Drei liebliche Töchter waren ihm erblüht, und wenn der junge Graf einen Ritt nach der Thumenau allen anderen Vergnügungen vorzog, so waren es bald nicht bloss die landwirtschaftlichen Reize der englischen Parkanlagen, die ihn anzogen. Im Jahre 1832 verlobte er sich mit Mathilde von Türckheim, und trat, um seine Auserkorene bald heimführen zu können, in die Landesverwaltung. Sein Name, seine Familienbeziehungen und mehr noch sein frisches, fröhliches Wesen liessen ihn rasch vorrücken. Nachdem er kurze Zeit Assessor des Präfekten von Strassburg gewesen war, wurde er 1835 zum Unterpräfekten von Espalion, im Aveyron-Departement, ernannt. Die Reise nahm zwölf Tage in Anspruch und wurde in einer Kutsche zurückgelegt; zwischen dem jungen Beamten und seiner zarten Frau lag in einer Hängematte ihr neugeborenes Knäblein. Vier Jahre verharrte er in jener rauhen Gegend, inmitten einer wenig freundlichen Bevölkerung; dann kam er, nach kurzer Wirksamkeit in Nantua, in sein liebes Elsass zurück, um die schöne Unterpräfektur von Weissen-

burg zu beziehen. Leider sollte er nur kurze Zeit in dieser Stellung, die seinen Wünschen völlig entsprach, bleiben. Er hatte die Wahl eines Abgeordneten zu leiten; der regierungsfreundliche Kandidat fiel durch, in Paris gab man ihm die Schuld dieses Misserfolgs und versetzte ihn nach Peronne an der Somme. Zu seinem dortigen Verwaltungskreis gehörte das Schloss Ham, in welchem damals Prinz Napoleon als Gefangener weilte. Der junge Unterpräfekt behandelte den Prinzen, dem damals schon viele Herzen in Frankreich schlugen, mit ritterlicher Freundlichkeit und scheint auch auf den Prinzen einen Eindruck gemacht zu haben. In Provins, wohin er 1844 kam, traf ihn ein harter Schlag. Schon seit mehreren Jahren gab die Gesundheit seiner Gemahlin zu ernsten Befürchtungen Anlass. Ein längerer Aufenthalt im Süden hob das Leiden nicht. Am 11. August 1847 wurde sie ihm in Pau durch den Tod entrissen. Sie starb als gläubige Christin in seliger Ergebung unter Gottes Willen. Wenige Monate darauf brach die Februarrevolution aus, der Graf legte seine Stellung nieder und zog nach Niederehnheim, in die Nähe der befreundeten Familien. Seine Administrations-Carrière schien zu Ende. Ein Graf hatte in einer Republik keine Zukunft.

Aber rasch änderten sich die Verhältnisse. Der Gefangene zu Ham war, wider alles menschliche Denken, zum Präsidenten gewählt worden. Er hatte, das darf zu seinem Lobe nicht verschwiegen werden, ein gutes Gedächtnis für die, welche ihm in den Zeiten der Schmach freundlich entgegengetreten waren. Der Graf wurde an die Unter-Präfektur zu Schlettstadt und bald darauf, am 12. Mai 1850, an die Präfektur von Colmar berufen. Er hatte in der Zwischenzeit in der Person seiner Schwägerin, der liebenswürdigen Fanny von Türckheim, an Stelle der heimgegangenen, eine überaus treue Gehilfin gefunden.

Colmar war ein schwieriger Posten. Die Bevölkerung war republikanisch gesinnt. In den Fabrikstädten hatte der Communismus viele Anhänger. In Mülhausen, das bekanntlich erst seit dem Anfange des Jahrhunderts zu Frankreich gehörte, regte sich fort und fort das unruhige Schweizerblut, und die reichen Fabrikherren dort waren von jeher für die Präfekten kein leichtes Verwaltungsobjekt. Der damalige Präsident der Republik erfuhr es selber, als er die östlichen Departemente durchreiste, um Stimmung für das Kaisertum zu machen. In Mülhausen weigerte sich die Nationalgarde zu seinem Empfang auszurücken, und in Colmar umringte das Volk die Präfektur und liess unablässig bis in die tiefe Nacht hinein die Republik hoch leben. «Qu'est-ce qu'ils ont donc à crier?» so fragte ein-

mal übers andere während dem offiziellen Essen der Prinz-Präsident. Er hatte an jenem Abend seine Migräne. Noch in späten Jahren pflegte man in der Familie die Kammerjungfer, die gute Annette, damit zu necken, dass sie damals dem Prinzen das verlangte heisse Fussbad in einem einfachen hölzernen Kübel brachte.

Der Präfekt trat sehr energisch auf. Die Entlassung der Mülhauser Nationalgarde ernüchterte die Gemüter. Dank seiner Geistesgegenwart rief der Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 keine Unruhen hervor. Nach dem Sieg des Kaisertums sollte das Gericht über die Gegner desselben ergehen. Es war bereits eine Proskriptionsliste aufgestellt, die die Namen der angesehensten Bürger des Departements enthielt. Hier bewies jedoch Graf Dürckheim, dass, wenn er der neuen Regierung ergeben war, er durchaus nicht gewillt war, ein Scherge derselben zu werden. Er reiste nach Paris und trat beim Kaiser persönlich für seine bedrohten Untergebenen ein. Seinem energischen Einschreiten hatten sie es zu verdanken, dass sie nicht, wie so viele andere, nach Lambessa wandern mussten. Aber freilich war dieser Beweis der Unabhängigkeit nicht im Sinne der Herren, die damals das Ohr des Kaisers besassen. Man verklatschte den Grafen in Paris wegen seinen freundschaftlichen Beziehungen zu einigen vornehmen Familien, die der gestürzten Regierung anhingen, und 1853 hatte er eines Tages die Ueberraschung, im «Moniteur» ein kaiserliches Dekret zu lesen, das ihm einen Nachfolger ernannte. Er beschwerte sich sogleich in Paris und überzeugte den Kaiser von seiner Unschuld. Aber was geschehen war, war geschehen. Zur Entschädigung erhielt er die gut dotierte Stellung eines Generalinspektors der Telegraphen.

Unterdessen war ihm infolge des Todes des Herrn Erasmus von Strauss-Dürckheim, seines Vetters, ein Teil der Fröschweiler Güter und das im Bau begriffene dortige Schloss zugefallen, — der andere Herr von Strauss hinterliess bekanntlich seinen Anteil der Stadt Strassburg. Durch den Verkauf der Bläsheimer Güter wurde er in Stand gesetzt, die neue Besitzung bedeutend zu erweitern. Er baute das Schloss aus und im Jahre 1854 siedelte er sich mit seiner Gemahlin und den drei Söhnen, die sie ihm geschenkt hatte, in dem lieblichen Dorfe an, das auf einem der letzten Vorsprünge der Vogesen so freundlich zwischen seinen Obstbäumen heraus ins Land schaut. Seine neue Stellung legte ihm nur die Pflicht auf, jährlich einige Departemente zu inspizieren. Im übrigen war er frei und konnte residieren, wo er wollte. Hier begann nun für den Grafen ein Leben, wie er es sich nicht schöner

wünschen konnte. Er widmete sich mit Eifer der Landwirtschaft und suchte, freilich nicht immer mit Glück, bei den Bauern für neue Culturmethoden Sinn zu wecken. Die Abende gehörten der Litteratur und der Geselligkeit. Im Familienkreise, der sich um die traute Lampe versammelte, hatte die liebe «bonne-maman», die verwitwete Schwiegermutter, Frau von Türkheim, den Ehrensitz. Auch der Schwager, Oberförster Adolf von Türkheim, war oft zugegen. Der junge geistreiche Ortspfarrer, der jetzige Konsistorialrat M. Reichard, gesellte sich mit seiner Frau zur Tafelrunde.[1] Dann wurde vorgelesen und erzählt. Die Inspektionsreisen waren für den Grafen eine unerschöpfliche Quelle anschaulicher Schilderungen, besonders wenn sie ihn, wie im Jahre 1866 nach Algerien und Tunis geführt hatten.

Ich darf hier wohl erzählen, bei welcher Gelegenheit mir die Ehre seiner Bekanntschaft wurde. Es war am 5. Juli 1860, ein herrlicher Sommertag. Ich war Kandidat und hatte morgens in Fröschweiler meine erste Predigt gehalten. An jenem Tage fand im Bezirk eine Wahl für den Generalrat statt. Der Graf hatte seine Kandidatur aufstellen lassen; die Regierung stand jedoch gegen ihn, so dass seine Wahl zweifelhaft war. Am Abend kamen von allen umliegenden Ortschaften Abgeordnete mit den Ergebnissen der Abstimmung. Ueberall glänzende Majoritäten! Der Schlossgarten füllte sich mit Landleuten, die ihrem neuen Vertreter Glück wünschten. Wein wurde aufgetragen, es war ein fröhliches Treiben, dem ich gerne zuschaute. Zuletzt stand der Graf auf einen Stuhl und dankte mit warmen Worten. Ein Satz seiner Rede ist mir unvergesslich geblieben: «Meine Herren, wir müssen, wenn wir fortschreiten wollen, hinüber schauen über den Rhein, und von unseren Nachbaren, den Deutschen, lernen!»

Diesem Friedensbild aus dem Leben eines Landedelmannes stelle ich zwei andere gegenüber, deren Zeuge ich zehn Jahre später wurde. Das Ungeahnte, Unglaubliche war geschehen; zwischen Frankreich und Deutschland war Krieg ausgebrochen. Auch das verborgene Jägerthal, eine Stunde hinter Fröschweiler, das ich damals bewohnte, war von französischen Truppen besetzt. Aber im Laufe des 4. August war alles abgezogen, und gegen Abend vernahm man im Thale nichts mehr als das rauschende Wasser und die Signale des Hochofens, und aus weiter Ferne, vom Nordosten her Kanonendonner. Von Mund zu Mund gings:

---

[1] Konsistorialrat Reichard hat in der Conservativen Monatsschrift seinem verewigten Freunde ein Denkmal gesetzt.

«Heute sind sie über die Grenze!» Am folgenden Tag ganz früh machte ich mich auf den Weg hinüber nach Fröschweiler, um dort, wie ich hoffte, etwas neues zu hören. Als hinter Neehweiler das Dorf in Sicht kam, da konnte man schon wahrnehmen, wie es von französischen Truppen wimmelte. Und im Dorfe selbst, welch ein Anblick! Auf der Strasse, vor den Häusern, lagen ganze Reihen, die einen schlafend, die andern fluchend und schimpfend, alle Waffengattungen durcheinander, alle mit den Zeichen grösster Erschöpfung. Soldaten drangen in Scharen in die Häuser und flehten um Lebensmittel. Andere suchten sich zwischen Pferden und Wagen an einen der wenigen Brunnen des Ortes zu drängen. Dazwischen schallten Kommandorufe, die niemand beachtete, Scherze, die niemand belachte. Mühsam gelangte ich ins obere Dorf zur Kirche. Am Eingang des Pfarrhauses stand der damalige Ortsgeistliche, Pfarrer Klein. «Was bedeutet das alles?» fragte ich ihn rasch. Er nahm mich auf die Seite und flüsterte mir zu, was vorgefallen war: die Franzosen zu Weissenburg geschlagen, General Douai getötet! eine zweite Schlacht werde in den nächsten Tagen hier erwartet, das gräfliche Schloss sei französisches Hauptquartier! Ich schaute hinüber. Eben ritten einige Generale durch das Schlossthor, in der Mitte Marschall Mac-Mahon selber! und wie finster blickte er auf das wilde Treiben in der Dorfgasse! Nachdem ich in diese Züge geschaut hatte, war ich über den Ausgang des Krieges nicht mehr in Zweifel.

Zwei Tage nachher gings wieder nach Fröschweiler, aber diesmal um Nahrungsmittel und Hilfe zu bringen. Inzwischen war die Schlacht von Wörth geschlagen worden. Noch lagen in den Wiesen um das Dorf unbestattet die Leichen der Gefallenen. Im Dorfe rauchten Trümmer, schauten aus den Fenstern entsetzte Gesichter heraus. Und überall Verwundete, von denen die meisten noch keine Pflege erhalten hatten! Und wie sah es erst droben, neben der Kirche, die nur noch verrauchte Mauern zeigte, im Schloss aus? Die Vorderseite des stattlichen Gebäudes bot mehrere tiefe Breschen, die Blumenbeete waren zerstampft; unmittelbar am Eingang streckte ein gefallenes Pferd die Beine in die Höhe, und im Schlosse selbst, in den Scheunen und Stallungen, in den Höfen und Gärten nichts als Verwundete und Verwundete, und inmitten dieses Grauens und Jammers die Gräfin, ruhig und gefasst und nach Kräften bemüht, der grössten Not abzuhelfen und etwas Ordnung zu bringen in die Wirrnis.

Und der Schlossherr? Er war beim Ausbruch des Kriegs nach Metz berufen worden, um das Telegraphenwesen im

kaiserlichen Hauptquartire zu leiten. Die Depeschen, welche die ersten französischen Niederlagen und die teilweise Zerstörung Fröschweilers meldeten, gingen alle durch seine Hand. Man kann sich denken, wie schwer es ihm war, an diesen Schreckenstagen fern von den Seinen zu weilen. Aber er musste an seinem Posten ausharren, bis der Zusammenbruch des Kaisertums ihn seines Dienstes enthob. Nun eilte er durch die Pfalz und Baden in die Heimat. Welch eine Rückkehr! Die Gemahlin und die zwei jüngsten Söhne fand er zwar wohlbehalten wieder, aber von seinem ältesten Sohn Edgar, der im französischen Heere diente, war man ohne Nachricht, und bald konnte man nicht mehr bezweifeln, dass er den Strapazen des Feldzugs erlegen war. Der zweite Sohn war als Mobilgardist in Strassburg eingeschlossen. Noch klafften am Schloss die Kugelbreschen. Scheunen und Stallungen waren leer, der Park in einen Kirchhof verwandelt. Wir Deutschgesinnten fragen uns : Wie wird sich Graf Dürckheim zu der Sachlage stellen? Wir kannten seine Liebe zu Deutschland, aber wird dieses Gefühl standhalten beim Anblick der tiefen Wunde, die der Krieg seinem Elsass und seinem eigenen Familienglück und Wohlstand geschlagen hatte, und angesichts des tiefen Grolls, mit dem der Gedanken an eine Lostrennung von Frankreich allenthalben, und besonders von Seiten der befreundeten Adelsfamilien in der Nachbarschaft, aufgenommen wurde? Zu unserm freudigen Erstaunen blieb der Graf keinen Augenblick unentschieden. Er machte keinen Hehl von seiner Ueberzeugung, dass trotz allem Schweren, das die unerwartete Wendung seines Geschickes für das Elsass zur Folge hatte, seine Wiedervereinigung mit Deutschland als ein Glück zu betrachten sei. In einem Schreiben, das der Niederrheinische Kourier veröffentlichte, forderte er seine Landsleute auf, sich in das Geschehene zu fügen und freudig in die Zukunft zu schauen. Freilich hatte dasselbe zunächst nur den Erfolg, diesseits und jenseits der Vogesen einen Sturm des Zornes und eine Flut von Schmähungen zu erregen, die der Graf ruhig im Gefühl der vollbrachten Pflicht über sich ergehen liess.

Der Krieg war beendigt, auf das Zerstören sollte das Bauen folgen. Mit seinem Namen, seiner deutschen Gesinnung und seinem Verwaltungstalent schien der Graf dazu berufen, in erster Linie mitzuwirken an der Reorganisation der annektierten Provinzen. Im März 1871 reiste er auf das Zureden des damaligen Gouverneurs Grafen Bismarck-Bohlen mit vier andern Herren nach Berlin, um dem Reichskanzler die Wünsche und Bedürfnisse des Landes mündlich vorzutragen. Die Herren wurden freundlich aufgenommen, der Graf in-

sonderheit, der durch sein entschiedenes Wesen auf den Reichskanzler einen vorzüglichen Eindruck machte und auch am Hofe gefiel. Er kam zurück voll Hoffnungen auf eine schöne Wirksamkeit im Dienst seines engern Vaterlands. Leider sollten sie nicht in Erfüllung gehen. Am 16. April fand in Strassburg jene berühmte Notablenversammlung statt, die das Losungswort in das Land warf: Lasst uns unsere elsässische Nationalität retten! und aus der die sog. autonomistische Partei entstand. Die meisten dieser Herren waren Deutschland sehr abgeneigt, aber sie einigten sich in dem Grundsatz: Wir unterdrücken unsere Gefühle und suchen Einfluss zu bekommen auf die Leitung der Geschäfte, damit die elsässische Eigentümlichkeit nicht von den deutschen Einrichtungen verschlungen werde. Eine neue Deputation reiste nach Berlin, die zunächst den Erfolg hatte, dass eine Anzahl von Anordnungen, welche die deutsche Verwaltung getroffen hatte, und welche den Herren besonders ein Dorn im Auge waren, rückgängig gemacht wurden. Graf Bismarck-Bohlen legte seine Stellung nieder und wurde durch Herrn von Möller ersetzt.

Graf Dürckheim war natürlich mit der Wendung, welche jetzt die Dinge nahmen, sehr wenig einverstanden. Er missbilligte eine ganze Anzahl Massregeln und machte davon keinen Hehl. Tief verletzte es ihn, dass Männer, die im Privatverkehr nicht genug Preussen- und Deutschenhass an den Tag legen konnten, bei der Regierung obenan waren und mit Vorliebe zu Rate gezogen wurden; ebenso dass junge Leute, die sich durch Option dem deutschen Militärdienst entzogen hatten, ungehindert im Lande bleiben und die, welche ihren Militärpflichten genügt hatten, darüber verhöhnen durften. Wir können freilich nicht verschweigen, dass der Graf in seinem abfälligen Urteil über Beamte und Massregeln oft viel zu weit ging und seine Worte nicht immer sorgfältig abwog. Er war trotz seiner Jahre jugendlich feurig in Hass und Liebe und jugendlich rasch im Handeln und im Reden, und hat sich manchmal unnötig ereifert und manchen unrecht beurteilt. Man trage es ihm nicht mehr nach! Es war eine bewegte Zeit, und auch weniger leidenschaftliche Naturen wie der Graf fühlten es schmerzlich, dass bei einer deutschen Verwaltung deutsche Gesinnung nun auf einmal so wenig galt.

Eine grosse Ehre und Freude wurde dem Grafen zu teil, als im August 1876 Seine Majestät der Kaiser zum ersten Mal seit dem grossen Kriege den elsässischen Boden betrat und die an Stelle der abgebrannten neu und herrlich erstandene Friedenskirche in Fröschweiler in Augenschein nahm. Der Graf durfte im Auftrag der Gemeinde den hohen Monarchen am Eingang des Dorfes

begrüssen. Er that es in markigen Worten, die sichtlich Eindruck machten. Vor dem Portal der Kirche standen Abordnungen der ländlichen Bevölkerung der Umgegend, die dem Kaiser begeistert huldigten. Zum ersten Mal bekundete sich die Zaubermacht, welche die Erscheinung des greisen und doch noch so wunderbar geistesfrischen Monarchen und dessen so ungemein leutseliges Auftreten auf das elsässische Gemüt ausübte. Nachdem Seine Majestät die Kirche besichtigt und seinen Namenszug in das Fremdenbuch eingetragen hatte, betrat er mit dem Kronprinzen und den Herren seines Gefolges das gräfliche Schloss und nahm einige Erfrischungen an. Ich durfte selber Zeuge sein von der huldvollen Weise, in welcher der Kaiser mit dem Grafen und dessen Familie verkehrte. Zweimal musste er daran erinnert werden, dass die zur Rückfahrt bestimmte Stunde geschlagen hatte.

Sonst wusste der Graf die Musse, die ihm seine Pensionierung liess, zu litterarischen Arbeiten zu verwenden. Er übersetzte seine französischen Lieblingsdichter in deutsche Verse. Er versuchte sich selber mit mehr oder weniger Glück in der edlen Dichtkunst und gab für seine Freunde ein Bändchen Gedichte heraus. Folgende Strophe ist gewiss nicht ohne poetischen Schwung.

O deutsches Lied, du herrlichstes von allen,
Wie hast du mich durchs Leben treu geführt!
Ich konnt' noch kaum ein sterblich Wörtlein lallen,
Da hatte schon dein Zauber mich berührt:
An meiner Wiege, als ob Engel sängen,
Klangst du so hold von süssen Lippen mir.
Der erste Schmerz entwich vor deinen Klängen,
Mein erstes Lächeln dankt' die Mutter dir!

In einer Zeitschrift fand er eine ungünstige Aeusserung über das Benehmen der Lilli (Elise Schönemann) gegen Göthe. Er wollte zuerst nur in einer Einsendung das Andenken der Grossmutter seiner Gemahlin in Schutz nehmen. Aus dem Aufsatz wurde aber ein ganzes Buch, das 1879 unter dem Titel Lilli's Bild erschien, und das einen wertvollen Beitrag zur Göthelitteratur bildet. Dem Werk ist ein herrliches Porträt der Lilli nach einem Familienbild und eine Reihe höchst interessanter Briefe von ihr und ihren Freunden beigegeben.

Mit seinen litterarischen Beschäftigungen erwarb sich der Graf litterarische Freundschaften. Geibel trat mit ihm in Brief- und Gedichtewechsel. Bodenstedt besuchte ihn. Der Pfälzer Gelehrte Dr. Leyser stand ihm ratend zur Seite. Zahl-

lose Besucher des Schlachtfeldes klopften auch im Schlosse an und waren willkommene Gäste. Von einem steif zugeknöpften, stolz herabblickenden, kalt abgeschlossenen Adeligen war Graf Dürckheim das conträre Gegenteil.

Im Familienkreise hatte sich inzwischen manches geändert. Die gute Grossmutter Türkheim war vor dem Sturm abgerufen worden. Onkel Adolf hatte nur kurze Zeit das Glück gehabt, einer deutschen Verwaltung zu dienen. Der älteste der Söhne aus zweiter Ehe, Graf Wolf, war in den österreichischen Militärdienst getreten. Der zweite, Erasmus, der sich dem Forstwesen widmen wollte und vor den letzten Prüfungen stand, wurde den beklagenswerten Eltern durch den Tod entrissen. Als der jüngste Sohn sich ein eigenes Heim gründete, fasste der Graf einen grossen Entschluss. Er überliess diesem und seinem jungen Eheglück das Fröschweiler Schlossgut und nun wohin? Im Elsass gefiel es ihm nicht mehr, seitdem die damalige Regierung nach seinem Dafürhalten das System der Nachgiebigkeit auf die Spitze trieb. Sein Herz zog ihn nach Oesterreich, wo sein Sohn Wolf eine glänzende Laufbahn zurücklegte, wo er Verwandte und Freunde hatte, wo der Adel am meisten seiner Art und Weise entsprach. Er brachte das Schloss Edla, bei Amstetten, das früher, wenn ich recht berichtet bin, Eigentum des Herzogs von Coburg gewesen war, käuflich an sich (1883), und hier wurde ihm und seiner Gemahlin inmitten einer herrlichen Natur und in Gemeinschaft mit seinem Sohn und dessen Familie ein schöner, ruhiger Lebensabend. Doch die Ruhe war keine Unthätigkeit. Er hielt Rückblick auf die hinter ihm liegende Lebensbahn und schrieb seine Erinnerungen, die er in drei Bänden für seine Freunde drucken liess. Ein unternehmender Stuttgarter Buchhändler wurde auf das Werk aufmerksam und nahm es in Verlag. Es erschien aufs neue in zwei Bänden und fand in ganz Deutschland einen so grossen Anklang, dass eine zweite Auflage binnen kurzem nötig wurde. Diese Memoiren haben einen bleibenden Wert als Beitrag zur Geschichte des zweiten Kaiserreichs und zur Charakteristik Napoleon III. Sie zeigen, dass der Mann, der durch seine Fehler und Verbrechen so viel Unglück auf sein Volk gebracht hat, auch seine bessere Seite hatte und nicht ganz verdienstlos zu seiner hohen Stellung gelangt war. Der Erfolg dieses Buches und die günstige Beurteilung, die es überall erfuhr, war eine der letzten grossen Freuden, die dem Grafen zuteil wurde. Er sah sich dadurch ermutigt, unter dem Titel Allerlei Gereimtes und Ungereimtes eine hübsche Sammlung von Gedichten, Novellen und Reiseschilderungen herauszugeben.

Als er die ersten Exemplare seinen Freunden schickte, war bereits seine bisherige jugendliche Rüstigkeit den Gebrechen des Alters gewichen. Doch blieb der Geist bis ans Ende frisch. Von seinem Schmerzenslager schrieb er an seine Freunde Briefe voll Ergebung und fröhlichem Gottvertrauen. Am 29. Juni 1891 schlug ihm die Stunde der Erlösung. Seine irdische Hülle ruht in Fröschweiler in der Familiengruft unter dunkeln, rauschenden Tannen. In weitem Umkreise schlafen dort viele Tausende mit ihm denselben Schlaf. Die Gefilde um Wörth und Fröschweiler sind ein weites glorreiches Totenfeld. Graf Dürckheim ist seiner Genossen im Erdenschoss nicht unwert: Er hat, wie sie, für eine grosse Sache gestritten und gelitten.

V.

Die Strassburger und die St. Petersburger Blessigstiftung.

Geschichtliche Mitteilungen

von

Julius Rathgeber.

Zu Anfang des Jahres 1847, aus Anlass der bevorstehenden Säcularfeier des Strassburger hochverdienten Professors der Theologie und begabten Kanzelredners Dr. Johann Lorenz Blessig, der als Prediger und Seelsorger 35 Jahre lang an der Neuen Kirche zu Strassburg gewirkt hatte, regte der geistliche Inspektor Friedrich Wilhelm Edel in einer kleinen Denkschrift[1] die Gründung einer mildthätigen Stiftung zur Versorgung notleidender Kinder an. Er gab auch zu diesem Zwecke die sog. «Monatblätter der Blessig-Stiftung» heraus, welche vier Jahrgänge umfassen und von 1847 bis 1850 erschienen und äusserst wertvolle, bisher ungedruckte Beiträge zu dem Leben und Wirken Dr. Blessigs enthalten. Derselbe erblickte das Licht der Welt zu Strassburg den 29. März 1747 und starb daselbst den 17. Februar 1816. Die Blessig-Stiftung trat auch wirklich am 15. April 1847 nach der kirchlichen Dankesfeier zum Gedächtnis Dr. Blessig's, die in der Neuen

[1] Diese Denkschrift ist also betitelt: Blessig-Stiftung. Dringende Einladung und Bitte an alle Menschenfreunde um Beihilfe zur Versorgung nothleidender Kinder. «Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.» Jesus Christus Matth. 18, 5. Strassburg, bei F. C. Heitz.

Kirche zu Strassburg abgehalten wurde, ins Leben und wirkt seitdem in segensreicher Weise in Strassburg fort. Die Statuten der Strassburger Blessig-Stiftung, die den meisten Lesern des Jahrbuchs wohl unbekannt sein werden, haben folgenden Wortlaut:

Art. 1. Die Blessig-Stiftung ist eine der evangelischen Kirche angehörige Anstalt, gegründet am 15. April 1847 zum dauerhaften und gesegneten Andenken an die vor hundert Jahren stattgehabte Geburt des edlen Menschen, des bewährten Christen, des um Vaterland und Kirche hochverdienten Christenlehrers und Kinderfreundes Dr. Johann Lorenz Blessig.

Art. 2. Ihr Zweck ist Unterbringen hilfsbedürftiger Kinder jedes Alters und Geschlechts in christlichen Familien, also bestmögliche Versorgung und Ueberwachung derselben; ausserdem auch sonstige Unterstützung notleidender Kinder.

Art. 3. Ihre Wirksamkeit soll sich ausdehnen über die beiden Rheindepartemente und, insofern die Mittel es erlauben, über die angrenzenden Gegenden Frankreichs, also über die östlichen Departemente.

Art. 4. Indem die Stiftung keines Anstalthauses, keiner Gehalte für Angestellte, keiner Mobilien noch anderer Gegenstände bedarf, so wird sie alle ihr zugewiesenen Gaben für die Kinderversorgung verwenden.

Art. 5. Für die Stiftung werden jährlich Beiträge eingesammelt; mit Dank wird auch jede andere Gabe, jede Schenkung, jedes Vermächtnis angenommen.

Art. 6. Wo möglich veröffentlicht sie zur Bekanntmachung und Förderung ihres Zweckes eine periodische Schrift, unter dem Titel: «Monatblätter der Blessig-Stiftung».

Jeden Monat erscheint ein Heft von wenigstens zwei Bogen.

Der reine Ertrag dieser Monatblätter fliesst in die Stiftungs-Kasse, welche aber, ihrerseits, zur Bestreitung der Kosten der Herausgabe dieser Schrift nichts beiträgt.

Art. 7. Die Stiftung selbst, die Förderung ihres Zweckes, sowie die Herausgabe der Zeitschrift werden durch einen Verwalter unentgeltlich besorgt.

Art. 8. Ein Verwaltungsrat, bestehend aus sechs Personen, ist dem Verwalter beigegeben.

Art. 9. Die beitragenden Freunde der Stiftung bilden die General-Versammlung, welche den Verwalter und den Verwaltungsrat, jenen für sechs Jahre, diesen zur Hälfte alle drei Jahre, aus ihrer Mitte erwählt. Die Austretenden sind wieder wählbar.

Art. 10. Die Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Stiftungs-Kasse wird jährlich durch die Monatblätter veröffentlicht.

Art. 11. Alle drei Jahre findet eine General-Versammlung zu Strassburg statt. Wenn die Umstände es erfordern, können auch ausserordentliche General-Versammlungen zusammenberufen werden.

Art. 12. Die General-Versammlung hat über die Verwaltung und den Gang der Stiftung, sowie über die Rechnungen, Berichte und Anordnungen ein billigendes und missbilligendes Urteil auszusprechen und erforderliche Massregeln über die einzelnen Fälle vorzuschreiben.

Dies sind die Statuten der Strassburger Blessig-Stiftung. Nach dem Jahresberichte von 1890 beläuft sich das Vermögen der Stiftung, das in den letzten Jahren durch ansehnliche Legate von J. August Ehrmann, Fritz und Fräulein Rübsamen bedeutend angewachsen ist, auf 112895 Mark. Die gewöhnlichen Einnahmen dieses Jahres beziffern sich auf 6225,47 M., die Ausgaben auf 6141,72 M. Die Blessig-Stiftung unterstützte 40 Kinder, deren Eltern in Strassburg wohnen müssen, und zahlte für dieselben durchschnittlich 24 Mark jedes Vierteljahr. Auch sorgte sie für Kleidungsstücke und Schuhe für ihre Pfleglinge. Das Patronat jedes einzelnen Zöglings dauert drei Jahre lang. Der Verwaltungsrat der Strassburger Blessig-Stiftung besteht gegenwärtig aus acht Mitgliedern und einem Ehrenmitgliede, Herrn Alphons Pick, ehemaliges Mitglied des Bezirkstages und des Landesausschusses von Elsass-Lothringen. Der Präsident des Verwaltungsrates ist Herr Ehrennotar Körttgé, Vater. Neben der Verwaltungskommission besteht noch ein Damen-Komitee, an dessen Spitze Frau C. F. Schneegans, Witwe des Direktors des protestantischen Gymnasiums, steht. Die Blessig-Stiftung kann, da sie nur eine beschränkte Zahl von armen Kindern aufnimmt, dieselben desto wirksamer unterstützen und hat schon viel Gutes und Segensreiches gestiftet.

Wenden wir uns nun von der Strassburger zur St. Petersburger Blessig-Stiftung. Am 30. März (russischer Styl; 11. April nach dem gregorianischen Kalender) des Jahres 1880 wurde in St. Petersburg die sog. «Blessig-Stiftung» eröffnet. Es ist dies eine Zufluchtsstätte für Blinde, zum Andenken an Dr. Blessig gegründet. Dr. Robert Blessig, ein Grossneffe des Strassburger Theologen, dessen jüngerer Bruder nach Russland ausgewandert war, wurde zu St. Petersburg den 20. Oktober 1830 geboren. Er studierte an der Universität Dorpat von 1848 bis 1855 Medizin und widmete sich be-

sonders dem Studium der Augenheilkunde; hierauf machte er eine längere Studienreise ins Ausland zum Behufe seiner wissenschaftlichen Ausbildung und wurde nach seiner Rückkehr 1858 am St. Petersburger Augenhospital angestellt. Durch seine hervorragenden Leistungen wurde er bald so berühmt, dass die Verwaltung des Spitals keinen Augenblick zögerte, dem noch jungen Manne im Jahre 1863 die Stelle eines Direktors der Augenklinik anzubieten. Während 15 Jahren war Dr. Robert Blessig unermüdlich thätig in seinem ärztlichen Berufe und erwarb sich durch seine Geschicklichkeit und seine menschenfreundliche Liebe in einem seltenen Grade die Anerkennung seiner Vorgesetzten und das Vertrauen der Leidenden. Auch seine ärztlichen Mitarbeiter schätzten den treuen Oberarzt, der ihnen das edelste Vorbild gewissenhafter Pflichterfüllung gab, hoch. Es war eine Freude, die innige Freundschaft zu sehen, die jeden Unterschied in der Stellung der Aerzte ausglich und denselben nur an dem grösseren Masse von Verantwortung sichtbar werden liess, die dem Oberarzte der Behörde gegenüber zufiel.

So sehr Dr. Blessig seinem Berufe lebte und mit hoher wissenschaftlicher Begeisterung seiner edlen Kunst oblag, ging er doch nicht im Arzte auf. Er war ein wahrer Menschenfreund im besten Sinne des Wortes, und der Kranke fühlte sich in dieser doppelten Pflege unendlich wohl. Auch für kirchliche Interessen bekundete Dr. Blessig einen warmen Eifer; als Kirchenältester der deutsch-reformierten Gemeinde von St. Petersburg zeigte er die regste Teilnahme für die Angelegenheiten der evangelischen Kirche Russlands.

Seit Jahren trug sich Dr. Robert Blessig mit dem Gedanken, eine Zufluchtsstätte für Blinde zu gründen. Das St. Petersburger Hospital bildet in der Regel nur eine kurze Pflegstätte für Augenleidende. Tausende erlangen darin das Augenlicht wieder; Hunderte aber verlassen es, um in bleibender Dunkelheit zu den Ihrigen zurückzukehren. Jahrelang schwebte daher dem edlen Menschenfreunde der Plan einer Anstalt vor, in welcher die unheilbar Blinden einen bleibenden Aufenthaltsort finden würden und auch durch Erlernung nützlicher Beschäftigungen dem Leben zurückgegeben werden könnten. Wenige Tage vor seinem Tode — Dr. Blessig starb infolge des Typhus, welche Krankheit er sich durch seine Pflichttreue zugezogen hatte — äusserte er diesen Wunsch gegen einen Freund. Er starb nach kurzer Krankheit am 13. März 1878, allgemein geachtet und tief betrauert von Allen, die das Glück hatten, ihn zu kennen. Dr. Robert Blessigs Wittwe lebt noch in St. Petersburg; seine Ehe wurde mit einem Sohne, Herrn

Eduard Blessig, gesegnet, welcher im Jahre 1890 der Strassburger Blessig-Stiftung eine Gabe von 1000 M. zuwandte.

Einige Freunde und Kollegen des Verblichenen traten im Mai desselben Jahres zusammen, um eine Stiftung zu Dr. Blessigs Andenken und in seinem Sinne zu gründen. Bald darauf erschien in der deutschen St. Petersburger Zeitung ein Aufruf mit der Bitte, des Heimgegangenen Gedächtnis durch die Gründung einer Blindenanstalt bleibend zu ehren. Die Gaben flossen so reichlich, dass in kurzer Zeit die erforderlichen Summen zur Stiftung einer Blindenanstalt vereinigt waren. Diese wurde in einem freundlichen Hause am Riga-Prospect zu St. Petersburg am 30. März 1880 eröffnet. Die Anstalt wird aus einem Komitee, das aus sechs Personen besteht, verwaltet. In derselben werden die Blinden unentgeltlich aufgenommen, lernen im Lauf von 3 bis 5 Jahren, die sie in der Anstalt zubringen, ein Handwerk und werden sodann entlassen, um zu Hause selbständig ihr Brod zu verdienen. Alle Entlassenen bleiben unter der Fürsorge der Anstalt. Es werden Zöglinge aus allen christlichen Konfessionen und auch bis in die letzte Zeit Juden aufgenommen; auch alle Stände der Gesellschaft sind vertreten. Die Aufnahme findet zwischen dem 16. und dem 36. Lebensjahre statt. Kinder und ältere Leute werden jedoch nicht angenommen. In diesem Asyl sollen die Blinden — ähnlich wie in Illzach bei Mülhausen im Ober-Elsass — nicht nur freundliche Aufnahme finden, sondern auch in solchen Beschäftigungen unterwiesen werden, die sie in den Stand setzen, nach der Rückkehr zu den Ihrigen, selbständig ihren Lebensunterhalt sich zu erwerben. So besteht denn in St. Petersburg seit 12 Jahren eine Blessig-Stiftung, die gleich derjenigen von Strassburg segensreich wirkt. Die Zahl der Zöglinge beläuft sich auf 40 bis 42. Die Unterhalts- und Unterrichtskosten eines jeden Blinden betragen 298 ½ Rubel jährlich, inclus. Wohnung. Die Kosten der Beköstigung der einzelnen Personen belaufen sich pro Tag auf 20 ½ Kopeken. Das Gesamtvermögen der Anstalt betrug am 1. Januar 1891 eine Summe von 85,338 Rubel, 15 Kopeken. Die jährlichen Einnahmen belaufen sich auf circa 12,000 Rubel. Der Verwaltungsrat der Anstalt besteht aus sechs Mitgliedern, worunter die verwitwete Frau Dr. Blessig.

Im Asyl ist laut einem der letzten Rechenschaftsberichte folgende Zeiteinteilung eingeführt worden: Die Blinden stehen um 7 Uhr morgens auf und begeben sich, nachdem sie gebetet und ihren Thee getrunken haben, um 8 Uhr an die Arbeit, welche bis 12 Uhr fortdauert, wo das Mittagessen eingenommen wird. Nach dem Essen wird bis 2 Uhr geruht und sodann

wiederum bis 7 Uhr gearbeitet, doch wird in dieser Zeit eine halbstündige Pause für den Abendthee gemacht. Um 7 Uhr nehmen die Pfleglinge ihr Abendessen ein und begeben sich darauf zur Ruhe. In den Freistunden gehen die Blinden entweder ausserhalb des Asyls spazieren, jedoch stets mit Führern, oder begeben sich in den beim Asyl befindlichen Garten. Alle zwei Wochen besuchen die Pfleglinge die Badstube. An Feiertagen gehen die Blinden des Morgens in die Kirche ihrer Konfession und empfangen nach dem Mittagessen die Besuche ihrer Verwandten und Bekannten. Den Blinden wird aus ihnen verständlichen Büchern vorgelesen und erhalten dieselben ausserdem Unterricht im Chorgesang, der ihnen von einer Lehrerin erteilt wird, die sich aus Teilnahme für ihre traurige Lage zur unentgeltlichen Uebernahme dieser Liebespflicht bereit erklärte. Ferner ist den Blinden Harmonika- und Guitarren-Spiel, sowie auch das Spielen von Damenbrett und Bix gestattet.

Dr. Johann Lorenz Blessig, der Strassburger Prediger und Dr. Robert Blessig, der St. Petersburger Arzt, waren zwei edle christliche Persönlichkeiten, die nicht nur ihrer Familie, sondern auch dem deutschen Vaterlande, dem sie ihrer Abstammung und ihrer Bildung nach angehören, zur Zierde und zum bleibenden Ruhm gereichen. Durch sie ist der Name Blessig vom Westen nach dem fernen Osten Europas gedrungen und hat sowohl an den Ufern des Rheins als an den Gestaden der Ostsee einen guten Klang erlangt. Dort wie hier lebt das Andenken dieser beiden trefflichen Männer und edlen Menschenfreunde durch zwei mildthätige Stiftungen fort, denen wir ein langes Gedeihen und eine segensreiche Wirksamkeit wünschen.

VI.

Ueber Thomas Murners Uebersetzungen aus dem Hebräischen

Von

M. Spanier (Heidelberg).

Ludwig Geiger hat in den Jahrbüchern für deutsche Theologie XXI, 190 einen wertvollen Aufsatz «Zur Geschichte des Studiums der hebräischen Sprache in Deutschland» veröffentlicht und bei dieser Gelegenheit auch Murners Uebersetzerthätigkeit gewürdigt. Aber der Zusammenhang, in dem hier Murner behandelt wurde, führte es wohl mit sich, dass einiges, was zur Charakteristik nicht bloss der Uebersetzungen, sondern auch der Persönlichkeit des interessanten streitbaren Franziskaners von Bedeutung ist, übergangen wurde. Das soll in dieser Arbeit, die zugleich einige Angaben Geigers zu berichtigen hat, nachgeholt werden. Da die in Betracht kommenden Schriften Murners sehr selten sind, dürfte es auch nicht unwillkommen sein, wenn ich hier eine genaue Beschreibung derselben gebe, um so mehr, da sich in den bisherigen Verzeichnissen manches Unrichtige darüber befindet.

Der Titel der zuerst erschienenen Schrift lautet: חֻקַּת הַפֶּסַח (= חפסח) Ritus et celebratio phase[1] judeorum cum

[1] Weder ein Schreibfehler Murners noch ein Druckfehler, sondern die Schreibung der Vulgata, die Murner noch einige Male in dem Büchlein anwendet.

orationibus eorum et benedictionibus mense ad literam interpretatis cum omni observatione uti soliti sunt suum pasca extra terram promissionis sine esu agni pascalis celebrare Per egregium doctorem Thomam murner ex hebreo in latinum traducta eloquium. Darunter eine Zeichnung, die nicht «in der Schrift noch 5 Mal vorkommt»; das Buch hat vielmehr fünf verschiedene Bilder, die ich numeriere:

I. (Titelbild.) Um einen Tisch, auf dem sich die mit einem Tuch bedeckte «Szederschüssel» befindet, sitzen drei auf Polster sich lehnende Juden, von denen jeder 4 Becher vor sich stehen hat. An der Decke hängt eine sog. Sabbatlampe.

Zur Erklärung dieses Bildes führe ich die darauf bezüglichen Worte des Textes an. Nachdem Murner von dem Inhalt der «Schüssel» gesprochen, fährt er fort: Et quatuor cyphos rubei vini singulis anteponat (pater familias) super kussinos sericos atque pretiosos se reclinantes ordiuntur cenam pascae.

Auf Seite 7 des Buches: Bild II. An einem runden Tisch 3 Juden, der mittlere (wohl der pater familias) den Becher an den Lippen, die beiden andern erheben den ihrigen. Auf dem Tisch wieder die gedeckte Schüssel und vor jedem die drei übrigen Becher. Text: pomposissime ac lascive vinum ingurgigantes exordiuntur benedicendo.

Auf Seite 8: Bild III. Ein No. I ähnliches Bild, der mittlere der drei sich an Kissen lehnenden Juden zündet ein Licht an. Text: Hic accendatur candela. (Murner ist falsch berichtet, am Passahabend wird kein Licht zur «Hawdala» angezündet.)

Auf Seite 10: Bild IV. Der mittlere der drei Juden erhebt ein Brot. Unter dem Bilde steht das hebräische מה (= Wie), das Wort, mit dem die Passaherzählung beginnt. Dazu der charakteristische Text: Hic elevatur panis azimus in altum circumsedentibus summa cum devotione spectantibus et admirantibus res simillima elevationi corporis xpi si licita sit haec comparatio.

Auf Seite 21: Bild V. Die drei Juden waschen sich aus einer auf dem Tische stehenden Schale die Hände. Text: lavando manus.

Auf Seite 23 kehrt gelegentlich einer Weinbenediktion das Bild No. II wieder.

Das den Vätern seines Ordens gewidmete Vorwort schliesst mit den Worten: Valete ex franckfordia Anno 1512. Am Schlusse des Buches Murners Patientia-Wappen. 16 Bll. in 4°.[1]

---

[1] Ein Exemplar dieses seltenen Buches und der von mir mit B bezeichneten Ausgabe des Benedicite ward mir von der K. K. Hofbibliothek in Wien mit grosser Freundlichkeit übersandt.

Hinsichtlich der Charakteristik der überaus leichtsinnigen Uebersetzung Murners verweise ich auf Geigers Ausführungen. Doch mögen hier noch einige weitere eklatante Beispiele ihren Platz finden.

Eine Stelle, die in deutscher Uebersetzung lautet: (die Schüler sprachen:) «Lehrer, es ist die Zeit gekommen, wo man das Sch'ma-Gebet morgens zu verrichten hat,» giebt er so wieder: rabbi nostri hanc in futuris temporibus instructionem ac memoriam exitus de egipto.

Für «Welch eine Menge Wohlthaten hat der Allgegenwärtige uns erwiesen!» heisst es: Qui ascendent in locum sanctum eius.

Die Methode im Unsinn der Uebersetzung lässt sich zuweilen aufdecken; hier z. B. hat das mit ascendent im Hebräischen korrespondierende Wort (מַעֲלוֹת) allerdings ein Verbum mit der Bedeutung ascendere zum Stamm, und die Bezeichnung für «der Allgegenwärtige» ist dieselbe wie für locus; alles übrige aber ist kombiniert.

Das fragende al schum ma (= weswegen) übersetzt Murner mit super nomen suum — weil schum an schem = Name anklingt. Es ist natürlich, dass sich bei dieser Uebersetzungsmethode oft die ergötzlichsten Sätze ergeben, für deren Sinnlosigkeit Murner selbstverständlich den sonderbaren hebräischen Text verantwortlich macht.

Es befinden sich aber in diesem Texte — sehr viele Bibelstellen; nun interessiert uns die Frage: was leistet Murner als Bibelübersetzer, wie stellt er sich zur Vulgata?

Gleich nach dem ersten biblischen Citat schreibt Murner: Ne errorem credatis devoti fratres si verba byblíae hic et in sequentibus ad verbum nostrae translationi non respondeant mihi curae fuit ad litteram interpretari ad ora iudaeorum obstruenda cum semper soliti sint ementiri ex suis libris interpretata apud eos non sic haberi interpretemque de ignorantia culpare non verentur. Das klingt ja recht mutig, nun aber konfrontiere ich diese Uebersetzung Murners mit der Vulgata.

Murner.	**Vulgata.**
Completi sunt ego (wohl verdruckt für ergo) caeli et terra et omnis exercitus eorum et complevit deus in die septimo opus suum quod fecerat et quievit in die septimo ab omni opere eius quod fecerat. Bene-	Genes. II, 1. Igitur perfecti sunt caeli et terra et omnis ornatus eorum. Complevitque Deus die septimo opus suum quod fecerat: et requievit die septimo ab universo opere quod patrarat. Et benedixit diei sep-

dixitque diem septimum et sanctificavit eum quia in eo quievit ab omni opere quod creavit deus ad faciendum.	timo et santificavit illum: quia in ipso cessaverat[1] ab omni opere suo quod creavit Deus ut faceret.

Es ergiebt sich, dass Murner die Vulgata benutzt, aber um äusserlich abzuweichen, Synonyma eingesetzt hat. In derselben Weise verfährt er noch an mehreren Stellen, von denen ich nur noch eine citiere:

Murner.	**Vulgata.**
Ad peregrinandum in terram tuam venimus quod non sunt pascua ovibus servorum tuorum oppressique sumus fame in terra chanaan et nunc quaesumus habitent servi tui in terra gessen (!)	Genes. 47, 4. Ad peregrinandum in terra tua venimus quoniam non est herba gregibus servorum tuorum ingravescente[1] fame in terra chanaan: petimusque ut esse nos iubeas servos tuos in terra Gessen.

Ganz anders aber lautet Murners Uebersetzung, wenn die betreffenden Citate aus entlegeneren Teilen der Bibel stammen, hier bietet seine Version eine gewisse Selbständigkeit, die sich allerdings nur durch ihre Fehler auszeichnet. Beispiele mögen dies erweisen:

Murner.	**Vulgata.**
Et dixit iosue ad omnem populum	Jos. 24, 2. Et ad populum sic locutus est
/ haec dicas / dominus deus israhel traduxit nos per iordanem ubi habitarunt	Haec dicit Dominus Deus Israel: Trans fluvium habitaverunt
patres nostri Terah[2] pater abrahe et pater nochar[2] servientes diis alienis.	patres vestri ab initio Thare pater Abraham et Nachor: servieruntque diis alienis.
Ego accepi patrem vestrum in transitu[3] fluvii duxique illum in omnem terram canaan multiplicans	Tuli ergo patrem vestrum Abrahem de Mesopotamiae finibus et adduxi eum in terram Chanaan: multiplicavique

---

[1] Diese Uebersetzung ist korrekt.

[2] Murner wählt hier Namensformen, die dem hebräischen Text nahekommen, oben hingegen schrieb er statt Gosen Gessen — mit der Vulgata. Nachor lautet in der bei den Juden üblichen Aussprache nochaur!

[3] Murner verwechselt עֵבֶר (jenseits) mit עָבַר transire, das er einige Reihen vorher sogar mit traducere vertauscht.

semen eius dedique ei ysaac et dedi ysaac iacob et esau fecique esau heredem montis seyr iacob quoque et filii eius humiliarunt[1] egiptum.

semen eius et dedi ei Isaac: Illique rursum dedi Jacob et Esau. E quibus Esau dedi montem Seir ad possidendum: Jacob vero et filii eius descenderunt in Aegyptum.

Et etiam populo cui serviebant servitute ego post haec eduxi cum divitiis magnis.

Genes. 15, 14. Verum tamen gentem cui servituri sunt ego iudicabo: et post haec egredientur cum magna substantia.

Erami perdidit patrem suum humiliavitque egiptum habitans ibi cum populo pauco.

Deutero. 26, 5. Syrus persequebatur patrem meum, qui descendit in Aegyptum et ibi peregrinatus est in paucissimo numero.

Germinabant sicut ager fructificans augebantur quoque magnipendentes circumvenerunt me nudi et pauperes protegisti ergo nuditatem eorum et inopiam eorum.

Ezechiel. 16, 7. Multiplicatam quasi germen agri dedi te: et multiplicata es, et grandis effecta et ingressa es et pervenisti ad mundum muliebrem ubera tua intumuerunt et pilus tuus germinavit: et eras nuda et confusione plena.

Apparuitque deus filiis israhel ut succurreret illis.

Exod. II, 25. Et respexit Dominus filios Israel et cognovit eos.

Ich habe es vermieden, die zahlreichen Fehler Murners etwa durch Ausrufungszeichen hervorzuheben; durch Vergleichung mit einer modernen Uebersetzung wird jeder (auch wer des Hebräischen unkundig ist) erkennen, wie gar wenig Murner berufen war, sich mit der Vulgata in einen Wettstreit einzulassen.

Dass die oben citierten Verse aus dem biblischen Schrifttum stammen, musste Murner aus der Art der Anführung im hebräischen Text («so steht geschrieben») wissen; er hat sich also entweder nicht die Mühe gegeben, diese Stellen aufzusuchen, oder — was mir in den meisten Fällen das Wahrscheinliche ist — nicht bald auffinden können. Vor etwaigen

---

[1] So übersetzt Murner stets ירד = descendere. Vielleicht hat man ihm etwas wie «nieder gehen» vorgesagt, das Murner dann (transitiv!) mit humiliare glaubte wiedergeben zu müssen.

Einwürfen hatte er sich ja durch seine (oben citierte) Charakteristik der Uebersetzung geschützt.

In dem Passahfeierbuch finden sich nun auch einige ganze Psalmen (Ps. 115, 116, 117, 118). Diese Stücke lässt Murner wörtlich aus der Vulgata abdrucken, indem er gleich nach dem ersten bemerkt: Psalmum hunc et alios sequentes sicut illis ordine suo utuntur non ad litteram transtuli sed nostra translatione contentus fui psalmos enim si ad litteram interpretatos habere cupitis legite divi heronimi psalterium quem ad litteram est interpretatus. Der Psalmenübersetzung der Vulgata stellt Murner also merkwürdiger Weise das Prädikat einer wörtlichen Uebertragung aus und versucht deshalb auf diesem Gebiete seine Kunst nicht. Aber eine Ausnahme macht Murner — ohne sein Wissen. Es folgen nämlich in dem hebräischem Buche einige Psalmverse, auf deren Herkunft nicht durch ein «wie es geschrieben steht» aufmerksam gemacht wird. Es sind die Sätze Psalm 78, 6. 7, die schon zu mancherlei theologischen Streitigkeiten Anlass gegeben haben, wozu freilich, wenn Murners milde Auffassung dieser Sätze die richtige wäre, kaum ein Anlass vorgelegen hätte. Murner übersetzt nämlich:

Murner.	**Vulgata.**
Obliviscere iram tuam super gentes quae te non noverunt et super regna quae non invocant in nomine tuo.	*Effunde* iram tuam in Gentes quae te non noverunt et in regna quae nomen tuum non invocaverunt quia comederunt Jacob: et locum eius desolaverunt.

Mir scheint, dass diese kühne Uebertragung ihren Grund hat in einer Verwechselung des deutschen «vergiess» mit «vergiss», mag diese auf einem Hörfehler Murners beruhen, oder, — was bei dem Stande damaliger Orthographie nicht ausgeschlossen ist — auf der falschen Auffassung des gelesenen Wortes. Jedoch ist es auch nicht unmöglich, dass ein Jude absichtlich Murner diese unverfängliche Uebersetzung gegeben, denn auffallender Weise übersetzt er Vers 7 nicht, der doch gewiss auch in seiner Vorlage gestanden. Dass Murner viel mit Juden über diese Gegenstände verkehrte, teilt er selbst mit: ego illos meis oculis saepius vidi in ea solennitate taliter uti caerimoniis multis, was ich freilich nicht ganz wörtlich nehmen möchte.[1] Auf dem Titel des Passahbuches hat Murner

[1] E. Martin weist in der Einleitung zur «Badenfahrt» (III) darauf hin, dass Murner im Abschnitt 25 dieses Buches seine hebräischen Studien verwertete. Ich hebe folgende Stelle hervor:

die benedictiones mensae zu übersetzen versprochen — das eigentliche benedicite teilt er aber in seinem Buche nicht mit. Wo dieses Gebet seinen Platz hätte finden müssen, bringt er, wohl nur, um über die Lücke hinwegzutäuschen, eine kurze Unterhaltung mit den Juden über das Gesetzwidrige und Unverständige ihrer Passahbräuche. Das benedicite hatte Murner sich eben für eine besondere Publikation vorbehalten, von der er sich mit Recht Erfolg versprechen durfte. Ich beschreibe im folgenden zunächst die Ausgaben dieser Schrift.

A.[1] «Der iuden benedicite wie sy gott den heren loben und im umb die speiss dancken durch den hochgelerten herren doctor Thomas murner barfüsser orden von hebrayscher sprach in deütsch verdalmetschett und wie sy ieren dodten begraben. Qui bien leur feroit rayson.» Bild III (s. o.).

Am Ende: «Gedrückt in der Loblichen und Keyserlichen statt Franckenfurt durch Batt murner von Strassburg. o. J. 4 Bll. in 4o.

B. (Bei Goedeke nicht verzeichnet). ברכת חמזון חיהודים : Der iuden Benedicite wie sy gott den herren loben und im umb die speiss dancken. Durch den hochgelerten herren doctor Thomas murner barfüsser orden von hebrayscher sprach in deutsch verdallmetschett.» Bild II. 4 Bll. in 4o.

Am Ende: «Gedrückt zu Franckenfurt durch Beatus murner von Strassburg.» O. J.

C.[2] (hebräische Ueberschrift wie oben).

«Die andern alss die iüdischheit
Ein ander meinung hondt geseit,
Daz got nach diser zyt mit flyss
Bewar uns im paradyss
Da seind sie all zuosamen gesessen
Und werden *geschorren boren* essen
Und auch von dem *leinasan*.»

Der Leinasan ist kein anderer als der Levjathan, der nach einer allerdings nicht autoritativen, aber bekannten Lehrmeinung als Zukunftsleckerbissen für die Frommen aufbewahrt bleibt. Hinter den «geschorren boren» versteckt sich wohl der *schor habor* (= auserlesener Stier), der im rabbinischen Schrifttum mit dem Levjathan als Speise für die Gerechten angeführt wird. Siehe Hamburger, Real-Encyklopädie für Bibel und Talmud, Artikel: Zukunftsmahl, Behemoth.

[1] Ich benutzte das Exemplar auf der Wolfenbüttler Bibliothek.

[2] Ich benutzte das unter den Cimelien der Strassburger Bibliothek befindliche mir gütigst übersandte Exemplar. Goedekes Angabe: (Wien) dürfte auf einem Irrtum beruhen, wenigstens befindet sich die obige Ausgabe weder in der dortigen Hof- noch Universitätsbibliothek.

«Benedicite iudeorum uti soliti sunt ante et post cibi sumptionem benedicere et gratias agere deo Egregio doctore Thoma murner Argentinensi ordinis minorum interprete.» Bild II. 4 Bll. in 4°.

Am Ende: «Beatus Murner de argñ Francfordie Impressit Anno 1512.» Patientia-Wappen.

Diese Bücher enthalten 1) das Tischgebet, 2) ein «todten gebett» in 4 1/2 Reihen mit einer ganz kurzen Notiz über jüdische Trauergebräuche (was der Titel der Ausgabe A hierüber verspricht, wird mit keinem Worte erfüllt), dann folgt 3) «das gebet des trouwms», worüber im weiteren noch einiges zu sagen sein wird.

A ist jedenfalls zuerst ausgegeben. B unterscheidet sich inhaltlich nicht von A, nur ist die Orthographie zuweilen geändert, Druckfehler sind verbessert, der Titel ist gekürzt (s. o.), statt der französischen Worte ist die wirkungsvollere hebräische Aufschrift in mächtigen Buchstaben eingesetzt und das unpassende Bild III durch das geeignetere Bild II ersetzt.

C. gibt eine wörtlich genaue lateinische Uebersetzung des deutschen Textes samt dessen Ungenauigkeiten und Fehlern. Nur an einer Stelle ist eine Verbesserung vorgenommen. Die wenigen erklärenden Anmerkungen des deutschen Textes, wie: «Eyn ander gebett sagen sy zů irer fassnacht das sy das Purum nennen,» der Zusatz «das ist die bescheydung» (so in A und B!) zu der Stelle «ouch das du hast versiglet deyn frintschafft in unser fleisch» sind in C nicht übersetzt. Nur bei der Oratio luctus mortuorum hat hingegen die lateinische Uebersetzung den Zusatz: — womit hier wohl die Einfügung des nicht zur Sache gehörigen Stücks entschuldigt werden soll — Hanc orationem inveni in orationali eorum benedictionibus mensae permixtam.

Von den übersetzten Stücken interessiert uns hier hauptsächlich das Traumgebet. Dieses besteht nämlich zum grössten Teil aus Bibelversen, die jedoch als solche im Text nicht kenntlich gemacht sind. Da sich nun Murners Uebersetzungsunfähigkeit hier in ihrer ganzen Grösse offenbart, so stelle ich Murner wieder mit der Vulgata zusammen. Diesmal mag zur Probe die deutsche Uebersetzung mitgeteilt werden:

Murner.	**Vulgata.**
Du hast unser truren verwandlet in eyn freyd im / und gibst freid /	Ps. 29, 12. Convertisti planctum meum in gaudium mihi, conscidisti saccum meum

und hast mich umgeben mit freiden	et circumdedisti me laetitia.
als eyn dantzende iunckfrouw / und die ersamen alten hastu ouch also erfreuwet und gibst in ir speyss[1] in freüden / also hastu mich getroest mit freiden. Von alem truren	Jeremia 31, 13. Tunc laetabitur virgo in choro iuvenes et senes simul et convertam luctum eorum in gaudium et consolabor eos et laetificabo a dolore suo.
hastu balam erwelet / das unser gott verkert hatt seyn verfluchen in eyn segen das dich liebet der her unser gott	Deutero 23, 5. Et noluit Dominus Deus tuus audire Balaam vertitque maledictionem eius in benedictionem tuam eo quod diligeret te.
Erlese in freyden meyn sele und neher dich zů mir mit fil worheyt.	Ps. 54, 19. Redimet in pace animam meam ab his qui appropinquant mihi quoniam inter multos erant mecum.
Erless uns her unser schepffer	Isaia 35, 10. Et redempti a Domino convertentur
und kum in zion mit lieb und freid ewiglich uber allen anfang der freüden erless uns von allem triebsal und engsten.	et venient in Sion cum laude et laetitia sempiterna super caput eorum gaudium et laetitiam obtinebunt et fugiet dolor et gemitus.
Do sprach das volck zů Saul	1. Regum 14, 45. Dixitque populus ad Saul:
sol Jonathas sterben der das gross heyl in israhel gethon hatt /	Ergone Jonathas morietur qui fecit salutem hanc magnam in Israel?
bey dem leben gottes es sol nit eyn har von seynem haupt fallen /	hoc nefas est: vivit Dominus, si ceciderit capillus de capite eius in terram,
den gott hett heut durch ionatham das volck erleset /	quia cum Deo operatus est hodie. Liberavit ergo populus Jonatham
und ionathas sol nit sterben.	ut non moreretur.
Der schepffer / der do beschafft die lefftzen des fridens frid den	Isaia 57, 19. Creavi fructum labiorum pacem, pacem ei qui
ferren zů den nechsten	longe est, et qui prope,

---

[1] Murner verwechselt אֶבְלָם (ihre Trauer) mit אָכְלָם (ihre Speise)! Hier hätte er also etwas mehr «ad *litteram*» übersetzen dürfen.

spricht der her und seyn erlesung
von seynem geist
der kum über unser haupt

mit gewalt zů dir dauit
eyn sun Jesse fridt zů dir
und unser nachbürn dich beschirm der her unser got
erwelendt dich zů eynem fursten des heres gotts

und allen deynen brůdren friden und dem gantzen huss mit aller seyner zůgeherden. Amen.

dixit Dominus et sanavi

eum. I. Paral. 12, 18. Spiritus vero induit Amasai principem inter triginta, et ait:
Tui sumus o David, et tecum fili Isai: pax, pax tibi, et pax adiutoribus tuis. te enim adiuvat Deus tuus.
Suscepit ergo eos David, et constituit principes turmae.
I. Reg. 25, 6 Et dicetis:
Sit fratribus meis, et tibi pax, et domui tuae pax, et omnibus, quaecunque habes, sit pax.

Man vergleiche einmal vorstehende Uebersetzung des «hochgelerten Doktor Theologiae» mit derjenigen Luthers, es wird dann folgende Auslassung Murners in der Schrift «Ob der Künig uss engelland ein lügner sey oder der Luther» in eigentümlicher Beleuchtung erscheinen: «Du bist eben ein iurist wie du hebreisch bist, wa du etwa ein hebreisch wort am fensterbret gelesen hast, so schmetterstu es in deine biechly alsz ob man solt wenen du hettest dz gantz esrom vearba (= esrim wearba = vierundzwanzig, nämlich Bücher der heiligen Schrift) in einem pfeffer gessen. Ich bin dreissig iar mit umbgangen, und kann dennocht noch nüt darin, aber du hast es augenblicklich entfangen, meinstu wir sollen so fil uff dich halten und dir das glauben?» (Scheible, Kloster IV, 931.)

Ludwig Geiger a. a. O. S. 197 schreibt: «Thomas Murner griff, vielleicht nicht ohne Reuchlins Vorwissen, den Pfefferkorn an, indem er dessen «Osternbuch» ein Buch desselben Inhalts entgegensetzte.»

Ich kann dieser Meinung durchaus nicht beistimmen. Murner berührt in den hebräischen Uebersetzungsschriften mit keiner Silbe den Streit, der über die jüdischen Bücher zwischen Pfefferkorn, den Kölnern und Reuchlin entbrannt war.

Es scheint sogar, als ob er den Schein vermeiden wollte, für einen Gegner Pfefferkorns gehalten zu werden. In der Einleitung zu der Schrift Ritus et celebratio etc. kann er es nicht genug betonen, dass er, mit andern Arbeiten beschäftigt, nur durch die eindringlichsten Bitten der Väter seines Ordens, die ihn bei den Wunden des hl. Franciscus beschworen, die «24 Traktate» zu übersetzen, dazu bewogen worden sei. Ich vermute, dass Murners Passahschrift in einem ganz andern

Verhältnis als in dem des Gegensatzes zu dem Osternbuch[1] Pfefferkorns (v. 1509) stand, — Murner wird manches daraus benutzt haben.

Wenn Murner bei der Besprechung der Vorschrift über den Weingenuss am Passahabend einen Vergleich anbringt mit dem Abendmahl, und wenn er das Aufheben des ungesäuerten Brotes (s. o.) mit dem Zeigen des corpus sanctum zusammenstellt, so dürfte er hier Pfefferkorn folgen, der ja in seinem Osternbuch zu beweisen sucht, «dass die jüdischen Ceremonien geistlich gedeutet nichts sind, als ein Spiegel der christlichen Gebräuche» (Ludw. Geiger, Joh. Reuchlin, S. 213). Und wenn nun Murner aus dem Gesetz Mosis den Nachweis führt, dass den Juden ausserhalb Jerusalems gar nicht erlaubt sei, ein solches Passah zu feiern, und fortfährt: «iudaei in dispersionem gentium divisi suamet temeritate contra praecepta divina ausi sunt novum pascae ritum excogitare ac stultissime fingere quare ego illos *propriae legis haereticos* firmissime credo,» so stimmt das sehr genau zu Pfefferkorn, der auf dem Titel seiner Schrift ankündigt: «Weiter würdt aussgetruckt, dass die Juden ketzer seyn des alten und newenn testaments, desshalb sye schuldig seyn des gerichts nach dem gesatz Moysis;» aber es stimmt gar nicht mit Reuchlin, der in seinem Gutachten sagt: «Die iuden seien nit heretici, dan sy sind nit ab dem cristen glauben gefallen, die nie darinn gewesen synd. Darumb sie auch nit mögen, noch sollen ketzer, noch ir handel ketzerei genent werden» (Geiger, Reuchlin, 232, Anm. 8). Wenn Murner an einer andern Stelle auf die ganz kuriosen Bräuche des Passahabends hinweist und dann fortfährt: «Agnum vero pascalem cum illis extra iherusalem edere non liceat has humanas inventiones et caerimonias excogitarunt imitantes christo dicente praecepta hominum divina negligentes, *sed de hoc alias interpres sum non invector*», so hört man hier doch keineswegs einen Verteidiger sprechen.

Die letzte Auslassung ist übrigens recht charakteristisch — interpres sum non invector. Murner ist immer sehr geneigt für seine Uebersetzerthätigkeit einen hohen Grad von Objektivität und Neutralität in Anspruch zu nehmen. So veröffentlichte er 1509 seine Vorlesungen de augustinana hieronymianaque reformatione poetarum, worin die weltliche Poesie, der er selbst huldigte, aufs schärfste bekämpft wird (S. d. Charakteristik in dem trefflichen Buche «W. Kawerau, Th. Murner und die Kirche des Mittelalters, S. 39).» Hat er doch

---

[1] Leider konnte ich ein Exemplar dieses Buches nicht erlangen.

gar «Von der Babylonischen gefengknuss der Kirchen, doktor Martin Luthers» übersetzt! Einen ähnlichen Standpunkt nimmt er in seinen Dichtungen ein; wenn er — oft gar in der Ichform — über die ärgsten Dinge berichtet, so spricht natürlich nicht Thomas Murner, sondern es ist die «red der grobianer» die er «nun allein in meldens weyss» anführt.

Ich glaube, dass die Motive für die Veröffentlichung der obigen Schriften aus dem Charakter Murners zu erschliessen sind. Er hatte eben ein gut Teil vom Journalisten, das Wort nicht im besten Sinne genommen. Von diesem Gesichtspunkte aus lässt sich vieles bei ihm erklären, — selbst seine Uebersetzungsthätigkeit auf juristischem und medizinischem Gebiete (Huttens De Guaiaci Medicina et morbo gallico hat er übertragen) dürfte nicht allein auf philanthropische Beweggründe zurückzuführen sein. Er hatte einen gar feinen Spürsinn für die litterarischen Bedürfnisse des Tages, bei deren Befriedigung ihn auch ein bisschen Sensation nicht zurückschreckte. Das Interesse für die jüdischen Schriften war nun durch den langwierigen Streit Reuchlins mit den Kölnern erregt, besonders von den Osterbräuchen und -gebeten hatte Pfefferkorn viel erzählt, aber er hatte doch nicht das jüdische Passahbuch übersetzt, Murner suchte in diesem Punkte die Neugier zu befriedigen. Dabei war er — das zeigt sich bei allen seinen Schriften — ein Meister des Titels, wie es ein echter und rechter Tagesschriftsteller sein muss. Man denke nur an das merkwürdige Bild, an die grossen hebräischen Buchstaben, und dann: Der Juden benedicite — die Tischzuchten und alles, was damit zusammenhing, stand in hohem Interesse; — das Gebet des Traums, wie die Juden ihre Toten begraben — das sind Gegenstände, die noch heute den Sinn der Menge fesseln.

L. Geiger legt zu viel Gewicht darauf, dass Murner in den Dunkelmännerbriefen als Gegner der Kölner angeführt wird. Die Kölner waren Dominikaner, und Thomas Murner hatte sich ihnen in der Schrift «Von den fier ketzern Predigerordens» (1509) gewiss nicht als Freund gezeigt.[1] Wenn es nun im II. Buche, epist. 59, von Murner heisst, dass er ein «liber in defensionem Reuchlini»[2] verfasst habe, so können wir doch

[1] «Das Bernense scelus blieb eines der Lieblingsthemen in den Angriffen der Humanisten gegen die Mönche.» Geiger, Renaissance und Humanismus, S. 367.

[2] «Womit nur eine jener beiden Schriften gemeint sein kann,» behauptet Kawerau, a. a. O. S. 99. Anm. 103.

darunter, wie ich gezeigt zu haben glaube, keineswegs die hier gekennzeichneten Schriften verstehen. Für sehr beachtenswert aber halte ich die Charakteristik, die im II. Buch, Epistel 3, von Murner entworfen wird; sie mag diese Ausführungen beschliessen: noviter venit huc unus Doctor Theologiae, qui vocatur Murner. Ipse est de ordine S. Francisci et est Superiorista et praesupposuit ita multa, quod non creditis. Dicunt quod fecit cartas, et qui ludunt in illis cartis discunt Grammaticam et Logicam. Et composuit unum ludum Scaci, in quo trahuntur quantitates syllabarum. *Et praetendit scire Hebraicum* et componit versus in Teutonico. Et dicit mihi unus, quod talis Doctor in omnibus scit aliquid. Tunc ego dixi: *In omnibus aliquid in toto nihil.*

VII.

Die Kunkelstube.

Mitgeteilt

von

Hans Lienhart.

Die schöne alte Sitte der Kunkelstuben geht den Weg alles Irdischen. Früher spann die geschäftige Hausfrau mit ihren Töchtern während der langen Winterabende das Garn für den Hausbedarf selber; und das war ihr grösster Stolz, wenn da oben an der Decke «am Häkel» die bretzelartig in einander verschlungenen «Schütten» allmählich zu einem grossen «Kluppen» anwuchsen. Mit kluger Berechnung war das Häkel so nahe gegen das Strassenfenster zu in die Decke eingeschraubt, dass man abends von der Strasse aus bei brennendem Lichte den Kluppen recht wohl bewundern konnte. Wenn dann im Frühjahr das Garn mehrfach ausgelaugt und ausgewaschen war, wurde es gespult und zum Weber gebracht, der es zu Leinen oder Bombasin verarbeitete. Diese wanderten darauf in die «Farb» (Färberei), wo das Leinen in der Regel blau gefärbt wurde für Hosen und Kittel der männlichen Hausbewohner, während das Bombasin schwarz, grün oder rot herauskam und zu Frauenröcken oder Sonntagshosen verarbeitet wurde.

Die grossartigen Umwälzungen im Verkehrsleben, welche sich in den neueren Zeiten vollzogen haben, führten diese ganze Einrichtung fast überall einem jähen Ende entgegen. Das Spinnrädchen steht staubbedeckt und vergessen in einer Ecke der hintersten Kammer oder gar auf dem Speicher unter dem Dache, und das Häkel an der Decke ist leer oder ganz verschwunden. Es ist das sehr zu bedauern, aber nicht zu ändern! In meiner Heimat, dem Zornthal, finden die Abendzusammen-

künfte der jungen Mädchen zwar noch statt, man geht noch in die Kunkelstuben, aber es sind meistens nur Strickstuben, ja, hier und da zieht wohl auch schon die eine oder die andere eine Häkelarbeit hervor! Von halb sechs bis halb neun wird dann gearbeitet, und dabei werden Geschichten erzählt oder Lieder gesungen. Um halb neun, an manchen Orten auch schon um acht, wird die Arbeit unterbrochen, und die ganze Gesellschaft zieht hinaus auf die Strasse zu den Burschen, die der Schönen schon längst warteten. Unter Gesang und allerhand Scherzen geht's dann strassauf und ab, je ausgelassener, desto lieber. Wenn der Schnee grade «dapp» ist, endigt diese halbstündige Pause nicht selten mit einem gewaltigen Schneeballenhagel, den die Burschen den fliehenden Mädchen bis an die Hausthür nachjagen. Gearbeitet wird jetzt kaum mehr. Kichernd stecken hier zwei und dort zwei ihre Köpfchen zusammen und erzählen sich leise, was ihnen eben zugestossen ist, und unterdessen hat die Hausfrau das Neunuhrbrot herbeigebracht; sie stellt ein Fläschchen Zwetschgen- oder Kirschbranntwein mit einigen Gläsern und einem Laib Brot auf den Tisch, giesst ein und reicht herum. Um zehn Uhr wird die Kunkelstube aufgehoben, und dann geht's nach Hause, allein, oder in Begleitung des Verehrers.

So ist's Brauch im Zornthal, so auch im Hanauerland und im Kochersberg.

In anderen Gegenden ist der Verlauf einer Kunkelstube ein anderer, so im Kreis Weissenburg, z. B. in Hunspach, das durch seine altertümlichen Trachten bekannt ist. Nach der Kirwe, um den 10. November, wird hier mit der Kunkelstube angefangen. Die Mädchen gehen zusammen nach Klassen, d. h. so wie sie aus der Schule entlassen wurden, jeden Abend aus, nur am Samstag nicht. Während des ganzen Winters besuchen sie nur ein einziges Haus, meist das einer ärmeren Frau, wo sie also eine um so grössere Freiheit haben. Holz zum Heizen und Oel fürs Licht bringen sie regelmässig mit, meistens mehr als an dem Abend verbraucht wird. In der Nacht des 24. Dezember halten sie Sperrnacht; dazu steuert jedes Mädchen an Fleisch und Wein bei, ja, reichere geben sogar den ärmeren, dass auch diese nicht mit leerer Hand zu kommen brauchen. Die Buben derselben Klasse, namentlich aber die Geliebten, werden dazu eingeladen. Nach dem Essen wird zur Beförderung der Verdauung — es wird nämlich sehr fett gegessen, ist es doch gerade die Zeit des Schlachtens — der selbst mitgebrachte schwarze Kaffee obendrauf gesetzt, und das ganze Fest findet seinen Abschluss in einem Tanzvergnügen nach den Klängen einer «Härrmonie» (Ziehharmonika), wobei

sich dieses oder jenes Pärchen auf Wollsocken im Kreise schwingt, zum allgemeinen Vergnügen der übrigen, aber sicher ebenso leicht wie der Städter und die Städterin auf ihren Ballschuhen. Gegen Ende Februar wird die Kunkelstube geschlossen. Beim Abschied gibt jede Spinnerin der Frau des Hauses etwa zwei Schütten Garn, so dass diese in der Regel ein schönes Stück Tuch davon herstellen lassen kann.

In einem anderen Teile des Weissenburger Kreises, im Kanton Sulz u. W., haben diese Abendzusammenkünfte den Namen «Maistubb»; so wird z. B. auch in Niederbetschdorf «Maistubb ghalte». Höchst selten aber wird ein Spinnrad mit in die Maistube genommen; die jungen Mädchen unserer Zeit würden sich geradezu schämen, ein solch veraltetes Werkzeug mitzuführen: Häkel- und Strickarbeiten spielen die Hauptrolle. Wir befinden uns eben hier in einer nicht mehr rein ackerbautreibenden Gegend; die Frauen tragen weder ausgesprochen städtische, noch bäuerische Kleidung, und beim Kirchgang passt auch bei den Männern der hohe Cylinderhut durchaus nicht zu der übrigen Tracht. In den Maistuben ist nun das Arbeiten Nebensache; bis gegen neun Uhr wird die Zeit vertrödelt; dann kommen die «Buwe» herein, und nun beginnen die Spiele, nachdem der Tisch hinter den Ofen gerückt ist. Die Gesellschaft verkürzt sich den Abend besonders durch die folgenden Spiele:

1. Bruckeböüjes.

A steht an der Thür und Z kommt zu ihm und fragt ihn:
Z.: Was duusch dü doo?
A.: E Bruck böüje!
Z.: Was brüchsch dezüü?
A.: E Schüüfel!
Z.: Werr soll se sin?
A.: D' Lüwwis dert, häre mit erre!

Die Luise stellt sich dann dem A gegenüber auf, sodann werden an sie dieselben Fragen gerichtet wie vorhin an A. Sie braucht irgend ein anderes Werkzeug oder einen Baustoff, wofür der Bursche B herbeigerufen wird, der sich neben sie stellt. Jetzt wiederholen sich die alten Fragen, und schliesslich bekommt er als Gegenüber etwa die Sälmel oder Leenel, und das geht so weiter, bis alle Paare einander gegenüber aufgestellt sind. Sie reichen sich dann paarweise die Hände und stellen so gewissermassen die Brückenbogen her. Zum Schluss kommt dann der Baumeister Z und will nun prüfen, ob die Brücke auch dauerhaft ist. Er legt sich auf die Brückenbogen,

wobei es sich freilich manchmal fügt, dass diese oder jene Hand los lässt und der Baumeister in die Tiefe stürzt — wenn er nicht während des Sturzes noch aufgegriffen wird.

2. Bruder, ich bin gebutzt!

Zwei Buwe, A und B, setzen sich auf zwei Stühle einander gegenüber, und es wird ein Betttuch über sie gehängt. Die übrigen gehn nun im Kreise um sie herum, und plötzlich versetzt einer dem A einen Schlag mit der Hand auf den Rücken. Dieser sagt dann zu B: «Bruder, ich bin gebutzt!» worauf B den A fragt: «Wer hett dich gebutzt?» Nennt A den richtigen Namen des Schlagenden, so muss der letztere den Platz mit ihm wechseln, wenn nicht, so wird weiter drauf los geschlagen.

3. Kupplemänders oder Buschurrs.

Der Spielordner zählt eine gleiche Anzahl Mädchen und Buben ab; die letzteren müssen vor die Thüre wandern, während sich jene auf die Bank niedersetzen. Nun wird jedem Mädchen ein Bube zugewiesen, und darauf macht der Ordner die Thür auf und lässt einen Buben eintreten. Dieser geht auf das Mädchen los, dem er zugewiesen zu sein glaubt und fragt sie mit einer Verbeugung: «Isch's erlaubt uff dinni Schuuss ze sitze?» worauf er die Antwort erhält: «Jä, wänn d'mer zween Schmitz (Küsse) gisch!» Diese giebt er ihr, und falls er die richtige getroffen hat, darf er sich auf ihren Schoss setzen, wenn nicht, so dreht sie sich im Augenblick, wo er sich setzen will, schnell um, kehrt ihm den Rücken und macht so eine Verbeugung. Beschämt muss er dann abziehn, und beim Hinausgehn bekommt er einen Plumpsack auf den Rücken. — Hat aber schliesslich jede den ihr Zugewiesenen auf dem Schoss sitzen, so fängt das Spiel von vorne an, diesmal aber so, dass jetzt die Mädchen vor die Thür müssen, während die Buben drin bleiben.

4. Zunderschzewwerscht.

Die Mädchen setzen sich im Kreis auf die Stühle, während die Buben zunächst hinten auf der Bank sitzen. Der Spielordner steht im Kreis und hat einen Plumpsack in der Hand; er tritt an das erste Mädchen heran und fragt es: «Alle, weller gfallt derr jetzt am beschte?» Sie nennt den A, der darauf in den Kreis tritt und sich dem Mädchen auf den Schoos setzt. So treten auch B, C, D u. s. w. herein, bis schliesslich der ganze Kreis verdoppelt ist. Dann kommt der Spielordner wieder zu dem ersten Mädchen und fragt: «Na, gfallt derr

dinner noch?» worauf sie entweder antwortet: «Jā, jā, o der gfallt merr noch so guut», oder: «Nee, derr B. dert gfallt merr besser!» A und B springen dann auf, um ihre Plätze zu wechseln; während sie laufen, schlägt der Ordner mit dem Plumpsack auf sie los. Dies wird so fortgesetzt, bis der ganze Kreis abgefragt ist. — Manchmal sagt aber auch eine auf die Frage: «Na, gfallt derr dinner noch?» — «Nee, d'r Herr sälwer!» dann muss der Spielordner Amt und Platz wechseln mit dem, der ihr bisher auf dem Schoos gesessen hat. — Später setzen sich die Buben auf die Stühle, und dann nehmen die Mädchen Platz auf ihren Schössen, indem das Spiel wiederholt wird.

5. Heirathes.

Mädchen und Buben stellen sich nebeneinander im Kreis auf, und dann wird bis 20 abgezählt. Das Paar 19—20 tritt in den Kreis hinein, und während sie einander ansehen, gehen die übrigen in einer Kreiskette um sie herum und singen folgendes Liedlein:

Einst gingen wir durch den finstern Wald,
Da singen's die Vögelein, wie's ihnen gefällt;
Sie setzten sich nieder auf ihre Kniee
(Das Paar muss niederknien.)
Und schauten's den kleinen Vögelein zu.
Ach, Herr, wenn Du dies Fräulein haben willst,
So sprich nur zweimal ja!
(Er sagt zweimal ja!)
Drauf geben sie's einander die rechte Hand
(Sie reichen sich die rechte Hand.)
Und auch zwei Küsse zum Liebespfand!
(Sie küssen sich.)

Dann stehen sie auf und tanzen nach der Flöte — so nennt man hier die Mundharmonika — drei Tänze: einen Schottisch, einen Walzer und eine Polka. Das Paar geht sodann auseinander; er ruft ein anderes Mädchen, sie einen anderen Burschen beim Namen, und nun tritt dieses Paar in den Kreis und heiratet unter derselben Feierlichkeit wie das erste Paar. Wenn die zehn Eheschliessungen stattgefunden haben, ist das Spiel zu Ende.

Manches dieser Spiele, namentlich das vierte, wird recht in die Länge gezogen, so dass sich die Maistube in den meisten Fällen erst spät nach Mitternacht auflöst. Unter Hinterlassung von grosser Unordnung und einer stauberfüllten Stube zieht dann die frohe Gesellschaft ab: am frohesten aber sind wohl die Hausbewohner, dass der Trubel ein Ende hat.

VIII.

Volksmundartliches aus dem Elsass.

Mitgeteilt
von
Julius Rathgeber.

Elsässische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten.

Uf e jed's Häfele g'hört sin Deckele. — Wer's Glück het führt d'Brüt (die Braut) heim. — E Schelm gibt meh als er het. — Dis isch e Mächer un e Fitzer! (Strassburger Ausdruck für einen raffinirten und hochmütigen Menschen.) — Stark wie e Brentewinmann (Branntweinmann), d. h. schwach und kraftlos. — Märzeschnee thüt alle Früchte weh' (Elsässischer Bauernreim). — Der Tod müss en Anfang han. — Uf de Leime gehen, d. h. sich bethören lassen durch schöne Worte. — Im Handumkehren, d. h. schnell. — 's Mül (das Maul) wässert mer dernoch. — Dis isch e Schülbüwestückel, d. h. ein Schulbubenstreich. — Dü bisch min herzgebobbelt Rösel (Rosa). — Dis isch e rechti Bürebrid (Brid ist eine Abkürzung von Brigitte; Bürebrid bedeutet so viel als ein tappiges befangenes Bauernmädchen). — Bibeleskäs, weisser Käs, «Glumms» in Preussen genannt. — Der het sin Geld verthort, d. h. verdummt, hat Thorheiten damit begangen. — Nottle heisst in Lothringen den berühmten Bauernhopser tanzen. Der Dichter Karl Candidus, der mehrere Jahre Pfarrer in Altweiler bei Saarunion war, hörte wie ein Bauernmädchen aus der dortigen Gegend von einem Burschen, der mit ihr auf dem

Tanzboden gewesen war, sagte: «Jo, er kann güt walze, nottle awer kann er nit.» Nottle heisst der Grundbedeutung des Wortes nach, so viel als wackeln oder schütteln. — Der kann Eine-n-in's G'schirr nehme, d. h. utzen. — Do ka mehr jo de Bettelsack anhänge. — Mir nix dir nix. — Isch dis e Meerwunder, d. h. etwas Ausserordentliches. — e wunder! Dieser Ausdruck kommt oft als Bekräftigung der Rede gesprächsweise vor. — Er het sich selwer in's Au g'schlaue, d. h. er hat sich selbst geschadet. — Dis isch e bösi Ripp, die isch uf mi los wie e böser Drach. — Do isch Alles üsgstudirt g'sin bis dort nüs. — Wenn de als meinsch de hesch noch e güte (sc. Freund) zen isch er falsch wie der Jüdas Ischarioth (Redeweise von falschen guten Freunden, sog. faux bonhommes). — Mach' mer doch ken Plän! — Loss mi ung'kéjt! d. h. in Ruhe. — In dem Hüs isch der hell Kriej (Krieg), d. h. herrscht Unfrieden und Uneinigkeit. — Dis isch e Kapitalskerl. — Der isch nimmi kapitelfest, d. h. er hat keine gute Gesundheit mehr. — Arm wie Lazarüs. — Arm wie e Kirchemüs. — Er het sine Bü (Buben) dumm un doüb (taub) g'schlaue. — Newe-n-em Gizhals isch immer e Verschwender, d. h. jeder Geizige verschwendet wieder von seinem Gut oder hinterlässt es Erben, die es verschwenden werden. — Wem's nit will (nämlich das Glück), dem will's nit, d. h. der ist und bleibt ein Pechvogel. — Un we mer Ente uf'm Wasser schwimme het, ze ka mer nix saue, sie könne-n-au untergehen. Sinn: Wenn alles noch so günstig steht, so kann sich das Blatt wenden. — 's isch arj (arg) we mer so viel Geld verliert mit truckenem Mül (Maul), d. h. wenn man ohne seine Schuld um sein Vermögen kommt. — Jo, i nimm di wéje dine paar Grosche (von einer Geldheirat). — Do isch's nit g'hier (geheuer). — Wie mer de Salon ufmacht, ze koscht's (kostet es) Geld. Sinn: Wer ein comfortables Leben führen will, muss die Ausgaben dazu nicht scheuen. — Sternhaujel (hagel) voll sin (von einem total Betrunkenen). — Dene han sie lederweich g'schlaue, d. h. durch und durch geschlagen. — Zwische Da (Tag) un Liecht (entre chien et loup). — Der isch üwerm Gräwel (Graben), d. h. dieser Kranke ist auf dem Wege der Genesung. — Dis isch gütes Basler Hüstüch; Basler Haustuch war in früherer Zeit in allen guten Bürgersfamilien des Elsass zu finden und wurde den Töchtern bei deren Ausstattung angeschafft. — Kanzdi ist der im Elsass auf dem Lande gebräuchliche Ausdruck für Johanni. — Die sin ganz ze Wasser wore, d. h. haben schlechte Geschäfte gemacht und sind bankerott geworden. — Jo, dis isch e Narr in sine Sack, d. h. ein hab- und geldgieriger Mensch. — Isch dis e alt's Castell! d. h. ein

altes baufälliges Haus. — Wenn e Baum krumm gewachse-n-isch, zen isch's bös ne wieder grad ze mache. — Do isch er awer an de Letze (an den Unrechten) kumme. — I könnt' hundert Eid schwöre (starke Betheuerung der Wahrheit). — Halt' din Gosch (Trivialer Volksausdruck für : Halt' dein Maul). — Nun de Bibbele, Strassburger, halb komischer Fluch, der dem französischen: Nom de Dieu ähnlich ist. — Dis isch e rechter Dürmel (Bezeichnung für einen dummen tappigen Menschen). — Die isch so arm wie's Hans Grete Tochter (letztere wird in den elsässischen Dörfern als das ärmste Dorfmädchen bezeichnet, welches die Gänse hüten muss). — Der isch jetz grob wie Soüjbohnestroh. — Der Dolle (dieser dumme tolle Mensch) der het 's Thor waujewit (wagenweit) offe gelon. — Do isch's finster wie im e Sack. — Die könne nit mit nander g'schirre, d. h. sie können sich nicht mit einander vertragen (von einer bösen Ehe gebräuchlich). — Mer het halt ken drissig Johr meh, d. h. man ist nicht mehr jung, man fängt an die Altersbeschwerden zu spüren. — Der oder die isch glich bi der Heck, d. h. gleich bei der Hand. — Mer red't halt dis un zell, d. h. von diesem und jenem. «Zeller» ist ein Strassburger Ausdruck für «jener». — Zü güt isch e Stück vun der Dummheit. — Der het ewe e doppelti Kryd, d. h. er schreibt eine höhere Summe auf als man ihm schuldet oder begehrt eine Summe zweimal. — Min Sex! (Strassburger Kraftausdruck, entspricht dem französischen: Ma foi!) — Herkules am Münster! (Erinnerung an das frühere Krützmannsbild am Strassburger Münster, das man für eine Statue des Herkules nahm.) — Dis isch jo e rechter Bäschler, d. h. Einer, der ohne es gelernt zu haben, allerlei Nippsachen zu verfertigen (bäschle) weiss. — Wie geht's mit dem Patiente (d. h. Kranken)? Antwort: 's geht mit em d'Matt na die Matte hinab, d. h. zu Ende). — Dis isch e rechter Prozesskrämer. — Samuel hilf! Mit diesem Ausdruck bezeichnen noch jetzt die alten Strassburger das Leihhaus, weil in früherer Zeit der Direktor dieser Anstalt ein Israelit war, dessen Vorname Samuel hiess. — 's Hirn isch em g'frore. Variante: 's Hirn isch em verbrennt, d. h. er handelt kopflos und unüberlegt. (Französisch: C'est un cerveau brûlé.) — Welle mer nit Kippes, d. h. Halbpart mache? — We mer e Boüj ufführe will, ze müss mer immer 's doppelt als der Boüjmeister Eim saat, reche (rechnen) un noch e Wisch (eine Menge Geld) derzü. Sinn: Das Bauen kostet immer viel mehr als man meint. Elsässisches Sprichwort, zu dem man beifügen kann: E Sprichwort e wohr Wort. — Mer müss stark bisse (beissen) wenn mer e Wecke esse will vun Barr noch Heljestein. Elsässische

Redensart, deren Sinn folgender ist: Das Städtchen Barr und das Dorf Heiligenstein sind so nahe beisammen gelegen, dass die Häuser beider Orte beinahe an einander stossen und man kaum Zeit hat einen Wecken zu verzehren, wenn man von einem Orte zum andern gehen will. — Halt' sie ihr Mül (Maul) un mach' sie Esch' (Asche) druf, d. h. schweige sie still. — 's isch ken Schlacht so gross, dass nit ein Mann dervon kummt. — E gross Getrumms (Getrommel) awer weni Soldate, d. h. Viel Lärm um Nichts.

Volksmundartliches aus dem Elsass.

Folgende Reime singt das elsässische Volk mit Vorliebe am Ende eines Volksliedes oder am Schlusse einer Erzählung:

Und aus ist das Liedel,
Und aus ist der Tanz,
Geh' Maidel, hol' Wasser,
Un wäsch' mer de Hans.
Und aus ist mit mir,
Und mein Haus hat kein' Thür',
Und mein Thür' hat kein Schloss,
Und mein Schatz bin ich los:
Un weil ich ne los bin,
So freut mi das Ding,
Un e andre zu lieben
Das hab' ich im Sinn,
Der noch so schön ist,
Und der noch so schön bleibt,
Den stellt mir in Garten
Der die Vögel vertreibt,
Und die Spatzen verjagt,
Und so wünsch' ich meim Schätzele
Eine ruh'same Nacht.

Ein bekanntes Lied von Kotzebue (August Friedrich von) wird auf dem Lande im Elsass nach einer eigenen Melodie gesungen. Zwei Strophen des volkstümlichen Liedes werden in folgender Weise umgeschrieben:

Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb,
Erheitern einander das Leben:
Ach wenn es doch immer so blieb!

Und es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,
Der Krieg muss den Frieden vertreiben
Und da kriegt man keinen Pardon.

Strassburger Dialog.

Was hesch denn Dännel (Daniel), dass de eso grinsch (weinst)? —
Min Mamme (Mutter) isch g'storwe (gestorben). —
Ah so! Wéje dem grinsch eso. Ich ha gemeint din Meis isch d'r hin.

Der Hansel un's Gretel.

Der Hansel un's Gretel
Isch e wacker's Paar Leut',
Der Hansel isch narricht
Un's Gretel nit g'scheidt.
Der Hansel hüt't d'Ochse
Un's Gretel hüt't d'Küjh,
Der Hansel frisst d'Brocke
Un's Gretel süft d'Brüjh (die Brühe).
Der Hansel tanzt
Un's Gretel singt:
Hans, min Hansel,
Zuckersüsser Hansel!
Dü sollst jo min Hansel sein,
Dü ganz allein!

Hüwe-n-am Rhein, drüwe-n-am Rhein
Da soll mein Schätzele sein.
Hüwe-n-am Rhein, drüwe-n-am Rhein
Da soll es sein.

Folgende Reime schreiben gewöhnlich die elsässischen Bauernburschen und Bauernmädchen in ihren Liebesbriefen an einander, zum Schlusse ihrer Epistel:

Ich küsse dich und drücke dich,
Oft, vielmal, in Gedanken,
Ich schaue dich im Geiste an,
Mein Herz soll von dir nicht wanken,
Wenn ich dich schon nicht sehen kann.

Gott lass' dich lang gesund!
Bis dass der Hase jagt den Hund,
Bis dass der Mühlenstein,
Schwimmt über den Rhein,
Sollst du mein Allerliebster sein.
Oder:
Sollst du meine Allerliebste sein.

Elsässischer Volksreimspruch auf die Liebe.

Lieben und nicht haben
Ist härter als Stein graben.

Ein ungedrucktes Gedicht
von
Karl Boese.[1]

Beim Ausstocken in Algerien.

Seht die rüst'gen Leute an,
Wie sie dorten im Gebüsche,
Bei des frühen Morgens Frische
Graben, hacken drauf und dran.

Brüder von der Alsa Strand,
Schweizer, Welsche, Baiern, Schwaben,
Berbern, Negros schwarz wie Raben,
Alle mit der Arbeit Band!

Rast und Ruh' sie nimmer scheu'n,
Unter ihren mächt'gen Streichen,
Selbst die zäh'sten Wurzeln weichen,
Splittern grinsend Stock und Stein!

Grabt und hackt, in Kraft und Mut,
Dass die felsenfeste Erde
Locker sei und urbar werde,
Und euch spende reiches Gut!

---

[1] Karl Boese, elsässischer Dialektdichter und Jugendfreund von Daniel Hirtz und August Stöber, wurde geboren zu Strassburg den 24. Mai 1809. Nach dem Napoleonischen Staatsstreiche von 1851 wurde er im Mai 1852 nach Algerien deportiert. Er blieb später dort und wirkte seit 1856 als Volksschullehrer in Blidah. Er starb daselbst in den achtziger Jahren und blieb bis an sein Ende humorvoll und witzig.

Gottes Segen folg' Euch nach;
Er verleih' Euch Kraft und Stärke,
Zu dem schweren Tagewerke,
Denn noch liegt ein Acker brach!

Klein ist er, doch eine Welt
Fasset er in seinen Enden!
Auf, umgürtet eure Lenden,
Denn drauf ist es schlecht bestellt.

Molch und Nattern allzumal,
Dorn und Disteln hausen drinnen;
Keine klare Bächlein rinnen
Durch das Unkraut ohne Zahl!

Diesem Acker, rauh wie Erz,
Traurig, wild und unbegossen
Da des Uebels Saaten sprossen
Rüst'ge Leut', gleicht euer Herz.

Drum ans Werk, nur unverzagt!
Kehret um, getrost und wacker
Eures Herzens Todesacker,
Weil es noch auf Erden tagt!

Rottet aus den Eigennutz!
Ohn' Ermüden, durchgedrungen!
Mit Gott ist es bald gelungen
Und dem bösen Feind zum Trutz!

In des Glaubens reinen Grund
Streut der Hoffnung guten Samen.
Der gedeiht in Gottes Namen
Freudig zu der rechten Stund'!

Sind die Herzen so bestellt
Unter allen Erdenzonen,
Wird nur Liebe drinnen wohnen,
Wird zum Paradies die Welt!

Blidah, 5. Juni 1856.

Karl Boese.

Elsässischer Kinderreim.

Komm', Bibele, komm',
Will d'r e Hämpfele Fresse gen (geben)
Hab' di gescht (gestern) un hit nit g'sehn.
Komm', Bibele, komm'.

IX.

Die Münsterthäler Ortsnamen

von

F. Bresch

Pfarrer in Mühlbach (Ober-Elsass).

Vorbemerkungen.

Der Ausdruck «Ortsname» (abgekürzt: ON) wird hier im weiteren Sinne verstanden: sowohl die Flur-, Berg-, Wald- und Flussnamen, als die Namen der «bewohnten Oerter», sind im Folgenden kurzweg als ON bezeichnet. Alle Diejenigen, die sich mit Forschungen dieser Art abgeben, wissen sehr wohl wie leicht es geschieht dass Einem dabei Einzelnes entgeht, oder doch zu spät in den Wurf kommt. Trotz aller Mühe, die ich mir gegeben, um der ON besonders des hinteren Münsterthales habhaft zu werden, schmeichle ich mir durchaus nicht, alle aufgefangen zu haben. Aus den Gemarkungen von Sondernach (abgekürzt: S), Metzeral (Ml), Mühlbach (M), Breitenbach (B) und Günsbach (Gü) dürfte jedoch nichts Wesentliches fehlen. In ziemlicher Vollständigkeit sind auch die ON von Sulzern (Su) und Stossweier (Stw), mehr lückenhaft dagegen diejenigen von Münster (Mr), Luttenbach (L), Eschbach (E), Hohrod (H), Griesbach (Gr) und Weier-im-Thal (W. i. Th) vertreten. Ab und zu sind noch einzelne ON der Gemarkungen Sulzbach, Walbach, Zimmerbach und Türkheim (T)

hinzugefügt. Durch G. Stoffels Wörterbuch[1] bin ich auf einige Namen aufmerksam gemacht worden, die mir ohne dieses Hilfsmittel vielleicht entschlüpft wären. Freilich ist besagtes Verzeichnis, was unser Thal betrifft, ziemlich lückenhaft,[2] und auch nicht frei von Irrtümern. Bei so grossen Sammelwerken, zumal wenn ein erster Anlauf gemacht wird, kann es eben gar nicht anders sein. Auch sollen obige Konstatierungen das Verdienst Stoffels durchaus nicht schmälern. Es kann im Gegenteil nicht genug hervorgehoben werden, wie sehr dieser Mann sich um die Erforschung des elsässischen Volkstums verdient gemacht hat. Es bedurfte wahrlich eines bewunderungswürdigen Fleisses, um das zu Stande zu bringen, was er geleistet. Wie sehr würde die Erforschung des deutschen Sprachschatzes gefördert, wenn jeder grössere deutsche Bezirk seinen Stoffel fände!

Bei der Aufstellung meines Verzeichnisses glaubte ich die übliche alphabetische Reihenfolge beibehalten zu sollen. Dieselbe ermöglicht immerhin das rasche Aufsuchen der Wörter. Fruchtbare Vergleichungen mit den entsprechenden oder anklingenden Ausdrücken anderer deutscher Mundarten können so am schnellsten erledigt werden. Die übrige Anordnung ist sodann kurz folgende:

1. Zuerst sind die in unseren Gemarkungen vorkommenden ON, in möglichst genauer Wiedergabe der ortsüblichen Aussprache, hintereinander aufgestellt. Die Schreibung ist i. G. die von E. Martin und H. Lienhart für das geplante «Elsässische Idiotikon» vorgeschlagene.[a] Sie war im Wesentlichen schon im

---

a) **Vokale:** *a e i o u* = die entsprechenden Laute im Neuhochdeutschen (genauer: *e* = französ. *é* [*été*, etc.], auch im Diphthong *ei*); der *u*Laut ist übrigens selten (er kommt nur in der Breitenbacher besondern Aussprache vor: Pueχwàlt); y = neuhochdeutsch *ü*. Alle diese Vokale sind kurz. Sind sie dagegen gedehnt auszusprechen, so erscheinen sie mit dem Zeichen ′ (acut): *á é í ó ý*; desgleichen in den Diphthongen *ái* und *ói*. Sind *a e u* getrübt, d. h. werden sie breit ausgesprochen, so haben sie das Zeichen \` (gravis): *à* = der bekannte gemein-elsäss. Laut in Pàpe Hàlt; *è* = der Laut des ersten *e* in Eltern (oder des französ. *è ai e* in mètre, mais, sept); *ù* = der gemein-elsässische Laut in Sup. Mùk, fùrt; ebenso in den Diphthongen *ài èi ùi*. Sind diese drei Vokale noch dazu lang, so erhalten sie das Zeichen ∧ (Circumflex): *â ê û*. Ferner: *ă* = der kurze, *ắ* = der lange bekannte Laut zwischen *a*

---

[1] «Topographisches Wörterbuch des Ober-Elsasses, die alten und neuen Ortsnamen enthaltend.» 2. Aufl. Colmar 1876.

[2] Wohl die Hälfte der hier gegebenen ON dürfte dort fehlen.

M ü n s t e r t h ä l e r I d i o t i k o n von (Bresch-Spieser-) Mankel angewandt worden.[1]

Die Mundart (abgekürzt: MA) des Münsterthals zerfällt eigentlich in drei Gruppen.' Die erste umfasst die Sprache der vier hinteren Grossthaldörfer Sondernach, Metzeral, Mühlbach, Breitenbach; die zweite die beiden Dörfer Sulzeren und Stossweier; die dritte das Städtchen Münster und die umliegenden Dörfer. Abgekürzt ist die erste Gruppe mit GMA (Grossthalmundart) und die dritte (welcher die zweite in einzelnen Stücken sich ziemlich nähert) mit MMA (Münsterer Mundart) bezeichnet.

2. Ist ein bei uns vorkommender ON durch ältere Dokumente belegt, so folgt der Beleg in der Regel unmittelbar auf den Namen selbst: in einfachen (eckigen) Klammern, wenn Stoffel ihn bringt, in doppelten (eckigen) Klammern wenn ich den oder die Belege anderswo, d. h. zumeist in den Kirchenbüchern von Mühlbach, antraf.

3. Hierauf folgt die von Stoffel (abgekürzt: Stoff) gebrauchte Schreibung, soweit er nemlich den betreffenden ON kennt. Stoffel selbst folgt zumeist der Schreibung des Katasters.

Damit wäre eigentlich der Zweck, den ich mir vorsetzte, erreicht: nemlich den auswärtigen Sprachgelehrten und Forschern, wie auch den einheimischen Freunden der elsässischen MA, ein mehr oder weniger neues und vollständiges Material zu ihren vergleichenden Studien vorzulegen.

4. Indessen konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mit unseren ON die gleichen oder auch nur a n k l i n g e n d e n ON des Ober-Elsasses (abgekürzt: OE) zusammenzustellen, und zwar, so viel möglich, in ihrer ältesten Gestalt. Wird doch

---

und *e*; ə (umgestürztes *e*) = der kurze, fast tonlose Laut des nhd. *e* in unbetonten Silben (B o t e, m a c h e n); in unserer MA z. B. in P a χ l ə, P f i š t ə r m à t, K r i š p ə. — Die nasalierten Vokale und Diphthongen werden durch das Zeichen ˛ unter dem betr. Vokal oder Diphthong bezeichnet: z. B. K h ą t s ə l (französ. Laut *an*) K l ą f a i l (französ. Laut *ain*, *in*) H ų t s m e s (franz. Laut *on*).

Konsonanten: Für nhd. *b* und *p*, *d* und *t*, *g* und *k* (*q*) existiert nur je ein Laut, der mit *p* *t* und *k* bezeichnet ist; *k* kommt aber noch aspiriert vor, und wird dann *kh* geschrieben (K h o p f); *sch* wird š, *ch* wird χ, *z* wird *ts* geschrieben; *ng* wird durch ŋ wiedergegeben.

---

[1] Der Verfasser dieses Aufsatzes und Herr Pfarrer Spieser von Mühlbach, jetzt in Waldhambach, beteiligten sich wesentlich an dem Zustandekommen jenes ersten Versuches einer lexikalischen und grammatikalischen Bearbeitung einer elsässischen Mundart. [Vgl. Mankels eigene Angabe in den Strassb. Stud. 2, 115. E. Martin.]

mehr, als ein Name unseres speziellen Gebietes durch anderwärts vorkommende gleichsam erhärtet, oder aber auch hübsch und deutlich illustriert.

. . .

Einmal so weit gekommen, lag mir eine andere Versuchung allzunahe. — Ich wagte es, unsere ON selbst zu deuten und ihre Ableitung zu bestimmen.

Allerdings ein gewagtes Unterfangen! Welch eine heikle Sache es oft um die Erklärung der ON ist, und wie sehr hierin gesündigt werden kann, davon hätten die Kundigen viel zu erzählen! Wenn ein gewiegter Kenner wie W. Arnold geradezu die Behauptung aufstellt: Jede Erklärung, die von der heutigen Namensform ausgeht, ist von vornherein verfehlt, — so möchte ein bescheidener Anfänger und Dilettant, der sich der Unzulänglichkeit seines Wissens wohl bewusst ist, eben auch von vornherein versucht sein, die Flinte ins Korn zu werfen, und den Meistern die Deutung der ihn interessierenden ON zu überlassen. Arnold weiss denn auch ganz ergötzliche Beispiele von Fällen anzuführen, wo Deutungen und Ableitungen, die sich ganz von selbst darzubieten, und klar und durchsichtig wie das reinste Quellwasser zu sein scheinen, nichtsdestoweniger durchaus unrichtig sein würden. Vielgebrauchte ON laufen eben immer Gefahr, mit der Zeit bis zur Unkenntlichkeit entstellt zu werden. Der Mund der Menschen schleift sie sozusagen ab, gerade wie die Hand die viel umlaufenden Münzen abschleift. Unter Umständen büssen viel kursierende Münzen und Namen ihr ursprünglich scharfes und tadelloses Gepräge so sehr ein, dass sie kaum noch, oder auch gar nicht mehr zu erkennen sind. Wie manche Münze ist zuletzt so abgegriffen, dass nur noch ein unbestimmter Umriss der darauf geprägten Figur, eine Spur der Umschrift, sichtbar ist; und wie mancher ON würde durchaus unrichtig gedeutet, wenn nicht seine ursprüngliche Namensform bekannt wäre! Unbedingt darf da die neuere Namensform (die oft nicht nur von der alten abgewichen, sondern noch dazu eine Anlehnung an Ausdrücke der heutigen Sprache ist) nicht massgebend sein: nur die älteste Form hat zu entscheiden. Jedermann wäre z. B. versucht, den hessischen ON Altenstädt als «Alte Stätte» zu erklären; nun aber lautet dieser Name ursprünglich Alahstat und ist vom gothischen alhs, althochdeutsch alah «Tempel, Gotteshaus» abzuleiten, also = «die Tempelstätte». Martinhagen scheint von vornherein in «Hag des Martin» zu zerlegen zu sein; aber es hiess früher Meribodonhago 1074, Merebotenhagen 1241, Merbodenhagen 1464; daraus wurde später Mer-

tenhain und Martinhagen. Elmshagen hat nichts mit dem ahd. mhd. ëlm(boum) «Ulme» zu thun, sondern war ursprünglich ein Edelwinshagen. Wiesenfeld ist nicht etwa ein «Mattenfeld», sondern ein «Feld des wisunt» d. h. «des Auerochs». Hauswurz hat nichts mit der bekannten gleichnamigen Pflanze (Sempervivum L.) gemein, sondern ist Huswartes (Haim), «die Wohnung des Hauswartes». Mitterode ist keine «in der Mitte liegende Rodung» sondern «die Rodung des Muoto». Alle diese Beispiele sind den hessischen ON entnommen. Aber auch unter den ON des OE giebt es eine grosse Anzahl, die man durchaus falsch deuten würde, wollte man von der heutigen Namensform ausgehen. So ist z. B. Holzweier (Kanton Andolsheim) nicht etwa ein «Weiler im Gehölz», sondern vielmehr «der Weiler des Helold», denn es wird 760 und 761 Heloldowilare geschrieben, woraus 810 Hollalswilre wurde, bis schliesslich nach einer Reihe von Verwandlungen glücklich das heutige «Holzweier» (MA Holtswír) herauskam. Das heutige Hundsbach (Kanton Altkirch) ist ganz und gar nicht als «Bach des Hundes» zu erklären: denn sein Name lautete ursprünglich Ursbach 823, dann Uncebach 1143, Hunchebach 1179, Hunzebach 1195. Im ON Helfrantskirch (Kant. Landser) steckt durchaus kein moderner «helfender Franz», sondern der gut alt- und mittelhochdeutsche Personenname «Helfrath», wie aus dem ältesten urkundlich bezeugten Namen des Orts, Helfratheskirche 1090, hervorgeht. Der Ort Michelbach (Kant. Thann) hat seinen Namen gewiss nicht von irgend einem deutschen oder elsässischen «Michel» herzuleiten: vielmehr muss er als «Grossbach» gedeutet werden, nach dem mhd. Eigenschaftswort michel = «gross».

An einigen ON des Münsterthals selbst kann man ebenfalls darthun, wie verfehlt unter Umständen eine etymologische Ableitung wäre, die ihren Ausgangspunkt von der heutigen Namensform nehmen würde. Da ist z. B. der ON Kheäpari Gü: die neuere Schreibung (und zugleich Deutung) «Kühberg» scheint ganz berechtigt zu sein. Nachdem wir aber erfahren dass dieser Name 1252 am Kinberg, 1318 Künberg, 1441 Kienberg lautete, so leuchtet uns ein dass obige Schreibung und Deutung nicht das Richtige trifft. Weit eher dürfte man auf der wahren Fährte sein, wenn man an ahd. chien kên mhd. kien MMA kheän = «Kien, Kiefernholz» denkt (man erinnere sich des sprachlich noch lebenden nhd. «Kienspan») also: «der Berg mit dem Kiefernwald». Selbst die Ableitung von dem Keltischen (s. Schlussbemerkungen Nr. 6) dürfte noch eher erlaubt sein als diejenige

welche von MMA khùäi pl. kheäi «Kuh, Kühe» ausgehen würde. Aehnlich verhält es sich mit dem ON Schweinsbach Stw, wo die erste Niederlassung der Mönche, die 633 oder 634 über den Grat der Vogesen ins Münsterthal herniedergestiegen waren, stattgefunden haben soll. Dieser Name ist gewiss nicht in «Bach des Schweins» zu zerlegen, sondern er geht wohl auf das ahd. swain «Knabe, Hirte», ist also Bach des «Hirten(knaben)»; im 13. Jahrhundert schrieb man Sweninsbach, 1456 sweinspach.

Aus allen diesen Beispielen erhellt zur Genüge, dass man bei der Ableitung und der etymologischen Erklärung der ON sehr behutsam vorgehen muss. Man irrt gar sehr leicht, und das um so eher wenn, wie bei uns, alte Belege zumeist gar nicht vorhanden sind. Ich möchte daher durchaus nicht darauf schwören, dass die im Folgenden versuchten Ableitungen stets die richtigen seien. Indessen — «Eines schickt sich nicht für Alle». In Hessen, wo man überaus alte ON vor sich hat, mag die von Arnold aufgestellte Regel ganz am Platze sein. Sehr viele hessische ON sind jedenfalls weit mehr in die Lage gekommen, auf ihrer Wanderung von Mund zu Mund und durch die Jahrhunderte hindurch abgeschliffen zu werden, als die verhältnismässig viel jüngeren Namen des Münsterthales; denn jene kursierten sehr viel länger als diese. Schon bei den Zeiten Caesars und des Tacitus bewohnten ja die «Chatten» das heute noch nach ihnen genannte «Hessen». Dagegen wurde das Münsterthal wohl erst etwa vom 8. Jahrhundert ab von Leuten deutscher Zunge eigentlich besiedelt; und bis das Besitztum der Abtei Münster überall von Lehensleuten und Hubern bewohnt war, mögen mehrere Jahrhunderte vergangen sein. So entstanden denn viele unserer ON vielleicht höchstens gegen das Ende der althochdeutschen und im Anfang der mittelhochdeutschen Zeit (700—1200). Und da unsere MA seit dem Zeitalter des Mittelhochdeutschen überhaupt einen gewissen Zustand der Erstarrung und Beharrung beibehalten hat, so dass sie jetzt noch, im 19. Jahrhundert, mehr mittelhochdeutsch spricht als andere oberdeutsche MA, so folgt daraus, dass auch die ihr angehörenden ON dieses Schicksal geteilt haben. Sie erscheinen noch jetzt teilweise in einem altertümlichen Gewand; sie haben ihr erstes Gepräge weniger eingebüsst, sind leichter zu deuten.[1]

---

[1] Als Gegenprobe dient die Aussprache einiger auswärtigen ON. In Tseimərpà klingt noch, wenn auch auf dem Umweg der Ersatzdiphthongisierung, (s. Schlussbemerkungen Nr. 8) das *b* des ehemaligen Zimberbach (1234 ff.) nach; Ạsəlsə ist fast ganz noch

Wir laufen daher auch weniger Gefahr, bei ihrer Ableitung zu irren. Sind sie auch seltener durch alte Belege gesichert, so dürfte doch hier das Axiom, man solle nicht von der heutigen Namensform ausgehen, nur eine bedingte Geltung haben.

Sehr dienlich waren mir bei meinen Untersuchungen folgende Werke:

Arnold, W.: Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme, zumeist nach hessischen Ortsnamen. Marburg 1876.

Bacmeister, Ad.: Allemannische Wanderungen. Stuttgart 1867.

Birlinger, Ant.: Hohenzollerische Orts-, Flur- und Waldnamen (in der Zeitschrift Allemannia, Bd. I (1875) und ff.

— Rechtsrheinisches Alamannien: Grenze, Sprache, Eigenart. Stuttgart 1890.

Buck, M. R.: Oberdeutsches Flurnamenbuch. Stuttgart 1880.

Förstemann: Altdeutsches Namenbuch. I. II. Nordhausen 1856 und 1859.

Mone, F. J.: Celtische Forschungen zur Geschichte Mitteleuropas. Freiburg i. B. 1857.

Müllenhoff, K. V.: Deutsche Altertumskunde. II. Berlin 1887.

Stehle, Bruno: Orts-, Flur- und Waldnamen des Kreises Thann im Ober-Elsass. 2. Aufl. Strassburg 1887.

Stöber, A.: Alsatia.

---

das Ansolsheim von 1187, da die Andolsheimer selbst doch längst Àntəlsə aussprechen. Wol (für La-Bresse), Hornəpari (Cornimont), Kèrsèi (Gerardmer), Wàkətâl (Vagney), Morts (Le Valtin), Wentrùŋ (Ventron) reichen mindestens ins 16. Jh., wohl auch noch weiter hinauf, und bezeugen in ihrem Teil die oben erwähnte Erstarrung und Beharrung unserer MA.

Zusammenstellung der Abkürzungen.

Münsterthäler Ortschaften.

S = Sondernach.
Ml = Metzeral.
M = Mühlbach.
B = Breitenbach.
L = Luttenbach.
E = Eschbach.
Mr = Münster.
Su = Sulzeren.
Stw = Stossweier.
H = Hohrod.
Gü = Günsbach.
Gr = Griesbach.
W. i. Th = Weier-im-Thal.
T = Türkheim.

Stoff = Stoffels Topographisches Wörterbuch.
OE = Ober-Elsass, oberelsässisch.
ON = Ortsname, Ortsnamen.
FN = Familienname.
PN = Personenname.
GN = Gemeinname.
MA = Mundart, Mundarten, mundartlich.
GMA = Grossthalmundart.
MMA = Mundart von Münster.

ahd. = althochdeutsch.
mhd. = mittelhochdeutsch.
nhd. = neuhochdeutsch.
m. = männliches } Geschlecht.
f. = weibliches } Geschlecht.
n. = sächliches } Geschlecht.
MTB = Messtischblatt (Deutsche Generalstabskarte à $^{1}/_{25000}$).

A.

Â f. Âšir Âwaltlə Âwâsə Štèinâ m. u. n. S, *Â* f (ti fèrtər, ti häŋər) Metlâ [[*im Mittlaw* 1580 *im Mittlah* 1583 *ein koler im Mittlahe* 1585 *Mitla* 1590 *der koler im Mitlah kolben* 1602 Kirchenbb. von M]] Wolmsâ (Wormsâ) f, Štèinâ n. [*Steinachs montag* 1339 *steynachbrunnen* 1456] Štýtâ [*ob dem Studach* 1456] Ml, *Štokâ* m. [*Stockach .... storkach* 1456] Witâ n. [*zi Widach* 13. Jh. und 1339 *wydach .... ab dem wydechelin*] M und L, Tornâ n. M, Witâakər B, Tornâ [*jm dornach* 1456] L, Âwâsə Âlit Su, *Â* f. Witâ n. Stw, Štäinâ E. «Ah, Ahwäldele, Mittlah, Stocka, Steina, Studach, Wida, Dorna, Ahlitt.» Im übrigen OE scheint nur die Form Ài Oi vorzukommen, jetzt «Au» geschrieben [*uss der Auw* 1482 Dorf Aue, *in der Owe* 1285 Altkirch, *in der Owe* 1312 Colmar, *Awe* 1347 Hirsingen, *Owa* 1210 Sulz].

Zwei Wurzeln: a) das gemein germanische ahwa [ap, ahwa, affa, ach u. s. w.] = «fliessendes Wasser, Wasserlauf, bewässerter Grund»; b) ahd. -ahi mhd. -ehe, ein Collectivum, auf massenweis beisammen stehende oder liegende Gegenstände gehend: Štýtâ «Ort wo viele Stauden, Sträucher stehen.»

Aftərməs M. Aftərísəmât Stoff hat 15 mit «Affter» zusammengesetzte ON [*am Affterberg* 1431 Eschenzweiler, *die efftermatte* 1453 Hartmannsweiler, *an dem aftern berge* 14. Jh. Zimmerbach].

ahd. aftar mhd. after, adj., «hinter, nachfolgend». In unserer MA kommt das Wort auch sonst noch vor: aftərmántik, aftəršlâk, aftərtan.

Àiərštəpà Su — Le Valtin, französ. le Tanet. Stoff falsch «Eggersteinbach». Daneben hat er noch 4 «Ägersten-» [*die Egerstennhurst* 1540 Franken].

mhd. egerde, «unbebautes Land»; daher in unserer MA das Adj. áiəršt, «unbebaut liegen bleibend.»

Akərlə n. S M B E Su, Àlmaŋàkər Rènərsakər Rèisərsàkər S, Páràakər Ml und B, Pùrnàkər Rietəriakər M, Pùrnàkər Náiərsakər Ìsàksakər Hófàkər Su, Paitsakərlə Läimàkər Èkàkər Prùkəàkər Prènakərlə Stw, Táfsàkər H, Hoiàkər Su Gü, Hoiàkər Amakər Litàker Tsiäilərakər E. — «Äckerle, Bären- Born- Benzacker,» u. s. w. Im OE zieml. viel «Acker-, -acker.»

ahd. acchar mhd. acker.

Alikmýrə pl. Stw Stoff hat «Elligmur» und versetzt diese Stelle irrtümlich nach S. Anklingend lauten: «Elli» [*im Ahlin* . . . . *Ähelin* 1560 Niedermorschweier] und [*Aligenschweg* 1515 Meyenheim.]

Àlmaŋàkər S. Im OE eine stattliche Anzahl «Almend-» [*communis terre que almende dicitur* 1299 Contr. Unterl. Colmar *almende* . . . . *almeinde* 1303 Trouillat III 47, *of den almendenweg* 1312 Heiligkreuz].

mhd. almende f. «Gemeinweide». — Der GN Àlmaŋ f. bezeichnet, in jeder unserer Gemeinden, die allen Bürgern zur Benützung überlassene Gemeintrift. —

Àlt- in: Àltəkyùt Àltəwàsə S, Àltəhóf [*in loco qui dicitur im alten hove* 13. Jh.] Àltəweiər Ml, Àltmàt Àltmàtkhopf M, Àltəpari B, Àltəkrá(i) Àltəwàsə Àltmàt Su, Àltəpari Àltəpà Stw Àltəkártə Mr, Àltəpàχ Gr W i. Th. «Altengut -hof -weier, u. s. w., Altmatt.» Die Zusammensetzungen mit «Alt, Alten» sind bei Stoff äusserst zahlreich; älteste Belege [*Altdorff Altorff* 898 Wettolsheim-Winzenheim, *Altenburg* 1298 Bergheim, *in dem alten berge* 1298 Kienzheim-Sigolsheim, *Althaim villa* 728 Beblenheim-Zellenberg, *Altikirch* 1102 Altkirch]. — ahd. mhd. alt.

Àltəkrá(i) s. Kráiəpari.

Am f., Aməpryoχe S-Ml, Amərèin und, an einer zweiten Stelle, ùf ter Am, ewərti Am Ml, Amšír Amakər pl. E. Stoff «Emm (auf der) Emmenbrochen, Emmenrain» und für den 2. Metzeraler ON falsch «Ober-Emm», für den Eschbacher ON «Emsacker». Als älteste Schreibung für ersteres Am gibt Stoff [*auf der End* 1576] an; die Kirchenbb. von M 1574 ff. schreiben [[*vff der Emmd, vff der Emme, vff der Embdte, Em*]]. Sonst im OE nur noch «Emmenstal» [*jn dem empenstal* . . . . *enpenstal* 1451 Tagolsheim].

Die Flussnamen E m s, E m m e werden meistens für vordeutsch angesehen, Buck und Arnold (zum Fluss N. O h m) denken dabei an irisch a m a m h a n «Wasser.»

Ueber die Sage, welche sich an die «Emmkirche» knüpft, s. J. Bresch, Vogesenklänge, SS. 9 und 136, und «Erwinia» II.

Àməltâl, À m ə l t â l p ù r n ə -p á χ l ə -r ṷ̀ s Ml, À m ə l t â l Sulzbach [*Ammentalbach* 1209]. À m ə l š p ə H [*in almrichspach* 13. Jh.]. «Ammelthal, Ammelspach.»

Letzterer ON geht unbedingt auf den PN Amalrich, die beiden ersten vielleicht auf den PN Amalo zurück.

Àmsəpari Ml, À m s ə k h è p f l ə Stw. Im OE noch 6 Zusammensetzungen mit «Ameis».

ahd. a m e i z a mhd. a m e i z e GMA á m s «Ameise».

Ânləs m. À n l ə s k h o p f Ml. «Anlas».

Aŋəlpari B «Engelberg». Im OE noch einige gleichnamige Orte.

ahd. e n g i l, a n g i l mhd. e n g e l. Oder PN A n g i l-.

Àŋəniėsmàt S. Wahrscheinlich der [*Nyessengarte* 1456], bei Stoff «Niessengart». — PN «Agnes».

Àplos m. Su E Gü, À w l ə s m. S M, H ė s l ə à w l ə s Ml, Š t o l t s à p l o s m. Stw. Bei Stoff «Abloss, Ablass, Stolzen Ablass.» MTB 3660 unrichtig «Stolzer Ablass». Im OE noch ausserdem 4 mal vorkommend.

Unsere ON gehen alle auf Stellen an Wasserläufen; bezeichnet waren wahrscheinlich irgendwelche Vorrichtungen zum Laufenlassen aufgestauten Wassers.

Àpfəršpà, Å p f ə r š p à, À m p f ə r š p à (χ) Stw [*im Ampfersbac* . . . . von *Amphersbach* 13. Jh. *Ampferspach* 1407 und 1456] [[*Ampferspach*, einige male *Amperspach* Kirchenbb. von M 1574 ff.]] Stoff hat das Wort «Ampfer» ausserdem nur noch 5 Mal [*an der ampfer Egert* 1523 *am ampferen weg* 1471 Fortschweier-Sundhofen, *im ußeren Ampferstall* 1707 Obersteinbrunn].

? a m p f a r o mhd. a m p f e r «Ampfer». Buck ist der Meinung, dass die mehrmals vorkommenden Flussnamen «Amer, Ammer, Amper, Ambrach» auf einen vordeutschen Stamm zurückgehen; dagegen sieht Förstemann den Stamm A m b r «Bach» auch für deutsch an.

Àpshóf A p s a k ə r À p s p a r i S, p i t ə r À p š i r B, À p s w à l t L Stw, À p s t à l [*Aptztellin* 1441] Wasserbg. «Abtsberg, -thal, -wald». Kommt sonst nur noch in Wettolsheim vor [*jm Aptzwingarten* 1487].

ahd. mhd. a b b â t mhd. a p t, a b b e t.

Aeltere Leute erinnern sich, dass an der Stelle die man jetzt noch pi tər Àpšír B nennt, eine grosse, ganz zerfallene Scheune stand. — Alle diese ON gehen auf Gelände die der Abt von Münster, welcher Lehensherr des grössten Teils des Thals war, in eigener Bewirtschaftung hatte. Vgl. Hèrəpari.

Arpərš f. Fortərarpəršmàtə Ml [*ertprust* 1456]. «Erbersch». Daneben noch einige «Erdbrust, Erdbruch, Erdbrunst» [*vnder dem erdbrust* 1453 Murbach, *by dem erdprost* 1441 Wasserburg, *ertbrustberg* 1348 Uffheim].

mhd. brust «Bruch», vom Zeitw. ahd. brëstan mhd. brësten «brechen, reissen, bersten». Heute sagt man bei uns ártprùχ = Erdbruch, Erdrutsch. S. d. W.

In unserer Arpərš entstehen viel Erdschlipfe an den steilen Wänden, welche das Mittlachthal auf der Nordseite begränzen. Im Winter 1889-1890 sind deren drei niedergegangen.

Ártprùχ m., Ml Stw. Stoff «Erdbruch». Vgl. Arpərš.

Ašərə m. Su. «Escheren».

ahd. asc mhd. asch «Esche»? Oder ahd. asca mhd. asche esche «Asche».

Aršlit n. E. Stoff und MTB 3660 «Ehrschlitt», mit falscher Verlängerung der ersten Silbe. Hier dürfte, umgeformt und abgeschliffen, der sehr alte ON Isneida vorliegen. Eine Schenkungsurkunde vom 12. Juni 823, umschreibt einen vom kaiserlichen Staatsgut (fiscus) des Colmarer (Columbarium) Gaues abzutrennenden und der Abtei Münster zu schenkenden Wald also: «id est per locum ubi Breidembach rivolus in Fachinam confluit, sursum usque ad locum ubi rivolus surgere incipit, deinde per semitam que nominatur **Isneida** usque ad montem qui appellatur Swarzumberg etc. (Alsat. dipl. I, 69). Das heutige Aršlit liegt bestimmt auf oder an der hier genannten semita Isneida; da das lateinische per entweder «längs an» oder «über» bedeutet, so war gedachter Pfad (semita) die südliche Grenzscheide des geschenkten Waldes, oder aber auch ein von dem Thale her zu der jetzigen «Wasserburger Höhe» hinaufführender Pfad, den die südliche Grenze des geschenkten Waldes etwa oberhalb der jetzt noch Aršlit genannten Stelle durchschnitt. Somit wäre hier ursprünglich eine Schnaid Schnait, wie man noch in Schwaben und Bayern sagt, d. h. ein «ausgehauener Waldweg, eine gereinigte Waldstrecke» gemeint, ahd. mhd. sneita, sneite

(zum Zeitwort ahd. snîdan mhd. snîden «schneiden»). Vgl. A. Stöber über den ON Paphinisnaida «Pfaffenschnaite» in der Rev. d'Als. 1854, S. 46.

Aṡpə, m. L, «Aspach». Stoff weist noch 8 «Aspach, Aspi» auf [*Aspach* 1307 Dorf A., *Arlispach* 1305 *Arnlispach* 1307 *Arnolczbach* 1316 Mittel- u. Niedermuspach].

ahd. aspa mhd. espe «Espe»; oder ahd. asc mhd. asch «Esche». Doch beweisen die letzteren alten Belege, dass möglicherweise auch an Ableitung von einem PN Ara-, Arin- gedacht werden darf.

Ą́tərlə, n. S, «Anderle». Daneben noch ein «Enderle» Oderen und ein «Anderlé» Le Puix (bei Giromagny).

Âwaŋ f. Âwaŋwái W i. Th. Stoff hat etliche «Anwander».

ahd. wenti mhd. wende «Grenze, Umkehr, Wendung».

B (s. P).

D (s. T).

«Darensee» existiert nur in der Schriftsprache [*Darensee* 1576, *Darensee* 1644]. Die MA des Münsterthals kennt nur den «Sùltsər(ər)sie oder -sé». Auffällig ist, dass der «Sternsee» im Massmünsterthal in den alten Belegen [*Ternenseē* 1550, *lac dit Ternensée ou Tarensée* 1731] genannt wird, und dass der Tegernsee in Oberbayern in den Urkunden des 8. bis 10. Jahrhunderts als *tegarinseo*, *tegaranseo*, *tagaranse*, *Degarensee* bezeugt ist. Sollte da nicht eine gemeinsame (keltische?) Wurzel vorliegen? Die Bergseen der Grafschaften Cumberland und Westmoreland in England sollen in der alten dortigen MA **tarn** genannt werden.

E.

Eimepà Eiməpaχlə M «Immenbächlein». Es kommen im OE noch etliche «Immen-» vor [*zû jmme grunde* 15. Jahrh. Mörnach].

? ahd. imbi nhd. imbe MA eimə m. «Bienenschwarm». Oder mit am verwandt?

Eimərpà S [*niedere- obere eymerbach . . . von Seymerbach* 1456] «Eimerspach».

Èiwəl f. S «Eibelwald, Eibelmiss» MTB 3668 falsch «Eibenwasen».

? ahd. îwa mhd. îwe «Eibe».

Èiχholts Ml und B, Èiχwaltlə M, Äiχwaltlə Su, Äiχwàlt H, Äiχholts Äiχhùrst E. Stoff führt auch ein nicht mehr bekanntes [*bi der eiche* 1476 S] an. Er hat von den obigen: «Eichholz, Eichwald»; daneben im OE eine Unzahl von Zusammensetzungen mit «Eich» [alte Belege: *eich, eych*].

ahd. eih mhd. eich MA èiχ äiχ «Eiche».

Èk, em Èkə m. und n., Su, Èk n. Èkwàn Èkmàt S, Hyonèk m. n. Ml, Èwərèk M, Fásəèk Mr [*Hugo de Vesuneca* 1161, *Henricus de Vesenegga* 1222, *Vasenachtsmontag* 1339, *Fesenecke* 1411], em Èk Gü, em Èkə Wi. Th. «Eck, Eckmatt, -wann, Feseneck». Im OE an die 50 «Eck, -eck» [*an die egk* 1479, *auf der Eckh* 1725 Leymen, *vf der ege* 1337 *ob der egk* 1372 Brunstatt, *im Eckwaldt* 1567 Wolschweiler, *in der eke* 1345 Buschweiler].

ahd. ekka «Spitze, Schwertschneide»; mhd. ecke, «Schneide, spitze Ecke, Kante».

Èkərṡpari B [*Eckersperg* 1456]. [[*Eckersberg(k)*, *Eckerßberg* Kirchenbb. von M. 1574—1600]] «Eckersberg». Offenbar = «Ekhartsberg». Der «Eckersberg» bei Alt-Breisach (Mercure français XXII, 1639/40) ist ebenfalls ein «Eckartsberg».

Eklèsrụs m. M. Stoff kennt eine «Eglishaul» [*an der Egelesshalden* 1489, *an der Egelszhaldt* 1656 Sulzmatt] und eine «Eglisgrub» [*by der Eygellgrueben* 1565 Hirzbach].

ahd. egidëhsa, mhd. egedëhse GMA eklès f. «Eidechse».

Eliəkhopf, Bergspitze auf welcher die 4 Gemarkungen S Ml M B zusammenkommen. «Lilienkopf oder Jelienkopf».

? vom PN Jilg, Gilg (Aegidius).

Èlm f. M Mr. Stoff (für Letzteres) «Elm». Èlmprùk Mr. Im OE noch einige «Elm, Elmen» [*in der Elm* 1575 Blotzheim, *zu den elmen* 1441 Henflingen. — ? ahd. mhd. ëlmboum, MA jetzt ryùs rùās «Ulme». — Unsere beiden «Èlm» liegen je an einem Wasserlauf.

Èlsmètlə B. Den Flussnamen Elz sieht man meist als vordeutsch an.

Ensəl f. Su, «Insel». ahd. isila mhd. insel.

Èrkəpà m. Èrkəpàwaltlə M [[*Ergebach* 1741, handschriftl. Aufzeichnung]] Stoff kennt nur eine «Ergelsmatt»

[*ergkers matte* 1441, *erkerszmatt* 15. Jahrh. *Ergoltzmatter bann* 1682].

Êrlə n. S [*Erlach* 1456] Su [[*Mattis Im Erlach, Hansen im Ehrlachs sehliger Hinderlassener sohn zue Sultzrah* 1580, Kirchenb. von M.]] Êrəlmes Êrəlmesrûs (auch Êrləmes) Ml, Êrləwâsə M Êrləpà B [[*Erle(n)bach Ehrlenbach Erlabach* Kirchenb. von M 1574—1600.]] Êrləmàtə E und W. i. Th. «Erlach, Erle, Erlenmatten, -wasen». Aus dem OE gibt Stoff einige «Erlach» und zahlreiche «Erle, Erlen» an [*zu Erlach* 1441 Hunaweier, *jn den erlen* 1498 Altkirch, *zu erlebrun* 1358 Ammerschweier].

ahd. erila elira, mhd. erle, MA èrlə «Erle». Im Metzeraler ON Êrəlmes ist noch die ahd. Wortform erhalten.

äm **Èrp** n. Ml Stoff hat etliche «Erben» [*im Erben* 1328 *im Erb* 1588 Hunaweier, *zum erbe* 1316 *zen erben* 1347 Wolschweiler]. — ahd. erbi arbi, mhd. Erbe «das Erbe».

Êsəlrek Ml, Êsəlfârt W. i. Th. [*eselwarte* 1452]. Stoff hat eine Anzahl «Esel(s)-» [alte Belege: *esel-*]. — ahd. esil, mhd. esel, MA êsəl.

Èšpə n., das Dorf «Eschbach». [*Oschinsbach* 13. Jh. *eschenbach* 13. Jh. *Eschispach* 1339 *Espach* 1456] [[*Eschenbach* 1194 (bei Dom Calmet S. 81) *Espach Eßpach* 1574 Kirchenb. v. M]] Fortərèšpə Heŋerèspə, zwei Dorfteile. Bei Stoff eine Anzahl «Esch, Eschen-» [*an der eschen* 1451 *in der Esch* 1507 *Eschburn* 1509 Rixheim, am *Escbühl* . . . *Estbühl* 1441 Reichenweier, *zer eschelin stude* 1347 Leymen]. — ahd. asc, mhd. asch, MA štèinèš «Esche».

Èstəpə m. Gr. — W. i. Th. [*apud Gruzensbach Osternbach* 13. Jh., *in Estenbach* 1498] «Östenbach». S. Yoštər.

Êwənə f. Su, ti kryos Êwənə M, Êwəhèit n. S, Pùäχholtsêwənə Gü. «Ebene, Ebeneheiden». Im OE eine Anzahl «Ebene», [*vff dem ebnete* 1441 Brunstatt, *vff der ebnen* . . . *vf der ebne* 1537 Sennheim]. — ahd. ëban, mhd. ëben MA êwə (subst. êwənə f.) «eben, flach, grade».

Èwərèk n. M, Èwərə Prèitəpà [*Obern Breitenbach* 1407 *vom öberen* Br. 1498] [[*Oberbrettebach Oberenbreutenbach* 1574—1600. Kirchenb. v. M]]. Èwərmàt Ml und B, em èwərə Hof Su, ti èwərə Kártə Gü «Ober-Breitenbach, Oberhof». Im OE viel «Ober-» [*Ober-Aspach* 1216 Dorf ds. Namens, *im öberen veldt* 1516 Appenweier].

ahd. obaro, mhd. obere, MA tər èwər «der Obere».

F.

Fail n. Ml Stw, Letsəlfail Laŋəfalt S Klą̊fail Kàšəlparifail Ml Altmàtfail Pùrnfail M Lèriχə-falt B Faltàkər Faltmàtə L Hertəfail Gü. «Kastelbergfeil, Lützelfeil, Lerchen-, Langenfeld, Feldacker.» Im OE eine Anzahl «Feld-» [*Veltpach* 1258 Dorf Feldbach, *an den velt stucke* 1380 Habsheim, *Felakirche* 780, *actum Felakyrchio* 784 Feldkirch].

ahd. fëlt, mhd. vëlt «Feld, Boden, Fläche, Ebene». Appellativisch gebraucht, bezeichnet fail n. die Hochebenen unserer Gegend. Gehört zu denjenigen Wörtern unserer MA bei welchen, als Ersatz für ausfallendes *d t* oder *b p* vor *l m n*, ein Diphthong entsteht : mhd. vëlt wird fail, prant wird pràin, halde wird hàil, krumb wird krùim, kumbər wird khùimər u. s. w.

Fą̈išterwą̂t f. Ml Stoff hat «Finsterewand», sowie noch einige Zusammensetzungen mit «Finster» [*an der finstren gassen* 1468 Mülhausen; *im Finsterwaldt* 1553 Brunstatt]. — ahd. finstar mhd. finster, GMA fą̈ištər.

Fàlkmes f. Su «Falkmiss».

Fàrnweiər Ml «Farrenweiher. Im OE nur wenig «Farn» [*vff den vnderen vornacker* 1370 *im farnacker* 1440 Wattweiler].

MA fàrn, ahd. mhd. varn, varm «Farnkraut».

Fásəèk n. Mr [*Hugo de Vesuneca* 1161 *Henricus de Vesenegga* 1222 *Vasenachtsmontag* 1339 *Fesenecke* 1411] «Fesenecke».

? Ob ein wisunt darin steckt?

Fáχt f., der das Münsterthal durchfliessende Hauptbach, die «Fecht» [*in Fachinam* 772, *inter duas Pachinas fluvium* 747 . . . *super fluvium Phachina* 865, *in fluvio qui Vaconna dicitur* 12. Jh., *super rivulum qui Waconos dicitur* 13. Jh. . . . *vf die vechin* 1371 *vff der vechen* 1407, *Fäch, fech* 1536, 1552, *vff die alt vächt* 1560]. — Stoff hat noch «la Féchotte» [*an der Fetschatte* 1583 Fèche-l'Église] und «Fechtenmatten» Knöringen, «Feckenmatten» Hegenheim [*bi veckenmatten* 1457].

ahd. fah fahh, mhd. vach, eigentlich «Abteilung», dann : «Mauer, Damm, Umzäunung im Wasser».

Fèkləsmàt Ml. Ob mhd. vögelins mat? oder sollte das von Stoff für B angegebene, sonst aber verschollene «Vogtsmatt» [*vogtes matt* 1456] hierher gehören?

-fèlse m. in: Stràlfèlsə Tâsfèlsə S, Kràpəfèlsə Klàŋk- Párə- Kletsər- Šatə- Rùnt- Hùnts- Šnakə-Klų̀sfèlsə Ml, Wisfèlsə Rísfèlsə Ml—M, Ràpfèlsə B Krùpəfèlsə Śpetsəfèlsə Stw, Khàntsəräinfèlsə Rýtikfèlsə Gü. Letzterer ist eine Gruppe mächtiger Blöcke aus Vogesensandstein, der hier aus einem Conglomerat von abgerundeten Quartz und anderen Steinchen, verkittet durch ein sandsteinartiges Bindemittel, besteht; daher der pittoreske Name «räudiger Fels». — Stoff nur «Dahfelsen, Spitz-, Krappen-».
ahd. fëliso, mhd. vëlse vëls, MA fèlse.

tər Fərprènt Rekə S, tər Fərprènt Wàlt Mr, «Verbranndt», «Verbrennten Rücken».

Ferštmes f. Ml [*fursztmusz, chaume* 1594]; in La Bresse, zu dessen Gemarkung der Hauptteil des «Wasens» gehört, schreibt man Ferschmuss. Helsəferšt Prèitferšt S [*uff ein berg, haist braitfürst* 1550] Palferšt Stw «Firstmiss, Hilsenfirst, Breitfirst». Im OE einige andere «First».
In unserer MA ist feršt noch als Appellativum gebraucht, und bezeichnet die höchsten Bergkämme. Stoff bemerkt ebenfalls, dass virst, virste, fürst allgemein gebraucht wurde, um den Grat der Vogesen zu bezeichnen, welcher Elsass und Lothringen scheidet: [*frömde leut . . . die über die Virste kement* 1315; *zwischem dem Rhyne und der Virst* 1400].
ahd. first, mhd. virst «Spitze des Daches, First»; MA ferštpoim «Firstbaum».

Fešpêtle Ml—M. MTB 3660 falsch «Fischbädle». S Pótə. Stoff richtig «Fischbödle»; aber irrtümlicherweise versetzt er dasselbe in die Gemarkung von Sulzeren. — Fešərwą̊t Ml. Im OE nur wenig «Fisch-, Fischer-» [*vischerbach* 1470 Ensisheim, *vyscherweldelin* 1516 Heilig-Kreuz].
ahd. fisk, mhd. visch, MA feš «Fisch».

Firštąįrų̀s Ml «Feuersteinrunz».

Flâskriter pl. S, Flàslànt B. Im OE nur etwa 10 Zusammensetzungen von «Flachs» [*im flaxland . . . flachszland* 1558 Sulzbach, *zu flazlande* 13. Jh. *Flachslanden* 1233 Dorf Fl.]
ahd. flahs, mhd. vlahs, GMA flàs.

Flie f. M B, Flieakər M, Pflielə S, Flièàkər Stw, Hóflеä Gü [*zu der hohen flühe* 1456]. «Pflüe, Pflüegle, Hohflie». Im OE eine Anzahl «Flieg, Flich, Flühe, Flühelen» [*in monte qui dicitur vlûwe . . . zu flühen* 1250, *an der flühe* 1453, *in der flüegen* 1540 Gebweiler, *an die flühe* 1453 Kaisersberg, *in der flüen* 1330 Liebenzweiler, *an der flûgassen*

1380 *fliegassen* 1567 Dürlinsdorf, *vnder der fluw* 1494 Bartenheim, *das flühelin* 1441 Rappoltsweiler.]

ahd. fluo(h), mhd. vluo «Felswand». Als Appellativum in unserer MA verschollen.

Foilərsmàtə Gü, Foilsräin E. — Stoff hat drei «Vogler» [*im vogler* 1501 Habsheim, *jm fogeler* 1465 *zu dem vôgeler* 1489 Mittelmuespach] und einen «Voglersweyer» Liebsdorf.

mhd. vogelaere «Vogler», ahd. fogal, mhd. vogel «Vogel», MA fokəl, foïl.

Forləweiər Su; Stoff falsch «Fohrenweiher» und ebenso unrichtig einen «Forlenweiher» für Ml (wohl Verwechselung mit dem «Fischbödle»). Sonst führt er aus dem OE noch einen «Forellenweiher» und einen «Forellenrunz» an.

ahd. forhana, mhd. fórelle (mit Betonung der ersten Silbe) forle, forhen, forhe. In der MMA sagt man zuweilen noch fèrələ = «ganz kleine Forelle», ebenfalls mit Betonung (Verlängerung) der ersten Silbe. Die heutige MA Form für Forelle ist fùral (◡◡́). — Oder MA fórlə n. = «Kiefer» ahd. forha mhd. vorhe.

äm Flyùs S, Tsyùflùs m. Ml, Flyäs, Flyäswàlt, -màtə L. Für den zweiten dieser ON hat Stoff falsch «Flus», mit den richtigen Belegen [*zu ulûhe* 13. Jh., *zu Fluß* 1576]. Die Kirchenbb. von M haben [[*der Meyer im Zuefluß* 1580, *zum zufluß* 1591]]. Im OE nur einige wenige «Flöss- Floss-».

ahd. fluss, mhd. vluss, MA flyùs, flûs «Flùss, Guss, Strom».

Fràŋkətâl n. Fràŋkətàlkhaiər (eine Höhle) Stw. «Frankenthal». Bei Stoff. finden sich ungefähr 12 ON vor, die mit «Franken» zusammengesetzt sind [*Frankhon* 1144 *terram de francon* 1194 Dorf Franken, *jn frankental* 1421 Heidweiler, *vor franken tûrlin* 1250 Gebweiler, *juxta Frankenwege* 1259 Colmar (Weg vom Ladhof in das Münsterthal].

Ein Metzeraler Bürger erzählte mir: Hinter der Räŋkmýr (Brustwehr, Ringmauer) am nordwestl. Abhang des Nächstenbühls seien einst die Franken verschanzt gewesen, ihnen gegenüber, auf dem Hoheneck, lagen die Hunnen; es kam lange nicht zu einer Entscheidung; endlich stiegen die Franken (durch den Soldatenschlatten) hinunter in's Frankenthal, kletterten an der steilen Ostwand des Hoheneck hinauf, und warfen die Hunnen aus deren Verschanzung hinaus; viele derselben fanden den Tod im «Blauenwamsschlatten», einem Abgrund der sich in's Wormspel hinunter zieht . . .

Frèšwir n. [*fröschwilr* 1498] [[*Fröschweier*, *Fröschweyher* Kirchenb. v. M, 1575]] L «Fröschweier». Im OE

gegen 40 «Frösch-, Fröschen- [*Froeschbach* 1272 Banzenheim *Fröschengraben* 1451 Kingersheim, *in der fresch* 1777 Werentzhausen, *zue froschweiler* 1580 Sennheim].

ahd. frosk mhd. vrosch MA frèš f. Vgl. Wir.

Froiəkhopf, auch Froiəåkərkhopf Mr. «Frauenkopf, Frauenackerk.» Sonst im OE mehrere «Frauen-, Fräulin-» [*frowenmatten* 1440 Knöringen, *vnser frowen sleiffe* 1394 Bühl].

ahd. frouwa mhd. vrouwe «Herrin, Gebieterin, Dame, Gemahlin, Weib». MA. froi «Frau».

Frûntsal Fryontsal L [*ze fronezelle* 1339] [[fronzell Kirchenb. von M 1574]], Fryonhof- [*zu fronhoff* 1456 ... *die recht des fron hofes im Münsterthale* 15. Jh.] jetzt nur noch unter dem Namen Mèiərhof bekannt, M, Fryon-(Frûn-)matlə B [*fronmettelin* 1456] Fryomes S. «Fronzell, Fronmättlein,» zu OE zieml. viel «Fron-» [*fronacker* 1392 Ensisheim, *fronberge* 1289 Herlisheim-Egisheim, fronhof 1359 Dammerkirch].

mhd. vrôn adj., «den Herrn betreffend, herrschaftlich, heilig». MA fryùn f. «Frohnarbeit».

Fùəspótə m. B. Stoff. kennt einen «Fussgarten» [*fuosgarten* 1278-1493 Kientzheim].

Fùriχ f. Wàsərfùriχ Mr-L. Stoff. hat nur wenig «Furch-» [*zer furch* 1361 Bettlach, *furchmettelin* 1453 Gebweiler].

MA fùriχ f. ahd. furuh mhd. vurch «Furche».

Fùrt f. B [*zu furt .... furt stege* 1456] B. «Furt.» Im OE noch einige andere einschlägige ON [*by der furdt* 1561 Brunstatt, *Vörte* 1314 *Furth* 1567 Dürlinsdorf].

ahd. furt mhd. vurt «Furt». Das Appellativum ist bei uns total unbekannt.

Fylwáslə Ml. MTB. 3668 falsch «Pfulwasen». — MA fyl ahd. fûl mhd. vûl «faul».

G (s. K.)

H.

Hâi m. Mr—Gü, Hàimél Gü, Hàimàt E, Hàiəpuəχəwàlt B. «Hag, Hagmühle, -matt». Im OE eine Anzahl «Hag, Hag-, Hagen-» [*ein felld nennt man den Hag* 1550 Sulz, *zu Hagen* 14. Jh. Egisheim, *zu dem Hagene* 1489 Haus-

gauen, *Hagenach* 1292 Reichenweier, *die hageten matten* 1421 Oberspechbach].

mhd. hac (Gen. hages) «Dorngesträuch, Gebüsch, Einfriedigung, umfriedigter Wald, Park». MA hâi «Hag».

Haifleŋ f. Su «Hempfling, der untere H.» Daneben hat Stoff nur noch «Henfling» und «Henflingen» «volkstümlich Haiflingen» [*Henfflingen* 1421 *Hemflingen* .... *Hänflingen* 1451 Dorf H.].

? Ob zu MA hą̊pfəl hàmpfəl m. f. «die Handvoll», von mhd. hant vol. ? oder zu ahd. hanaf, hanof mhd. hanəf, hanf «Hanf»?

Hàil f. M B L Mr Su Stw Gü, Wą̈įtərhàil ti Hàilə pl. [*schißhalden* 1456] S, Pårthàil Paχləshàil M, Lisəmeshàil Tùrhàil B, Klàŋhàil Ṡoshàil Kharpholtshàil Su, Hàil Sùmərhàil Stw, Làŋhàil H. Bei Stoff lauten diese Worte teils «Hagel -hagel teils -haul Klanghaul Sommerhaul», u. s. w. Daneben aus dem OE ziemlich viel «Halden» [*vnnder der halden* 1494 Bartenheim, *die halden* 1351 Geberschweier, *an der haulden* 1578 Sulzmatt] «Hallen» [*an der halden* 1421 Berenzweiler, *vff den halden* 1364 Obermuespach, *an der hallen* 1723 Winkel] und «Haulen, Haul» [*by der halden* 1340 Liebsdorf *vff der haulen* 1671 Tagolsheim].

ahd. halda mhd. halde «Bergabhang». — In unserer MA tritt eine Diphthongisierung ein, als Ersatz für das ausfallende *d*; vgl. pràin, fail u. s. w. Aeusserst selten wird dieses Wort noch appellativisch, d. h. als GN gebraucht.

Hàikiesə pl. B Stoff hat nur «Heygiesen» [*hogiesen* 1563, *haggiessen* 1608, *heygiesen* 1783 Gemar] und etliche «Heu-» [*heuwenberg* 1533 Geispitzen].

ahd. giozo mhd. gieze «Wasserfall, Strudel, enges Rinnsal». — S. Hoi.

Hàitsəpél Stw [*Hetzenbühel* 1456]. «Heitzenbühl». Geht wohl auf den PN Hegizo, Hesso zurück.

Haksəpêtlə M Haksəkàs Mr Haksəplàts Gü. «Hexenplatz». Daneben aus dem OE noch eine Anzahl «Hexen» [*bi der hexen sül* 1523 Sundhofen, *bi dem hechsbirböme* 1290 Geispitzen].

ahd. hagzissa, hagazussa, hagzus (hàzus, hàzissa) mhd. hecse f, MA haks f.

Hâlèi f. M-Ml, «auf der Halley».

? Vom früher im Thal verbreiteten PN «Halley». Oder mhd. lei, leie «Fels, Stein, Steinweg».

Birlinger gibt als ahd. mhd. ein h â l i, hæle «steil» an. S. aber auch Schlussbemerkungen Nr. 7.

Hàmər m., früher P f å n ə h à m ə r Mr (jetzt Baumwollspinnerei, früher Kurzwarenfabrik) H à m ə r š m e t ə f. Walbach (jetzt ebenfalls Baumwollspinnerei und Weberei). H à m ə r-š t à t Ml. — «Hammer». Im OE noch einige ähnliche ON.
ahd. h a m a r mhd. h a m e r.

Hàmələmàt Ml, H à m l ə s w á s l ə Stw.
? Vom PN «Abraham», in der MA oft «H à m l ə» gesprochen.

Hânəpùrn m., Quelle und Sennerei, Ml [*Anna Brunn, der laufft eins tails jnn das Munstertal anders tails jnn das Odertal* 1550]. «Hanenburn».
Zum ON «Frau-Anna-Weiher» Heimersdorf bemerkt Stoß dass das Volk auch «H a n e w e i h e r» spricht.

Hanikskrit Stw. Geht wohl auf den Familiennamen «Hennig», der früher im Kleinthal vorkam, zurück.

Häŋərpél S, H e ŋ ə r p a r i H. «Hinterbühl, -berg». Sonst im OE sehr viel «Hinter-» [*jm hinterab* 1548 Mülhausen, *in dem hindern bül* 15. Jh. Mörnach, *hinder hofen* 1328 Hunaweier, *hüngers höfen* 1451 Osenbach].
ahd. h i n t a r mhd. h i n d e r, h i n t e r, MA h ä ŋ ə r, h e ŋ ə r.

Hàpmètlə S, «Habmättlein».

Hartsəpél, H a r t s ə p à S (zwei ganz verschiedene und auseinander liegende Orte).
? PN H e r i g i s, H a r t w i g.

Hâsəkârtə M, H å s ə ê w ə n ə L, H å s ə p r ù ä χ Mr, H å s ə r e n s l ə Gü, H å s ə p a r i Gr. «Hasengarten, -ebene, -broch». Im OE eine Anzahl «Hasen-» [*hasenacker* 1301 Brünighofen, *hasenbül* 1362 Niederhagenthal, *ym hasen yms* 1399 Dietweiler, *haasen rein* 1515 Pfastatt].
ahd. h a s o mhd. h a s e MA h å s.

Hâslə n. Mr, H ê s l ə à w l ə s Ml, H â s l ə s à k ə r M, e m H ê s l ə Stw [*zu Hassenlach* 1456]. Stoff «Haslach, volksth. Haslen» und «Heslach». Sonst noch andere «Hasel-» [*Hasel Acker* 1340 Liebsdorf, *haselsperg* 1497 Brinkheim, *hasil brunnen* 1311 Hirsingen].
ahd. h a s a l a, h a s a l, mhd. h a s e l «Haselstaude». MA h ê s l ə adj. «von Haselholz gemacht». S. auch H å s ə.

Hêfəl f. S (nicht zu verwechseln mit der È i w ə l) [*Heuelins montag . . . höffelinns möntag* 1339, *öfenlins strange* 1456,

Efflé Cassini] «Effele». Ebenso noch im OE: [*zu Hefelins* 1357 Geberschweier].
? PN Offo.

Hèilkàs f. S Häilərlə n. W. i. Th. «Heilgasse». Daneben im OE noch eine «H» [*in der helde gaszen* 1337, *heldegasse* 1456, *hägelgasz* 1640 Türkheim] und 3 «Hellgasse» [*jn der helgassen* 1468, *in der heltzgassen* 1509, *in heilendes gasz* 1308 Bennweier-Sigolsheim].
? ahd. mhd. heil, Gesundheit, Glück, Heil, günstiges Vorzeichen».

äm Hèitə m. n. (tər èwər —, tər äŋər Hèitə) ùf əm Êwəhèit, Hèitəàkər, Pyùlhansləs Hèitə S, Häitəràpf Su, Häitəpàχ Mr [*die zelle ze Heidenbach* 1339, *Heydenbach* 1456], Häitəpél Gü, Häitətàl Türkheim [*in heidechten tal* 1328].
«Heidenbach, -ranft, -thal». Im OE ziemlich grosse Anzahl «Heid-» [*haidackher* 1650 Zillisheim, *an der heide* 1537 Sennheim, *vff der heiden* 1477 Leimbach, *heideacker* 1345 Niederranspach, *heidechten bühel* 1278-1439 Niedermorschweier].
ahd. heida mhd. heide MA hèitə-, «Haidekraut, unbebautes wildbewachsenes Land».

Hèl f. S M B Hèl m. und f. Ml, Hèlərų̀s S Stw. «Höllenrunz, Höllrunz». Daneben eine Anzahl «Höll Hell» einfach oder in Zusammensetzungen [*jnn der hell* 1431, *in der helle* 1453 *bi der hellen* 1506 Gebweiler, *die helle grůbe* 1433 Heiligkreuz, *neben dem hŏllen weg* 1429 Wettolsheim, *jnn dem hellenthal* 1441 .... *stoßt an den hellspach* 1458 Sulzbach].
Unsere sämtlichen ON gehen auf sehr eingetiefte Stellen oder Rinnsale. ahd. hella mhd. helle «Unterwelt». Wurzel hel hal «verbergend umhüllen».

Helsəferšt f. B, Helsə (Annexe von Linthal). «Hilsen, Hilsenfirst». Daneben noch ein «Hülsen» und etliche «Hülschmatten» im OE.

Hèlwərlyo fèrtər-, häŋər- n. S, «Helberloh».
? Ob von GMA hèlp «Stiel einer Axt».

Hèrəštiel pl. S und Ml (letzterer Ort = Felsgebilde am Honeck), Hèrəpari Ml. Bei Stoff. «Herrenberg» und, für ersteres Wort «Ritterstuhl», «Fels». Daneben gibt Stoff. noch zwei nicht mehr bekannte «Herrenwege» [*am herwege* 1472 Gü und *am herweg* 1536 M] an. Im OE sehr viel «Herren-» [alte Belege: *her- herr- herren- here- heer-*].
ahd. hèrro (hèro) mhd. herre hère.

Im Selburg (G. Reichenweiher) heisst ein Fels «Kaiserstuhl» ; in Gebweiler ist ein «Königstuhl» [*Küngstûl* 1453]. — Der heutige «Herrenberg», ehemals Kloster- jetzt Domanialgut, hiess früher Gipich (s. unter Kiwi) und sodann «Abtswald, Abtsberg» [[*ein welscher Koler im Abtswaldt* . . . . . *Cladat, des kolers ahns Apts Berg fraw* 1580, Kirchenbb. von Mühlbach]].

Hèrnləskhopf Ml Su, «Hörnleinskopf». Sonst im OE noch 4 «Hörnlen» [*im hörnlin* 1590 Beblenheim, *an dem horn* 1516 Herlisheim].

ahd. mhd. horn «Horn». Vgl. Hornəpari.

Hertəfail n. Gü. S. Schlussbemerkungen Nr. 8.

Heršterə m. Su [*jn Hurschenrene* 13. Jh.] Prątlitheršt pl. M, Witəheršt f. W. i. Th. Äiχhüršt E. «Hirscheren, Widenhurst». Für den 1. ON hat MTB 3660 falsch «Hirschen».

ahd. hurst, horst f. mhd. hurst f., pl. hürste, MA hüršt pl. heršt «Gesträuch, Gebüsch, Dickicht».

Hertsəpél L, Hertsəlèχər Mr. «Hirzenbühl, -löcher». Sonst noch im OE viel «Hirz-, Hirsch» [*bi hirsers steg* 1371 Colmar, *hirstein* 1300, *hirtzstein* 1358, *Hirczenstein* 1394 Wattweiler, *hirzfeld* 728 Dorf Hirzfelden].

ahd. hiruz hirz, mhd. hirz, hirze, MA herts «Hirsch».

Hèrtsikspùrnə, am Honeck, Ml-La Bresse (französ. «la fontaine de la duchesse»). «Herzogsbrunnen». Sonst noch etliche Zusammensetzungen mit «Herzog» [*vnder der hertzogenn hürst* 1571 Niederhagenthal, *jn der hertzigen mat* 1507 Lutter].

ahd. herizogo mhd. herzoge «Heerführer». Davon unser Familienname «Herzog», in unserer MA Hèrtsik.

Hetəlpà Stw. «Hüttelbach». Nicht Deminut. von MA het «Hütte» : denn es müsste unbedingt Hetlə(pà) lauten.

Hetštàt f. S M, Hetštàtkhèpflə M, Pàŋərthetə Gü «Hüttstatt, -köpfle».

MA Hət(ə) ahd. hutta mhd. hütte «Hütte, Zelt».

Hienləskrit S Heänləsprük Mr [*an die hünerleisß Bruck* 1681] Hienərkfrás B. «Hüenleskritter Huenlesbruck». Dazu im OE eine Anzahl «Hühner-» [*vor dem hiener holtzli* 1567 Buschweiler, *jnn der hüenermatten* 1568 Fröningen, *hûnrebach* . . . *vff das hünrtal* 1453 Bühl].

? ahd. mhd. huon (pl. ahd. huonir mhd. hüener). Vielleicht aber auch PN Hunolt. Und das von Stoff. besonders gegebene (heute) durchaus unbekannte «Hirliskrüt» [*Curia*

Urlugis 13. Jh.] S bezieht sich doch wohl auf den ersten unserer drei ON. Förstmann kennt einen PN Urliuc 9. Jh. Urlioch 11. Jh., von ahd. urliugi «Krieg».

-Hik in Paχləshik f. S Hikləskàs B und S. Letzteres vielleicht vom PN Hüglin, der vor 200—300 Jahren in B. vorkam.

Hisləspari Su, Ṡtèinàhislə Ml (ein Complex von teilweise überhängenden Felsblöcken). Hỳs (ù f) Ml-Wildenstein-Krüt. «Hüslisberg, Huswald».

? ahd. mhd. hûs, MA hys Demin. hislə, «Haus».

Hof, em èwere, Hófàkər Su, Ṡùtshof S Ȧltəhóf (s. d.) Kheriχhof (auch: Hèitəkheliχhof) Ml, Mèiərhóf Kheliχhof Tùmeshêf M Laimləshóf Mariəhóf B, Khäiwəhêflə Gü, Prathof E: «Hofacker, Schützhof, Alten-». Stoff. hat 28 verschiedene «Hofacker», und noch andere Zusammensetzungen mit Hof [*hofacker* 1397 Hegenheim, *Hoffacker* 1480 Ober- und Niederspechbach, *zů hofstetten* 1458 Mörnach].

ahd. mhd. hof «Hof, Gehöft, Garten».

Hoiakər pl. Ml, Hoiàkər sing. E Su Gü, Hoikàrte E. Stoff. falsch «Hennacker» (für Su).

MA hoiàkər «Futteracker», von hoi, ahd. hewi mhd. höu, hou, houwe, «Heu».

Hoilərə m. S Hoilərkhèpflə B Hoiləpàχwàsə Gü. «Haulenbachwasen». Im OE über 30 «Holder Holder-» [*zů holder* 13. Jh. Meyenheim, *jm holderpaum* 1565 Colmar, *bey der holder hurste* 1347 Hirsingen, zu holderlow ... zue *holderlewe* .... 1369—1551 Bergheim, *zem holderstocke* 1421 Henflingen].

MA hoilər m. ahd. holantar, holuntar mhd. hōlunder holder «Holunder». In der MA ist *o* zum Diphthong geworden, als Ersatz für das ausgefallene *d* der mhd. Form. — Der dritte ON gehört vielleicht eher zu Hàil.

Hólpryoχ Hólərwàlt, Hólərkharpholts S, Hólkàs M, Hóloχ Stw, Hóləwài Hólšläif Gü. «Hohlbrachen, Hohlerwald». Sonst im OE viel «Hohl, Hohle-, Hohlen-» [*zů der holengassen* 1441 Zimmersheim, *am holen weg* 1567 Alt-Pfirt].

ahd. mhd. hol, MA hól.

Holtsmàt, Holtsšlàk S Hèltslə B Kharpholts Kharphèltsle S, Kharpholts (zwei verschiedene Stellen) Ėiχholts Ml, Krùäholts Pùäχholts Gü,

A i χ h o l t s E. «Hölzlen, Kerbholz, Gruholz». Dazu viel «Holz-, -holz» im OE [alte Belege: *-holtz*, *-holcz*, *holz*].

ahd. mhd. h o l z «Wald, Gehölz». In diesem Sinne bei uns nicht mehr appellativisch gebraucht.

Hómàt H y o r è i n Ml, H o š t à t ə L, H ó m à t H ó p é l Su, H o r ó t (s. d.) H o f l e ä H o w á i l ə Gü. «Hohmatt, Hohroth, Hohbühl, Hohflie (Hoflie)». Im OE eine Unzahl «Hoh-, Auf der Höhe, Hohen- und ungefähr 50 «Hohrain» [*zum hohen Reine* 1329 Bendorf, *vf dem hochen rein* 1455 Eglingen, *an dem hohen Rhein* 1416 Alt-Pfirt, *Hoënchirche* 870, *ob der hohen werben* 1333 Pfaffenheim].

ahd. h ô h mhd. h ô c h MA h y o χ, h ò- «hoch».

Hornəpari, veraltender Name des Städtchens C o r n i m o n t im französ. Departement der Vogesen. [[*Hornenberg* in den Kirchenbb. von M. 1574 ff.]].

Horót n., das Dorf «Hohrod». [*Wernherus de hohenrod* 13. Jh., *ze hohenroden* 1339 *Hohenrode* . . . . *hohenrade* 1456, *Horot* 1576]. [[*Hohenroda, Hohenrolha* 1574 ff., *Hohe(n)roth* 1684 Kirchenbb. von M.]] H o r o t p a r i, Annexe von Hohrod. «Horoth, Horothberg».

s. R ó t.

Hùntsmes E Su. «Hundmiss, Hundsmissbach». ahd. mhd. h u n t (*d*) oder PN H u n o l t.

Hùŋərloχ Su. «Hungerloch». Ziemlich viel «Hunger-» im OE: [*hungerberg* 1421 Brünighofen, *am hungervelde* 1296 Isenheim, *hungerburne* 1389 Egisheim, *in der hungerlachen* 1453 Sulzmatt, *hungerloch* 1592 Rufach.

? ahd. h u n g a r mhd. h u n g ə r.

Hùtšəkùät E «Hutschengut».

Hùnàk m., T-La Baroche [*Honnach* 1198, *Hunach* 1210, *hohenack* 1251, *hohennac* 1279, *hohinnac* 1288, *Hohnack* 1397] der «Hohenack».

Mone leitet -a c k und -n a c k vom keltischen ab, nach Analogie des irischen 'n a i g h e «(kleiner) Hügel». Der H. liegt im Sprachgebiet der roman. MA des Kaysersberger Thals. Aber man darf wohl auch an ahd. n a c c h h n a c c h mhd. n a c n a c k e «Hinterhaupt, Nacken» denken.

Nicht zu verwechseln mit dem:

Hyonèk, H ù n è k, n. (und m.) Ml «Hoheneck». Der höchste Gipfel des Münsterthals, 1368 m überm Meer. [*an den graben von hohenecke* 15. Jh., *la plaine du haut de chaulme, en alemand hoheneck* 1594]. H û n è k p ù r n ə, Quelle am

südl. Abhang des Gipfels. Stoff. hat viel «Hoh-, Hohen-» [alte Belege: *hohen-*, *hoh-*, *hochen-*, *hoen-*] und 4 «hohe Eck» [*vff der hoheneck*, *uff hoheneck* 1540 Jettingen, *vff die hohen egk* 1388 Steinsulz].

Vgl. Hó- und Hùnàk. ? ist viell. auch an ahd. hûn «Riese» zu denken.

Hùrśt s. Herśtərə.

I.

Iákləshèitə pl. S. «Jäglesheiden», vom PN Jáklə, geschrieben «Jägle».

Ièsləsprùk, Ièsləsmàt Ml. In dieser Form vom FN Ièslə (geschrieben: Jesle, Jessle). — MTB 3660 falsch «Esels-Brücke».

Iétələ m. Ml, ein aufrechtstehender schmaler Fels, auf einem der «Spitzeköpf», weithin sichtbar.

Der Familienname Iétələ (geschrieben: Jedele) ist im Thal verbreitet. Es mag sein, dass irgend ein Träger desselben, zum Spass, dadurch verewigt worden ist, dass der betreffende Fels nach ihm benamst wurde.

Ich kann mich indessen des Gedankens nicht erwehren, dass hier, in der Form einer Anlehnung an einen modernen Namen, ein Ueberbleibsel aus sehr alter Zeit vorliegen dürfte. Sollte nicht in unserm Iétələ ein uralter Jötul, Jutul oder Jutun stecken, d. h. ein Riese der altnordischen Mythologie? Diese Riesen (verkörperte Naturkräfte) hausten in den Bergen, und ihr Herz und Kopf war nicht selten aus Stein. Sie kämpften gegen die Götter, und auch gegen die Menschen zeigten sie sich feindselig. Auf den, für den menschlichen Fuss fast unzugänglichen Spitzeköpfen, konnte die Einbildungskraft der ersten Germanen, die sich im Thal ansiedelten, gar füglich die Heimstätte eines Riesen vermuten. Wenn die Stürme vom Honeck in die Wolmså herunter fegten, so war der Jötul hoch dort droben mit im Spiel . . . .

Dem Iétələ gegenüber liegt das sogenannte Àməltål, eine sehr grosse Mulde; unterhalb des Honecks, nach Nordwesten, befindet sich das Fràŋkətål: beide Namen erinnern lebhaft an die althochdeutsche Zeit . . . . Allerdings können sie eben so gut von PN abstammen, die ihrerseits auf jene Völkerschaften oder Geschlechter hinwiesen, als von den Namen dieser selbst. Immerhin scheint das Vorhandensein dieser

Namen in der Nähe unseres I é t ə l ə obige Vermutung zu unterstützen.

Noch ist auf folgendes Zusammentreffen aufmerksam zu machen. Die Burg zu Diedoltshausen heisst und hiess besonders früher le Bonhomme, «das Männlein», gewiss nach dem hoch aufragenden isolierten Felsblock, auf oder bei dem sie sich erhob. Aber sie hiess in sehr alter Zeit auch Gotenburc 1199, Gutenburg 1235, dann domus Indelin 1394, Jüdelinshus 1441. Liegt nicht auch hier, in einem ähnlichen Zusammenhang wie vielleicht bei unserm I é t ə l ə, ein mythologischer Untergrund vor?

Íləkhopf B-L, Íləpari Gü. Stoff hat 1 «Ihlengässlein» [*jnn Vhlengaszen* 1592 Rufach].

ahd. ûwila, mhd. iuwel, iule, MA il f. «Eule».

Ìsàksakər Su. Ob wol früher is-ach «Eisbach»?

Ìsəmètlə, Åftərisəmàt B, «Isenmatt». Sonst im OE noch ziemlich viel «Isen-» [*am yszen ackher* 1605 Wittenheim, *ysenbach* 1441 Sankt-Kreuz, *ysenbreit* 1475 Rufach, *über den Eyserinnen Reyne* 1394 Rappoltsweiler].

ahd. îsan (îsarn), mhd. îsen (îsern) MA, isə, n.

Iûn m. W i. Th. «John». Als GN (appellativisch gebraucht) ist iûn (GMA iyùnə m., dem. iánlə) ein schmaler Streifen Landes, das man beim Bearbeiten vornimmt; auch ein langgezogenes schmales Rebstück.

Iýtəpùrnə S, eine Quelle unweit der Èiwəl. Die Sage will, dass dort ein Jude ermordet worden ist. Darum spuckt es oft in jener Gegend. Vernimmt man von dorther ein Winseln und Jammern, so steht ein Umschlag der Witterung bevor. Ein Einwohner von Sondernach — es war ein fryùnfàštəkhăįt (Frohnfastenkind), und als solches sah er mehr als andere Menschen, besonders die Geister waren für ihn sichtbar — stieg einmal dort hinauf. Einige hundert Schritte weiter oben erblickte er einen andern Einwohner von S, den Leiəs Mártləs Màtis, ebenfalls am Berg hinansteigend; an seiner Seite schritt ein Begleiter, den der ihnen Nachfolgende durchaus nicht erkennen konnte; dieser beschleunigte seine Schritte, und holte endlich den Màtis ein: dessen geheimnisvoller Begleiter war aber verschwunden. Auf die Frage: wer denn sein Gefährte gewesen sei, und wo derselbe hingekommen, antwortete Leiəs Mártləs Màtis höchst erstaunt und erschrocken: er sei mutterseelenallein da heraufgestiegen. Vierundzwanzig Stunden später war ătər Watər (andere Witterung, Unwetter) eingetreten . . . .

Das lässt einigermassen schliessen, dass man es hier mit einem «Wuotan-Brunnen» zu thun hat. — Stoff kennt einen [*joden bronn* 1488 Egisheim] und über 30 «Judengasse, Judenkirchhof» und Aehnliches.

K.

Kálèismyrə pl. Stw. Der FN «Geley» war früher im Thal ziemlich verbreitet.

Kàliəpari Mr. «Galgenberg» [*in galgeberc* 13. Jh., *galgeberg* 1456]. Im OE zieml. viel «Galgen, Galgen-» [alte Belege: *galgen*].

ahd. g a l g o mhd. g a l g e «Galgen, Gestell am Ziehbrunnen».

Kamləsmàt Su. Stoff falsch «Gaulesmatt».

-**Kårtə** m., in: H å s ə k å r t ə, K r y t k á r t ə M, K á r t l ə (französ. «Martin-Gazon») uud K á r t l ə s r ä i n Su-Le Valtin, K h e l p ə l k å r t ə Stw, K h e r i χ k å r t ə, R a p k å r t e, t i è w ə r ə K á r t ə, Ŷ s t ə r k å r t ə Gü-W. i. Th., H o i k å r t ə E, «Gärtlesrein, Hasen-, Ostergarten.» Nur wenig Einschlägiges im OE.

ahd. g a r t o, mhd. g a r t e, MA k å r t ə.

Kàs f., H è i l k à s, P r a i n l ə s k à s, Y ə l i k a s l ə S, W a l š k à s, W o l f s k a s l ə, K a s l ə Ml, K a s l ə, K h e l i χ-k a s l ə M, L y o k à s, R á w ə k a s l ə, H i k l ə s k à s, W i è š t-m å t k à s B, L à ŋ ə r ə k à s, K à s p ù r n ə Su, M o r t s k à s Stw, Š n a k ə k a s l ə Mr. «Heil-, Brendelis-, Ueligasse, -gässlein». Im OE ziemlich viel «Gasse, Gass-» [*in Gassen* 1659 Feldbach, *vf der Gassen* 1550 Tagolsheim, *in den Goßen* 15. Jh. Rappoltsweiler, *gässlinacker* 1715 Linsdorf].

ahd. g a ß ß a, mhd. g a ß ß e, «Gasse»; GMA K à s «Hohlgasse».

Kàšəlpari, Grat und Ostabhang des Bergzugs, welcher den Rheinkopf mit dem Hohneck verbindet, «Kastelberg» [*super montem qui dicitur Kostelberg . . . . super montem Kastelberg* 16. Jh., *auff ein Berg oder Kopff den man nennt den Alltenkassten* 1550]. Stoff hat noch ungefähr 16 ON mit «Kastel-» [*neben dem kurczen Kastelbach* 1537, *Castelbach* 18. Jh. Leymen, *an Kastil* 1250 Gebweiler, der *Castenberg* 1567 Köstlach, *Kastellegraben* 1338 Regisheim]. Die Mehrzahl dieser Namen scheint Orte zu begreifen, wo sich einst Burgen oder Verschanzungen erhoben. — Daneben etliche «Kasten»

[*an dem grossen Kast oder felssen genannt* 1567 Sewen], ein «Gastelwald» Nieder-Burnhaupt, ferner «Kaschelberg» Niederburbach und «Kaschelbach» [*im Kastelbach* 1581 Rammersmatt].

Zu Kasten als Bergname erklärt Buck: «schroffer Fels, Bergvorsprung», was einigermassen durch obiges Citalt (1567 Sewen) erhärtet wird. Auffallend ist, dass die letzte Spitze eines Ausläufers unseres Kašəlpari den Namen ti Pürk («die Burg») trägt.

Kàšnèi n. M-Stw, Kàšnèiriet Stw, «Gaschney».

Bei «Gasteren» (Landschaft) und «Geschinen» (Ort in der Schweiz) denkt Buck an das roman. casateria Sennhütten, bzw. an casones, casinas «Hütten».

Kèiskhopf, Kèismètlə S, Kèispètlə, Kèislákər Ml, Kèispə, Käispə L [*geissenbach* 1407] [[*außm geißbach* 1588 Kirchenb. v. M]] und E, Kèishertsšlos und Kèisrek(ə) B-L, Kèispari, Kèismàt L, Käispari Su, Käištík f. [*an den geiszbühel* 1313] Gü, W. i. Th. — Im OE sehr viel Zusammenss. [*an geiseberge* 1308 Bergheim, am *geysperg* 1347 Kötzingen, *an dem geisbvhel* 1290 Hochstett]. — ahd. mhd. geiz, GMA kèis, MMA käis «Ziege».

Kelwläŋ f. Ml, «Gilbling, Gilwling». Sonst hat Stoff nur noch [*im Gilbling* 1727 Bendorf] und [*gilwin hürstlin* 1421] Henflingen.

? Ob zusammen zu stellen mit Khalwläŋ L (s. d. W.) oder ist an ahd. gälo (gen. gälwes), mhd. gël «gelb» zu denken? — In romanischen Gegenden ist (nach Buck) gill = «Hügel», kymrisch gilbiŋ «Berghöhe».

Keməršpari Gü. Stoff kennt nur ein «Gimmermeh» und 2 «Kimmersberg» [*vff die Kummertzmatt* 1380, *auf kümertsberg* 1602 Hellfrantskirch].

? PN Gimpert.

Kenšpə, Kemšpə (GMA: Käįšpə), n., das Dorf «Günsbach» [*Heinricus de Gvnnisbach . . . Cunradus et Walterus de Gunnisbach . . . in banno Gunnensbach . . . apud Gunnelbach* 13. Jh., *Güninspach* 1278—1493, *ze Günnespach . . . Günischbach* 1339, *Günspach* 1392 und 1456, *Ginspach* 1575]. [[*Gimsbach*, *Gimspach* Kirchenb. v. M., 1574 ff., *Ginnschbach* 1645.]] — In der Gemarkung von Gü: tər Ŷštərkemšpə, ein kleines Waldthal.

? PN Gund- Gunzo (Stamm Gin-); oder wäre mit Arnold (bei dem Flussn. «Göns» und den ON «Gunz, Günzburg») an irisch gun «Bach» zu denken?

Kəpậ (ùf əm) n. Ml; auch: P ậ w à l t. P å w a l t l ə L P å w à l t Su. Stoff. hat eine Anzahl Zusammensetzungen mit «Bann» [*under banbül* 1359 Leymen, *an dem banholz* 1328 Ammerschweier, *zu dem banla* 1305 *zem banlehen* 1322 Knöringen].

ahd. mhd. b a n, b a n n «Verbot».

Kəpràχ n. Su—H «Gebräch».

Ob spätere Form von p r y o χ?

Kèrsèi K è r s ä i [[*Görz Gertza Gertze Görtzey Goretze Goritz* Kirchenbb. von 1574 ff.]] ausser Brauch kommender Name für G é r a r d m e r, im französ. Departement der Vogesen.

Kèrtsàkər Su. «Gerzacker».

Wohl vom PN G e r h a r d oder G e r o l d.

Kesewəl m. Mr T [*am gisse übel* 1278] «Gisübel». Daneben noch in dem OE ein Dutzend andere G: [*der gyszoble* 1500 Ensisheim, *Küsəbuhele* 13. Jh. *gyszùbel* 1432 *giszgübel* 1542 Ingersheim].

? ahd. mhd. g e i s s «Ziege». Oder PN G o z i l o?

Khäiwəhêflə n. Gü. Nach Stoff. im OE über 60 mit «Kaib, Kaiben» zusammengesetzte ON [*am Keibacker* 1436 Obermichelbach, *Keybacker* 1370 *vff der Keübengrub* 1480 Weier i. Ried].

nhd. k a i b k e i b, «Aas» MA k h è i p, k h ä i p Schimpf- und Fluchwort.

Khàləwâs (ə), K h à l ə w â s k h o p f, -r ų s L. «Kalenwasen». S. P è l i χ ə.

? ahd. c h a l o mhd. k a l «kahl».

Khàlikòfə m. Gü. Stoff. hat ungefähr zwei Dutzend «Kalchofen» und etliche andere «Kalch-» [*bi dem kalchstege* 1297, Fislis, *ad furnum calicum* : . . . 1135 *Wernher von calcouene* 1275 Gebweiler, *am Kalchofen* 1522 Hunaweier].

ahd. c h a l c h c h a l h, mhd. k a l c, MA k h à l i k «Kalk».

Khàlpə m., K h à l p ə š t ä i n Mr [*versus calpach* 13. Jh.] «Kalbach».

ahd. mhd. k a l t «kalt» oder ahd. c h a l p mhd. k a l p «Kalb».

Khàlt- in: K h à l t w à s ə r S u. B K h à l t ə p ù r n ə Ml K h à l t ə p ù r n Su K h à l t ə p r ù n ə Wasserbg. «Kaltwasser, Kaltenborn, -brunn». Im OE eine Anzahl Zusammensetzungen mit «Kalt-» [*in der Kaltenbach* 1421 Niederburbach, *zů Kaltenburnen* 1425 Traubach, *vncz dem Kaltenloch* 1450 Wittelsheim].

ahd. mhd. k a l t.

Khàlwermes f. Ml. «Kälbermiss». Im OE wenig «Kalber-, Kalbs-» [*auf der Kalber Almendt* 1667 Obertraubach, *kalbesmettelin* 1453 Murbach]. Vgl. Khàlpə.

Khalwleŋ m. L. «Kälblin». Im Kirchenb. von M 1695 kommt ein vielleicht mit diesem identisches [[*Kälbling*]] vor.

Stoff. gibt ausserdem noch sieben «Kälblin, Kälbling» [*uf die kelin* 1441 Kaisersberg-Urbach, *des berges kelbling* 17. Jh. Bergheim, *helbling* 1660 Sanct-Pilt, *an den kelwyling weg* 1490 *im kölbling* 1578 *am kelbling* 1589 Sulzmatt].

? kelt. calbh «Berg».

Khaŋəlmàt Ml. Stoff. hat mehrere «Känelmatten, Kandel, Kendel, Kannen-» [amm Kanndel .... Kannelbach... ze *kannelmatten* 1453, *im Kandtel* .... *bey Candelmatt* 18. Jh. Bühl, *Kandelpurn* 1567 Dolleren, *jnn dem Kendell* 1522 Hunaweier, *Kantenbaum* 1611 Kiffis].

Nach Buck ist Kandel f. (Canabis) = Wasserrinne, und weiter = Holzrise, Vorrichtung zum Herabrutschen des Holzes von einem Berge.

In unserer MA ist khaŋəl m. = (hohler) «Stengel, Halm»; daher kliskhaŋəl = «wilde Möhre, Gleisse». Somit dürfte Khaŋəlmàt einfach die «Wiese mit der vielen Gleisse» bedeuten.

Khàntsəräin m. Gü. Wahrscheinlich = «der Johannis-Rain», vgl. unser MA Khàntstik «Johannistag» khàntsfir «Johannisfeuer», khàntstriwəl «Johannibeere». Oder auch der «Rain mit den Kanzeln», denn es befinden sich dort mehrere «Kanzeln», s. khą̀tsəl.

Khą̀päŋ f. M. Khampeŋmýr B. — MA ein Appellativ, welches ein hölzernes Halsband für Kälber bezeichnet, von khàm «Hals des Rindes, etc.» und päŋə «binden».

Khàpəl (ə tər) S, Khàpəlàkər M B, Khàpəl Khàpəlwài Mr, Khàpaləmàtə W i. Th. «Kapell, Kapellenacker, Kapellacker.» Viel Einschlägiges [*bi dem keppelin* 1421 Emlingen, *in der Cappelmatten* 1561 Illzach, *am capellacker* 1479 Blotzheim, *Cappelwasen* 1694 Luemschweiler] im OE.

ahd. chapēlla, mhd. kapēlle.

Kharpholts, Kharphèltslə S, Kharpholts Ml (2 mal vorkommend) L, Kharpholtskàrtə L. Kharpholts, Kharpholtshàil Su. «Kerbholz». Daneben im OE nur sehr wenig «Kerbholz, Kerben» [*jm Kerbholz* 1523 Colmar] mhd. kërbe, kërp «Einschnitt».

Kharšlàχ, f. M. Eine sehr steile Rinne.

Khàrwái m. Gü-W i. Th. (èwər-metlər-eŋər Khàrwái) Khariχləwai M. «Karrweg». Im übrigen OE nur noch etliche Zusammensetzungen mit «Karren-, Karr»: [*in Karrichstal* 1328 Niedermorschweier, *Karrichweg* 1465 Colmar].
ahd. Charruh (hh) mhd. Karrech, Karrich MA Khàriχ «Karren».

Kháswái S. Stoff. hat etl. «Käs-», worunter ein «Käsweg» Niedersept. — ? ahd. châsi mhd. Kaese.

Khàtsəštáilə n. M, Khàtsəkhopf B Khàtsəpflyək Su, Khatsəštäin H. «Katzenköpflein, -pflug.» Im OE gegen 40 Zusammensetzungen mit «Katz-, Katzen-» [*zu Kotzenlande* 1328 Winzenheim, *Chazinthale Kazinthal* 1184, *in Kancendale* 1222 Df. Katzenthal, *Ita de cazwanch in* 13. Jh. Bennweier].
Buck: Katzenstaig, f. nennt man in Oberschwaben steile Pfade oder Stiche an Fahrwegen. Wohl bildlich nach dem Kletterbrett der Katze am Bauernhof, das allerdings *k.* heisst. Möglich dass in einigen Namen Katze auch eine mythische Bedeutung hat.» — Der «Katzenstein» von Hohrod sieht ordentlich wie ein ehemaliges heidnisches Denkmal aus.
ahd. chazza mhd. katze.

Khàštəwàlt Ml. Stoff. kennt nur den «Kastenwald» zwischen Colmar und dem Rhein [*Kastenholz* 1364] und zwei «Kasten» [am Kasten .... *an der grossen Kast oder felssen genannt* 1567 Sewen, *by dem stock vnder dem Kasten* 1399 Sierentz], sowie den «Kasterbrunnen» von Gebweiler.
Buck meint: «Kasten» (Bergname): schroffer Fels, Bergvorsprung.

Khâtsəl f. Ml; vorspringender Fels am Hohneck. MA auch Appelativum, um solche Felsen zu bezeichnen. Stoff. kennt vier «Kanzeln» im OE.
ahd. chanzella mhd. Kanzel.

Kheäpari Gü-W i. Th. [*am Kinberg* 1252, *vf das höchste des Künberges* 1318, *am Kienberg* 1441]. — Khyəsósər m. Su, Kheäláiər [*beim Kühe läger* 1640] Winzenheim. «Kühberg, Kuhsoser, Kühläger.» Stoff. hat sonst noch an die 20 «Kühläger» und ziemlich viel andere «Küh-» [*der kugin Hof* 1371 Colmar, *bey der Küeh Cappell* 14. Jh. Gebweiler, *vff der Kugleger* 1500 Heilig-Kreuz, *Kugewasen* 1346 Berrweiler].
Für die 2 letzten ON ist wohl sicher ahd. mhd. Kuo, pl. Küeje die Wurzel; für den erstern ist offenbar an ahd. chien, kân mhd. kien «Kien, Kiefernholz (vergl. Kien-

span, Kienfackel) zu denken, wenn nicht an kelt. c u n (kymr. c w n) «hoch, die Höhe».

Khêfèi m. Ml—M «Kühfeil»: — Ob wirklich für Khéi-fail? Es wäre das einzige Wort, in dem das *l* von fail weggefallen und khéi (pl. von khyù) sich in khê verflacht hätte.

Khèiserspryoχ m., Khäisersmàt [*bi des keiserz mûlen am angere* 13. Jh.] Khäisersprenlə Mr. — Im OE noch einige «Kaisers-» [*Keysersgasse* 1365 Colmar].
ahd. Keisar mhd. Keiser.

Khèkelrets m. B «Kögelritz». Ob zusammengesetzt aus unserm Khèkəl «Kegel» und einem sonst nicht vorkommenden Worte «Ritz» f. m., welches nach Buck «Heumatte, Wiese» bedeutete?

Kheliχmètle S Hèitəkheliχhof Ml (eine öde Stelle am unteren Ende der Wolmså; die Ueberlieferung will, dass dort zur «Heidenzeit» [das ist: «in sehr früher Zeit»] ein Beerdigungsplatz gewesen sei), Kheriχhoft Kheliχkaslə Kheriχwàlt M, Kheliχwái B, Kheriχmàtə Su, Khelpəl Stw, Kheriχwái Gr, Kheriχkârtə Gü, Kheriχwáilə E.
«Kirchmatten, -weg, -gasse.» Im OE über 200, Kil-, Kirch-, Kirchen-, [*in Kilchthal* 1328 Türkheim, *in Kilmatten* 1424 *Kürchbühel* . . . *Kilchbühel* 1594 Roderen, *Kilwart bom* 1358 Blotzheim].
ahd. chirihha chilihha, mhd. kirche kilche, MA kheliχ kheriχ «Kirche».

Khelpəl m. Stw. [*Hesso de Kilchbuhele . . . de kilpule* 13 Jh., *kilchbühel* 1339, *ze kirchbühel (cella in —, cappelle ze)* 1407. Khelpəlkârtə Stw. Sonst im OE nur noch 2 «Kirchbühl» [*Kilchpühel* 1568 Obertraubach, *Kürchbühel* . . . *kilchbühel* 1594 Rodern]. S. Kheliχ.

Khersəsùpreke B. Stoff. hat eine Anzahl «Kirsch-» [*zu dem kirszboum* 1347 Hindlingen, *zem kirsbômlin* 1380 Kötslach, *der Kirszgarten* 1567 Pfirt].
ahd. chirsa mhd. kirse kërse MA khers «Kirsche».

Khèrtsmàt S, Khèrtsəpari Khèrtsəpari-khopf M. Stoff. hat nur 2 «Kerzen-» [*Kertzenmättlein* 1567 Buschweiler].
? PN Kero.

Khèwləspari Su, Khèwələrùns E. «Köblesberg». Wohl von FN «Köbele, Köble,» MA Khèw(ə)lə ausgesprochen.

Khiespə Kheäspə H, «Kiespach» [*de prato in Cûsbach* 13. Jh.]

? ahd. mhd. kuo, pl. küeje.

Khipəàkər Su, «Kipacker».

Khólhoi f. Khóləloχ S. Khólərsmàt Ml, Khólikwáslə Stw, Khólhoi Su, Khólərùns Gü. Kohlhaul, -hau, Kohlenrunz. Daneben noch viele Kohl-, Kohlen-, Kohler-» im OE. [alte Belege: *Kol- Coler- koll-*.]

ahd. cholo, mhd. kole.

Kholpə, Kholwə m., Kholwəfèlsə Ml. Stoff. meint «Kolben» «für Kolbach». Sonst hat er nur einige wenige «Kolben-» [*jn kolbengass* 1365 Niedermorschweier].

In dem Kirchenbb. von M, 1574 ff: [[*vom, im Kolben, der koler im Mitlah kolben*.]]

? ahd. cholbo, mhd. kolbe, «Kolbe, Keule, Knüppel», oder: ahd. cholo, mhd. kole «Kohle» mit ahd. bah, mhd. bach, also «Kohlbach»?

-Khopf m. (dem. Khèpflə, pl. Khèpf) in: Špetskhopf Klénskhopf Šnapfərietkhopf Laŋəfaltkhopf Štritkhèpflə Nùisèlkhopf Hèrnləskhopf S, Ríkhopf Roskhopf, Khèpflə ti Špetsəkhèpf Ryotepàkhopf Štą̊wàsəkhopf Klą̊khèpflə Ml, Hyonèkhopf Ml-Stw, Àltmàtkhopf Nátštəpélkhopf Pràinkhèpflə Kàšnèikhopf M, Eliəkhopf M-Ml-S-B, Riχàkərkhopf B, Khàləwàskhopf B-L, Khèpflə Párəkhopf Ràpəkhopf Su, Froiəkhopf Mr, Häitəpélkhèpflə Láiərmàtkhèpflə Gü, Paχləkhèpflə E. Bei Stoff. «-Kopf, -Köpf, -Köpfle». — Sonst hat Stoff. nur einige wenige «Köpflin» [*vf dem Kôpflin* 1380 Moos, *Khöpfflin (der berg vff dem)* 1568 Mörnach].

MA Khopf, m. «Spitze, Gipfel».

Khùimər m., Khùimərmàt S, Khùimərkhopf, Khùimərwàn Su. «Kumerbach, Kummerweg, vodere Kummer, Kummerwand.» Daneben noch einige OE Kumer, Kummer, [*am Kumer* 1567 Dolleren; *an der Kùmerten matten* 1540 Franken].

mhd. kumber «Schutt, Unrath, — Not, Bedrängnis.»

Diphthongisierung als Ersatz für das ausgefallene *b* (wie fail für vělt, krùim für krumb u. s. w.)

Khùmpf m. Gü [*ob dem kùmpffe* 1456] «Kumpf». Daneben bringt Stoff. nur noch 4 «K.» [*im Kumpf* 1635 Thann].

mhd. kumpf m., «Gefäss». MA khų̀pf, khùmpf, m., = dass tiefe hölzerne Gefäss, dass der Mäher an seinen

ledernen Leibgürtel hängt, und worin sowohl der Wetzstein als das zum Schärfen der Sense mittels desselben nötige Wasser enthalten ist.

Khùrtsəpə m. Gr «Kurzenbach». Ziemlich viel OE «Kurz-, Kurzen-» [*jm kurtzen gelend* 1399 Reichenweier, *in kůrtzen gassen* 1454 Türkheim].
mhd. ahd. k u r z.

Khùrwətâl, abgehender deutscher Name des oberhalb La Bresse gelegenen und französich «C o l l i n e d e C h a j o u x» genannten Thales.

Kièrə m., K i è r ə è w ə n ə S. Nicht bei Stoff.; dagegen führt er sehr viel «Gehren» aus dem OE an [*an dem geren* 1347 Hindlingen, *der gere* 1407 T, *zu Gere* 13. Jh. Walbach, *am gerwasen* 1452 W. i. Th.
Unser ON geht auf einen zugespitzten Komplex von Feldern und Wiesen. ahd. g ê r o «Spitze, Ecke» mhd. g ê r e, «keilförmiges Stück Zeug, Schoss» MA k i è r ə «Schoss».

Kiermàtə pl., Su. Stoff. falsch «Kirmatten».
Wohl zu ahd. mhd. g î r «Geier».

Kiesəpà Ml [*im Geissebach 1456*] «Giesenbach».
? ahd. j ë s a n «sprudeln, wallen».

Kikəršpùrik W. i. Th. [*Tietricus de Girsperc* 1185, *Conradus de Girenberc* 1198, *Genfridus de girisperch* 1214, *Girsberg* 1241] [[*Girspurg, Gyrspurg*, Kirchb. von Mr 1629 ff.]] Stoff. «Girsperg, volkst. Gigerspurg». Dann «Girsperg» (eines der 3 Schlösser von Rappoltsweiler, welches früher d e r S t e i n hiess, sodann aber den Namen der im 14. Jh. damit belehnten Familie aus dem Münsterthal annahm) [*Gyrsperg* 1316, *Güersperg* 1394].
ahd. mhd. g î r «Geier».

Kiwi m. Ml, bei Stoff. «Gipich» [*Gippich, Gippisch* 1575]. Felshügel, dem «Herrenberg» vorgelagert; letzterer scheidet das Mittlachthal in zwei Teile, sodass der K i w i in einer Weg- bezw. Thal-Gabelung liegt.
ahd. g i w i c c i Wegscheide.

Klàmərsmàt Gü.

Klàŋk m. M, K l à ŋ (k) h à i l K l à ŋ m à t ə S, K l à ŋ k f è l s ə K l à ŋ k r ṳ s Ml, K l a ŋ k l e Š i e n ə k l à ŋ (k) B, K l à ŋ h à i l K l à ŋ m à t ə [*in den glangmatten* 1456] K l à n k l ə T ý w ə k l à ŋ Su. — «Klängle, Klanghaul, Schönenklang».
? ahd. c h l a n g mhd. c h l a n g, k l a n c «Klang».

Klâspfàt Ml, K l à s p ù r n Su—H, K l å s r ų̂ s La Bresse (unterhalb des Hohneck). «Glasborn».

? ahd. mhd. g l a s «Glas».

Klàstäin(ə) (ùf) W. i. Th. [*an lôwen steinach* 1452, *vff läwesteinott* 1475]. «Klaus Steinen».

Kláwə m. Mr—Gü, «Klebach». Sonst nur selten vorkommend [*jm clebe* 1487 Wettolsheim, *im klebbach* 1550 Mitzach].

ahd. c h l ē b ê n, mhd. k l ē b e n «kleben, haften, festsitzen». Buck sagt: k l e b, k l e e b, n., in K l e b e n, in der Regel ein nasser Ort.

Kláwləsrèin M. Vergl. K l à š t ä i n ə.

Kląfail K l ą̊ f a i l Ml K l ä i n r ù n s E. «Kleinrunz».

Kléns̈khopf S—Linthal; dazu: K l é n s k h o p f r ų̂ s, -w à l t, -ê w ə n ə [*Klinskopf* 1738, *Glintzkopf* 1760]. «Klinskopf». MTB Nr. 3668 schreibt ziemlich richtig «Klinzkopf». Die Schreibung «Kleinskopf» ist ganz unrichtig. In Büchern oft der L a u c h e n k o p f genannt; 1328 Meter überm Meer.

Klèpf, ùf tər, M. K l è p f ə r s m à t S. Stoff. kennt: «Kleff» [*am Klefen* . . . *am Kläven, an die Klef* 1567 Rimbach] «Kleffelbach» [*jnn klepfelbach* 1550 Weiler bei Thann] und [*ob dem Kloffer* 1479 Wenzweiler, *Klöpfer* 1764 Rädersdorf].

? ahd. K l a p f, «Stein, Fels» oder ahd. K l a p h, c h l a p h ô n, mhd. K l a f, K l a p f «Knall, Krach, Schall». — Der ON K l è p f e r s m à t scheint übrigens mit dem PN (Spitznamen) K l è p f ə r zusammen zu hängen.

Klətšərstèin M, K l e t s ə r f è l s ə Ml «Glitzerstein». Sonst nur noch in Alt-Pfirt vorkommend.

mhd. g l i t z e r n, MA k l e t s ə r ə «glänzen, glimmern».

Klokəplyùməmàt Ml, Wiese (am Fusse des K i w i) auf welcher zeitig im Frühjahr massenweise eine gelbe Narzisse (MA k l o k ə p l y ù m «Glockenblume») blüht. Stoff. hat einige «Glocken-» [*Glockenmatten* 1620 Bruebach].

ahd. g l o c k a mhd. g l o c k e, MA k l o k.

Kneχəl m., Ml. Eine Stirnmoräne im Wolmsathal. Stoff. hat fünf «Knichel» [*auf dem knichell* 18. Jh. Obersteinbrunn, *in dem knüchel* 1427 Pfaffenheim, *am knichel* 1567 Rimbach, *im knühel* 1547 Sausheim).

? mhd. h n o l «Berg, Gipfel»; oder ahd. n a c c h, h n a c c h, mhd. n a c, n a c k e, «Hinterhaupt, Nacken». — Ich hörte das Wort k n e χ ə l auch einmal appellativisch für «kleiner Berg».

Knoleàkər S, Knolə m. Stw.

? mhd. K n o l l e «Erdscholle, Klumpen» oder h n o l?

Krâfəmâtə Su, «Grafmatten» und auch sonst noch einige «Grafen-» [*am Grauenackher* 1558 Mülhausen, *am gräfenacker* 1429 Niedermagstatt, *in groven gerùtə* 1312 Heilig-Kreuz, *in grafenmatten* 1537 Niedermorschweiler, *die grafen sleiffen* 1250 Gebweiler].

Kràįəpari M-B und B (zweimal vorkommend) Ȧltə-krá(i) Su. «Kreyenberg» «Altenkray». Im OE viel «Krey, Krey-, Kreyen-» [*uf der kreyen* .... *vf der kreye* .... *vf der kreyh* 1591 *auf der krewen* 1723 Winkel, *uff der dürren khreyen* 1655 *auf der dürren krayen* 1694 *im düren krey* 1740 Oberlarg, *am oberen kreygen* 1762 Obersept, *im kregenberg* 1575 Niederhagenthal *am Kreyenbühel* 18. Jh. Gebweiler, *kreybühell* 1550 Häusseren-Wesserling, *kreyenbückell* 1550 Ramspach, *kragenbühel* 1441 Reichenweiher, *an den kragen büchel* 1429 Wettolsheim, *in der Kreyenbach* 1250 *Kregenbach* 1286 Gebweiler, *bi chreienbade* 1288 *Kreyenbach* 1537 Attenschlag].

ahd. chràia chrâwa chrê, mhd. kræ̀ə MA krài f. «Krähe».

Indessen deuten ON wie vf der dürren khreyen, im Krayen, Obergrey auf ein anderes Etymon hin, als auf den Namen des, wenn auch noch so verbreiteten und bekannten Vogels. Nun aber hat sich im franzôs. und schweizer. Jura das Wort cra crâ cras craie crê crêt erhalten, welches teilweise noch jetzt ein Appellativum oder GN ist und «Berg, Hügel» bedeutet; in ON kommt es besonders häufig vor. Beispiele: le crèt perré (= «le mont pierreux») und le crâ de Combats in der Gemarkung von Saint-Dizier unweit Delle; die «colline d'Hermont» bei Pruntrutt und Courgenay heisst in der dortigen MA le cras d'Hermont. Sogar in Zell (La Baroche) in unserer Nähe kommt der ON le cra vor. Von Stoffel angeführte und wohl zumeist hierher gehörige ON sind ferner: la craie, la combotte de la craie [*en la craye* 1737 Villars-le-Sec], au cras, sur le cras Florimont, Botans, Olttendorf, [*au cras du Banney* 1737] Croix, le cras du Moulin Lufendorf, la chapelle de crets [*im Cret* 1544] Courcelles. In einem von Trouillat I 324/325 mitgeteilten Dokument (Nr. 24, 13. Jh.) ist als Zeuge genannt: Magno abbas de Altecrest; dieses ist ein 1134 gegründetes Cistersienser Kloster im Bezirk Orbe (Schweiz); französisch heisst es: Haut-crest: das wäre gleichwerthig mit dem deutschen (allemannischen) «Hohenkrähen» [*craige* 1221] in welchem Buck und Bacmeister übereinstimmend ein vordeutsches (keltisches) cra «Berg, Fels»

zu erkennen glauben, indem sie dabei an irisch craige «Fels» denken ; die gleiche Ableitung lässt Buck auch für den ON «Heukragen» gelten. — Bemerkenswert ist noch dass Kráiəpari zwei mal in B vorkommt, und dass Stoffel fünf OE «Kreyenbühl» kennt : nimmt man in diesen 7 Namen das erste Wort als Grundwort an, so löst sich der betr. ON einfach in die Tautologie «Berg-Berg» oder «Hügel-Hügel» auf, ein Vorgang der, wie die Fachleute wissen, unzählige male vorkommt. Ganz besonders dürfte Åltəkrá(i) vordeutsch sein und durchaus die Bedeutung von Haut-Crest «Hochberg» haben, was auch örtlich zutrifft. Åltə als Bestimmungswort wäre hier das, wie es scheint, nicht nur dem Lateinischen sondern auch dem Keltischen eigene alt- «hoch». Vgl. den ON (lat.) Alteripe, ein Kloster bei Freiburg in der Schweiz, französ. «Haute-Rive», deutsch «Altenryf», wobei Alten ebenfalls eine irrtümliche Anlehnung an das deutsche zu sein scheint. — Unser Åltekrá(i) liegt eher im Gebiet der romanischen als der allemannischen MA.

Krámersmàt f. Ml.
Stoff. führt aus dem OE mehrere mit «Krämer» zusammengesetzte ON. [*Krämerberg* 1671 Hochstatt *vnder dem Kremarnn* 1540 Niederranspach, *Kremersache* 1441 Buenzweiler, *Krämersmelte* 1566 Hindlingen.]
mhd. Krâm «Bedachung eines Kramstandes».

Kràpəfèlsə Ml, im Zuge der Spitzenköpfe. «Krappenfelsen».
Elsäss. (aber nicht Münsterthäler) MA kràpə, ahd. rabe (rappo) mhd. rabe «Krähe, Rabe».

Krápsrų̂s S, Krápspaχlə Sulz-W. i. Th. Krápsprekla W. i. Th. «Krebsbach, -bruck -runz». Daneben noch eine Anzahl «Krebs-» [*Krepsbach* 1565 Hirzbach, *Krebsloch* 1565 Hirsingen].
ahd. chrëbisz, chrebaszo mhd. krëbesze krëbesz MA kráps «Krebs».

Krâwə (ùf əm) m. Mr, Weäŝtkrâwə L. Ersteres ein Stadtteil längs des ehemal. Stadtgrabens. Stoff. hat noch ein Dutzend «Graben, Graben-» [*uff dem Graben* 1537 Sennheim.
ahd. grabo mhd. grabe MA krâwə.

Kresə, em, m. Su «Griesen». Sonst hat Stoff. noch einige «Gressen-, Gressig-» [Gressnaw 1630 Ottmarsheim, gressigbrunnen 1744 Kiffis].

Kreštləskyùt B. MA K r e š t l ə = Deminutiv von «Christian».

Krètləswâsə, m. S. [[*Kretles wassen* 1741 Chronik von Matern Jägle von M]].
St. hat einige «Krotten-, Kröttli».

Krewləŋ m. Stw E [*greweling böm* 1456] «Greuling». Stoff. hat ein «Greuel» [*jm grüwel* 1471 *jn greüwel* 1546 Mülhausen] und noch 3 «Greuling» [*im greweling* 1290 Wuenheim]. Er erklärt «Der Greuling ist eine Art Birne».

Krišpə n., das Dorf «Griesbach» [*apud Gruzensbach* . . . *Rudigerus de gruzinbach* 13. Jh., *Grussichspach* . . . *Grussenspach* 1411, *Gryspach* 1434, *Grüspach* 1456, *Gruselbach* 1480] [[*auss'm Grispach* 1574—1600, Kirchenbb. von M; *Grischbach* 1656]].
mhd. g r i e z (g r û z) «Sandkorn, Sand, Gries».

Kritər, ùf tə, (pl.) P o i ə r s k r i t F l å s k r i t ə r S, ù f t ə r K r i t f. Ml, K r i t ə r w å l t E, H a n i k s k r i t Stw, Ȯ f ə p å χ k r i t ə r Gü. Bei Stoff. «Kritter, Kritterwald» und, neben «Krüt» (dem Dorf) über zwei Dutzend «Grüt» [*de Gereuth* 1342 *Gerute* 1357, *zu Gerut* 1416 [[*Gerütt, Gerüth, von Crithen, Gereith* Kirchenb. von M, 1574 ff.]] das Dorf Krüt, *an dem gerütte* 1489 Appenweier, *in dem greuth* 1588 Beblenheim, *im gerûte* 1488 Hattstatt, *in dem oberen Gereith* 1661 Hochstatt, *in dem grutte* 15. Jh. Rappoltsweiler]].
mhd. r i u t e n «ausreuten, urbar machen»; ahd. r i u t i mhd. r i u t e, «durch Reuten urbar gemachtes Land»; g e r i u t e = Collektiv. MA k r i t n. (meist am Waldesrande und hoch gelegenes) Feldstück, das abwechselnd mehrere Jahre hinter einander angepflanzt, und sodann wieder einige Jahre brach liegend gelassen wird.

Kritspə L Stw. K r i t s k h o p f Su, Š t ä i n ə k r i t s L, K r i t s å k ə r W. i. Th. Stoff. hat nur ein «Kreuzbach». Daneben aber eine stattliche Anzahl anderer «Kreuz, Kreuz-» [*bi dem crùce* 1328 Ammerschweier *bi dem krùze* 1380 Köstlach, *zem Krùcze* 1436 Obermichelbach, *auff der Creutzmatten* 1431 Ligsdorf].
ahd. c h r û z i mhd. *Kriuz*, *Kriuze*, MA k r i t s n. «Kreuz».

Krùäholts Gü—W. i. Th. [*Grünholtz* 1742, *Grueholz* um 1790] «Gruholz». Nahe am Grat welcher das Münsterthal vom romanisch sprechenden Urbisthal (Kaysersbergerthal) scheidet.
? gael. c r u a c h «Haufe, Berg», oder c r e u c h «Sumpf».

Krùimàkər M. «Krummacker». Im OE über 100 «Krumm-» [*der krumbe acker* 1296 Alt-Pfirt, *vff die krumbe furte* 1490 Munweiler].
ahd. chrumb mhd. krump (b) MA krùim «krumm, gekrümmt, verdreht».

Kryəp f., Kriewlə, Su, Selwərkryùp Ml Štäinkrùäp Gü—H. «Grieblen». Sonst wenig «Gruben-, Grüblen» im OE [*in grůben* 1359 Leymen, *im Grübler . . . zu Grieben durch* 1567 Buchsweiler, *bi der wolf grûb* 1380 Mörnach].
ahd. gruoba mhd. gruobe, MA kryùp kryəp, krùäp «Grube».

Kryot Kruət Krût, n., Kryotkhèpflə B. «Kroth, Krothköpflein».
mhd. grât «Fischgräte, Rückgrat, Bergrücken». MA kryot, kruot, krût n., «Grat», nur noch selten als Appellativum gebraucht.

Kryosplyùnə, Kryosprèitferšt S, Kryosláiər (-lákər) S—B, Kryosèwənə M, Krùwəsrûs Krùwəsmàt (auch Krósmàt gesprochen) Su, Krùštek Gü. «Grossmatt, Grossrunz». Im OE weit über 200 «Gross-» [alte Belege: *gross- groß-*].
ahd. mhd. groß, MA kryos krûs krùwəs.

Kùlùŋ m. auch Khulùŋ (erstes *u* wie nhochd. *u* oder franz. *ou* ausgesprochen), m. Scheint auf den früher im Thal vertretenen französ. PN Coulon zurückzugehen.

Kùrliè n. Ml.

-Kyùt in: Àltəkyùt Ml—S, Kietle Ml, Kreštləskyùt Špàltərskyùt B, Hùtšəkùät E.
«Altengut, Hutschengut».
ahd. mhd. guot.

Kwarpfàt f., S. Stoff. hat nur ein paar «Querchweg [1536 Oberenzen] «Querrenweg» [*auf dem Querren Wey* 1588 Andolsheim, *ze querrenwege* 1328, *am querchweg* 1529 Niedermorschweier, *querichgesselin* 1453 Gebweiler].
ahd. dwërah, twërh mhd. twërch, dwërch, dwër, quërch «schräg, quer». MA nur noch ewərtswariχ.

Kwarwə, Kwarpə, m. S [*under der werben . . . vff der werben* 1456], «Querben».
Collectiv von MA warp f. «kleine langgezogene Bodenerhöhung»; oder mhd. twër-bach.

L.

Läimàkər m. Stw. Stoff. hat viel «Leim-, Leimen-» [*Leymbach Leimbach* 1323, 1361 das Dorf L, *am Leimen* 1342 Moos].

ahd. leimo mhd. leim, leime «Lehm» MA lèimə läimə.

Laimləswâsə Ml, Laimləshóf B. Geht in dieser Form aut den PN Lämle (vor 300 Jahren Lämble Lemble geschrieben) zurück. Ausfall des b, Diphthongisierung des Vokals.

Laits, Laitswâsə, m. Su. «Lenzwasen». Ich hörte auch Laits. Diese Formen scheinen auf den PN «Lenz» zurückzuführen. Stoff. hat nur einige «Lenz-» [*lencacker* 1287 Hundsbach].

Lákər, Láiər n. m. Láiərmàtkhèpflə Gü, Kèislákər Ml, Kryosláiər B, Kheäláiər Winzenheim [*beim Kühe läger* 1640] «Kühläger». Im OE eine kleine Anzahl «Läger-» [*jm leger an dem heidenberg* 1511 Osenbach].

ahd. lëgar mhd. lëger MA lákər, láiər «Lagerstätte».

Làmèispari B. «Lameisberg». Geht auf den PN «Lamey», der im Münsterthal ziemlich verbreitet ist.

Lán Län, f. Ml. Scheint ganz modern zu sein und mit dem PN gleichen Klangs («Magdalena») in Verbindung zu stehen. — Anderseits würde auf die Lage der betr. Stelle ganz gut das ahd. lîna hlîna mhd. lëne «Lehne, reclinatorium» passen; vgl. auch got. hlains m. «Hügel» anord. hlein Felsvorsprung».

Làŋmàt B. Làŋakərlə H-Mr [*ad langin agger* 13. Jh. *am langenacker* 1407] Làŋəpə Gr [*langenbach* 1441] Làŋəpàχ H Làŋərə m. Làŋərəkàs, Làŋmàt Su, Làŋəwâsə Ml Làŋhàil Làŋwarp Làŋšlàtə Stw Làŋprûχ E. «Langäckerlein, Langenbach», u. s. w. Im OE eine Unzahl «Lang- Langen-» [alte Belege: *lang-, langen-*].

ahd. lang, mhd. lanc, MA làŋ. — Hiezu gehört auch:

Laŋəpà S [*in lengenbach* 13. Jh., *lengenbach* 1456 [*vff lengenbach, auff Lengenbach* 1580, 1583 Kirchenb. von M.], Laŋəfalt Laŋəfaltkhopf S-Linthal [*lengenfeld* .... *lengenfeldkopf* 1724], Laŋepari H. «Lengenbach, Langenfeld»; MTB 3668 (ebenfalls falsch) Langenfeld (statt Lengenfeld).

Sonst im OE nur noch ein «Lengen-» [*montis Lenginberc* 1188, *Lengenberg* 1319 Hattstatt-Vögtlinshofen].

Làntšpùrn m. E. «Landsburn».

Làtərə m. Lâtimes f. S. «Lattern».

Nach Buck ist «Lade», FlussN in Lada Ladusa Laderna u. s. w. = altkeltisch latis.

Lątəršpà m., zu S gehörender Weiler; [*in landoltišpach* 13. Jh., *in landerschbach* 1456] [[*Landerspach*, Kirchenbb. von M 1574 ff.]] Lątərsə, ùf Lątsər S (oberhalb des Weilers). «Landerspach, Landerse, Landersematten».

Geht auf den PN Landolt zurück.

Làχ f. S Ml M Gü W. i. Th. T Làχmàt Mr. Stoff. kennt nur «Lach» M und «Lachmatt» T. Aus dem übrigen OE hat er eine Anzahl «Lach, Lachen, Lachen-» [*vff die lachen* 1479 Folgensburg, *jn der lachen* 1318 Riespach] Er erklärt: im Sundgau ist Lachen synonym mit Noden und bedeutet «Wiesen, Feldlachen, Feldwiesen» an dem Ablauf eines Weihers. — ahd. lacha mhd. horlacha «Schlammpfütze». MA làχ f. «kleine Wasseransammlung».

Láχtərwàn f. B. Stoff. und MTB 3668 falsch «Lechterwand». s. Wàn.

Lèfəlsmàt E. Stoff. kennt im OE: «Am Löffel, Löffelbach, -matten, -thal, Löffelseben, Löffelstiehl».

Leiməl m. M «Leimel». Ist auf ahd. «linta-buhil» mhd. «linde-bühel» zurückzuführen, entsprechend den lautlichen Eigenthümlichkeiten unserer GMA. Erst Fortfall des *e* und des *d*, worauf das übrigbleibende *b* das *n* in *m* umwandelte; dann Fortfall des *b*, und als Ersatz dafür Diphthongisierung des Vokals; am Ende des Worts Verflachung von bühel in pəl.

Aehnlich leitet Arnold «Steimel» ab, = «Steinbühl».

Lèiwəltàl Ml, Läiwəlšpà B. Wohl für Letzteres hat Stoff. ein sonst unbekanntes «Lauben» B. Im OE noch einige anklingende ON: «Leiblesmatten» Ballersdorf, und etliche «Leiber, Leiberen» [*neben dem leiwer* .... *ein houestat bi dem leiwer bôme* 13. Jh. Meyenheim, *am löwer* 1534 *im leüwer* 1563 *jm Leüber* 1577 Riedisheim, *vff der leweren* 1489 *an dem leewenen* 1495 Schlierbach-Dietweiler, *an des lôebers acker* 1380 Orschweier, *by dem leüweren* ... *vff dem Leuwer bühel* 1534 Niedersteinbrunn]. Den ON «Lièpvre = Leberau» erklärt Aug. Stöber durch das celtische laib, laibe «Lehm» (Rev. d'Als. 1854, 87 ff.).

Lent-, Leŋ- in: Lentəlsàkər B Lentəl Dorf «Linthal», [[*Linthel Lindel*, Kirchenbb. von M 1574 ff.]] Lentəltàl, das nach diesem Dorf benannte Ende des Geb-

weilerthales [[*Margreta* . . . . . *zue höfen im Linthelthal* Kirchenb. von M 1577]], Lentə abgehender deutscher Name des Dorfes Le Thillot im Vogesendepartement, Leŋəpùkəl Stw, Leŋəwâsə Gr. Im OE eine Anzahl «Linden» [alte Belege stets: *linden-*].

ahd. linta mhd. linde MA lent f. «Linde».

Lepskàs f. S. Soll auf den PN «Philips» MA Leps zurückgehen.

Lèriχəfalt n. B, Lèriχəpél m. Su Lèriχəpari Gü. «Lerchenfeld, -bühl». Im OE gibt es eine Anzahl «Lerchen-» [*Lerichenberg* 1507 Altkirch, *lerchenberg* 1337 Berenzweiler, *in lerchenuelde* 1308 Rappoltsweiler, *in lerichen velde* 14. Jh. Türkheim].

ahd. lêrahha mhd. lĕrche «Lerche» oder mhd. lerche, larche, «Lärchenbaum» wofür ahd. lerih (*hh*) vorauszusetzen ist; für beide hat unsere MA lèriχ f.

Lèšəräin, m. Gü. In dieser allein bekannten Form = «der Rain» des (PN) Lèšər, geschrieben «Löscher».

? PN Luitgoz?

Letsəlfail n. S. «Lützelfeil». Im OE eine Anzahl «Lützel-» [*luzelbach* . . . . *lüzzelenbach* 1278-1493 Rappoltsweiler, *lützelnberg* 1489 Westhalden, *im lùczlen sewe* 1421 Ammerzweiler].

mhd. lützel «klein». Trotzdem ist das Sondernacher Letsəlfail verhältnismässig recht gross.

Lìprùk Su «Librucks». Ist aber keine Brücke, sondern eine Sennerei oberhalb des Sulzerer See's. Geht vielleicht auf ahd. hrukki «Rücken».

Lièspə m, Lièspemàtə, Lièspərekə Stw «Liesbach». Stoff. hat das Wort noch 4 mal [*zer Liespach* 1279, *liessbach* 1390, das bei Sanct-Apollinaris entspringende «Liesbachbächlein»; *ließbachgraben* 1497 Blotzheim].

? ahd. lisca «Riedgras».

Lièštäi S B, Lièlələ Lièləlakàs, Tryχliè, Kùrliè Ml, Liè n. Lièmàtə (an zwei verschiedenen Stellen), B, Lièmət Lièmətwât Lièmətwásla Stw, Lélə n. [*Löhly* . . . . *zu dem löhelin* 1455] Gü-W. i. Th., Lièmàt Su. Stoff. hat nur «Lögele, Lögeleköpfle (W. i. Th.) Löhly (Gü) Lehmatt (Su).

Mehrere Ableitungen möglich: von ahd. hleo «Hügel, Grenzhügel»; oder Deminutiv von Lyo, Lùχ s. d. W; oder ahd. lêhan mhd. lêhen «geliehenes Gut».

Lièχtərə m. Stw. «Liechtern».
? ahd. licht mhd. lieht «hell, leuchtend (gelichtet)» und aran, «pflügen, die Erde bebauen».

ti Liewərei, f. Ml. Ob wohl damit zusammengestellt werden dürfen : «Löbere» [*an der löwer* 1453 Wuenheim] und «Liverselle» [*lyeferschell* 1441 Markirch]?

Lisəmes n. B., Lyspél Stw. St. «Lissermiss». Im OE ziemlich viel «Luss» und «Lüssbühl» : [*vf der lusse* 1407 Bilzheim, *jm pferren lus oder im vsserenn lus* 1548 Brunnstatt, *im luhsse .... in dem Lusse* 1362 Colmar, *in der luße* 14. Jh. Hattstatt, *vf der lus* 1380 Sulzmatt, *lùssebuel* 1279 Blotzheim, *Luspühel* 1603 Colmar, *lyßbühel* 1507 Ensisheim, *Laussbühl* 1717 Sigolsheim] auch einige «Lies-» [*zer liesbach* 1279 *lieschbach* 1535 *ließbachgraben* 1479 Blotzheim].
Ob auch Lyšpə S (s. d. W) hierher gehört?
A. Stöber sieht in lys lis, luss ein kelt. Wort, = Zusammenziehung von lu «klein» und ais «Hügel», in kelt. MA lus leus lous luos. Rev. d'Alsace 1872, 510 ff. — Das Wort kommt auch im Unter-Elsass vor : [[*am lusebuhel* 1348 Tieffenbach im Weilerthal]] (aus einem Kaufakt, mitgeteilt in Th. Nartz : Le Val de Villé, S. 224).

Lit f. und n., als GN nicht mehr gebräuchlich, als ON immer auf ausgedehnte Halden oder breite Bergabhänge gehend : ām Lit, Litəàkər, Sùmərlit Ml, Prątlit M, Wąįtərlit B, Aršlit Litàkər E, Âlit, Pfàflit Su, ùf tər Lit Stw., Wentərlit H-Gü [*an den liten* 1456] Štaklit W. i. Th. [*in stekkenliten* 13. Jh., *vnder steckenlite* 1452] und Wasserburg, Hólit T [*an hohen liten* 13. Jh.] Stoff. gibt diese Namen mit «Litt, Litten, Sommer-, Brand-, Winter-, Ehrsch-, Ah-, Pfaff-, Stecklitt wieder». Ausserdem hat er noch eine Anzahl «Litt, Litten», einfach oder in Zusammensetzungen : [*vff der litten* 1421 Buetweiler, *an der liten* 1453 Bühl, *an der Leuthen* 1551 Sennheim, *an der lite* 1328 Sigolsheim, *in lita* 1272 Sulz, *in der lùten* 1441 Zimmersheim].
ahd. hlîta, lita mhd. lite «Bergabhang, Halde».

Litsləslûχ n. Stw.

Loipél m. Su «Laubbühl».
? ahd. loub mhd. loup «Laub»; oder der PN «Lau» MA Loi?

Loiχəriet, Loiχəraŋk pl. S, Loiχə m. Linthal-Lautenbach. Im Gebweilerthal spricht man Làiəχə Làiaχə, mit stark gutturalem χ. «Lauchen» [*jm lauchen ... in löchen*

1496.] Die am «Lauchenkopf» (bei uns: Klénskhopf) entspringende «Lauch» heisst [*Loffichia . . . Loffcia . . . Lorfaha* 728 *Loufaha* 817 *apud aquam Louchach* 1259 *an der Lochen* 1369, u. s. w.]

Aug. Stöber (Rev. d'Als. 1854, 87 ff.) erklärt das Wort durch walo-celtisch *Clwch* «Fluss, Zusammenfluss», und führt noch an: lough im gaelo-celtischen «Sumpf», loch llwch im walo-celtischen «See» bedeutend.

Lotš f., als GN = «(schlechte) Hütte aus Reisig oder Brettern», im ON Sàlpiètərlotš M.

? ital. loggia.

Loχ n. in: Khóləloχ S, Otərloχ Hùŋərloχ Loχmes Su, Hóloχ Stw. «Otterloch, Hunger-, Lochmiss». Im OE viel «Loch, Loch-, Löchlein», die teils zu ahd. loh mhd. loch «Verschluss, Gefängnis, verborgener Aufenthaltsort, Höhle, Loch, Oeffnung», teils auf ahd. lô loh mhd. looch gehen dürften. S. Lyoχ und Lûn.

Lùiəršpə m. W. i. Th. (-Gü) St. «Luefersbach». [*Wernher de Rothe von Luuersbach* 13. Jh., u. *luoverspach . . . . luverspach . . . . luofersbach* 1278-1493, *jm lûfferbach* 1452 *lûferspach* 1456, *vor am Lüferspach zu Gunspach* 1472].

-lûn in Pyəχlûn Su. «Buchlohn». Daneben hat Stoff. noch einige «Lohn, -lohn»: [*lonpach* 1418 Rimbach-Zell, *longraben lograben* 1535 Obermichelbach, *im langen lo* 1361, *jm langen lon* 1374, am *langen lön* 1489 Fislis-Bettlach].

lûn ist dat. pl. von ahd. mhd. lô loh, welches «Wald, Gehölz» bedeutete. Bei den hessischen ON erscheint dieser dat. pl. in vielen Formen. Ein Buhlen bei Waldeck wurde geschrieben: Buohloha 850, Buoclohon 1074, Boclon 1126, Bulon 14. Jh. (Arnold, Ansiedelungen u. s. w., 117. 119. Unser Pyeχlûn = daher «Buchwald». S. Lyoχ.

Lùntəpél (Lûtəpél; GMA Lụ̂təpél) zwei Sennereien unweit des Honeckkopfes. Titšlùntəpél, ein Doppelwasen, liegt in der Gemarkung von Stossweier, Walšlûtəpél (franz. Montabey) liegt jenseits der Grenze. — Lûtəpà Su. — «Deutsch-Lundenbühl, Lundenbühlrein, Lundenbach».

Lykswarp f. M «Luxwerb». Daneben noch einige «Lux-» im OE [*ob dem lovcchsberch* 1278-1493 Walbach].

? ahd. mhd. luhs MA lyks «Luchs»; oder PN «Lukas» MA Lyks.

Lyoχ, Lyo, Lûχ, Lû, n. Ml M B L Stw [*zu Loch . . . zue lochen* 1339] Hèlwərlyo S Lyoχmatlə Lyokàs

Prèitlyo M,. Ramlùχ Litsləslùχ Stw. «Looch, Lohmatt, Breitlau, Helberloh, Remloch». Ausserdem gibt Stoff. eine Anzahl «Loch, Loch-» aus dem OE [*zue looch . . . zue lauch* 18. Gebweiler] und einige «Loh, Loh-» [*in der lochen* 1537 Sennheim].

ahd. mhd. lô loh n., welches in Hessen (in vielen Abstufungen und Abschleifungen) so häufig vorkommt dass W. Arnold (S. 117-119) es geradezu zu einer der uralten Bezeichnungen für «Wald, Gehölz» statuirt. Siehe Lûn, Pyeχlùn) — Für einzelne ON könnte man auch mhd. lochboum «eingekerbter Baum» (zum Bezeichnen einer Grenze oder des Stehenbleibens) von ahd. lahha «Einhieb» heranziehen; «Loch, Loche» war im mhd. geradezu ein «Grenzbaum», sogar ein «Grenzgraben». —

Lyšpə m. Lyšpəpùrnə, Lyšpəwáslə S. Vgl. Lisəmes.

Lytəpà n., M-Ml und (das Dorf) «Luttenbach» [*Lutenbach*, 1120, *Littenbah . . . Lutinbah* 13. Jh., *Lutembach* 1456, *Lautenbach* 16. Jh.] [[*Lauttebach, Lautebach* Kirchenbb. von M 1574 ff.]] Stoff. hat aus dem Oberelsass noch einige gleichnamige ON [*vnder der lutenbach* 1453 Linthal].

ahd. lût (hlût, hlûda) mhd. lût MA lyt «laut, lauttönend»; der «lautende Bach».

M.

Mákäispari Su, «Mägeisberg». Vom FamilienN «Mägei, Mägey», der im Thal vorkommt.

Mànšpari m. Su [*am Mannsperg . . . mansperg* 1456] «Mansperg». Im OE 3 «Mans-» [*Manspach* 1151 «das Dorf M», *Mansperg* 1569 Niederburbach].

? PN Manno.

Mántik m. Stw «Montag». Im OE noch 4 andere [*möntag weg, mentag weg* 1573 Niedermuespach]. — «Montag», n., ein ehemaliges Flächenmass.

Mariəpùrnə M. Mariəho'f B. Stoff. hat 15 «Maria, Marien-».

-Màt f., kommt äusserst zahlreich vor Mètlə Lyomatlə Tornàmàtə Eiməpàmatlə Mèrləsmàt Witmàtə Šlifmàt Pfyùlmàt Rosmàt Pàχmàtə u. s. w. allein in M. Die in den anderen Gemarkungen vorkommenden

Màtə aufzuzählen ist unnöthig. Es sei nur bemerkt dass das Eschbacher Mètlə hierher gehört, und nichts mit «Mittlach» zu thun hat, wie Messtischblatt 3660 fälschlich schreibt und Stoff., neben dem richtigen «Mättlein» auch noch will. Beleg nur für Prèitmàtə S [*de agris apud breitenmatun* 13. Jh. *ze Breitmatten* 1339]. Im OE viel «matt, -matt», u. s. w., [*-matt, -matte, -mettlin*].

mhd. mate, matte «Wiese». Unsere MA kennt nur das einzige Appellativum màt, f.

Matsərâl n. [*a villula que Mezerol dicitur* 817 *Meterol* 824 *Mecerol* 12. Jh., *Macerol* 13. Jh. *de Mezzerol* . . . *in Mezerol* . . . *de Mêzirol* . . . *in Mezzerâl* 13. Jh. *Metzeral* 1408] [[*Metzeral Metzerall* selten *Metzerahl Metzral* Kirchenbb. von M 1574 ff.]].

? PN Mazo. — Arnold leitet die in Hessen zahlreich vorkommenden ON mit Metz- von ahd. *mezan meizan*, «schlagen, metzgen» ab, und denkt dabei an heidnische Opferplätze. — Ob bei der Endsilbe an ahd. âl ôl «Sumpf» zu denken ist?

Mèiərspél S Mäiərsprûχ Su, Mèiərhóf M [*zu fronhoff* 1456] [[*der Meyer vffm Hoffe, vffm fron hoffe, fronhoff* 1574-1600, *auff dem Meyerhoff* 1668, *landspurgischer Meierhof* 1716 Kirchenbb. von M]] Mäiərhoft Gr. «Meyerbihl, Meyersbrochen, Meyerhof». Im OE 30 «Meyer- Meyers-» [*in Meyersberg* 1492 Hohenrodern, *bi dem meiger tunne* 13. Jh. Meyenheim].

ahd. meior, meier mhd. meier, meiger «Bewirtschafter, Pächter, Oberaufseher eines Gutes».

Meliχrûs m. S «Milchrunz».
ahd. miluh mhd. milch.

Mélmàt Ml M E H Mélmàtə Hàimél Gü, Mélakər M, Mélwàlt Wasserbg. Stoff. nur «Mühlmatt». Im OE eine Unzahl «Mühle, Mühl-, Mühlbach [alte Belege: *mühl-, mullin, müllen-, mil, miel, mulli, mühle*].
ahd. muli mulin, mhd. mül müle.

Melmə m. Su. «Mülmen». MTB 3660 falsch «Mulwenwald».

Melpə n. das Dorf «Mühlbach» [[*ad Melin ecclesiam* 896]] [*capella ad Mulebac* 1057-1072 . . . *ad amnem qui mulebach nominatur* 13. Jh., *Albret de Milbach* 13. Jh., *die zelle zu Mühlbach* 1339, *Mulebach* 1407, *Mulbach* 1456] [[*Mülbach*, einmal *Milbach*, Kirchenbb. v. 1574-1600]].

? ahd. *muli mulin,* mhd. *mûl müle.* — Die hessischen ON Miehlen [*Milene* 1132 *Milen* 1326] und ähnliche betreffend, verweist Arnold auf das keltische melin «Mühle»; irgendwelche Erklärungen im Deutschen seien kaum zulässig (?).

Meniχpari Mr [*apud munchenberg* 13. Jh. «Münchberg».
Im OE viele einschlägige ON [*Mûnchhusen* 1250 Ensisheim, *Munickhoven* 1458 Niederaspach].
ahd. munich mhd. münch, münech «Mönch».

Menštər n. (Mąįstər in GMA), die Stadt «Münster», die ihren Namen vom monasterium oder Kloster erhalten hat, welches um das Jahr 660 am Zusammenfluss (Confluens) der beiden Haupt-Thalbäche enstand. [*ad monasteriolo Confluentis* 673, *ad monasterio sancti Gregorii ... in ipso monasterio Confluentis* 747, u. s. w., *Gerhardi militis de Munster* 13. Jh. ... *Münster in sant Gregoriental* 1339 *Clara de Münstre* 14. Jh. .... *zu Monstern* 1524, u. s. w.]
Menštərtál (Mąįštərtál) das «Münsterthal» [*in valle Sancti Gregorii* 1235, *vallis sancti Gregorii* 13. Jh., *in Münstertal* 1339, *Monsterthal* 1434, *Vaux de Monstier* 1594]. — Mąįštərmàt, Ml. Mąįštərwái M Menštərwái Gü. — ahd. klang das lat. Wort munustiri munustri mhd. münster.
In der romanischen MA der Bewohner von Ober- und Niederhütten, im oberen Kaysersbergerthal, hat man zur Bezeichnung von «Münster» den Namen Wormətèi. S. Schlussbemerkungen Nr. 7.

Mêrləsmàt M. Stoff. hat nur «Merle .... Märleweiher Oderen, und «Merlerunz» Ober-Urbeis.

Mèrtsàkər Mr, Mèrtsəprùnə Gü. Im OE über ein Dutzend «Merzenbrunnen» [*uf mertzen brünlin* 1471, *bi dem merzelburnen* 14. Jh. Zimmerbach, *zû mertzenborn* 1488 Wettolsheim].
? ahd. marzio mhd. merze «März».
? oder PN Meginhard.

Mes f. Häiwəlmes Fryomes Làtimes Rètləsmes S, Êrəlmes (Êrləmes) Rùntmes Khùkláχtməs Pèšt(ɔ)mes Khàlwərmes Witəmeslə Làŋkmes Ml, Lisəmes Hàməlmes Nùiwáimes Aftərmes B, Ferštmes Ml-La Bresse [*fursztmusz* 1594], Mysmes Präitmes Loχmes Mýrholtsmes Pormətsmes ti Mesə Su, Hùntsmes E Präitmes Hùntsmes Tsantnərsmes Stw.

Bei Stoff., soweit er diese ON hat: «Eibelmis, Fro- Erlen-Breitmiss», u. s. w. Er hat weiter noch über ein Dutzend «Miss, -misse» [*die hinder miecz* 1550 Ranspach, *Missmath* 1567 Rimbach; *inn ein Tobell, ist ein mosz oder Riedt, haist die rote Miesz* 1550 Krüth].

mhd. mies, moos, mos, MA mes «Sumpf».

Metəlpari M H Metəlpél Su E Metəlpə Gr. Stoff. Citat [*de prato in Mittelbach* 13. Jh. B] dürfte auf einen «Mittelbühl» in B. gehen, der jetzt verschollen ist, aber noch im Taufbuch von 1712 vorkommt. «Mittelberg», -bühl, -bach». Im OE sonst noch recht viel «Mittel-» u. s. w.

ahd. mittil mhd. mittel, adj. «in der Mitte befindlich».

Metərə m. Su, «Mittern».

Metlâ n., Annexe von Ml (s. Å).

Metləwàlt Su,. «Mittlach», «Mittelwald».

Daneben im OE noch «Mittlachmühle» *zue Mittelach* 1302 *ze Mittela* 1371 *Mittlo* 1480 Colmar] und «Mittelaue» [*mittel ow* 1516, *die mittel auw* 1547 Dammerkirch].

ahd. mittil mhd. mittel «in der Mitte befindlich».

Məχəlmàtrŷs m. S Meχəlmýr Meχəlmàt f. Stw. [*in michelen gemûre* 13. Jh.] «Michelmattrunz, Michelmur». Daneben hat Stoff. noch etliche «Michel-» [*Michelbach* 1105 *Michlenbach bi tanne* 1460 das Dorf dieses Namens; *michelvelt* 1265 Sankt-Ludwig].

michel mhd. ahd. «gross».

Mishäimlə n. Su, Stoff. und MTB 3660 falsch «Missheimle», mit *ss* oder kurzem *i*.

? MA mis pl. von mýs «Maus».

Mokəàkər B.

? MA mokə m. = «Brocken, grosses Stück» bezw. «Erdscholle».

Morts, ausser Brauch kommender Name von Le Valtin, nördlich von der Schlucht, im französ. Departement der Vogesen [[*Morts, Mortsee, von Mortsen* Kirchenb. von M. 1574 ff.]] Mortskàs Stw., Hohlgasse in der Richtung von Le Valtin-Morts.

Mùlt f. M. Eine tiefe Stelle in der Fecht.

mhd. mulde «ausgehöhltes Gefäss»; MA mùlt «Brodmulde».

Mùslespari Stw. [*Curia Muschardi* 13. Jh.] «Muschlesberg».

Myorəšprùŋk m. B., «Morensprung». Im OE einige «Moren-» [*Marren- Morenveldt* 1568 Sondersdorf, *Mohren-Feldt* 1605 Wittenheim, *gen Morsote* 1489 Herlisheim].

MA myor f. «Mutterschwein, Zuchtsau» mhd. mōre (eigentl. «schwarze» von maurus) «Sau».

Mýr (ùf tər) S, ùf əm Mirlə n. S, ti Wismýr Ml, Wismýr S-Linthal, Meχəlmýr f. [*jn michelen gemûre* 13. Jh.] Káléismýrə Alikmýrə Reŋkmýr Štäinmýr Stw, Mýrpà Mýrholtsmes Su. Bei Stoff. «Weissemauer, Michel- Ellig- Steinmur Murbach und falsch «Mühlholzmiss»; für letzteres schreibt auch MTB 3660 falsch «Missholzmiss». — ahd. mùra, mùri mhd. mûre mûr «Mauer». Unser MA mýr f. bezeichnet auch die natürlichen Steinwälle und Steinanhäufungen.

Mýrləspari m. Su «Murlesberg».

Mysmes f. Su, «Musmiss». In Oberhütten «Manis» genannt, weshalb Stoff. für letzteres falsch einen besondern Ort statuirt. Vgl. Mishäimlə.

Myùr (äm), Myùrəloχ M, Myùrmàtə B [*hedina de prato mûre* 13. Jh.] Meärmàtə W. i. Th. [*jn den muren* 1462] Myùrəpà S. «Morbach, Morenloch, Muer, Muermatten». — Vgl. GMA Myùrfalt das «Moorfeld» der Gemarkung Lautenbach-Zell [*morchenfelldt* 1550], welches fast überall falsch «Mordfeld» geschrieben wird.

Stoff. hat einige «Muer, Muer-» [*im Muer* 1538 Bettendorf, *in dem mûre* 1421 Carspach, im *mûr* . . . . *môr* 1489 Sulzmatt].

mhd. muor «Sumpf»; ebenso MA myùr, müär.

X.

Einige Bemerkungen

zur schriftstellerischen

Behandlung der Mundarten

durch Beispiele aus dem Münsterthäler Dialekt

erläutert von

J. Spieser.

I.

Viele, meist einsilbige, Wörter nehmen in unbetonter Stellung im Satze eine kürzere Form an, indem lange Selbstlauter verkürzt, doppelte vereinfacht, kurze zu ə verflüchtigt, und Endbuchstaben abgeworfen werden. Da es mir scheint, dass diese Thatsache von manchen mundartlichen Schriftstellern nicht immer genügend beachtet, und vielfach die volle Form für die abgestufte gesetzt wird, so halte ich es nicht für überflüssig, einmal darauf hinzuweisen, indem ich ein Verzeichnis der Wörter gebe, die in meiner heimatlichen Mundart obigem Gesetze unterliegen.

æm, əm *ihm*; ȧn, ȧ *an*; æn, e *in*; ǽ̨nə,[1] nə *ihn*, *ihnen*; ár, ar, ər *er*; as, s[2] *es* (nom.); əmyol, ̔əmol *einmal*; ér, er,

---

[1] Jeder Vokal vor m, n, ŋ ist nasiliert, d. h. die Oeffnung des Gaumensegels, die bei diesen Lauten stattfindet, tritt schon beim Einsetzen des Vokals ein, was besonders bei langen Vokalen deutlich zu hören ist. Bisher habe ich diese Nasalierung nach dem Vorgehen Mankels unbezeichnet gelassen, hier bezeichne ich sie bei langen Vokalen.

[2] Nach vorausgehendem s «əs», z. B. wàs əs màχ̜t; màχ̜t s əs? ploy̦s əs!

ər *ihr* (1. dat. sing. 2. nom. plur.); ·ér, er *ihr* (pron. poss.); es, s[1] *es* (acc.); fàn, fà *von*; fér, fer *für*; fór, for *vor*; hąįmər, hamər *haben wir*; hiets, hets *jetzt*; iχ, i, 1. *ich* 2. *euch*; jyo, jo *ja*; kąįmər, kamər *geben wir;* kiè, kè 1. *gehen* 2. *gen*; kyùt, kùt[2] *gut*; mér, mer, mər 1. *mir* 2. *wir*; mį, mi *mein, e*; miesə, mesə *müssen*; miχ, mi *mich*; nêi, nèi, nè *nein*; nyo, no *nach*; pår, pàr *Paar*; pås, pàs *Tante*;[3] pí, pi, pə[4] *bei*; sái, sai *segne*; sæįmər, sæmər *sind wir*; · sé, se, sə *sie*; sį, si *sein, e*; siχ, si *sich* (acc.); só, so sə *so*; tánə, tanə *diesen* (acc. s.; dat. pl.); tár, tar *dieser* (nom. m.; dat. f.); tér, ter, tər *dir*; tərnyo, tərno, no *darnach, dann*; tį, ti *dein, e*; tie, te *diese*; tiχ, ti *dich*; tsyù, tsù, tsə *zu*; tùriχ, tùr *durch*; tŷ, ty, tə, —,[5] *du*; tyo, to *da*; ùn, ù, ə[6] *und*; ų̀s, əs *uns*; wąįmər, wamər *wollen wir*; wǽnə, wænə *wen*; wås, wàs *was*; wêr, wèr *wer*; wie, we *wie*; wyù, wù *wo, als*. Vergl. ferner die Zahlwörter 4—19 in Mankels Arbeit in den Strassb. Studien II, S. 136.

II.

Wenn man sich nach der landläufigen Art, in der Mundart zu schriftstellern, einen Begriff machen wollte, wie das Volk wirklich spricht, so würde man nicht nur in lautlicher Hinsicht irre geführt, sondern man bekäme auch vom ganzen Wortschatz und namentlich vom Stil der Mundart ein falsches Bild. Fast überall merkt man es den Verfassern an, dass ihr mundartliches Sprachgefühl durch die in der Schule erlernten Schriftsprachen getrübt und verdunkelt worden ist, so dass sie auf Schritt und Tritt Ausdrücke und Wendungen gebrauchen, deren sich der Mann aus dem Volk, der in seiner Mundart lebt und webt und sie unbefangen und ohne gelehrte Beeinflussung spricht, nie bedienen wird. Da begegnen dem Leser

---

[1] Siehe Anmerkung 2 auf vorhergehender Seite.

[2] Z. B. kùt láwəs màχə *spielen*, kùtə morjə! u. s. w.

[3] Veraltet, z. B. ti pàs Anəmei *die Tante Annemarie*, «pås» nennt jetzt meist nur noch das Gesinde die Herrin.

[4] Z. B. pə tsitə *früh*.

[5] Vergl. Mankel a. a. O., S. 137 unten.

[6] In den Redensarten hàlwə hàlp, khásə pryot, khásə ártèpfəl, knàlə fàl, pi líwə láwə, pi weinə watər, šwàrtsi hýwə hàlslų̀p (Haube und Halstuch), tåkə nâχt, tsù kritsə fatsə (ganz zerrissen); achte dabei auf die Veränderung, die dieses ə im vorhergehenden Wort bewirkt: hàlw für hàlp, líw für líp, wein für wæįt, hýw für hýp, tåk für tå.

mit geringer Lautveränderung Wörter wie also, allmählich, bekanntlich, bedeutend, sofort, in der That, hoffentlich u. s. w. u. s. w. nicht bloss auf jeder Seite, sondern zuweilen fast auf jeder Zeile, von welschen Fremdwörtern ganz zu schweigen. Einigermassen lässt sich das nun damit entschuldigen, dass es überhaupt einem Gebildeten schwer wird, beim Gebrauch der Mundart derartige Wendungen des Schriftdeutschen ganz zu vermeiden.

Diese Beobachtung veranlasste mich seinerzeit, mir eine Sammlung von Beispielen anzulegen, wie in der Mundart meiner Heimat derartige Wörter und Wendungen wiedergegeben werden. Die Sammlung hat zwar bisher nach keiner Richtung irgend welche Vollständigkeit erreicht; da ich aber in absehbarer Frist nicht in der Lage sein werde, sie erheblich zu vervollständigen, so ziehe ich vor, sie in ihrem lückenhaften Zustande zu veröffentlichen in der Hoffnung, dass vielleicht der Eine oder Andere dadurch veranlasst werde, in diesem Stück selbst zu beobachten und zu sammeln. Ich bemerke noch, dass die hochdeutschen Ausdrücke sich keineswegs durchgängig oder auch nur grösstenteils mit meinen mundartlichen Uebertragungen genau decken. Um den Umfang und Inhalt dieser letzteren fest abzugrenzen, wären zahlreiche Beispiele notwendig, was aber hier der Raum verbietet und mein Zweck nicht verlangt.

Da der Wortton bei den folgenden Ausdrücken weder gleichgiltig noch selbstverständlich ist, so bezeichne ich ihn, und zwar nach dem Vorgang vieler Phonetiker mit einem über die Zeile gestellten Punkt **vor** der Tonsilbe.

Allerdings ·frili; *allmählich* nyot·nyo; *allzusehr* ·trewərnewər, ·tsyù fàš; *als Jüngling* (*Jungfrau*) ·letjərwis; *also, folglich* wæn ·sal eš, e ·tam nyo, ùf ·tie årt, tər·nyo, waiə ·tam; *auf der Stelle, sofort* kliχ, ·àsəfàš, æ·nàtərnyo, plètsli, ·iləs; *auf jeden Fall* ·àləwái, sə kəwes [seχər] às ·èpəs, ùnə ·fálər, ·àləmyol, s ·fált si net; *aufs Geradewohl*, ùf wyolkə·ryot; *aufs neue* ùf ə ·nùis, ùf ə frešs; *aufwärts, in die Höhe* ·ewərsi; *augenscheinlich* oik·šinli; *bedeutend* às èpəs ·eš, às tər·wárt eš; *beinahe* sə fil às ·èpəs, sə fil às ·nit, tsə raχə, fàš, fàš·kår; *bekanntlich* jo, nóχt; *besonders* fo·rå, nà·kår; *bestimmt* sə kəwes às ·èpəs, iχ tèrf ·rètə; *bisweilen, hie und da* tàn ət ·wàn, àl·myol, àlmol ə ·týr; *damals* ·salmyols; *darum* waiə ·tam; *dennoch* ·èinəwái; *direkt* æis·kàŋks; *durchaus* rùnt·ys; *etwas* (*gross*) ·wyol (·kryos); *fortwährend* à èim ·štek; *gegen Ende des Jahres* ·nystsyù; ·nyswárts; *gegenwärtig* ·tàtó; *genau* kråt, ùf tə ·tùpfə; *geschweige* fər·kšwikə; *gezwungenerweise* ewər· måχt; *gleichgiltig* ·æitæŋ,

·æ̜i̜tyùn; *grossenteils* fil; *hauptsächlich* s mièršt; *heimlich* æm fər·štèktə, náwə·nys; *hoffentlich* èpə; *immer noch nicht* ·àls nå̜ net; *in der That* ·sal eš ·wyor; *in diesem Fall* wæn ·tàs [·sal] eš; *in gewissem Sinn* ùf ·æ̜i̜ årt; *je nach dem* ·nyo tam; *kaum, schwerlich* ·kheimərli, ·plièsli, ·plùt ù ·plièsli, s næm mi·wů̜tər; *kürzlich, neulich* ·kæntik; *lauter* ·itli; *manchmal* ·maŋmyol, ·àlmyol, ·àlkəpot, àlmol ə ·týr; *möglicherweise, vielleicht* khå̜ ·sæ̜, s khænt [khå̜] kə·ryotə, taŋk·wyol, fi·liχ̜t; *nach meiner Meinung* wie ·iχs fəršta̜ŋ, ·tiχ̜ts mi; *nächstes Jahr* ·å̜tərjyor; *natürlich* ə·myol, sal ·šù; *nennenswert, ordentlich* às èpəs ·eš; *nichtsdestoweniger* ·èinəwái, waiətam·toχ; *nicht sehr* ·ne tsə [net sə] kâr, ·net fâš, ·ne kryos; *ob wohl?* ·wů̜tər ·è, kho·khá ·è; *er p f l e g t e zu sagen* ər ·hèt à l s ·ksèit (àls *umschreibt das Imperfektum vieler Sprachen*); *plötzlich* ewər æ̜i̜sli ·myol; *rückwärts* ·hæŋərsi, (bildl.) təhæŋə ·nå̜; *scheinbar* ·tiχ̜ts èinə; *schliesslich* s lètšt, àm ·ant; *schnell* ·wèitli, knàl ə ·fàl, ·kalæŋə, ·tàpfər, kšwænt; *so* əsó, ùf ·tie årt, ·tánə wái; *soeben* krât, tər·fór, hàlwərs·tsyù; *«sondern» wird durch Voranstellen des betreffenden Satzes wiedergegeben, zuweilen blos ausgelassen, z. B.* ·net ryot, ·šwàrts; *soviel als* wàs; *tapfer* ·retərli; *übrigens* ·khùmt mər i, wàs i ·sâkə wel; *ungefähr* tsə·raχə, èpə, ə štekər (*ungefähr 4 Tage* ə tâ ·fierə); *verhältnismässig* e tər ·sàχ nyo; *vorwärts* fér; *wahrscheinlich* ·iè às net, ·àləwái; *wie man sagt* kəwes, fríli (*er soll heim gekommen sein* ər ·eš kəwes [fríli] ·hèim khùmə); *wie mir scheint* kloi, šints, ·ti̜χ̜ts mi(χ); *wie mir eben einfällt* nóχt.

Druckfehler in frühern Jahrgängen.

Die Druckfehler meiner Sprachproben in Jhrg. I sind in Jhrg. II S. 167 aufgezählt; die von Jhrg. II in Jhrg. VI S. 145 verbessert. Meine Sprachproben in Jhrg. IV sind druckfehlerfrei. In Jhrg. V S. 128 Z. 4 ist das i im Wort «ràįsə» nachträglich ausgefallen, ebenso von unten Z. 6 die Akzente im Wort Käiə, und S. 137 Nr. 55 hinter «lèiə» ein t (lèiə t aiərə). Uebersehen habe ich dort auf Seite 136 in Anmerkung 4 das e, ú, ú statt ə, ù, ù in «tùršə, šùnšt, sùnšt». In Jhrg. VI S. 145-153 ist in Nr. 161 das Nasenlauthäkchen unter «hą̀təl» nachträglich ausgefallen, ebenso Nr. 197 im Worte sə das s (müs sə hietə). Undeutliche Zirkumflexe stehen Nr. 44 in šâtə, Nr. 89 in prêtjə, Nr. 115 in lèiə, 117: hâs, 123: fèχtə, 132: wêrə, 141: kâr, 189-196 wêr (mehrmals), undeutliche Gravis 152: khè, 196: wèis. In Jhrg. VII S. 176 Z. 22 habe ich irrtümlich «tsän» statt «tsèn» gesetzt. Störend sind die undeutlichen Akzente in Z. 13 in «èle» und «tsèršt».

J. Spieser.

XI.

Mundartliche Sprachproben

aus den Dörfern

Wiebersweiler, Waldhambach und Rosteig

mitgeteilt von

J. Spieser.

Den Stoff zu den nachfolgenden Sprachproben verdanke ich Herrn Lehrer Stengel in Dehlingen, der mir seine reichhaltige Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten freundlichst zur Verfügung stellte. Um nicht zu viel Raum in Anspruch zu nehmen, wähle ich nur aus, was mir in sprachlicher Hinsicht besonders interessant erscheint. Herrn Stengels mündlichen und schriftlichen Mitteilungen verdanke ich auch Alles, was ich hier über die Mundart von Wiebersweiler, seiner Heimat, sagen kann.

Was dem Elsässer Beobachter an dieser Mundart wohl am stärksten auffällt, sind ausser dem eigentümlich singenden Tonfall, die stimmhaften Mitlauter. Wohl die meisten Konsonanten sind von einem schwachen Stimmton begleitet; ich habe dies in der Schrift aber nur da ausgedrückt, wo dieser Stimmton ganz deutlich und unleugbar hervortritt. Dies gilt in erster Linie vom stimmhaften s-Laut, der auch in Norddeutschland im An- und Inlaut regelmässig gehört wird, und den die Orthoepisten ziemlich einstimmig für mustergiltiges Deutsch verlangen. Er unterscheidet sich vom süddeutschen s (und norddeutschen ß, ſſ und s), das ein blosser Geräuschlaut ist,

durch das Mittönen der Stimmbänder. Es ist der Laut, der niederländischem, englischem und französischem *z* zukommt. Da in unserer Lautschrift für den Doppellaut des schriftsprachlichen *z* «ts» steht, so wird ausser der Gewohnheit der Leser, unter *z ts* zu verstehen, dem Gebrauch dieses Zeichens für stimmhaftes s nichts im Wege sein. Auch stimmhaftes *sch*, franz. *j*, im Folgenden durch ž bezeichnet, wird deutlich gehört in Wörtern wie iwəržiχ aufwärts, füržiχ vorwärts. Ob auch die stimmhaften Verschlusslaute *b*, *d*, *g* vorkommen, habe ich nicht zu entscheiden vermocht. Ich gebrauche daher einstweilen wie in den übrigen Dialektproben die Zeichen *p*, *t*, *k* für die Verschlusslaute **ohne** nachstürzenden Hauch, d. h. für die süddeutschen *b*, *d*, *g*; und *ph*, *th*, *kh*, für die Verschlusslaute **mit** nachstürzendem Hauch, die man gewöhnlich im Deutschen unter den einfachen Zeichen *p*, *t*, *k* versteht.

Mit ḷ bezeichne ich ein l, bei dem die Zungenspitze nicht am obern Zahnfleisch anliegt, sondern gegen den harten Gaumen gedrückt wird.

Unter den Selbstlautern macht dem Ungeübten beim Nachsprechen ein eigentümlicher Zwischenlaut zwischen *ü* und *u* grosse Schwierigkeit, der etwa norwegischem oder schwedischem *u* nahe kommen dürfte. Die Lippen werden dabei wie bei *ü* oder *u* gerundet; während aber bei ersterm die Vorder- und bei letzterm die Hinterzunge in ihre höchste Lage gehoben wird, geschieht dies bei dem in Rede stehenden Laut mit dem mittleren Zungenrücken. Da wir für den Laut des hochdeutschen *ü* in der Lautschrift das Zeichen *y* gebrauchen, so wähle ich das dadurch frei gewordene Zeichen *ü* für diesen Zwischenlaut. In Ermangelung eines besondern Zeichens setze ich *ü* auch da, wo es, zwischen Selbstlautern, zum Mitlauter geworden ist und sich englischem *w* nähert.

Zum «singenden» Charakter der Mundart gehört es, dass gegen Ende des Satzes die kurzen Vokale halblang werden, und auch auf die Konsonanten mehr Zeit verwandt wird, als ich es von meinem heimatlichen Dialekt gewohnt bin.

Zum Vergleiche füge ich die lautlichen Abweichungen der Waldhambacher und Rosteiger Mundarten bei, ohne Rücksicht auf das Vorkommen der betreffenden Redensart in Wh. u. R. In der erstern Mundart macht das *r* die schon Jahrgang VII S. 175 und Jahrgang V S. 134 von mir erwähnte Schwierigkeit. Nach längerer Beobachtung bin ich zu folgender Ansicht gekommen. Ganz alte Leute sprechen noch wohl überall Zungen-r. Leute von mittlerem Alter sprechen Wörter wie Wirt, wird, Garten, Dorf, fort: weət, wæət, kòətə, tòəf, füət aus, während sie wòr, rór, râr, pỳr (geworden, Rohr, rar, Bauer

= Pferdebesitzer, Fuhrmann) im Auslaut mit einem *r* sprechen, das nur wenig schwächer als das Auslauts-*r* ist. Das jüngere Geschlecht verwandelt alle nicht durch einen nachfolgenden Selbstlauter geschützten *r* in *ə* oder wirft sie ganz ab. Ja Einzelne, und ihre Zahl nimmt stets zu, machen aus dem *r* ein volles den Wortton tragendes *a*, vor dem der Selbstlauter zum Mitlauter wird, oder mit ihm einen aufsteigenden Diphthong bildet. Nach dieser Aussprache kommt wòa (wùa?) geworden dem französischem Wort voix sehr nahe.

Wir haben also hier Gelegenheit, einen Lautwandel in seinem Werden zu beobachten, einen Lautwandel, der, soviel ich sehen kann, durch keine äussern Einflüsse, etwa durch eine für vornehmer geltende städtische Mundart hervorgerufen ist, sondern der einer innern, in der Natur der Sprachwerkzeuge liegenden Notwendigkeit folgt und denen, die ihn mitmachen, nicht zum Bewusstsein kommt, (vgl. z. B. dasselbe Schicksal des *r* im Englischen). Man wird daher, weil die Mundart noch in der glücklichen Lage ist, sich von innen heraus ungestört fortzubilden, wenigstens in lautlicher Beziehung nicht wie in meiner Heimat die Sprache der Alten als die für den Ort bezeichnende darzustellen haben, sondern eher die des jüngern Geschlechts. Darum lege ich diese im Folgenden zu Grunde.

Von der Rosteiger Mundart will ich hier nur die eine Erscheinung besonders hervorheben, die ich auch anderwärts schon häufig bemerkt habe, dass nämlich auslautende lange Selbstlauter nicht bis ans Ende ihre Reinheit bewahren, sondern etwa im letzten Viertel ihrer Zeitdauer in den Mischlaut *ə* übergehen, indem die Zunge aus der betreffenden Vokalstellung in die Ruhelage zurückkehrt, während die Stimme noch forttönt, z. B. tŷə du, pûə Knabe, sóə so, kníə Knie.

Aus Mangel an besondern Typen habe ich etliche kleine Lautverschiedenheiten unbezeichnet lassen müssen. So sind die beiden ch-Laute (ich, ach) durch dasselbe Zeichen *χ* dargestellt. Der ich-Laut ist nicht nur nach Vorderzungenvokalen und Konsonanten zu sprechen, sondern auch nach dem *r*-vertretenden *ə* (z. B. in tùəχ durch). Dieses *ə* hat auch auf den vorhergehenden Vokal Einfluss, in dem es Hebung der Zunge bewirkt, so nähert sich *èə* einem *eə*, *æə*, einem *èə* u. s. w. — Das *i* klingt in Rosteig und Wiebersweiler oft nach *e* hin, ohne diesen Laut zu erreichen. Da ich etwas Sicheres darüber aber nicht auszumachen vermochte, so sehe ich einstweilen noch vom Gebrauch des Zeichens *i* ab. — In Waldhambach und Wiebersweiler kommt das *à* dem schriftdeutschen *a* näher als sonst im Elsass. *ò* steht zwischen *à* und *o*. —

Mit «ō» und «œ» bezeichne ich geschlossenes und offenes ŏ, wie ersteres allgemein deutsch in «König» oder im franz. «peu», und letzteres nach norddeutscher Aussprache in «können» oder im franz. «seul» gesprochen wird. «œ̀» ist ein Laut, den man bei erstmaligem Hören nicht leicht von «a» unterscheidet, ein «a» das etwas nach «œ» hinneigt.

Um den eigentümlichen Tonfall der Wb. Mundart zu veranschaulichen, hat Herr Stengel die Güte gehabt, nachfolgenden Sätzen musikalische Noten beizufügen:



I.

1. **Wb.** tær màχt ə kəziχt, às mər ziχ fæ̀rχt.
Wh. » » » kseχt, » mə seχ fæəχt.
R. » » » ksiχt, tàs mər siχ fariχt.
Der macht ein Gesicht, dass man sich fürchtet.
oder: we wòn ər tə èsiχ àlə kəzof hæt.
wi » ə » » » ksof »
» wàn ər » » » » hèt.
wie wenn er den Essig allen gesoffen hätte.
oder: we trèi tâ ræ̀iəwætər.
wi » » » wætə.
» » » » wætər.
wie drei Tage Regenwetter.

2. **Wb.** mər mænt, mər mùs ùf tər zöü fùrt, ùn wòn khæn
Wh. mə » mə » » tə söy̆ fùət, » » »
R. mər » mər » » tər söü fùrt, » wàn »
Man meint, man muss auf der Sau fort, auch wenn kein
fæ̀rkəl em štàl ešt.
fæəkəl[1] » » eš.[2]
farkəl » » »
Ferkel im Stall ist.

3. **Wb.** tó mænt mər toχ, mər mest pet štiwlə ùn špòrə
Wh. tò » mə » mə » met » » »
R. tó » mər » mər mùs » » » špórə
Da meint man doch, man muss mit Stiefeln und Sporen
oder: pet šù ùn štremp
met » » »
» šy̆ » »
mit Schuhen und Strümpfen
oder: pet tə fés tren špreŋə.
met » » » »
» » fis » »
mit den Füssen drein springen

4. **Wb.** tó zol toχ kliχ tər tùnər tren šlèn.
Wh. tò sol » » tə tùnə » šlœ̀wə.
R. tó » » klèiχ tər tùnər » šlàn.[3]
Da soll doch gleich der Donner drein schlagen.

---

[1] In Wh. sagt man hier gew. «šwònts» (*Schwanz*).

[2] «ešt» hört man in Wh. noch oft bei alten Leuten, bes. am Ende des Satzes.

[3] Andere Infinitive auf *n* sind in Rosteig ausser hàn haben, kæn geben, kên gehn, ksín sehen, sen sein, štên stehen, tûn thun, noch: flín fliegen, frón fragen, krén kriegen, lín lügen, lýn schauen, pín biegen, rýn ruhen, sân sagen, trân tragen, tsín ziehen, wín wiegen, wägen.

5. **Wb.** löü, iχ mæn, iχ mùs tər tə khop ərå risə.
Wh. löw, eχ » eχ » tə » » » »
R. lýə, iχ » iχ » tər » » ərùntər rèisə.
Schau, ich meine, ich muss dir den Kopf herunter reissen.

6. **Wb.** wer z ə wùnər, wòn iχ tiχ tæt prūn ùn pló šlèn?
Wh. wæə s » wùntə, » eχ teχ » prýn » » šlœ̀wə?
R. wær » » wùntər, wàn iχ tiχ » pröūn » plóə šlån?
Wär's ein Wunder, wenn ich dich würde braun und blau schlagen.

7. **Wb.** tàs kèt åwər toχ iwər s pónəlét ənūs.
Wh. tes » åwə » iwə » » ənys.
R. » » åwər » iwər » pónəlít ənōūs.
Das geht aber doch über das Bohnenlied hinaus.

8. **Wb.** pi tæm håt z èlf kəwòrf.
Wh. » » » s » kəwòəf.
R. pèi » » » èləf kəwårf.
Bei dem hat's 11 geworfen (er ist im Begriff drein zu schlagen).

9. **Wb.** tær zetst åləwil ùm hóχə phært.
Wh. tæə setst » ùf ùm » phǽət.
R. tær » åləwèil ùf əm hóχə phǽrt.
Der sitzt immer auf dem hohen Pferd.

10. **Wb.** tær zetst kliχ ùw ùm èzəl.
Wh. tæə setst » ùf » èsəl.
R. tær » klèiχ » əm èsəl.
Der sitzt gleich auf dem Esel (ist gleich beleidigt).

11. **Wb.** en tænə fårt z ənen we šùts.
Wh. » » fòət s » wi ə »
R. » » fårt » » » » šyts.
In den fährt's hinein wie ein Schuss (Jähzorn).

12. **Wb.** tàs ešt ə ræχtər tsòrijəl (*Zornigel*).
Wh. tes eš » ræχtə tsòənijəl.
R. » » » ræχtər tsårnikəl.

13. **Wb.** tær wǽs zin tsòr khæn eŋ (*Ende*).
Wh. tæə » sim tsòən » æŋ.
R. tær wais sèim tsårn » ænt.

14. **Wb.** wòn tǽr em tsòr ešt, ròst ər we weltəs tér.
Wh. » tǽə(r) » tsòən eś, » ə wi ə » téə.
R. wàn tǽr » tsårn » råst ər » » » tér.

15. **Wb.** tær håt ùf tə tsèn kəkrekst fòn tsòr.
Wh. tæə » » » » kəkretst » tsòən.
R. tær » » » » kəkritst fùn tsårn.

16. **Wb.** iχ krèi fòn lütər tsôr nòχ tə šwentzùχt
Wh. eχ kré » lytə tsòən » t šwentsùχt
R. iχ kréə fùn löütər tsårn noχ » šwentsyχt
Ich kriege vor lauter Zorn noch die Schwindsucht
òn tə hàlš.
» » »
àn » hàls.
an den Hals.

17. **Wb.** mər mænt, tæm ešt ə lüs iwər tə læwər kəkràwəlt.
Wh. mə » » eš » lys iwə t læwə »
R. mər » » » » löüs iwər t læwər »
Man meint, dem ist eine Laus über die Leber gekrabbelt.

18. **Wb.** mər mænt, tær hàt ə pópə n em hern (*Käfer im Hirn*).
Wh. mə » tæə » » » » heən.
R. mə » tær » » » n » hern.

19. **Wb.** wòn tə nùmə wéršt, wù tər phǽfər wàkst!
Wh. » » » wǽəš, » tə phæfə »
R. wàn t » wǽrš, wy (wi) tər phæfər »

20. **Wb.** wårt, tæm wel iχ tsǽiə, wàs trèi ǽrpsə für ə pré ken!
Wh. wôət, » » eχ » » » æəpsə » » » »
R. wårt, » » iχ tsaiə » » arpsə får ə préə kæn!
Wart, dem will ich zeigen, was 3 Erbsen für eine Brühe geben!

21. **Wb.** wårt, iχ wel tər šùn tə štårə štǽχə.
Wh. wôət, eχ » tə » » štôə štæχə.
R. wårt, iχ » tər » » štårə »
Wart, ich will dir schon den Star stechen.

22. **Wb.** wårt nùmə, tü phifšt nòχ üs ùmən ònərə loχ!
Wh. wôət » ty phifš » ys » òntərə »
R. wårt » » phèifš noχ öüs əmən àntərə »
Warte nur, du pfeifst noch aus einem andern Loch!

23. **Wb.** tàs ešt tər tesmôl net kəšeŋkt (*diesmal nicht geschenkt*).
Wh. tes eš tə » » kšæŋkt.
R. » » tər tesmól » »

24. **Wb.** tesmôl šlên iχ tər tə khop ərâ.
Wh. » šlå eχ tə » » »
R. tesmól šlåə iχ tər » » ərâə (ərùntər).

25. **Wb.** tàs fərkǽs iχ tər net, ùn wòn iχ hùnərt jôr ålt wær.
Wh. tes fəkæs eχ tə » » » eχ hùntət » » wæə.
R. » fərkæs iχ tər » » wàn iχ hùntərt jór » war.
Dies vergesse ich dir nicht, selbst wenn ich hundert Jahre alt werde.

26. **Wb.** tàs zol tər ùw ùm kəwesə præna.
Wh. tes sol » ùf » » »
R. » » » » əm » »
Dies soll dir auf dem Gewissen brennen.

27. **Wb.** næm tiχ en åt, tü hàšt ùf tər míl (*Mühle*).
Wh. » teχ » åχt, ty hàš » tə »
R. » tiχ » àχt, » » » tər »

II.

1. **Wb.** tær ešt krop we zöüpónəštro (*Saubohnenstroh*).
Wh. tæə(r) eš » wi söÿpónəštró.
R. tær » » » söü »

2. **Wb.** pi tæm ménł iχ net zöühert zen.
Wh. » » mèχt eχ » söÿheət sen.
R. pèi » » iχ » söühert »

3. **Wb.** tó khùmt mər ôn we zöü emə jütəhüs.
Wh. tô » mə » wi ə söw » jytəhys.
R. tó » mər ân » » söüw » jytəhöüs.

4. **Wb.** tær ešt nòχ net wæ̀iə zinər hêfliχkhæt en tə zöüštàl
Wh. tæər eš » » wæiə sinərə hêfleχkhǽt » » söÿštàl
R. tær » noχ » » sèinər hêfliχkhait » » söüštàl
wegen
kəšpèrt wòr (*worden*).
kšpòə wòə ($\text{w}^{\text{ə}}\text{a}$).
kšpàr wàr.

5. **Wb.** tàs ešt ə krowər làts (Kleister), ə ræχtər flèjəl, ə wūštər kàšt.
Wh. tes eš » krowə » » ræχtə » » wyštə »
R. » » » krowər » » ræχtər flèkəl, ə wíšlər »

6. **Wb.** tær fårt æm (*Einem*) àlə tå tsên mòl iwər tə nås.
Wh. tæə fôət » » » » » iwə t »
R. tær fårt » » tåə tsèə mól iwər » »

7. **Wb.** tær lòst ziχ net ùf tə tsêwə (*Zehen*) trætə.
Wh. tæə » seχ » » t » »
R. tær låst siχ » » » » træ̀tə.

8. **Wb.** tær šnöütst æna (*Einem*) ôn, às khæn hùnt khæn štek
Wh. tæə šnöÿtst » » » » » » »
R. tær šnöütst » ân, tàs » » » »
prót mê fòn æm næmə tæt.
» » » » » »
» » fùn » » tǽt.

III.

1.	**Wb.**	tær kèt trùf ənen we müni (*Stier*) ùf ə hauhüfə.
	Wh.	tæə » » » wi ə myni » » hœ̀ýhyfə.
	R.	tær » » » » » mùni » » hauhöüfə.
2.	**Wb.**	wòn mər tænə heŋə ənüs jèit, khùmt ər fòrnə ər**en**.
	Wh.	» mə » » ənys jǽit, » » fòənə »
	R.	wàn mər » hentə ənöüs jàkt, » » fàrnə »
3.	**Wb.**	tær hàt tə šòm en tə auə, ùn té trekt ər tsû.
	Wh.	tæə » t » » » œ̀wə, » » » ə »
	R.	tær » » šàm » » n awə, » tí » ər tsýə.
4.	**Wb.**	šòm tiχ, tū kàšt !
	Wh.	» teχ, ty »
	R.	šǽm tiχ, » »
5.	**Wb.**	ùmə pəzofənə zol ə hauwáuə üs əm wǽi fàrə.
	Wh.	» psofənə sol ə hœ̀ýwœ̀wə ys » » »
	R.	emə » » » hauwáwə öüs əm wǽə »
		Einem Besoffenen soll ein Heuwagen aus dem Weg fahren.
6.	**Wb.**	tæm kəhêrə tə hòzə kəšpònt.
	Wh.	» hèrə t hòsə kšpònt.
	R.	» » » hosə kšpànt.
7.	**Wb.**	tær ešt ùm tèiwəl fòm šwònts kəšâwt[1] (*geschabt*).
	Wh.	tæə(r) eš » » » » kšâwt.
	R.	tær » əm » füm šwànts kšâpt.
8.	**Wb.**	pi tæm ešt hop ùn màlts fərlòr.
	Wh.	» » eš » » » fəlòə.
	R.	pèi » » » » » fərlór.
9.	**Wb.**	tær ešt net zə zétə ùn net zə pròtə (*sieden, braten*).
	Wh.	tæə eš » tsə sétə » » tsə »
	R.	tær » » » sítə » » » prótə.
10.	**Wb.**	tær löüt eŋəržiχ we hénərtép.
	Wh.	tæə löýt eŋəršeχ wi e hénətip.
	R.	tær löüt ùntəršiχ » » hinərtip.
		Der schaut auf den Boden wie ein Hühnerdieb.
11.	**Wb.**	tær hàt fòn tər ùnzəniχ (*wütend*) khû kəfræs.
	Wh.	tæə » » » ùnsəneχ » kfræs.
	R.	tær » fün » ùnseniχ khýə »

[1] In der Lautverbindung wt muss der Ungeübte sich hüten, dass er kein ə hineinbringt.

12. **Wb.** tænə zol mər pet fenfeŋərkrüt tsǽχə.
Wh. » sol mə met » kryt »
R. » » mər » fenəfeŋərkröüt tsaiχə.

13. **Wb.** tæm kəhêrt ùnkəprænti ǽš ûfkəlèit.
Wh. » hêət » [1] æš »
R. » hêrt ùŋ » » »

14. **Wb.** mər mænt, tær wot ænə pet tə auə türχštǽχə.
Wh. mə » tæə » » met » œwə tüəχštæχə.
R. mər » tǽr » » » » nawə türiχštæχə.
Man meint, der wollte Einen mit den Augen durchstechen.

15. **Wb.** wær tæm eŋər tə klówə (*Klauen*) fèlt, tær ešt fərlòr.
Wh. wæə » » t » fàlt, tæə eš fəlòə.
R. wær » ùntər » » » tær » fərlór.

16. **Wb.** tær ešt ùf miχ kəfàl, we tə föül̥ə (*Vögel*) ùf ə il.
Wh. tæə eš » meχ kfàl, wi t fêilə » » »
R. tær » » miχ » » » fèkəl » » n èil.

17. **Wb.** pet tæm ešt net kùt khêilə (*kegeln*), ər wǽrft æm tə khüüəl̥ [2] òn tə khop.
Wh. met » eš » » » ə wæəft » t khywəl » » »
R. » » » » kût khêklə, ər warft » » khykəl àn » »

18. **Wb.** wòn tǽr æm en s hüs khùmt, zol mər s krits mauə.
Wh. » tǽə(r) » . » » hys » sol mə » » màχə.
R. wàn tǽr » » » höüs » » mər » krèits »

19. **Wb.** tó mùs mər ziχ üs ùm štàp šàfə.
Wh. tò » mə seχ ys » štæp »
R. tó » mər siχ öüs əm štaup »

20. **Wb.** tær hàt tə štǽrnə fòm hemǝl ərà kəflûχt.
Wh. tæə » t štæənə » » » kflûχt.
R. tær » » štarnə fùm himəl ərùntər kflýχt.

IV.

1. **Wb.** tær kùnt khæm menš niks.
Wh. tæə » » mænš neks.
R. tær » » » »
Der gönnt keinem Menschen etwas.

---

[1] Ohne nachfolgendes Hauptwort würde es in **Wh.** lauten kəprænti, z. B. tes eš ə kùtí, ə prâfi!

[2] Vergl. föüəl̥ Vogel, rüüəl̥ Spielkugel, lœüəl̥ Legel, plöüəl̥ Klopfholz zum Waschen.

2. **Wb.** tær fərkùnt æm tə mùnfəl prót wù mər æ̀st.
Wh. tæə fəkùnt » t (?) »[1] » » » æst.
R. tær fərkùnt » tə mùmpəl » wi » »
Der missgönnt Einem den Bissen Brot, den man isst.

3. **Wb.** tó hòn iχ en ə wèšpəlsnèšt kəštoχ.
Wh. tò » eχ » » » kštoχ.
R. tóə hàn iχ » » wæšpəlsnèšt »
Da habe ich in ein Wespennest gestochen.

4. **Wb.** tər tèiwəl šért tâ ùn nât òn tə lit.
Wh. tə » šiət tœ̀w ə nâχt » » »
R. tər » šért tâə ùn nàχt àn » lèit.
Der Teufel schürt Tag und Nacht an den Leuten.

V.

1. **Wb.** tàs ešt ə ræχtər šùsəl *(übertriebener Mensch).*
Wh. » eš » ræχtə »
R. tes » » ræχtər šysəl.

2. **Wb.** mər mænt, tær ešt kəphekt em hern.
Wh. mə » tæə eš » » heən.
R. mər » tær » kəphikt » hern.
Man meint, der ist gepickt im Hirn.

3. **Wb.** iχ klâw, tær ešt pet ərə pèltsəkhàp kəšos.
Wh. eχ » tæə eš met » pèltskhàp kšos.
R. iχ klâp, tær » » » » »
Ich glaube, der ist mit einer Pelzkappe geschossen.

VI.

1. **Wb.** tær šmêrt æm tə prèi ùm s mūl ərùm, àwər khænə ənen.
Wh. tæə šmêət » » » » » myl » àwə » »
R. tær šmêrt » » » » » möūl » àwər » »
Der schmiert Einem den Brei um den Mund herum, aber keinen hinein.

2. **Wb.** tàs ešt ə nàr en zinə zàk.
Wh. » eš » nòə » sinə sàk·
R. tes » » nàr » sèinə »

3. **Wb.** tænə khòn mər wærfə we mər wel, ər fèlt àləwil
Wh. » » mə wæəfə wi mə » ə fàlt »
R. » khàn mər warfə wi mər » ər » àləwèil
Den kann man werfen wie man will, er fällt immer
ùf tə fés we khàts.
» t » wi ə »
» » fis » » »
auf die Füsse wie eine Katze.

---

[1] Veraltet; jetzt meist: «myl fol».

4. **Wb.** tær trêt ùf tswó šeltərə wàsər.
Wh. tæə trât » » » wàsə.
R. tær » » tswóə šùltərə wàsər.
Der trägt auf 2 Schultern Wasser.

5. **Wb.** tær ešt klàt we êl (*Aal*).
Wh. tæə eš » wi ə ôl.
R. tær » » » » ól.

6. **Wb.** tær wǽs, às tsên phùnt rentflǽš ə pèsəri zùp ken.
Wh. tæə » » » » » flǽš » » sùp »
R. tær wais, » tsèə » » flaiš » » » »
Der weiss, dass 10 Pfd. Rindfleisch eine bessere Suppe geben
às tswǽi.
» tswæi.
» tswai.
als 2.

7. **Wb.** tær wǽrft ə klìnə fùš en s wàsər fùr ə krósə zə fòŋə.
Wh. tæə wæəft » » feš » » wàsə fùə » » tsə »
R. tær warft » klǽnər fùš » » wàsər fàr » » » fàŋə.
Der wirft einen kleinen Fisch ins Wasser, um einen grossen zu fangen.

8. **Wb.** tær hàlt ziχ tə pùkəl zũwər.
Wh. tæə » seχ » » sýwə.
R. tær » siχ » pykəl söüwər.
Der hält sich den Rücken frei (sauber).

9. **Wb.** tær hàt s nòχ àləwil ùmə ònərə en tə šùk kəšùt.
Wh. tæə » » » » » òntərə » » » kšùt.
R. tær » » noχ àləwèil emən àntərə » » šyk kšet.
Der hats noch immer einem Andern in den Schuh geschüttet.

10. **Wb.** tæm prüχt mər net pet ùm šértòr weŋkə.
Wh. » pryχt mə » met » siətòə »
R. » pröüχt mər » » əm šèiərtór »
Dem braucht man nicht mit dem Scheunenthor zu winken.

11. **Wb.** tær šmêrt tə lit pet érùm ǽiənə šmàlts.
Wh. tæə šmèət t » met » æiənə »
R. tær šmêrt » lèit » » aiənə »
Der schmiert die Leute mit ihrem eigenen Schmalz.

12. **Wb.** tær næmt s net zo kənau, tær lòst khũüəl iwər
Wh. tæə » » » so kənœ̀ẏ, tæə » khywəl iwə s
R. tær » » » » kənau, tær làst khykəl iwər »
Der nimmts nicht so genau, der lässt Kugel übers
holts kèn *oder:* tær lòst èlfə krât zen ùn næmt
» » tæə » èlf » sen » »
» » tær làst èləf » » » »
Holz gehn *der lässt 11 gerade sein uud nimmt*

tritsên für ə tùtsət.
» » » »
trèitsèə fàr » tytsət.
13 für ein Dutzend.

13. **Wb.** tæm ešt s mül en tər rüüw lós kòŋ.
Wh. » eš » myl » tə röy » »
R. » » » möül » tər rýə » kàŋ.
Dem ist der Mund in der Ruhe los gegangen.

14. **Wb.** tæm mént iχ min mül net ə wùχ lênə.
Wh. » mèχt eχ » myl » » » »
R. » » iχ mèi' möül » » » »
Dem möchte ich meinen Mund nicht eine Woche leihen.

15. **Wb.** tæm zol mər ə màrkšlos òn s mül heŋkə.
Wh. » sol » » mòək » » » myl hæŋkə.
R. » » » » màrk » àn » möül »
Dem sollte man ein Hängeschloss an den Mund hängen.

16. **Wb.** té klæpərt tə kòntsə tâ we mílràt.
Wh. » klæpət » » » wi ə »
R. tíə klèpert » kàntsə tâə » » mílrât.
Die klappert den ganzen Tag wie ein Mühlrad.

17. **Wb.** tær liit às mər tərpí tòntsə khent *oder*
Wh. tæə leit » mə təpí » khænt
R. tær lít tàs mər tərpèi tàntsə »
Der lügt, dass man dabei tanzen könnte,
às siχ tə pàlkə péiə *oder:* s pló fòm heməl ərâ.
» seχ t » » » » » » »
tàs siχ » » pín » plóə tùm himəl ərâə.
Dass sich die Balken biegen, Das Blaue vom Himmel herunter.

18. **Wb.** tær liit zo štàrk às ə phært (*Pferd*) rænt.
Wh. tæə leit so štòək » » phæət » (špreŋt).
R. tær lít » štàrk tàs » phært »

19. **Wb.** tær kêt pet niks às pet liiə ùf s lònt.
Wh. tæə » met neks » met leiə » » »
R. tær » » » tàs » líə » » lànt.
Der geht mit nichts als mit Lügen aufs Land.

20. **Wb.** üs tæm khent mər tswên jütə mauə, ùn tæt toχ
Wh. ys » khænt mə » jytə màχə » » »
R. öüs » » mər » » » » » »
Aus dem könnte man 2 Juden machen und würde doch
nòχ ə kresšt iwriχ plíwə.
» » » iwreχ »
noχ » » iwriχ plèiwə.
noch ein Christ übrig bleiben.

21. **Wb.** tæm khòn mər niks zòn, tær fərtætərt àləs.
Wh. » » mə neks sœ̀wə, tæə fətætət »
R. » khà' mər » sån, tær fərtàtərt »
Dem kann man nichts sagen, der verschwatzt Alles.

VII.

1. **Wb.** tær ešt əzo fül, às ər net kəzit (*sieht*).
Wh. tæə eš əso fyl, » ə » ksit.
R. tær » » föül, tàs ər » ksít.

2. **Wb.** tær hàt ziχ nòχ né khæn mét klet (*müdes Glied*)
Wh. tæə » seχ » » » » »
R. tær » siχ noχ néə » mítəs klit
kəmàχt.
»
»

3. **Wb.** tær hàt zinə tekə pèlts å net fòm šåfə.
Wh. tæə » sinə » » ǽ » » »
R. tær » sèinə tikə » åə » fùm »
Der hat seinen dicken Pelz auch nicht vom Arbeiten.

4. **Wb.** tær fræ̀st ùn züft kùt ùn tût niks.
Wh. tæə fræst » syft » » » neks.
R. tær » » söüft kût » » »

5. **Wb.** tàs ešt əzo rår we mürəršwæ̀s (*Maurerschweiss*).
Wh. » eš əso ròə wi mýrər »
R. tes » » rår » mōwərəršwais.

6. **Wb.** tær fərtént iwər zim šåfə s wàsər net, wù ər treŋkt.
Wh. tæə fətént iwə sim » » wàsə » » ə »
R. tær fərtínt iwər sèim » » wàsər » wi ər »
Der verdient über seiner Arbeit das Wasser nicht, das er trinkt.

7. **Wb.** tær kèt àlə òwət pet tə hénərə ùf tə zætəl.
Wh. tæə » » » met » » » » sætəl.
R. tær » » n ówət » » hínər » » sæsəl.
Der geht jeden Abend mit den Hühnern auf die Stange.

8. **Wb.** tær khùmt àləwil ·heŋənó we lòmi kòŋs *oder*: we tə
Wh. tæə » » » wi ə » » wi t
R. tær » àləwèil ·hentənó » » lâmi kàns » »
Der kommt immer nach wie eine lahme Gans, wie die
ålt fåsənàt.
» fåsənåχt.
» fàsənàχt.
alte Fasnacht.

9. **Wb.** tær wér kùt nôm tót šekə, tó khent mər lòŋ lǽwə.
Wh. tæə wǽə » » » » tô khænt mə » »
R. tær wǽr kût nóm » » tóə » mər làŋ »
Der wäre gut nach dem Tod schicken, da könnte man lang leben.

10. **Wb.** tæm kêt (*geht*) s we tər zæl šnæk (*Schnecke*), tė ešt
Wh. » » » wi tə sæl » » eš
R. » » » » sælərə » tíə »
zewə (7) jòr lòŋ òmə pôm (*Baum*) ənùf kəkràwəlt,
sewə » » » » » »
siwə jór làŋ àmə pâm » »
ùn wi zə tərnô ərà kfàl ešt, hàt zə kəzàt: «ílə
» » sə tənô » » eš, » sə ksàt: »
» » » tərnó ərùntər » » » » » «iwərèilə
preŋt khæn klek.»
tût » kùt.»
» » kût.»

11. **Wb.** tó kèt s «khùm iχ hit (*heute*) net, khùm iχ mòrjə».
Wh. tô » » » eχ » » » eχ mòəjə».
R. tóə » » » iχ hèit » » iχ màrjə».

12. **Wb.** tær hàt nòχ net fərtént fùr en ə hólə tsònt (*Zahn*).
Wh. tæə » » » fətént fùə » » » »
R. tær » noχ » fərtint fàr » » » tsân

13. **Wb.** tær wært kəheŋkt èw ər tswòntsiχ jòr àlt ešt.
Wh. tæə wæət khæŋkt èw ə twòntseχ » » eš.
R. tær wart » èw ər tswàntsiχ jór » »
Der wird gehenkt, ehe er 20 Jahre alt ist.

14. **Wb.** tær lòst niks lèiə às ə mílštǽn (*Mühlstein*).
Wh. tæə » neks » » » »
R. tær làst » » » » »

15. **Wb.** iwər tænə mùs mər ziχ zǽŋə *oder*: tə zǽiə špræχə.
Wh. iwə » » mə seχ sǽiə » sǽiə »
R. iwər » » mər siχ » » » »
Ueber den muss man sich segnen; den Segen sprechen.

16. **Wb.** tàs ešt ə špetspû zə krós ùn hól às ər ešt.
Wh. » eš » » sə » » » » » eš.
R. tes » » špetspùə » » » » tàs » »
Das ist ein Spitzbube, so gross und hohl er ist.

17. **Wb.** tær züft, às tə penzə em wàksə.
Wh. tæə syft, » t pensə » »
R. tær söüft, tàs t » » »
Der säuft, dass die Binsen in ihm wachsen.

18. **Wb.** für tænə ešt tər wǽi net præ̂t kənůk.
Wh. fùə » eš tə » » prǽt »
R. får » » tər wǽə » prait kənûə.
Für den ist der Weg nicht breit genug.

19. **Wb.** tær lõüt tren we tər šəŋərhònəs.
Wh. tæə löẏt » wi tə šeŋəhònsəl.
R. tær lýt » » tər šentərhånəs.
Der sieht drein wie der Schinderhans.

20. **Wb.** tås ešt tər tswæ̀it khårχšmèršmū̊lə.
Wh. » eš tə tswæit khòəχšmèəšmýlə.
R. tes » tər tswait khåriχšmèršmýlə.

XII.

Volkstümliche Feste, Sitten und Gebräuche im Elsass.

1892.

Mitgeteilt von

Bruno Stehle.

(Fortsetzung.)

Fastnacht.

Obersulzbach (Kreis Thann). — Über den Fastnachtdienstag erzählt ein alter Mann folgendes: Früher wurde in unserm Dorfe am Fastnachtdienstag in allen Wirtshäusern getanzt. An diesem Tanze durften nur Männer und Frauen teilnehmen, nicht aber Jünglinge und Jungfrauen. Dabei entschieden die Eheleute über das Wachstum ihres Hanfes. Sprangen sie beim Tanzen hoch auf, so durften sie im nächsten Sommer ein schönes Hanffeld erwarten. War es ihnen aber, wie man sich ausdrückte, «nicht recht in den Beinen», so erhielten sie nur kleinen Hanf.

Daher folgendes:

«Du bisch bim Tanze nit hoch g'sprunge,
Drum hasch o kä schena Hanf bakumma.»

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Es herrscht die Sitte, dass an Fastnacht einige junge Burschen im Dorfe herum gehen. Alle sind verkleidet, und einer von ihnen hat einen Korb auf dem Rücken hängen, um Eier einzusammeln. Dieser Bursche wird an einer Kette

von einem andern geführt. Sämtliche singen dann vor jedem Hause folgendes:

«Wir gehen das Gassele auf und ab,
Wir battle Eier un' Anke,
D'Mutter isch fo Franke;
Redelstei rot, d' Faldbube sind tot,
Dr Holzschlegel übers Hüs,
Dr Kückück süfft alli Eier üs.»

Haben sie dann viele Eier, so gehen sie in ein Wirtshaus und verzehren sie.

Mittlach (Kreis Colmar). — Am Fastnachtdienstag gehen die Kinder vor die Häuser des Dorfes und singen folgende zwei Strophen:

1. «Sida, Sida Fada, um das Hüss, um das Hüss,
's steht na scheni Frau im Hüss,
Kiachler rüss, oder i schlag na Loch ins Hüss.

2. Pfanna, Pfanna kracha,
Dia Kiachler sen gebacha,
Gam mir äins oder zwäi,
Derno gang i weder häim.»

Hernach erscheint die Hausfrau und überreicht den Kindern Küchlein. Gibt sie aber nur eines, dann singen die Kinder folgende Strophe:

«'s bisst (beisst) mi ama Fiasala,[1]
Hat garn[2] na Kiachala,
's bisst mi numa na wenig tra,
Hat garn zwäi kha.»

Bitschweiler (Kreis Thann). — An Fastnacht holen die Jünglinge bei ihren Liebsten die sogenannten Fastnachts-Küchlein und singen dabei folgende Worte:

«Reiha, reiha Rosa,
D'Kiachla sen geblosa,
D'Kiachla sen gebacha,
I ha si hera kracha,
Kiachla herüs,
Kiachla herüs,
s'esch a schena Jungfer im Hüs.»

Kiffis (Kreis Altkirch). — Am zweiten Fastnachtsonntag wird nachts ein grosses Feuer angezündet, und dieses nennt man Fastnachtsfeuer. Bis um das Jahr 1830 wurden Reigentänze um dasselbe aufgeführt. Jetzt werden nur noch Fackeln geschwungen. Alte Leute erzählen, dass ihre Grosseltern ihnen gesagt haben, man habe früher einen grossen Strohmann darein geworfen.

Dieser Gebrauch soll von den Heiden herrühren.

---

[1] Füsschen.
[2] Gern.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Es war von jeher Sitte, am ersten Fastensonntage das Fastnachtsfeuer anzuzünden. Am Nachmittage versammeln sich die Knaben des Städtchens. Sie gehen von Haus zu Haus, die Leute bittend, ihnen etwas zum Fastnachtsfeuer beizusteuern. Dabei sagen sie folgende Verse: Holz fir a Wolf, a Stangel fir a firika Bangel und Strauch fir a alti Frau (Holz für feinen Wolf, einen Stengel für einen feuerigen Bengel und Stroh für eine alte Frau).

Vor dem Städtchen wird das Gesammelte zu einem Haufen aufgetürmt. Abends ziehen jung und alt singend auf den Platz, wo das Feuer angezündet werden soll. Die jüngern Knaben laufen mit Fackeln und Strohbüscheln, die auf Stangen befestigt sind, auf den Aeckern umher. Plötzlich ertönt der Befehl, den Haufen anzuzünden. Unter Jauchzen und grossem Jubel wird dieser von den Knaben angezündet. Während das aufgetürmte Brennmaterial brennt, werden mehrere Lieder gesungen. Ist das Feuer erloschen, so begeben sich die Teilnehmer vergnügt nach Hause. Der Gebrauch hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Fastenzeit und Karwoche.

Tagolsheim (Kreis Altkirch). — Am Hirschmontag (Montag nach Aschermittwoch) sind die Frauen Meister. Sie gehen in den Wald, fällen eine Eiche und verkaufen sie. Das Geld gehört ihnen, wofür sie sich in einem Wirtshause belustigen. Auf der Gasse nehmen sie den Jünglingen die Kopfbedeckung und geben sie erst dann wieder dem Eigentümer zurück, wenn dieser sie in eine Schenke führt, wo sie auf seine Kosten trinken.

Katzenthal (Kreis Rappoltsweiler). — Es herrscht der Aberglaube, dass, wenn man am ersten Fronfastensonntag spinnt, das Fronfastenweibchen kommt und das Spinnrad zertrümmert.

Türkheim (Kreis Colmar). — Die Kinder, die in der letzten Fronfastennacht geboren sind, stehen unter der besondern Gewalt der bösen Geister. Deshalb dürfen sie nicht nach dem Angelusläuten, das Haus verlassen. Auch soll keines dieser Kinder zu irdischem Glück gelangen.

Türkheim (Kreis Colmar). — Die Nacht des letzten Fronfastentags ist die Durchspinnnacht. An diesem Abend kommen die Frauen zusammen, um bis um 12 Uhr zu spinnen. Mit Anbruch der Geisterstunde begeben sie sich zu Bett, damit nicht das sogenannte «Fronfastenweibchen» zu ihnen kommt. Gewöhnlich gibt es den Frauen eine schwere Spinnarbeit auf. So soll es einst zu einer Frau gekommen sein. Es gab ihr auf, in einer bestimmten Zeit 12 Spulen zu spinnen. Lange dachte sie über diese unausführbare Arbeit nach. Da kam ihr der Gedanke, auf jede Spule nur drei «Aetling» zu machen zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit. Als das Fronfastenweibchen zurückkam, sagte es: «Du hast Glück gehabt!»

Ein Schuster arbeitete mit seinem Gesellen in dieser Nacht bis um 12 Uhr. Beim Glockenschlag forderte er seinen Gesellen auf,

zu Bett zu gehen, damit nicht das Fronfastenweibchen komme. Der Geselle aber äusserte: «Es mag nur kommen, ich schlage ihm den Hammer auf den Kopf.» Und er arbeitete weiter. Da trat das Weibchen herein. Der Geselle stürzte sich auf dasselbe. Plötzlich war der Geselle verschwunden. Man sah ihn nie mehr.

Um das Fronfastenweibchen fern zu halten, bindet man an einen Stab eine Gabel und stellt ihn in die Ecke vor die Thüre. Daran sticht es sich.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Am dritten Fastensonntage (auch Mittelfasten genannt) ist die sogenannte Jungfrauenfastnacht. An diesem Tage wurden früher Kuchen gebacken, die sogenannten Jungfrauenkuchen. Jetzt ist dieser Gebrauch völlig verschwunden. In dem Nachbardorfe *Regisheim* herrscht dieser Gebrauch jetzt noch.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Am Karfreitag Morgen um 6 Uhr wird neben der Kirche ein Feuer gemacht. Daselbst werden die Kreuze, die auf dem Kirchhofe umgefallen sind, sowie auch alte Bretter aus dem Kirchturme genommen und verbrannt. Ein jeder holt sich dann Kohlen oder Nägel, die darin sind und legt sie in den Stall. Dies hält den bösen Feind von dem Vieh ab.

Diese Sitte nennt man «den roten Juden verbrennen».

Palmsonntag.

Krüt (Kreis Thann). — In Krüt ist es Sitte, dass am Palmsonntag die Knaben Palmen (Zweige der Stechpalme zusammengebunden und mit einem Stiele versehen) in die Kirche tragen, wo sie gesegnet werden. In diese Palmen pflegt man lange Ruten des Haselnussstrauches zu stecken. Die geweihten Ruten werden in die Viehställe gebracht, damit durch sie das Vieh vor Krankheit bewahrt werde. Die gedörrten Palmen werden auf dem Feuerherde angezündet, sobald ein schweres Gewitter über dem Hause steht.

Ober-Sulzbach (Kreis Thann). — Am Palmsonntag werden in die zu weihenden Palmen Zweige von einem Sevenbaum gesteckt (im Elsass ist die Pflanze bekannt unter dem Namen «Sevi»). Sind die Palmen nach Hause gebracht, so wird einer von diesen Zweigen in den Garten gesetzt. Wächst derselbe, so stirbt jemand aus dem betreffenden Hause.

Kiffis (Kreis Altkirch). — Am Palmsonntag pflegt man Sevebaum in die Erde zu stecken, um zu sehen, ob das Jahr ein glückliches oder ein unglückliches wird; denn wächst der Sevebaum, so hat man ein unglückliches Jahr zu erwarten, andern Falles ein glückliches.

Dieser Gebrauch besteht heute noch.

Kiffis (Kreis Altkirch). — Vergisst man am Palmsonntag die geweihte Palme in den Garten zu stecken, so kommt der Sakristan und steckt dieselbe hinaus. An Ostern muss man ihm dann Ostereier geben.

Ist im Sommer ein Gewitter am Himmel, so zündet die Hausfrau ein Büschel geweihte Palmen an, und der Rauch leitet den Blitz ab.

Ostern.

Friesen (Kreis Altkirch). — Hier ist es Sitte, dass die jungen Burschen bei den Jungfrauen an Ostern die Ostereier holen. Die Mädchen rechnen es sich zur Ehre an, wenn sie die in Bereitschaft gehaltenen Eier los werden. Mädchen, bei denen die Eier nicht geholt werden, müssen sich schämen und werden damit ausgelacht, dass sie auf ihren Eiern brüten müssten.

Maifest.

Osthausen. (Kreis Erstein). — Früher gingen die Knaben des Dorfes am ersten Mai in den Wald. Einer von ihnen wurde dann mit grünen Zweigen und Blumen umwunden, so dass man nichts von ihm sah, als das Gesicht, und dieses wurde mit Mehl gepudert. Dieser Knabe wurde dann von den andern im Triumph durch das Dorf geführt. Voran ging einer mit einem grünen Baumzweig. Ein anderer trug einen Korb und sammelte Eier. Diesen mit Zweigen und Blumen geschmückten Knaben nannte man «das Maimännchen».

Tagolsheim (Kreis Altkirch). — Am ersten Mai führte man einen mit Blumen und grünen Zweigen bekränzten Jüngling von Haus zu Haus. Dieser sang den Leuten den Mai an und erhielt von diesen Wein, Eier und Speck. Wenn er fertig war, gingen alle in ein Wirtshaus, wo sie einen Schmaus hielten und nachher tanzten.

So war es bis vor 30 Jahren.

Pfingsten.

Dambach (Kreis Schlettstadt). — Das Pfingstpflütterle. — Die Weidbuben, deren Zahl zwischen 20 und 30 betrug, feierten am Pfingstmontag folgendes Fest:

Um 2 Uhr nachmittags trieben einige von ihnen die Herden heim; die anderen hüllten während dieser Zeit einen ihrer Kameraden so vollständig in grüne Zweige ein, dass er nur noch ein wenig aus den Augen schauen konnte. Waren die mit der Heimfahrt beauftragten Buben auf die Weide zurückgekehrt, dann zog der ganze Tross — in der Mitte das Pfingstpflütterle von 2 Weidbuben geführt — dem Städtchen zu. Einige derselben trugen Körbe, Krüge und grosse Weinlogel zur Aufnahme der Gaben. Am unteren Stadtthor, durch welches die Gesellschaft einzog, wurden sie von der Dorfjugend erwartet, und sobald diese das Pfingstpflütterle erblickte, rief alles: «Das Pfingstpflütterle kommt, das Pfingstpflütterle kommt!» Die Weidbuben stellten sich in den Strassen von Zeit zu Zeit in einem Kreise auf, nahmen den grünbelaubten Genossen in die Mitte, knallten mit der Peitsche, während das Pfingstpflütterle gleich einem Tanzbär in dem Kreise herumtanzte. Alt und Jung freute sich an dem munteren Treiben, und alles sang und sprang und jauchzte mit.

Die mit der Sammlung betrauten Weidbuben gingen in die Häuser und erhielten hier von den gastfreundlichen Leuten Eier, Speck, Würste, Brot, Mehl und Wein. Waren die Krüge und Weinlogeln gefüllt, so wurde ihr kostbarer Inhalt in ein Fässchen getragen. Nachdem der Umzug durch alle Strassen der Stadt gemacht

war, begab sich die reich beschenkte Gesellschaft in ein Haus, wo an demselben Abend noch die Gaben unter Mithilfe einer Anzahl geladener Freunde und Freundinnen bei Sang und Klang verzehrt wurden.

Osthausen (Kreis Erstein). — Früher ritten die Bauernsöhne am Pfingstmontag in das Feld. Derjenige, welcher das beste Pferd hatte und der erste war, erhielt als Preis einen Blumenstrauss.

Nieder-Betschdorf bei Sulz u. W. — Früher fanden hier wie anderwärts Umzüge der Schuljugend statt, wobei Eier, Mehl, Speck und Wein gesammelt und später gemeinschaftlich verzehrt wurden. Diese Sitte wird jetzt gründlich verhöhnt in der Gestalt des «Pfingstedreck». In der Dämmerung der beiden Pfingsttage springt plötzlich ein mit Reisig um und um bedeckter Junge aus irgend einer Seitengasse auf die Hauptstrasse; hinter ihm her laufen Gruppen von Kindern und singen folgende Schmähreime:

«Pfingstedräck het Aerpse gfrässe,
D'Khii un d'Ross im Stall vergässe;
Schlupf unte nüs, schlupf owwe nüss.
Hebb alli blutt un blindi Vöijel üss.

Ganz genau so wird es in dem nahe gelegenen Bühl und in Lobsann gemacht; nur tritt in Bühl das Lied in folgender Variante auf:

«Pfingstedräck hat Aerpse gfrässe,
Hat sein Ross im Stall vergässe;
Reit unte naöüs, reit owwe naöüs,
Heb alli blindi un bluddi Vöijele aöüs.»

In Lobsann:

«Pfingstedräck het Eier gfrässe,
Het d'Ross un d'Khii im Stall vergässe;
Fliig unte nüss, fliig owwe nüss,
Hebb alli blutt e blindi Vöjele üss »

Neben Eier und Speck wird hier auch Geld gesammelt, das nachher verteilt wird.

In Schleithal findet die Vermummung und der Umzug am Samstag vor Pfingstsonntag statt; hier lautet das Reimliedchen etwas anders:

«Pfingstedräck hat Hawwere gfrässe,
Hat sei Ross im Stall vergässe.
Hann ir khä Hawwere, hann ir khä Klee?
Allee!»

Dabei balgt sich der «Pfingstedräck» mit anderen Knaben und wälzt sich einigemal auf dem Boden herum.

Postdorf (Kreis Saarburg). — Umzug am Pfingstmontag. Ein weiss gekleidetes Mädchen, das Gesicht gleichfalls mit einem weissen Tuch überdeckt, mit einem Blumenkranz auf dem Kopf und um die Lenden, wird durch zwei Begleiterinnen durch das Dorf geführt.

Ihnen folgt die ganze Schuljugend, und vor jedem Haus wird Halt gemacht unter Absingung des folgenden Mailiedes:

«Der Mai ist gekommen in unser Land,
Bringt uns brav Laab (Laub) in unsere Hand.
Tanz, Marei, du hast gewonnen;
Ein roter Apfel, ein schwarzer Kern.
Die Frau ist hübsch und lachet gern,
Bringt uns brav Butter und Eier daher.
Die Frau ist Meister und auch der Mann.»

Nach dem Lied werden Gaben in Empfang genommen, Mehl, Eier und Butter, und im Lauf des Nachmittags werden im Hause eines Mädchens Pfannkuchen daraus gebacken und gemeinschaftlich verzehrt. — Sobald der Umzug beginnt, sagt man «d'r Maibootsche hommt». In den letzten zwei Jahren hat derselbe nicht mehr stattgefunden.

Hürtigheim (Landkreis Strassburg):

«Do komme di Hirrikner Pfingschdeknächt
Und wolle hawwe das Pfingschderächt:
E Stick Späck
Vonn d'r Mohre Sitt ewägg,
Nit ze gross un nit zu kläin,
Schnäide-r-e wenig wäit hinäin;
E Hafe voll Millich, e Kann voll Wäin,
Da wolle wir damit zufridde säin;
Eier erüs! Eier erüs!
Odder merr schigge de Morder ins Hihnerhüss!»

(Mitgeteilt von Dr. Lienhart.)

Kirchweih.

Münster (Kreis Colmar). — Von allen Kilbentagen ist der letzte Montag der lustigste. Zur besonderen Belustigung trug das sogenannte «Pappeessen» bei. Auf dem Sandbuckel, wo der Tanzboden steht, wurde ein langer Tisch aufgestellt. Ueber demselben war zwischen zwei Bäumen eine Schnur gespannt, woran mit Griessuppe gefüllte Töpfe hingen. Um den Tisch nahmen die Burschen über 14 Jahren Platz. Dann wurden ihnen die Augen verbunden und Schüsseln, die ebenfalls mit dicker Griessuppe gefüllt waren, vorgesetzt. In der Suppe befanden sich auch Geldstücke, z. B. 20 Pfennigstücke, halbe und ganze Markstücke. Die einzelnen Burschen durften aber nicht ihre eigene Suppe essen, sondern mussten sie dem Nebenmann eingeben. War ein Geldstück darin, so gehörte es dem, der es in den Mund bekam. Während dieser Mahlzeit wurden die Töpfe über dem Tische von Buben deren Augen ebenfalls verbunden waren, zerschlagen. Dass es sehr beschmutzte Gesichter und Kleider gab, und dass mehr Suppe verdorben als genossen wurde, ist natürlich. Diese Sitte dauerte ungefähr bis 1880.

Ferner mussten die Buben von 12—16 Jahren «Sack hüpsen» (hüpfen). An demselben Tag um 2 Uhr nachmittags gingen sie auf das Rathaus, wo sie im Gesicht mit den verschiedensten Farben an-

gestrichen wurden. Jeder erhielt eine farbige Mütze, einen zusammengefaltenen Sack um die Schulter und Musikinstrumente von Pappdeckel. In dieser Kleidung zogen sie hinter der Musik durch die Stadt. Auf dem Sandbuckel wurde eine Bahn von etwa 300 Schritt Länge mit Seilen abgegrenzt. Kam der Zug an, so wurden die Burschen in die Säcke gebunden, so dass sie auf dem Boden des Sackes standen und nur den buntbemalten Kopf aus dem Sack hervorstreckten. Am andern Ende befand sich ein Tisch, auf dem Preise im Werte von 0,50 *M* bis 5 *M* für die Läufer aufgestellt waren. Auf das Zeichen eines Polizisten begann das Wettrennen. Mancher trat im Eifer auf den Sack und purzelte dann zu Boden, wo er liegen blieb, bis ihm seine Kameraden aus der unbequemen Lage unter Hohn und Spott der Zuschauer befreiten. Die 5 besten Läufer erhielten die Preise. Dieses Spiel wurde 1885 zum letzten Mal gefeiert.

Ernte.

Friesen (Kreis Altkirch). — Im Herbst findet man oft auf Kartoffeläckern ein kleines Pflänzchen (Gauchheil). In dem Kelche befinden sich flachrunde Samen in der Form kleiner Geldstücke. Sind die Kelche, oder wie man sie hier nennt, «die Glückhäfela» voll Samen, so bedeutet dies, dass das folgende Jahr ein gutes sein werde; sind die Glückhäfela aber leer, so deutet dies auf ein Missjahr hin.

Eschenzweiler (Kreis Mülhausen). — Das «Gleckhamfala». Bei den Bauersleuten des hiesigen Dorfes herrscht folgender Gebrauch. Wenn der letzte Weizen geschnitten wird und nur noch wenige Aehren stehen, so knien sämtliche Schnitter bei denselben auf die Erde. Dann beten sie mit lauter Stimme fünf «Vater unser» und fünf «Ave Maria». Sobald das Gebet vollendet ist, erhebt sich der Bauer von der Erde, nimmt eine Sichel in die Hand und schneidet den noch stehenden Weizen ab, indem er die Worte spricht: «Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.» Darauf werden neun der schönsten Aehren zusammengebunden und in der Wohnstube hinter das Kruzifix gesteckt. Diese neun Aehren bilden das «Gleckhamfala», Dasselbe bleibt hinter dem Kruzifix, bis im Spätjahr der Weizen gesäet wird. Dann wird es heruntergenommen; die Körner werden aus den Aehren gerieben und vermischt mit dem Saatweizen ausgesäet.

Liebsdorf (Kreis Altkirch). — Wenn man den letzten Weizen mäht, so schneidet man das Glickhempfele. Dieses geht folgendermassen vor sich: Man lässt eine Anzahl der schönsten Aehren stehen. Am Ende schneidet ein Mäher die Aehren in drei Streichen ab, indem er die Worte spricht: «Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.» Nachher wird auf dem Acker gebetet, damit Gott das Eingeerntete segnen wolle. Gewöhnlich legt der Meister Geld zwischen die Aehren, welches dann der, welcher das Gliekhempfele schneidet, nimmt. Dieses wird dann zusammengeflochten und mit Blumen und kleinen Bändern geziert. Nachdem

im Dorfe die Ernte beendigt ist, wird dasselbe in der Kirche vom Pfarrer gesegnet.

Friesen (Kreis Altkirch). — Auch hier wird, wie im vorigen Jahrgang beschrieben, das «Glickhämpfele» geschnitten, und die Körner desselben werden im nächsten Jahr unter den Saatweizen gemischt. Daher kommt auch der Name. Dieses Hämpfele (handvoll) Körner soll Glück und Segen im nächsten Jahr bringen.

Liebsdorf (Kreis Altkirch). — Wenn die Weizenernte beendigt ist, so feiern die Bauern ein Fest. Dieses Fest nennt man «Sichlete». Es werden Kuchen gebacken und zum Mittagessen gute Speisen bereitet.

St. Johanni.

Gereuth im Weilerthal. — Hier wird am Johannistag ein grosses Feuer gemacht. Die Jugend sammelt Holz im Dorfe und singt dabei folgende Worte:

«Salvei, karei,
Gleck es hüs,
Ungleck herüs.
St. Johannes stira,
St. Johann soma,
's Gald wurd bald kumma,
Ritzel, ratzel
Schonazazel
Mit 77 junge Rawaknacht.
Gan is aui [1] a Wecka,
Met 77 Ecka,
Gan is aui [1] a Küacha,
Mer wana scho versüacha,
Gan is noch a Schteckel [2] Spack,
Soscht geh mer net vo der Ther awak.

Kestenholz (Kreis Schlettstadt.) — In Kestenholz wird am Johannistag ein sogenanntes Johannisfeuer angezündet. Die Jünglinge sammeln Holz und singen folgende Worte:

«Salwei, klarei,
St. Johannes Stirel,
Gan is fer a Firel.
Mer se vo St. Maretz (St. Moritz),
Gan is aui Schnetz;
Mer se vo St. Marta (St. Martin),
Mer kena net erwarta;
Mer se vo Keschtaholz,
Gan is aui a Schitel Holz;
A Schit a rüs
Oder i schlag a Loch es Hüss.»

---

[1] Gebet uns auch.

[2] Stückchen.

St. Nikolaus.

Orschweier (Kreis Gebweiler). — Unartige Kinder pflegt man dadurch einzuschüchtern, dass man ihnen vorstellt, Hans Trapp käme zur Thür herein mit dem Kopf unter dem Arm, mit ledernen Zähnen und mit dem Hintern im Schnappsack.

Bitschweiler (Kreis Thann). — Am Nikolausfest verstecken sich die Kinder, wenn abends der St. Nikolaus mit dem Hans Trapp kommt, und sprechen:

«Balla, kapa,
Ga mer Sü!
Da Sü esch di!
Niki, naki,
Hinterm Ofa stak i!»

Bedeutungsvolle Tage.

Urbis (Kreis Thann). -- Wer am 12. Juli, also am Feste «Heinrich» auf einen Baum steigt, fällt herunter.

Winzenheim (Kreis Colmar) — Regnet es den 6. Dezember (St. Nikolaus) und den 5. August (Maria Schnee), so erfrieren die Reben.

Regnet es den 8. Juni (Medard, so soll es die darauf folgenden vierzig Tage regnen.

Tagolsheim (Kreis Altkirch). — Wenn man an Barbara (4. Dezember) einen Zweig eines Apfelbaumes in einem Gefäss mit Wasser in die Wärme stellt, so blüht der Zweig an Weihnachten.

Kiffis (Kreis Altkirch.) — Am Tage des hl. Laurenzius (10. August) findet man überall, wo man nachgräbt, Kohlen.

Da es um diese Zeit keine heftigen Gewitter mehr gibt, so sagt man:

«St. Loranz
Hetts Watter verschlanzt.»

Uttenheim (Kreis Erstein). — Am 26. Juni, am Tage von Johannes und Paulus, gehen die Schulknaben von Haus zu Haus und sammeln Holz. Dasselbe wird am Abend vor dem Dorfe verbrannt als sogenanntes «Hagelfeuer».

Beim Holzsammeln singen die Kinder:

«Ga nis euw a Stirl
Züam a Heulfirl,
Sankt Blasa, Sankt Blasa,
Ga nis euw a altr, stumpfigr Basa,
Sankt Martin, Sankt Martin
Ga nis euw a Scheppala Winn,
Sankt Fidd, Sankt Fidd
Ga nis euw a Schitt,
Sankt Tell, Sankt Tell
War nigs gedd, dar kummt i d'Hell.»

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Der Dreifaltigkeitssonntag will drei Opfer haben; einen Ertrunkenen, einen

Erhängten und einen Verunglückten. Die Kinder werden vom Baden und Klettern auf Bäumen abgehalten.

Fislis (Kreis Altkirch). — Wenn am Dreifaltigkeitssonntag Regen fällt, so erntet man um die dritte Garbe weniger Getreide.

Am 14. Mai, am Tage des hl. Bonifacius, werden die Bohnen gesetzt. Es herrscht nämlich der Glaube, dass sie, an diesem Tage gesetzt, besser gedeihen.

Am Tage des hl. Blasius und der hl. Agatha erhält jedes Stück Vieh ein kleines Stück des gesegneten Brodes, um sie vor der bösen Gewalt zu schützen.

Wenn am Tage des hl. Pankratius Regen fällt, so fallen die Birnen herunter, wären sie auch mit Draht befestigt.

Geburt und Taufe.

Obersulzbach (Kreis Thann). — Wenn ein Kind getauft wird und dasselbe schreit, so sagt man: Das Kind bleibt gesund und wird stark; weint das Kind dagegen nur wenig, so glaubt man, es werde nicht viel mit ihm werden. Weint aber das Kind gar nicht, so wird es bald sterben.

Baldersheim (Kreis Mülhausen). — Ist bei einer Kindtaufe die Patin schön gekleidet, so sagt man, dass auch das Kind immer schön gekleidet sein werde.

Niedermorschweiler (Kreis Mülhausen). — Wenn eine Wöchnerin zum ersten Male ausging, riefen ihr die ältern Leute zu: «I wünsch dr Glick an d'Sunna un's nechsta Johr wieder umma.»

So war es bis 1870.

Hochzeit.

Niedermorschweiler (Kreis Mülhausen). — Wenn die Brautleute am Altare knieen, giebt der «Ehrenknabe» dem Bräutigam eine Ohrfeige und sagt: «Gang ab dr Gassa.»

So war es bis 1870.

Friesen (Kreis Altkirch). — Hier sagt man: «Eine lustige Braut, eine traurige Frau» Deshalb sieht man's nicht gerne, wenn eine Braut fröhlich ist.

Banzenheim (Kreis Mülhausen). — In früheren Zeiten trug die Braut keinen künstlichen Kranz wie heutzutage, sondern einen grünen, der von der Braut selbst aus Rosmarin verfertigt wurde. Wenn die Hochzeitsleute nach der Trauung die Kirche verliessen, entfernten sich die zwei Brautleute vom Hochzeitszuge, jedoch so, dass sie von den andern nicht gesehen wurden. Sie gingen in ein nahe bei der Kirche gelegenes Haus. Bemerkten alsdann die Hochzeitsleute, was vorgefallen war, so wurden die zwei Geflüchteten gesucht. Sie gingen von Haus zu Haus, und so geschah es manchmal, dass sie sämtliche Häuser durchsuchen mussten, bis sie dieselben fanden. War nun der Hochzeitszug zu Hause angekommen, so streute eine Person Weizenkörner über die zwei Getrauten, als Zeichen der Fruchtbarkeit. Hatte die Braut die Stube betreten, so nahm man ihr den

Kranz vom Kopfe ab. Derselbe wurde sofort unter dem Ausspruche der drei höchsten Namen verbrannt.

Baldersheim (Kreis Mülhausen). — Schneidet die Braut ihr Hochzeitskleid selbst zu, so zerschneidet sie auch zugleich ihr Glück.

Altdorf (Kreis Molsheim). — Stammte die Braut aus einem benachbarten Dorfe, so wurde sie am Hochzeitstage mit einem Wagen abgeholt. Dem Wagen voraus ritt ein schön bekränzter Jüngling. Während die Braut auf den Wagen stieg, trank der Reiter ein Glas Wein auf das Wohl des zukünftigen Paares. Bei der Abfahrt warf er das Glas auf den Boden. Zerbrach das Glas nicht, so stand dem jungen Ehepaar Unglück bevor. Ging hingegen das Glas in Stücke, so war dies ein Zeichen des Glückes, und dies wurde um so grösser, je zahlreicher die Scherben waren.

Altorf (Kreis Molsheim). — Vor Jahren führte der Bräutigam die Braut selbst in die Kirche. Auf diesem Gange durfte er die Braut nur an einer Ecke der Schürze festhalten.

Friesen (Kreis Altkirch). — Fällt in unserer Pfarrkirche eine Trauung und eine Leichenfeier auf den nämlichen Tag, so sagen die Leute, eines von den beiden jungen Ehegatten müsse bald sterben.

Niedermorschweiler (Kreis Mülhausen). — Wenn die Eheleute aus der Kirche kommen, werden sie nicht ins Haus eingelassen, bis sie versprechen, etwas zu bezahlen.

Niedermorschweiler (Kreis Mülhausen). — Wenn die Eheleute aus der Kirche kommen, nimmt der Brautführer dem Ehemann die Braut und gibt sie ihm nur gegen ein Geschenk oder ein Versprechen wieder zurück.

So war es bis 1870.

Urbis (Kreis Thann). — Wenn einer zum zweiten Male heiratet, so gehen abends während des Abendessens die jungen Leute vor das Haus und machen mit Glocken, Deckeln, Kochhäfen u. s. w. einen grossen Lärm, man nennt dieses Schariwari. Alsdann werden die betreffenden hereingerufen und bekommen zu essen und zu trinken.

Krankheiten.

Ingersheim (Kreis Rappoltsweiler). — Mittel gegen Magenfieber. Wenn jemand Magenfieber hat, so soll er ein wenig Kampfer, Frauenhaar (Pflanze), Brotkrumen und Knoblauch untereinandermengen. Diese Mischung muss er in ein Tüchlein einwickeln. Bei Sonnenaufgang wird die Mischung mit dem Tüchlein mittelst einer Schnur um den Hals gehängt, so dass das Tüchlein mit der Mischung auf dem Magen liegt. Dieses muss man neun Tage auf dem Magen liegen lassen. Bei Sonnenaufgang am neunten Tage trägt man die Mischung in ein fliessendes Wasser. Beim Hineinwerfen in das Wasser kehrt man demselben den Rücken. Die Mischung wird über die linke Schulter in das Wasser geworfen; dabei darf man sich nicht umsehen. Wenn man alles genau so macht, wird die Krankheit schwinden; unterlässt man aber etwas davon, wird das Fieber nicht geheilt.

Bischofsheim (Kreis Molsheim). — Mittel für Zahnweh. Hat man Zahnschmerzen, so nehme man einen neuen Nagel und steche damit so lange in den Zahn oder in das Zahnfleisch um denselben, bis er blutig ist; dann schlage man den blutigen Nagel in eine Stelle, wo weder Sonne noch Mond hinscheint. Die Schmerzen sollen sofort aufhören.

Friesen (Kreis Altkirch). — Wenn man Brot isst, das in einem neuen Backofen gebacken wurde, bekommt man innerhalb einer Jahresfrist kein Fieber.

Obersulzbach (Kreis Thann). — Wer Kuchen isst, der in einem neuen Backofen gebacken wurde, der braucht keine Angst zu haben, von der Schwindsucht befallen zu werden.

Fislis (Kreis Altkirch). — Wer mit der Gliederkrankheit behaftet ist, darf während sechs Wochen keinen Kirchhof betreten, nicht über fliessendes Wasser und nicht in die Kirche gehen, sonst sind alle Mittel erfolglos.

Sentheim (Kreis Thann). — Ein Mittel, den Kindern das Zahnen zu erleichtern. Glaubt man, dass ein Kind schwer zahnt, so muss sich der Vater des Kindes nach einem lebendigen Maulwurf umsehen. Bei einem Knaben muss es ein männlicher Maulwurf sein und umgekehrt. Der Vater muss das Tier in seinen Händen sterben lassen. Hierauf werden dem toten Maulwurf die beiden vorderen Füsse abgeschnitten. Dieselben werden in ein Säckchen eingenäht, und der Vater muss diese kostbare Reliquie einige Zeit um den Hals hängen und mit sich herumtragen.

Wurde noch vor einigen Monaten angewandt.

Obersulzbach (Kreis Thann). — Arzneien oder überhaupt Flüssigkeiten, welche den Kranken gereicht werden, dürfen nicht mit der Spitze eines Messers umgerührt werden, sonst bekommt der Kranke das Stechen.

Wird jetzt noch von vielen Leuten geglaubt.

Fislis (Kreis Altkirch). — In der Umgegend sind Leute, die sich mit Hilfe von geheimen Gebeten und Zeichen verschiedene Gewalten zuschreiben. So könnten sie z. B. starken Blutverlust gänzlich stillen, ohne dass sie selbst gegenwärtig sind. Diese geheime Kunst nennt man «bschurme».

Tod.

Friesen (Kreis Altkirch). — Wenn sich in einem Hause viele Mäuse befinden, so deutet dies einen baldigen Todesfall in der Familie an.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Stirbt ein Verwandter in der Fremde, so sagt man, er würde dieselbe Nacht, in der er stirbt, zu Hause einen warnen. Dieses kann in Klopfen oder Poltern im Hause bestehen, oder es kann plötzlich ein Licht erscheinen, oder man kann eine Uhr schlagen hören, die sogenannte Totenuhr.

Friesen (Kreis Altkirch). — Beim Sterben einer Person wird in dem betreffenden Hause sofort alles «gerührt», wie die Leute sich

ausdrücken. Das Vieh und die Schweine werden in ihren Ställen aufgejagt. Der Wein und andere im Hause sich befindlichen Flüssigkeiten werden geschüttelt, sogar die Erde in den Blumentöpfen wird aufgewühlt, sonst würde nach dem Glauben der Bewohner in kurzer Zeit alles absterben, die Flüssigkeiten dagegen schwinden.

Friesen (Kreis Altkirch). — Nach der Beerdigung einer Person werden sofort des Verstorbenen Kleider, Bettzeuge etc. gewaschen. In dem Strohsack des Bettes wird neues Stroh gethan. Man glaubt, wenn dies alles nicht geschehe, so würde der Verstorbene keine Ruhe finden.

Friesen (Kreis Altkirch). — Wenn jemand stirbt, so wird bei der Leiche, nebst einer beliebigen Anzahl Kerzen noch ein Oellämpchen angezündet und bis zur Beerdigung brennend erhalten. Sobald aber am Beerdigungstage die Leiche aus dem Hause getragen ist, wird das Lämpchen in den Backofen gestellt und fleissig nachgesehen, ob dasselbe während der Beerdigungsfeierlichkeit auslöscht. Ist dies der Fall, so wird es als ein gutes Zeichen angesehen. Es herrscht nämlich der Glaube, dass dann die Seele der verstorbenen Person an ihren gehörigen Ort, d. h. an einen guten Ort gekommen sei.

Bitschweiler (Kreis Thann). — Folgen bei einem Leichenzug die Frauen in einem grossen Abstande hinter den Männern nach, so glaubt man, es werde bald wieder jemand sterben.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Viele Leute glauben fest, dass Verstorbene, die ein Versprechen, wie eine Wallfahrt zu machen, Messen lesen zu lassen etc., nicht erfüllen konnten, im Grabe keine Ruhe finden und Verwandte oder Freunde auf das Versprechen durch Erzeigen etc. aufmerksam machen und sie bitten, dasselbe zu erfüllen.

Haben Verstorbene Geld vergraben, so finden sie keine Ruhe, bis das Geld gefunden ist.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Alte Leute behaupten, dass der Priester die Verstorbenen, für welche er die hl. Messe liest, während der hl. Wandlung in Person sieht und erkennen kann, an welchem Orte im Jenseits sie sich befinden.

Von Vermissten erfährt der Priester, ob sie noch leben und wo sie sich aufhalten. Solche Messen heissen Zwingmessen.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Beim Tode eines Familienangehörigen werden Wasser und Milch ausgeschüttet; die Leute behaupten, die Seele des Verstorbenen fährt durch Wasser und Milch.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Einer toten Weibsperson, welche bei der Geburt des Kindes starb, pflegt man Schuhe anzuziehen. Man glaubt nämlich, die Mutter kommt sechs Wochen in der Nacht zu ihrem Kinde, um es zu nähren. Man legt ihr Schuhe an, um sie zu hören, wenn sie kommt.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Ist der tote Leichnam runzelig, wenn man ihn in den Sarg legt, so holt er jemand nach, d. h. es stirbt jemand aus der Verwandtschaft kurze Zeit darauf.

Fislis (Kreis Altkirch). — Wenn während der hl. Wandlung die

Turmuhr schlägt, gilt dies als ein Zeichen, dass bald jemand im Dorfe stirbt.

Hexen und Geister.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Wenn man draussen etwas findet, so soll man zuerst das Kreuz darüber machen, denn der böse Geist könnte Gewalt darüber haben.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Es herrscht der Aberglaube dass des Nachts nach dem Abendläuten alle Katzen Hexen seien, besonders die schwarzen.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Weibsleute sollen nach dem Läuten der Betglocke nicht ohne Schürze das Haus verlassen, weil sonst die Hexen Gewalt über sie haben.

Ingersheim (Kreis Rappoltsweiler). — Abends nach dem Läuten des englischen Grusses soll man keine Milch mehr über die Gasse tragen, sonst wird sie verhext werden.

Fislis (Kreis Altkirch). — Wenn man nach der Betglocke Milch von einem Hause ins andere trägt, so besprengt man sie mit Weihwasser. Man glaubt nämlich, die Hexen hätten um diese Zeit Gewalt darüber.

Leute, die fest daran glauben, geben um diese Zeit keine Milch mehr aus dem Hause

Obersulzbach (Kreis Thann). — Wenn es Betezeit geläutet hat, darf keiner Katze mehr etwas mit der rechten Hand oder Fuss gethan werden, wohl aber mit der linken, sonst erhält der böse Geist über einen Gewalt.

Osenbach (Kreis Gebweiler). — Die Hexen lassen sich viel in der Gestalt von Hasen sehen. Wenn man einen solchen Hasen halten oder schlagen will, so muss man es mit der linken Hand thun, denn mit der rechten wird man ihn nie treffen.

Osenbach (Kreis Gebweiler). — Ein Mann, der schon mehrere Ochsen verloren hatte, und dem wieder einer krank wurde, nahm auf Anraten eines Wiedertäufers ein schwarzes Huhn, das aber keinen weissen Fleck haben durfte, und schlug es in einem Sacke so lange mit drei Haselruten, bis er glaubte, es sei tot. Als er aber den Sack aufthat, sprang das Huhn fort. Am andern Tage aber lag eine Frau, die als eine Hexe verrufen war, im Bett und starb zwei Tage darauf. Als der Wiedertäufer etwas über den Ochsen gesprochen hatte, wurde er wieder gesund.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Wenn jemand in einem andern Haus Milch holt, so gibt ihm der Besitzer des Hauses Weihwasser und sprengt auch davon in die Milch, damit der böse Feind keine Gewalt hat

Kiffis (Kreis Altkirch). — Findet man auf einem Acker den Zahn einer Egge, und zwar so, dass die Spitze nach oben schaut, so nimmt man ihn am Weihnachtsabend in die Messe. Schaut man während der Wandlung durch denselben, so sieht man die Hexen opfern

Bitschweiler (Kreis Thann). — Früher glaubte man, und die alten Leute glauben noch heute, dass ein Marksteinversetzer nach dem Tode als feuriger Mann erscheinen müsse.

Gereuth (im Weilerthal). — Hier glauben die alten Leute, dass, wenn man einen gehörnten Ochsenkopf im Stalle aufhängt, das Vieh vor den Hexen bewahrt wird.

Katzenthal (Kreis Rappoltsweiler). — In Katzenthal verordnen alte Leute, einen ganz schwarzen, fleckenlosen Geisbock zu halten, durch welchen das Vieh vor den Hexen bewahrt werde.

Kiffis (Kreis Altkirch). — Legt man ein Brot so auf den Tisch, dass die Obenseite nach unten kommt, so haben die bösen Leute Gewalt im Hause.

Kiffis (Kreis Altkirch). — Liegt ein Messer auf dem Rücken, so reitet der Teufel darauf, und man schneidet der lieben Muttergottes ins Herz.

Osenbach (Kreis Gebweiler). — Tötet jemand dem Nachbarn die Hühner, und will man diesem Menschen schaden, so muss man das Herz eines Huhnes nehmen, es voller Nadeln stecken und dann in das Kamin hängen. So wie das Herz nach und nach verdorrt, so wird auch das Leben des Menschen nach und nach dahin schwinden.

Altorf (Kreis Molsheim). — War eine Hexe im Stall, so dass die Kühe mager wurden oder wenig Milch gaben, dann rief man den Hexenmeister. Dieser verlangte ein schwarzes Huhn in einem neuen Sacke. Um Mitternacht schlachtete der Künstler das Huhn. Zu derselben Zeit musste sich der Eigentümer des Viehes mit der Windmühle auf den Dunghaufen stellen und diese in Bewegung bringen. So wurde die Hexe aus dem Stalle vertrieben.

Osenbach (Kreis Gebweiler). — Wenn eine Kuh verhext ist, so nimmt man die Milch derselben und schlägt sie mit drei Haselruten, welche vor Sonnenaufgang in den drei höchsten Namen gehauen werden, so lange, bis sie blutrot wird. Dann wird die Hexe kommen und etwas verlangen, aber man soll ihr die Thüre nicht öffnen.

Man lässt auch manchmal die Milch in einen feurigen Hafendeckel laufen.

Obersulzbach (Kreis Thann). — Ein Mittel, eine Hexe in einem Hause zu bannen. Kommt eine Hexe in ein Haus und man stellt einen Besen hinter die Hausthür, aber derart, dass der Stiel am Boden steht, so kann die Hexe nicht mehr zum Haus hinaus, bis der Besen weggenommen ist. Dasselbe kann man erreichen, wenn man einen Laib Brot verkehrt auf den Tisch stellt.

Fislis (Kreis Altkirch). — Wenn ein Haus abgebrochen und an einem anderen Orte wieder errichtet wird, stellt man an der früheren Stelle zwei Ziegel in Form eines Daches gegen einander, damit das Gespenst, das sich im Hause befand, darunter wohnen kann.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Wenn die Brüstchen der kleinen Kinder anschwellen und sich mit Milch oder Wasser füllen, so sagen die Leute, s'Dockala kommt des Abends und saugt bei dem Kinde.

Mittel, s'Dockala zu vertreiben.

Es wird den Kindern ein in der Oktav des Fronleichnamsfestes geweihtes Kränzchen auf die Brust gelegt. Andere hängen dem Kinde den Ehering um den Hals. Am meisten wird der Dockalafuss (Druidenfuss) angewandt. Es gibt einen einfachen und einen doppelten. Der Dockalafuss muss in einem Zuge gemacht werden. Man macht ihn an die Thüre unter Sprechen der drei höchsten Namen. Alle Ritzen und selbst das Schlüsselloch werden verstopft. Die Leute behaupten, dass man auf diese Weise das Dockala abhalten und vertreiben kann.

Orschweier (Kreis Gebweiler). — Es geht die Sage, dass, wer an Weihnachten in der Mitternachtsmesse ein Ei von einem schwarzen Huhn oder einen Eggenzahn in der Tasche trage, mit Hilfe dieser Dinge erkennen könne, wer eine Hexe sei. Dieselbe werde nämlich plötzlich das Gesicht im Nacken haben und den Betreffenden, der die Untersuchung anstellt, unverwandt ansehen.

Dessenheim (Kreis Colmar). — Wenn man an Weihnachten in die Mitternachtsmesse neunerlei Holzstäbchen zusammengebunden mitnimmt, so müssen die Hexen während der hl. Wandlung sich umkehren und rückwärts schauen. Aber nur jene Person sieht die Hexen, welche die Holzstäbchen in der Tasche hat.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Wer am Weihnachtsabend vor Beginn des Gottesdienstes zwei Messer in Form eines Kreuzes auf eine Brunnenschale legt oder ein 4blätteriges Kleeblatt oder dreierlei Holz in der Tasche trägt, erkennt in der Mitternachtsmesse die Hexen, da sie während der Wandlung ihr Gesicht vom Altare weg nach hinten richten.

Der Betreffende muss aber vor Schluss des Gottesdienstes die Kirche verlassen, weil jene im Freien demselben Leid zufügen und Gewalt über ihn haben, bis der englische Gruss des Morgens geläutet wird.

Osenbach (Kreis Gebweiler). — Das sogenannte «Dogala» soll des Nachts in der Gestalt einer Katze kommen. Es soll auf die Brust des Menschen sitzen, so dass man nicht mehr schnaufen kann. Wenn man mit Licht kommt, so soll es fortlaufen, oder sich in ein anderes unscheinbares Ding verwandeln.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Wenn ein Geist zu einem kommt, so sagt man: «Alle guten Geister loben Gott den Herrn!» Dann fragt man ihn: «Was ist dein Begehren?» und gibt ihm die Hand, aber nur, wenn er antwortet. Antwortet er nicht, so reicht man ihm den Nastuchzipfel, sonst würde die Hand verbrennen. Das Jahr darauf aber stirbt man.

Türkheim (Kreis Colmar). — Nachtjäger. Hier besteht allgemein der Glaube an einen Nachtjäger, das sogenannte «Hüsstata-Männchen». Jede ältere Person weiss etwas davon zu erzählen.

Ein Mann bewässerte des Nachts nach 12 Uhr in dem sog. Rotenbuch seine Wiese. Plötzlich hörte er ein wildes Schreien und Hundegebell. Da sauste von einem Berge herunter eine Hundeschar

an ihm vorüber. Ebenso rasch eilte sie den gegenüberliegenden Berg hinauf und verschwand hinter demselben. Noch einige Zeit lang will der Mann das Geheul in den Lüften gehört haben.

Besonders viel soll das Hüsstata-Männchen auf dem Eichberg gesehen werden. (Dies ist der Rebhügel, an dem Türkheim angelehnt ist.)

Zur Zeit der französischen Revolution lebte hier ein Gelehrter, der sich auf Schwarzkunst verstanden haben soll. Einst fuhr er mit seinem Schwager in einer Kutsche von Walbach nach Türkheim und zwar des Nachts um die zwölfte Stunde. Als sie an das Thal kamen, das den Schlossberg (Plixburg) von dem Stauffen trennt, sagte er zu seinem Schwager: «Ich will dir etwas zeigen!» Mehrmals rief er nun zur Thüre hinaus: «Hüssta-ta!» In demselben Augenblick umkreisten Hunde, Pferde von schwarzen Jägern beritten die Kutsche. Es entstand ein furchtbares Hundegeheul, und von allen Seiten her erscholl der unaufhörliche Ruf: «Hüssta-ta!» Dies dauerte einige Zeit fort, bis der Schwarzkünstler etwas zur Kutsche hinausrief. Plötzlich war es wieder still.

Man bezeichnet besondere Orte, an welchen Geistererscheinungen häufig sein sollen. So das obengenannte Rotenbach. (Dies ist das Thal, durch welches die Strasse nach Drei-Aehren führt.) Dann der Schlossberg (Plixburg), an dem sich die bekannte Sage von dem Burgfräulein knüpft. Ferner das westlich von Türkheim gelegene Hausenfeld. (Hier sollen vor dem 30jährigen Krieg Häuser gestanden haben).

Auf diesem Felde hörten mehrere Arbeiter im Jahre 1884 ein Jammern in den Lüften. Es kam vom Schlossberg her und schallte nach dem Hohnack hinüber.

Lützel (Kreis Altkirch). — Ein Förster aus Dürlinsdorf ging in die Wälder der Lützler Klosterherren. Als er durch den Wald schritt, sah er auf einmal ein Schloss vor sich. Der Förster verwunderte sich, hier ein Schloss zu sehen. Diese Stelle war sonst mit Wald bedeckt, und der Förster, der die Gegend gut kannte, wusste es wohl. In dem Schlosse ging es lustig zu. Als der Förster hineintrat, kam er in einen grossen Saal, wo viele Hexen ein lustiges Mahl hielten. Sie assen, tranken, sangen, und unter dem Schall der Musik tanzten sie. Bei seinem Eintritt fragte man den Förster, ob er in diese Gesellschaft eintreten wolle. Da er Ja sagte, reichten ihm die Hexen ein Buch und forderten ihn auf, seinen Namen in dasselbe einzutragen. Er sollte nämlich unterschreiben, dass er von Gott abfalle. Da schrieb er den Namen «Jesus» hinein. Plötzlich verschwand das Schloss mit allen Hexen, und der Förster sass mit dem Buch in der Hand mitten in einem Dornbusche. In dem Buch waren die Namen vieler eingetragen, die der Förster persönlich kannte. Zu Hause angekommen, gab er das Buch dem Pfarrer, welcher es verbrannte.

Winkel (Kreis Altkirch). — Gespensterhafter Ort. Zwei Männer hielten bei ihren Herden Nachtwache. Die Weide war umzäunt und lag im Distrikt Winkler Reben. Mittendurch führte ein Weg. Da sahen die Hirten zwei Reiter, die ihre Pferde der Thüre zu lenkten. Der eine der Hirten sagte zu dem andern: «Du machst die Thüre

auf, und ich halte den Hut hin. Das sind vornehme Herren, und da gibt es ein hübsches Trinkgeld.» Wie dieser von Trinkgeld sprach, verschwanden die Reiter. Am folgenden Morgen waren die Köpfe der Hirten heftig angeschwollen.

Obersulzbach (Kreis Thann). — Früher wurde bei uns sehr fest daran geglaubt, dass, sobald des Abends das «Ave Maria» geläutet wäre, die bösen Geister über einen Gewalt hätten. Deshalb ging man am Abend nicht mehr hinaus, um Milch oder Brot etc. zu holen. Besonders glaubte man an den sogenannten Nachtjäger. Sehr oft hörte man ihn seinen Hunden rufen: «Do dia dia dia dia!» Man glaubte, dass, wenn einer dem Nachtjäger in dieser Weise dreimal nachriefe, er ohne Erbarmen von ihm mitgenommen würde. So erzählt eine Frau, die jetzt einige 60 Jahre alt ist, folgendes: «Als ich noch ein Mädchen von ungefähr 10 Jahren war, kam es vor, dass der X dem Nachtjäger in angegebener Weise nachrief. Als der X das zweite Mal rief, war ihm der Nachtjäger näher gekommen. Als er das dritte Mal nachgerufen hatte, nahm ihn der Nachtjäger mit sich fort. Unter einem Schuppen ruhte er mit ihm aus. Die Leute aus dem Dorfe eilten ihm nach und besprengten die Luft mit Weihwasser. Da liess endlich der Nachtjäger den X in einem Walde (Grossbirkenwald) auf einem Klafter Holz liegen. Der Nachtjäger hatte den X so sehr am Halse gedrückt, dass der Unglückliche fast nicht mehr atmen konnte und an dieser Stelle ganz blau war.» Die Leute, welche dies gesehen haben wollen, halten es für wahr und lassen sich durch nichts davon abbringen.

Niedermorschweiler (Kreis Mülhausen). — Abends sah man öfters eine Kutsche ohne Gespann durch das Dorf fahren.

Niedermorschweiler (Kreis Mülhausen). — Auf einer Wiese und bei einem Brunnen im Dorfe sah man öfters einen Jäger mit vielen Hündchen, der rief: «Alle mine Hindala hütatata.»

Niedermorschweiler (Kreis Mülhausen). — Abends sah man öfters einen grossen Mann mit einem breiten, schwarzen Hut durch das Dorf gehen; was ihm in den Weg kam, schlug er zu Boden. Er ging immer denselben Weg; er kam vom Winzerhaus her, ging mitten durchs Dorf und versteckte sich dann in einer Höhle eines Hügels, Simliberg genannt. Sein Weg führte ihn durch ein Haus; in diesem soll er sogar einmal die Mulde, an welcher die Hausfrau den Teig bereitete, umgeworfen haben

Ammerschweier (Kreis Rappoltsweiler). — Früher sprach man viel von dem Stadttier. An finstern Winterabenden lief einer auf allen Vieren, eine Zaïn (einen Korb mit zwei Handhaben) auf dem Rücken, durch die Gassen und schrie aus Leibeskräften. Am andern Morgen hörte man dann überall sagen: «Heute Nacht hat aber das Stadttier wieder gebrüllt.»

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Alte Leute behaupten, das Nachtkalb gesehen zu haben. Dies ist ein gewöhnliches Kalb, das aber bald so gross wird, dass es in den zweiten Stock hineinsehen kann. Es lacht die Leute aus. Wer den Arm nach ihm ausstreckt oder das Fenster öffnet, erhält einen sehr angeschwollenen Kopf.

Fislis (Kreis Altkirch). — Früher herrschte der allgemeine Glaube, dass in jedem Dorfe das sogenannte «Dorftier» hause. Wenn man am Abend der Fronfastentage zwischen 11 und 12 Uhr hinausging, so legte es sich einem in den Weg. Es hatte dabei eine ungeheure Grösse und die verschiedensten Tiergestalten.

Dies glaubte man bis 1850

Obersulzbach (Kreis Thann). — Feuermänner. Wenn einer einen Grenzstein oder einen Grenzpfahl versetzt, so muss der betreffende nach seinem Tode als ein feuriger Mann so lange kommen, bis der betreffende Stein (Pfahl) wieder an seiner richtigen Stelle steht.

So erzählt man folgende Geschichte: Auf einer Wiese wurde oft ein feuriger Mann gesehen. Mehrere Jünglinge des Dorfes fassten den Entschluss, den feurigen Mann einmal näher zu sehen und ihn nach seinem Begehren zu fragen. Als nun eines Abends der feurige Mann wieder an derselben Stelle sich sehen liess, liefen die Jünglinge auf ihn zu. Als sie aber nahe bei ihm waren, verloren alle bis auf einen den Mut und kehrten um. Letzterer aber trat an den Feuermann heran und sprach folgendes zu ihm: «Alle guten Geister loben Gott den Herrn und ich auch. Sage mir, welches ist dein Begehren?» Der Feuermann entgegnete: «Gehe nach Hause, im Hausflur wirst du eine Schaufel und eine Hacke finden, hole sie her. Der Jüngling that, wie befohlen. Als er wieder zurück kam, zeigte der feurige Mann auf einen Grenzstein und sagte: «Setze diesen Stein hier hin.» Als es geschehen war, sprach er zum Jüngling: «Ich bin dein Taufpathe. Nun bin ich durch dich ein Kind der Glückseligkeit und in kuzer Zeit wirst du auch ein solches sein.» Hernach verschwand er. Kurz darauf starb der Jüngling.

Gewitter.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Kommt ein sehr schweres Ungewitter herangezogen, so nimmt man gesegnete Palmen, die man aufbewahrt hat, und wirft sie ins Feuer. Dadurch, glaubt man, wird sich das Wetter verziehen.

Tiere und Pflanzen.

Tagolsheim (Kreis Altkirch) — Wennn man abends eine S p i n n e sieht, hat man Glück; sieht man sie am Morgen, so hat man Unglück.

Wenn man eine E l s t e r schreien hört, so bedeutet es Unglück.

Wenn des Abends in der Nähe eines Hauses eine E u l e ihre Stimme hören lässt, sagt man, in dem Hause stirbt jemand.

Wenn man an Adam und Eva (24. Dezember) Obst geniesst, so bekommt man Geschwüre.

Obersulzbach (Kreis Thann). — Alte Leute dulden es nicht, dass man die gestockte Milch (Dickmilch) mit einer Gabel esse. Sie behaupten, so oft man mit der Gabel in die Milch sticht, ebenso oft sticht man d e r K u h ins Euter.

Münster (Kreis Colmar). — Mittel, um Wanzen zu vertreiben. Man streut Erlenblätter in dem Zimmer umher, in dem man Wanzen verspürt, oder legt auch von den Blättern unter das Bett. In drei

finstern Nächten von 1/212—12 Uhr klopft man an verschiedenen Stellen an den Wänden. Auf dieses Zeichen verschwinden die Bettwanzen.

Friesen (Kreis Altkirch). — Wenn die Vögel während der Sommerzeit vor den Wohnhäusern Nahrung suchen, so bedeutet dies eine teure Zeit.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — «Rätzt» eine Elster in der Nähe eines Menschen, so ist er am nämlichen Tage noch unglücklich.

Fislis (Kreis Altkirch). — Wenn jemand ein neugekauftes Stück Vieh zum erstenmale tränkt, so wirft man gesegnetes Salz ins Wasser.

Uttenheim (Kreis Erstein). — Wenn jemand eine Eidechse tötet, so sagt man, dass es den darauf folgenden Tag Regen gebe.

Urbis (Kreis Thann). — Wenn einer ein Rotschwänzchen tötet, so färbt sich die Milch rot.

Uttenheim (Kreis Erstein). — Wenn jemand ein Rotkelchen tötet, so sagt man, die Kuh giebt rote Milch.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Das Viertel Weizen (100 l) kostet in jedem Jahre so viele Fünffrankenstücke, als der Kuckuck, wenn er zum erstenmale ruft, nach einander ohne Pause Kuckuck schreit.

Geberschweier (Kreis Gebweiler). — Wenn in einem Hause ein Marder gefangen wird, so trägt ein Knabe aus dem Hause denselben im Dorfe umher. Er nimmt einen Korb mit und geht mit dem getöteten Marder von einem Haus zum andern und ruft zum Thor hinein:

«Ga mer na Ei,
Oder der Marder frisst i d'zwei.»

Oft erhält er so viel Eier, dass er nach Hause gehen und den Korb leeren muss.

Krüth (Kreis Thann). — Wenn eine Jungfrau gern wissen will, welches ihr zukünftiger Mann wird, so nimmt sie ebensoviel Wunderblumen (Centaurea jacea), als sie Liebste hat: sie bezeichnet jede Blume mit dem Namen eines Geliebten. Hierauf werden die Randblüten abgeschnitten und so acht Tage in der Tasche aufbewahrt. Während dieser Zeit darf nicht nach denselben geschaut werden. Wenn nun die Blume eines Geliebten wieder aufblüht, wird derselbe ihr Mann.

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Im Zeichen der Jungfrau werden keine Bohnen gesetzt; die Leute behaupten nämlich, sie blühen immerfort und tragen keine Früchte.

Obersulzbach (Kreis Thann). — Setzt man Kraut, wenn sich die Sonne im Kreis der Zwillinge befindet, so gibt es auf jeden Setzling zwei Krautköpfe. Diese beiden Krautköpfe sind aber nur klein, weshalb man sich hütet, zu dieser Zeit das Kraut zu setzen.

Besprechungen.

Ingersheim (Kreis Rappoltsweiler). — Wenn jemanden etwas gestohlen wird, so kann der Eigentümer bewirken, dass der Dieb zu ihm kommt.

Der Eigentümer muss um Mitternacht auf dem Gottesacker drei Nägel aus einem Sarg holen. Darauf muss er die Nägel in ein Brett oder in eine Wand schlagen. Den ersten Nagel schlägt er mit den Worten ein: «Dieb, ich nagle dich an im Namen des Vaters;» Den zweiten Nagel schlägt er ein mit den Worten: «Dieb, ich nagle dich an im Namen des Sohnes;» den dritten mit den Worten: «Dieb, ich nagle dich an im Namen des heiligen Geistes.» Nachdem dies gethan ist, muss sich der Dieb zeigen.

Dies wurde bis zu den Jahren 1830—40 geglaubt, und danach wurde auch gehandelt.

Banzenheim (Kreis Mühlhausen). — Wie der Dieb das Gestohlene wiederbringen muss. Man geht vor Sonnenaufgang zu einem Birnbaum und nimmt drei Nägel aus einer Totenbahr oder drei ungebrauchte Hufnägel mit, hält dieselben gegen der Sonne Aufgang und spricht: «O Dieb! ich binde dich bei dem ersten Nagel, den ich dir in deine Stirn und dein Hirn thu schlagen, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen: es soll dir so weh werden nach dem Menschen und nach dem Ort, wo du es gestohlen hast, als dem Jünger Judas war, als er Jesum verraten hatte. Den andern Nagel. den ich dir in deine Lung und Leber thu schlagen, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort sollst tragen, es soll dir so weh nach dem Menschen und nach dem Orte sein, wo du es gestohlen hast, als dem Pilato in der Höllenpein. Den dritten Nagel, den ich dir Dieb in deinen Fuss thu schlagen, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen, wo du es gestohlen hast: O Dieb, ich binde dich und bringe dich durch die heiligen drei Nägel, die Christum durch seine heiligen Hände und Füsse sind geschlagen worden, dass du das gestohlene Gut wieder an seinen vorigen Ort musst tragen, wo du es gestohlen hast.»

Die Nägel müssen aber mit Armensünderschmalz geschmiert werden.

Banzenheim (Kreis Mülhausen). — Dass einer das Gestohlene wieder bringen muss. Gehe morgens früh vor Sonnenaufgang zu einem Wachholderstrauch und biege ihn gegen der Sonne Aufgang mit der linken Hand und sprich: «Wachholderbeerbusch, ich thue dich bucken und drucken, bis der Dieb dem N. N. sein gestohlenes Gut wieder an seinen Ort getragen hat» Du musst einen Stein nehmen und auf den Busch legen, und unter dem Stein die Hirnschale von einem Uebelthäter. Du musst aber Achtung geben, wenn der Dieb das Gestohlene wieder gebracht hat, dass du den Stein wieder an seinen ersten Ort trägst und hinlegst, wie er lag, und den Busch wieder losmachst.

Banzenheim (Kreis Mülhausen). — Ein besonderes Glück einen zu bezwingen, der sonst für Viele gewachsen ist. Sprich: Ich, N. N., thue dich anhauchen; drei Blutstropfen thue ich dir entziehen; den ersten aus deinem Herzen, den andern aus deiner Leber, den dritten aus deiner Lebenskraft, damit nehme ich dir deine Stärke und Mannschaft.

Banzenheim (Kreis Mülhausen). — Wie man beim Spiel gewinnen kann. Man binde sich mit einem rotseidenen Faden das Herz einer Fledermaus an den Arm, womit man auswirft, und man wird alles gewinnen.

Banzenheim (Kreis Mülhausen). — Einen Stecken zu schneiden, dass man einen damit prügeln kann, so weit er auch selber entfernt sein mag. Wenn der Mond an einem Dienstag neu wird, so gehe vor Sonnenaufgang aus, tritt zu einem Stecken, den du dir zuvor schon ausersehen hast, stelle dich mit deinem Gesicht gegen der Sonne Aufgang und sprich diese Worte: «Steck, ich greife dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Amen.» Nimm dein Messer in die Hand und sprich wiederum: «Steck', ich schneide dich im Namen † † †, dass du mir sollst gehorsam sein, wenn ich den Namen desjenigen rufe, den ich prügeln will. Darnach schneide an zwei Orten am Stecken etwas hinweg, damit du folgende Worte darauf schreiben, stechen oder schneiden kannst: abia, obia, asbia; lege einen Kittel auf einen Scheerhaufen, schlage mit deinem Stecken auf den Kittel und nenne dieses Menschen Namen, welchen du prügeln willst, schlage tapfer zu, so wirst du denselben eben so hart treffen, wenn er auch viele Meilen von dem Ort entfernt ist. Statt des Scheerhaufens thut es auch die Schwelle unter der Thüre.

Allgemeines.

Uttenheim (Kreis Erstein). — Wenn man einen herausgerissenen Zahn in ein Mausloch wirft, so wächst wieder einer nach.

Urbis (Kreis Thann). — Wenn man mit dem Messer in den Laib Brot sticht, so sticht man dem Heilande in das Herz

Ensisheim (Kreis Gebweiler). — Wer sich früher vom Soldatenleben befreien wollte, ging um Mitternacht auf den Kirchhof, holte einen Knochen daselbst und nahm ihn mit sich, wenn er seine Nummer zog. Er glaubte dadurch eine hohe Nummer zu ziehen, wodurch man vom Militärdienst gewöhnlich frei wurde.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Wenn man ein Vaterunser beten kann, während ein Stern (Sternschnuppe) zu einem andern fährt, hat man eine arme Seele erlöst.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Wenn zwei in demselben Augenblick die nämlichen Worte aussprechen, ohne es zu wollen, so sagt man, sie hätten eine arme Seele erlöst.

Roppenzweiler (Kreis Altkirch). — Man sagt, wenn man eine arme Seele erlöst, so wird man das nächste Jahr sterben.

Fislis (Kreis Altkirch). — Wenn einem auf der Jagd oder auf Reisen zuerst eine weibliche Person begegnet, so soll man den ganzen Tag unglücklich sein.

Es ist schon vorgekommen, dass Leute, die fest daran glauben, wieder umkehrten.

XIII.

Der Hüsherr!

Lustspiel in einem Act von Daniel Gustav Adolph Horsch.

Scène I.

(Der rideau geht uff — d'scène blibt während dem Monologue leer.)

Linsespalter: (hinter de Coulisse.) Pfui Deifel, was isch denn des vor a Staub? — Wer klopft denn do widder sinni Debbi[1] uffem Gang üss? Ah, 's isch der Schnieder! Heh do howwe, diss kenne sie bliewe lonn. Schunn nit genüe, dass eim Ihri sechs Kinder de ganze Daa üewerem Kopf herum trepple, dass er eim schier verspringt, un dass Ihri Frau hit widder d'Wasserleitung laufe losst wie wüthi; wenn Ihri Frau wäsche will, ze soll sie an de Bach gehn, denn für diss hawi sie nit inrichte lon. — Was riech ich denn nurre? ah, d'Madam Bierebaum brennt widder Café; heh, Madam! Sie könnte Ihre Café awer au glich gebrennt kaufe, statt so e Dampf ze mache, diss riecht jo abscheïlich, mer verstickt fascht! — so Dings lied i nit in miem Hües!!!

Scène II.

Séraphine: Herrje, hitt isch widder nimmi züem üshalte mit dem Mann, hitt isch er awer au zue üwel! I mein minne Babbe. S'isch halt widder amol 's Ziel gewese gescht, un i mein als 's hann noch nit alli de Hüszins gebroocht, dorum isch er so bös! Au fond isch er e güeter Mann, min Babbe, wenn nur 's Geld nit wärd. Z'ersch komm ich

[1] Teppiche.

b'ihm, un derno kommt awer glich hinte nooch 's Geld! — Zitter denne Morye wüeth er awer do in der Stub erum. Z'ersch hawi nit gewüsst was loss isch, no hawi awer uff der Kalender gelüet un hab's halt gsehn wo's fehlt. Wenn i nur wüsst wer noch züe regliere hett! Voyons un peu: der im rez-de-chaussée het's glich gescht morye gebrocht, denn er kennt ne! 's Herr Brummels sin au exact; die wohne im erschte, no komme mir, — es kann doch der Schnyder au nit sin, wo im dritte wohnt, un die Wittfrau in der Mansarde, wo ihri pension alle Vierteljohr touchirt, isch's sicher au nit. I hab doch nieme vergesse? Ah si! awer der Herr müess bezahlt han, (zögernd) — denn s'isch unser Garniherr un, un — — natirli hett er bezahlt! I muess emol 's Babette froye, verlicht weiss diss, wer schon do isch gsin, denn die Maidle, mer weiss es jo, basse halt gar zue güet uff alles uff, 's isch als vielmohl awer au nit guet. Enfin — Babette, — Babette!

Scène III.

Séraphine. — Babette.

Babette: (Kommt herin, links.) Was beliebt, Mamselle Séraphine?

Séraphine: Ich hab dir schun vielmol gsaat, dü sollsch nit Mamsell Séraphine sauwe! Dü weisch jo, dass i denne Name nit liede kann. I kann au gar nit begriffe, worum min Babbe mich so täufe het lonn; wenn i zellemols schunn babble hätt könne, ze hätt i mi gewehrt. — Düe solsch einfach sauwe, Mamsell Finnele.

Babette: Awer d'Mamsell sin züe alt un züe gross, dass...

Séraphine: Stille, liewi Babette, bisch schunn so lang im Hües bi uns, dass ich dir dis erlaub.

Babette: Wie Sie welle!

Séraphine: Apropos, düe kensch d'Lünne au von mim Babbe.

Babette: (bei Seite) O jeh!

Séraphine: Wie?

Babette: O ja!

Séraphine: Un wursch au schon gemerkt hann, dass er sie...

Babette: Hitt het. 's isch au kein Wunder, 's isch halt gescht Michaeli[1] gsin, un — Sie sehn, Mamsell, dass i ne guet kenn!

[1] Michaeli ist ein Vierteljahrstermin.

Séraphine: Hör, Babette, henn denn noch nit alli bezahlt?

Babette: So viel ich weiss, nein.

Séraphine: Herrje was, na do grieje mer noch ebbs ze-n-erlewe. Wer esch denn noch nit do gsin? (bei Seite) es wurd doch der Herr Schmalhans nit sin?

Babette: I glaub als d'Madam Bierebaum, d'jung Wittfrau im dritte...

Séraphine: Ça me soulage!

Babette: I bin noch nit ferti — un der Herr Schmalhans!

Séraphine: Oh mon Dieu, der, der exact Herr, düe trumpiersch di sicher, — gell düe trumpiersch dich?

Babette: Nein, Mamsell Finnele, i habb gewiss güet acht genn, un s' isch eso wie i do saa.

Séraphine: Awer hör, diss isch jo gar nit möjli.

Babette: Worum nit. Nittwohr, der Herr isch jung, het grad noch kein brillanti Zahlung un...

Séraphine: Awer Babette!

Babette: Si excusire, i will Sie nit offensiere, i weiss, dass Sie un er...

Séraphine: (bei Seite) Es wurd doch noch nix gemerkt han. (laut.) Was wit dü domit sauwe?

Babette: Na, was oll i sauwe, i weiss, dass Sie denne junge Herre gern hann.

Séraphine: Awer nein, i hab der doch gar nix gsaat!

Babette: Zell schun, Mamsell, awer mer hett jo Ohre un Auwe.

Séraphine: (bei Seite) Oh die Mägd!

Babette: Sie wäre wisse, dass der Herr Schmalhans au viel dépense denne Monet het g'het, z'erscht diss nei Kleid, wo Ihne d'Farb dervun so guet gfallt, — un derno e Huet un e halb Duzed neji Hemder, Sie wisse jo, die, wo Sie ihm sinni Initiale nin g'stickt hann!

Séraphine (bei Seite): Je tombe des nues. (laut) Was saasch de do, wer hett dir denn dis gsaat?

Babette: Gsaat? Nieme! nein Mamsell Finnele, sehn Sie, ich pass nur uff; e jeder Schritt un Tritt, wo Sie mache, weiss i. (Séraphine fait un geste) Unterbreche Sie mie nit, ich gib uff Sie acht, wie wenn Sie mini eije Tochter wärde. Hawi nit au e bissel s' Recht derzue? isch Ihri Mamme nit kurz noch Ihne Ihrer Geburt gstorwe, un hawi Sie net derno ganz uffgezöye, wie wenn Sie min eye Kind werde gsin? Vergewe Sie mer dorum, wenn ich Sie hüet, awer

i mein's güet mit ne. Der jung Mensch isch ordentli un gfallt mir au ganz güet, awer Sie wäre e schwerer Stand bekumme un an de Wille von Ihrem Babbe stosse. Der jung Mensch isch brav, awer was im Herr Linsespalter am beschte gfallt, s' Geld, diss het er halt leider nit. Na, Mademoiselle, griene Sie mer nit, i hab ne wohl jetzt s' Herz e bissel schwer gemacht, drum vergewe Sie mir noch emol, un i wurr ne au in dem Fall nützli sin! (knejt hin.)

Séraphine (Hebt sie uff, sie umarme sich.) Oh dü güeti Babette. Dü hesch erecht, dü bisch mini zweit Mamme, un wie i Di hab jetzt so höre redde, ze isch mer gsin, dass nur e Mueter uff die Art züe Ihrer Tochter redde kann.

Scène IV.

Die Vorigen. — Linsespalter.

Linsespalter (sieht beide umarmt). Lüe do, was isch denn diss? Hann ihr nix andersch ze thüen, als do here züe stehn un euch züe bichte? Euch hawi au noch gebrücht, fur mir 's Lewe sür ze mache. Welle ihr mache, dass ihr an euri Arweit kume!

(Babette tritt ab. — Séraphine nimmt-e-n-Arweit.)

Séraphine: Oh Babbe, was hesch de denn, düe besch hit gar nit güet gelünt.

Linsespalter: Was bin ich! E Wunder! (Pustend.) Uff! isch diss e Wirthschaft in dem Hüss, was hawich für Locatär. Zwei Hüsszins sin noch nit reglirt, un gescht esch 's Ziel g'sin. 's isch nit züem üshalte! Awer die solle nur kumme. Uffsaa due i ne, grad uff der Stell, oder soll i ne glich der Hüssje schicke, i hab's ganz willes. Do isch züem erschte der, — der na — wie soll i saa, unser Chambergarnizipfel, do der Schmalhans, na der soll mer nurre kumme, der isch mer doch schun a Wyll zueviel.

Séraphine: Ach Gott — oh Babbe, wie kansch nurre so redde.

Linsespalter: Was saasch? Wie ich so redde kann, na wursch sehn wie i denne empfang. — No zuem zweite die Wittfrau, die hett bigott au noch nit bezahlt. Na di wur i awer au grieje. (bei Seite) Hein, was hawi gsaat? Die, die...

Séraphine: Nein, so Dings kann ich nit höre, i geh in min Zimmer. (Séraphine ab.)

Linsespalter: Geh weye mer zuem... halt, 's isch jo mini Dochter. — I möcht nur wisse, was diss Maidel hett, es macht mer schun e Wyl e so e sunderbars Gsicht. Diss will mir bardü nit gfalle.

Scène V.

Linsespalter. — Mme. Bierebaum.

(Es klopft.) (Linsespalter setzt sich an den Tisch.)

Linsespalter: Awer alles will mi glauwi hitt embêtiere, i glaub, jetzt kommt am End au noch Visit! — Entrez!

Mme. Bierebaum: Bonjour, Herr Linsespalter.

Linsespalter: Guete Daa.

Mme. Bierebaum: (erstünt) Tiens, tiens, hit esch er awer trucket, gewöhnli isch er gar nit so mit mer! —

Linsespalter: (ungeduldig) Madam, dummle Sie sich a bissel.

Mme. Bierebaum: (bei Seite) I glaub er wurd au noch grob. Do hawi jo gar nit 's Herz ihm ze sauwe, dass i d'Wohnung geranschiert möcht han. Herr Linsespalter, do bring i ne de Hüszins, un . . .

Linsespalter: Eh, dass mer witterscht redde, welle mer sehn obs richtig isch.

Mme. Bierebaum: (bei Seite) Oho! (laut) Do, Herr Linsespalter, lüeje Sie nooch un do han Sie 's Büchel züem inschriewe. (Sie legt das Geld auf den Tisch. — Linsenspalter zählt.)

Linsenspalter: 's isch erecht. (er quittirt.)

Mme. Bierebaum: (bei Seite) Er hetts «merci» vergesse! (laut) Unn derno möcht ich au d'Wohnung geranschiert hann, denn . . .

Linsespalter: (auffahrend) Was welle Sie? d'Wohnung geranschiert han, ah, par exemple! i hab sie jo erscht for 8 Johr wissle un dabeziere lon. Sie komme mir erecht, Madam. Ich bin nur erstünt, dass Sie mer so ebbs begehre? Erschtens komme Sie e Daa mit-em Zins züe spoot, un derno welle Sie au noch arrangements. Wisse Sie was, wenn ihne d'Wohnung nimmi gfallt, so könne Sie uff Wynachte zeye. — I loss nix mache, i kann nit, i will nit, i hab kein Geld.

Mme. Bierebaum: Herr Linsespalter, diss hätte Sie mer awer au im e bessere Ton sawe kenne un nit so grob! Na, 's het allewil gheisse, dass sie nit ari fin sin un i hab's jetzt mit mine eijene Ohre müen höre!

Linsespalter: Auesblickli verloon . . .

Mme. Bierebaum: Guet, guet, i weiss schun was noch kummt, awer sauwe will ine nur noch, dass Ihr Benemme wüschter esch als mini Tapet, und dass Ihri Seel noch viel schwärzer esch als min Plafond. (spöttisch): Adje, Herr Linsespalter, nix für ungüet. — (ab.)

Scène VI.

Linsespalter: (ruft ihr nach) Hein! Was, hör ich erecht? Awer, Madam Bierebaum, diss zahle Sie mir heim! So growi Beleidigunge eim an de Kopf ze schmisse. Diss loss i nit derbi un wenn i mit Ihre vor der Herr Maire muess. Uff der Stell geh i hin un verklau Sie. — (ruft) Babette! Babette!

Babette: Was beliebt, Herr?

Linsespalter: Min Stock, min Huet, mit Anglès! un e bissel flinker als sunscht, denn i bin leids pressirt.

Babette: Glich, Herr Linsespalter. (ab.)

Linsespalter: (Zieht das robe de chambre aus.) Ich wur doch einmol sehn, wer der Hüsherr esch.

Babette: (Babette erscheint.) Do haw i's, — soll i ne helfe?

Linsespalter: Jo, (Duet sich an) alle! schick di: So. — Nein, diss isch mir jetz doch zü viel, meinsch, kommt do d'Madam Bierebaum, un macht mir Grobheite! awer ich nemm sie vor, un düe bisch Zeije.

Babette: Ich hab jo nix ghört noch gsehn!

Linsespalter: Diss macht nix. Sin schun viel andri au Zeije gsin un han noch weniger gsehn als wie dü. (ab.)

Scène VII.

Babette — dann Schmalhans.

Babette: Was isch do vorgfalle? Ha ha! die wurd wohrschinli d'Wohnung gemacht welle han! Na do het sie de letze verwitscht! Unser Herr isch zäh wie a Bifteck uss-m Kuppelhof! Un derno isch er allewey grob worre un sie wohrschinli spöttisch, denn sie kann's. — I weiss nit, er wurd verlicht unterweys reuig un kehrt widder um, denn die Madam duet ihm grad nit so uewel . . . ('s klopft.) Entrez . . . enfin, i kenn mini Lytt.

Schmalhans: Bonjour, Babette, isch der Herr Linsespalter nit do?

Babette: Nein, er isch grad ewe furtgange un diss in eim Schüm! Awer, — wenn Sie welle, dass i ne d'Mamsell ruef, die isch d'heim.

Schmalhans: Jo, wenn Sie so guet welle sin. (Babette ab rechts.) Was e Glück! treff ich doch emol die Mamsell ellein, un brüch nit Angst ze hann, jedi Secund verscheicht ze wäre, als wie uns diss als bassirt, wenn mer uff-m Gang stehn un e Wörtel mitnant redde... (hört) sie kummt.

Séraphine: (zögernd.) Herr Schmalhans — —!

Schmalhans: Séraphine, — pardon Mademoiselle, wenn i ne so saa, awer ich kann nit andersch. Ich vergeh fascht vor lüdder Fraid, dass ich doch endli 's Glück hab, Sie so ellein zü treffe, dass ich ne emol erecht saawe kann, was min Herz für Sie empfind, un dass nur Sie allein min ewiger Gedanke sin! (drückt ihr die Hand.)

Séraphine: Ach, Herr Schmalhans, halte Sie in, — wenn dis der Babbe höre dät.

Schmalhans: Oh, Mademoiselle, mit Ihrem Babbe wur i au schun ferti wäre. Und wenn Sie welle, ze fröj ich bi ihm um Ihri Hand, un bitt noch.

Séraphine: (coquett bei Seite) Diss wär mir erecht. — (laut) Awer Herr Schmalhans, Sie wisse jo gar nit, ob i au wott!

Schmalhans: Wie? Nein, diss isch Ihr Ernst nit, gelte Sie? Sie wisse jo wie gern dass ich Sie hab. Wie viel Mol soll ichs denn noch saawe! Sie sin min Engel, min Hoffnungsstern! (zärtlich) Voyons, dites moi, bänn Sie mi nit au gern?

Séraphine: (moitié vaincue.) Herr...

Schmalhans: Nur e ganz kleins Bissele.

Séraphine: (vaincue.) Oh... doch, e bissel-viel! (rougissante.) A, mon Dieu, j'lai dit.

Schmalhans: (fallt uff d'Kney, halt ihre d'Händ.) Oh, du liewer Käfer, Sie nemme mir a Zentner-Lascht vom Herze. — Ah, quel bonheur — — Séraphine — dü bisch min!!! (küsst ihr knieend die Hände.)

---

[1] Schüm oder Hatz will heissen «Hetze, wüthend».

Scène VIII.

Die Vorige. — Babette. — Linsespalter.

(Im nämliche Moment, wo der Linsespalter eryn kommt, steckt 's Babette de Kopf rechts eryn.)

Babette: Ich komm züe spoot, i hab welle preveniere. (ab.)

Linsespalter: Der Gükük un kenn End! !! was sieh ich do?

Séraphine: Der Babbe, ach Gott ('s wurd ihre üewel! Der Schmalhans fangt sie uff un hett sie in de-n-ärm.)

Schmalhans: (bei Seite) Diss isch jetz e schoeni Gschicht. (laut.) Herr Linsespalter, Ihri Dochter . . .

Linsespalter: (einfallend) Sie, Herr Schmalhans, was sin Sie eyetlich au fur a Burscht. Kneye Sie do mir nix dir nix in miner eeijene Stub uff mine eijene Bodde, un diss au noch vor mim eijene Kind? Dort isch d'Thür!

Schmalhans: (bei Seite) I dät gern. (laut) I kann jo nitt. Herr . . .

Linsespalter: (steht vor-ne.) Was sauwe Sie, Sie könne nit? Ja, was hebt Sie denn, ich nit. — Ja, meine Sie, dass ich mir diss alles von Ihne gfalle los? Verklaut wäre Sie — höre Sie — verklaut, ah Sie meine, dass mer mich mit so Mins bezahlt! — Allez-vous en (Linsespalter dreht ihm den Buckel).

Schmalhans: (bei Seite) Sapristi isch d'Mamsell Séraphine awer schwer! Diss hätt i nit geglaubt. — Was soll i nurre-n-anfange? (laut) Hé (ruft) Babette, Wasser!

Linsespalter: Ja wie viel Mol soll ich Sie noch heisse nüss gehn? Könne Sie denn nitt französch?

Babette: (kommt.) Herje, unseri guet Mamsell! (schitt Wasser in e Glas) — ich glaub 's wurd ihre weh!

Schmalhans: (bei Seite) Mir au, wenn ich sie noch lang hewe müess. (laut) Babette, helfe Sie mer sie do uff's Canapé laje — so — merci. Awer jetzt geh i, sie macht d'Aue schon widder uff!

Linsespalter: Luej do, — ma fille, min Kind, wach uff!

Babette: Do sin Sie Schuld dran.

Séraphine: Oh, Babbe, hesch dü mich verschreckt!

Linsespalter: So, so, diss heisch dü verschreckt, wenn i diss tête-à-tête do züem Glück verstört hab, wo dü mit dem Herre do g'het hesch? Na wart nur, ich will dem

schon saawe vor wem dass er züe kneje hett. Babette, saat Sie ihm, er soll so schnell als möjli mache, dass er züem Hüss nüss kommt. Der soll nimm so uffdringlich sin un dir Angst un Schrecke injauwe.

Babette: Diss due i min Lebdesdaa nit.

Linsespalter: Hah, jetz wurd's guet! Du au wursch stetti, was esch denn diss für a Complott? Ah-so, eh bien, weisch was, do hesch dinne Laufpass. Geh un pack dini séwe Sache zamme un süffer mir mini ménage! (Babette ab.)

Seraphine: Herrjerum, Babbe was machsch Dü; schicksch 's Babette furt!

Linsespalter: Was i do mach? de siesch jo, alles diss Ungeziefer müss mer züe der Barack nüss, sunst gibt's kein Rüeh. I will doch emol sehn, wer do Herr un Meister ésch!

Séraphine: (entschlossen.) Eh bien, Babbe, ich geh au furt!

Linsespalter: Haha, hör a Mol do, was fallt denn Dir in?

Séraphine: Es fallt mir nix in, Babbe, awer in denne Conditione kann i nimm d'heime bliewe. Do isch jo eim 's Lewe verleid; Dü duesch jo hitt, wie wenn Dü üs em Hiesel wärsch.

Linsespalter: Ma fille, i glaub Dü widd mir au noch Moral mache?

Séraphine: Moral oder nitt. Dü hesch der Madame Bierebaum uffgsaat, der Herr Schmalhans hesch furtgschickt, un jetzt hesch au noch 's Babette furt heisse gehn, eh bien, jetzt blibt mer nix mehr anderscht üwrig, als au ze gehn.

Linsespalter: (bös.) Dü bischt jetzt still, dü babbelsch ganz Zitt vom Fortgehn. Wo wottsch Dü denn hin? Dü worsch schön do bliwe.

Séraphine: Nein, i geh zü minere Tante, die wurd mich schun bie Ihre b'halte, un verzähl ihre, was Dü mir gemacht hesch un wie mit de Litt bisch, wo bi Dir wohne.

Linsespalter: Was ich Dir gemacht hab?

Séraphine: Der Herr Schmalhans hättsch nitt — — —

Linsespalter: (aufbrausend.) Kein Wörtel meh. — Ah soraucht's? D'Mamsell het e Schatz. Eh bien, ma fille, denne müsch Dir üssem Kopf schlaa —, do wurd nix drüss. Tiens, tiens, diss hätt i nit gedenkt, dass diss Ding so Ernscht esch! Da kommt der Erscht bescht eim in's Hüs un verdreyt eim synere Tochter der Kopf un meint diss geht eso. Nein, niemols.

Séraphine: Entweder wurd der Herr Schmalhans min, Mann, oder i geh in's Kloster; i nemm kein anderer.

Linsespalter: Oh, 's wurd als besser. Diss welle mir e mol sehn! Ich saa der awer nein, un domit punktum, kannsch mache, was Dü witt.

Séraphine: Na, ze geh ich fort.

Linsespalter: (ufgebrocht) Millionelement, ze geh weje mir züm.... un los mir min Fried.

(Séraphine ab.)

Scène IX.

Linsespalter: So, jetzt wurd's doch emol Ruej genn! (setzt sich.) — Do zeje ihr ey-e-ri Maidle gross un diss isch der Dank. Kümm henn Sie de lange Rock an un de Zopf geï-e-ne posierteri coiffure vertüscht, so meine Sie schon, sie sin's un derfe mache, was sie welle. Un stetti isch des Maidel, i hätt niemols gedenkt, dass es mir mit so etwas geje de Kopf stosse wurd; na es wurd wirklich sich driwer noch denke und sicher sehn, dass i recht hab. I könnt mer de Kopf verschlauwe, dass ich an so ebbs nit gedenkt hab, wo der Schmalhans yngezoïe-n-isch. Hätt i gedenkt, dass sich mini Tochter mit dem chambregarnie abgitt? Awer do tröje jemand! nit emol sich selber kann mer meh tröje — — — (steht auf.) I bin neïgieri ze wisse, was s' Séraphine do hüwe in der Stub macht? (luejt nin.) Comment, 's isch jo nit do? sollt's am End jo... Ah, diss esch nit mögli, mini Tochter — kann mich doch unmögli so verlonn! (ruft.) Finnele, Séraphine!... Kein Antwort! Oh Gott, was hawi angstellt, min einzig Kind thuet mi au noch verlosse un losst mich arme, alte Mann allein! Verlicht trumpier ich mich, un es isch am End bi jemand im Hüs, ich muess es süeche, ich zitter, ich ridder... i muess Gewissheit hann! (ab au fond.)

Scène X.

Séraphine. — Linsespalter.

Séraphine: (kommt herin, zum Ussgehn gerischt.) So, jetzt bin i gerischt. Ach Gott, 's fallt mer doch a bissel schwer s'Furtgehn. Was wurd min armer Babbe anstelle, wenn i nimmi do bin. Awer es geht nimmi anderscht. Na, adié Maman (elle envoie un baiser au tableau représentant sa

mère) — (avec émotion) adié Stub! (Linsespalter kummt erin links) adjé Babbe!

Linsespalter: Ma fille, Séraphine, — witt denn Dü mich jo verlonn? Kannsch Dü mich denn...

Séraphine: (Séraphine langsam ab.) O, Babbe, ich hab Dich jo so gern, awer der Herr... Schmalhans au, un diss ischs, wo mich furt triebt.

Linsespalter: Schon widder der Name... was soll i denn mit dem Maidel mache? 's isch doch nix anzufange (ne la voyant plus) Séraphine, wo bisch? (lauft an d'Thür.) Finnele komm zeruck, Dü sollsch ne hann! — (Séraphine freudig herein.)

Séraphine: Oh, merci, liewer Babbe, (embrassant) awer gell, glich uff der Stell gibsch uns zamme?

Linsespalter: Pressirts denn eso!

Séraphine: Oh ja, no wursch au niemmi reïg. Un gell, Babbe, de losch mi au mit dem Herre denne Owe uff de Ball, wo sinni Société gibt?

Linsespalter: Au noch, weje mir. — Ja, was isch denn diss for a Société?

Séraphine: Ei d'Harmonie.

Linsespalter: Ah gell, diss isch die, wo der Président dervon erscht kürzli in de Gemeinderoth isch komme?

Séraphine: Jo, Babbe.

Scène XI.

Die Vorigen. — Babette. — Schmalhans.

Babette: (kummt herin gerischt züem Furtgehn.) I will ne myni Adjé mache, drum komm i noch emol herin.

Linsespalter: I glaub, Dir esch nit güet? Glich blibsch Dü do un hol mer amol d'Madam Bierebaum. (Babette ab.)

Séraphine: D'Madam Bierebaum?

Linsespalter: Ei jo, un Dü geh und hol Dir emol denne Herr...

Séraphine: Oh gern (wie si Thür ufmacht, steht er dervor e valise in der Hand).

Schmalhans: Adié, Séraphine, Dü siesch, ich geh von danne.

Séraphine: Mach kenn Dummheite und kumm emol erin.

Schmalhans: (stotternd) Ich — i — ich? soll erin kumme? (bei Seite) ja un din Babbe?

Linsespalter: Approchez donc, junger Mann, Sie solle an mir e Vater hann, drum geb ich Ihne do mini einzig Tochter. – Do, Séraphine (lui met sa main dans celle de sa fille) hesch-ne.

Schmalhans: (losst vor plaisir d'valise falle.) Oh, Herr Séraphine, Sie mache mich zuem glücklichste Linsespalter.

Linsespalter: Was saat der?

Séraphine: De sisch jo, er isch ganz verwirrt. (zu Schmalhans) Allons, calmier dich doch!

Scène XII.

Die Vorigen. — Babette. — Mme. Bierebaum.

Mme. Bierebaum: (en entrant à Babette) Höre Sie, sin Sie au sicher, Babette, dass er mich het ruefe lonn, denn i kann nit begriffe worum?

Babette: Er wurds ne jetzt schon klar mache!

Linsespalter: (après avoir toussé.) Madam, Sie wäre sich erinnere kenne, dass i gsaat hab, dass ich mit-ne vor de Mär kumm?

Mme. Bierebaum: Ich glaub fascht — un derno?

Linsespalter: Un derno — na nemme Sie mich als Mann, no komme mir vor de Herr Mär.

Mme. Bierebaum. Ho, worum nit, wenn's ne plaisir macht — — — — — — (bei Seite) Er bessert sich, mir isch's erecht.

Séraphine: Hein Babbe, was machsch denn do?

Linsespalter: Ich nemm e kleini Revanche uff euch zwei, — so bekommt min Schwejersohn au noch a Schwejermueter.

XIV.

D'Milionedande üss Amerika

oder

d'Verwande uf der Prob.

Schwank in 2 Akten von Emil Oberthür.

Aufgeführt im «**Strassburger Nautischen Verein**»

am 30. November 1889.

Personen:

TOMSON MEYER, Rentner aus Amerika zurück.
Tante LEHNEL, dessen Frau.
ROSINE SENFT, deren Schwester.
JULES SENFT, Sohn.
GEORG HAMMER, Mechaniker.
LINA, dessen Frau } Neffe und Nichten der Tante Lehnel.
JAKOB RUDER, Schiffmann } Neffe und Nichten der Tante Lehnel.
SOPHIE, eine Waise } Neffe und Nichten der Tante Lehnel.
JAENGEL, LÜIELE, WIESEL, Hammer's Kinder.
GUSCHTEL, FRITZ, Ruderer.

Akt I.

(Die Scene stellt eine Partie des Ostwaldes bei Strassburg vor, ist leer, man hört einen fernen, sich annähernden Gesang.)

I. Szene.

(Jängel, Lüiel und Wiesel kommen angesprungen.)

Lüiel: Ah! do isch e schöner Platz, kumme, do isch Schatte un scheen Gras. (Güschtel und Fritz springen wie aus einem Schiff und helfen den übrigen Personen beim Aussteigen.)

Rosine: (schreiend.) Gewen acht, i bin krietzli.

Tante: Ach, wie scheen isch's do! Awer min Kumplement dene junge Litt, wo so scheen un so schnell gfahre han, die kenne's emohl.

Jakob: Mer sin jo alli Mitglieder vum Strossburier Nodische Verein, wenn wir nit fahre kennte, zell wär, weier, noch scheener.

Jules: Vergessen awer numme den Immes und d'Rafräschissema nit üs em Schiff ze lade. (zu Tom) Was steht Er do, wie en Oehlgetz, hol Er ebs ze drinke derzue, versteht Er mich.

Tom: (welcher den Tauben spielt) Ja, recht scheen Wetter hit.

Jules: Ach was! scheen Wetter, lang Er de Budellekorb, schaff Er ebs.

Tom: Am Missisipi isch awer viel heisser.

Jules: Isch denn Er daub oder het Im, par Hassar, am Missisipi, d'Sunn s'Hirn usgerohtzt.

Tante: Schüll, sei nur guet mit em Tom, 's isch jo der bescht Mensch, wo mer finde kann.

Jakob: Drum meecht i au de cousin Jules bitte, 'ne anständiger ze traktiere, sunsch wurr ich em zeije, wo der Bartel de Moscht holt.

Jules: Jo, 's isch guet, Schagebel, mer weiss jo, dü meechtsch der e roths Reckel verdiene.

Georges: (Mit Auspacken der Esswaaren beschäftigt.) Was isch denn do? Do isch jo e Duzed Serwila, wo nur acht Stück dran sin.

Guschtel: Kenn Wunder, der Herr Schüll het halt de Proviant ze verwalte g'het.

Jules: I hab unterwijs als numme geluït, ob si au frisch bliewe un do hawi vun Zit ze Zit eini versueche mien. I hab sie doch nit kenne verowose losse.

Georges: Ja, un do isch e gebroteni End, wo nur noch ein Schinkel dran isch.

Jules: Die isch iwerm Schlofe gemetzt worre, do schtehn si als numme mit eim Fues do.

Fritz: Oder der Schüllele hat sie unterwäis ambütiert.

Tante: Jetzt, ihr Kinder, welle mer's es bequem mache un unser Breakfast in Gemüthlichkeit mitnand geniesse un dene scheene Da in Friede un Einigkeit zuebringe.

Georges: Awer diss isch jetzt doch nit ein Duen, do sin jo bigosch nix als leeri Budelle in dem Korb, hätt denn ebe der Schüll die au üsgeluckelt.

Jules: Es sin nur d'ewerschte zwei, do het d'Sunn so druf gebrennt, dass sie allewei ingedrikelt sin.

Jakob: Schüll, i sa der jetzt, wenn's noch emol vorkummt, dass ebs uf die Art verdrikelt no isch, no wursch Dü gedunkt, nit dass Dü es am End au noch ze druket wäre dätsch.

Georges: Na, loss nur guet sin, Schacob, mer weiss jo, dass der knifflisch Schül allewiel sini Schteess loos muess lonn, un dass em die zwei weggebutzte Budelle besser gschmekt han, als wenn er vier anderi uff en ehrlichi Art bekumme hätt.

Jules: Merci, Jörri, fur dini Verteidigung, awer so en Advokat hätt i keine gebrücht.

Tante: Kein bitteri Wort. Ihr Kinder; Sehn, i bin so glickli unter Euch ze sin. Ihr kenne gar nit glauwe was des e Gruenz isch fur e Strossburjer Kind 30 Johr lang, vun sinere Vaterstadt entfernt gelebt ze han, ohne de Minsterzipfel ze sehn, und no wider heimzekumme frisch un gsund, un e grosser Deil vun sinnere liewe Famili wider ze finde. Obschun sich viel hie verändert het, allwiel mir in unserm Hinterwald in Amerika gelebt han, wo ich au manches erlebt hab; ze sin mer mini Jugenderinnerunge wider ganz frisch inkumme, un d'Anhänglichkeit an mini Famili un d'Lieb zu mim Heimatsland sin stärker als noch jemols in mir wach worre.

Georges: Jetzt Tante welle mer awer au en Awotsante mache.

Tante: Ja, vun ganzem Herze soll's erst Glas unserm liewen Elsass un sinere Hauptstadt, unserm guete Strossburi, gelde.

Alle: (stehn auf.) Strossburi soll lewe!

Tante: Ja Strossburi! mini Heimat, dü schöner Ort, wo i in minere Jügend, d'erst Freud un's erst Leid empfunde hab. Wo i durch d'Lieb un d'Sorgfalt vun mine arme, awer braven Eltern, ufgezöüe un gelehrt bin worre, min Brod in Ehre ze verdiene. Er gedenkt mer allewiel noch, der Schmerz, wo ich empfunde hab, wo ich dich verlosse hab mien, fascht ohne Hoffnung dich je widder ze sehn. Ich hab's gfiehlt, wie unglickli die arme Mensche miese sin, dene's Schicksal nit erlaubt, in ihri Heimat zeruck ze kehre. Un wie glickli bin ich, in mim Strossburi, wo's eso schön isch un bi allem, was mer uf der Welt am liebste isch, min Famili, jetzt ze lewe un... emol ze sterwe. (Die übrigen Personen auf der Szene stimmen den Chor an: In der Heimat ist es schön, von J. Krebs, Musik A. Zöllner.)

Lina: Tante kumm, jetzt welle mer e Promenädel mache in de Wald, de wursch sehn, wie's der dort bi der Fischerinsel gfallt, d'Hecke un d'Bäum sin noch wie friejer un d'Ill, die isch noch do's nähmli wie vor 50 Johr, het mer als min Babbe g'sad.

Rosine: Herjeh ! do isch e Blindschlich im Gras.

Jakob: (springt hinzu und hebt eine Cigarre auf.) Ah, ba, 's isch nur eini vum Schüll sine plein-air-Cigarre, wo er uns als d'Schnoke mit verscheicht.

Alle: Jetz awer in de Wald.

Jängel: Ich mach e Wiedepfiff.

Lüiele: Un ich fang Papillons.

Wiesel: Un ich mach de Tante e schön's Strissele.

Jakob: Awer einer mues do bliewe un d'Kleider un d'Esswaare biete.

Tante: Der Tom kann dies schun b'sorije.

Jules: (zu Tom.) Awer nit, dass Dü Dich do derhinter machsch, Dü alter Bär.

Tom: Nein, nein, ich geh nit mit, min Mistress hat g'sad, ich soll stop hier.

Jules: Ah, dini Mistress, na dini Mistress isch en alti Kwatsch (alle ab ausser Tom).

II. Szene.

Tom: (versichert sich, dass er allein ist.) Also, dini Mistress isch en alti.... wie het er gsad? Na 's isch doch e famosi Idee, wo i hab g'het, minere Frau, dere guete Tante, angerothe, ihri, ihr unbekannte Famili, e Bissel üsszespeküliere, fur ze wisse, mit wesse Geisteskinder mer's eietli zu thuen het. Die guet Frau meint, dass bi dene Veränderunge, Vergrösserunge un Verschönerunge, wo zitter unserm Uffethalt in Amerika, in Strossburi gemacht sin worre, d'Litt gebliwe sin, wie vor 50 Johr, dass Handel un Wandel noch so ehrli betriwe wäre, wie zue zelle Zitte. Ja, heb's am Oerel! Sie losst sich nit im Traum infalle, wie obsenat mer mues mit de Litt hitzeda's umgehn, wenn mer sie nit genau kennt, — ärjer als mit den Indianer. Mer darf nur d'Reklamme vun de Zittunge lese, was do nit alles vorkummt: Ausverkauf, Unterm Fabrikpreis, Noch nie dagewesen, sogar in Vers sueche sie d'Litt in d'Läde ze locke, fur sie drin ze mutze! Doch still, do kummt Jemand, jetzt g'schwind widder de Dauwe gemacht.

III. Szene.

Rosine und Jules.

(Tom begleitet die 2 folgenden Dialogue mit mimischen Bewegungen.)

Rosine: Ich sa Dir, Dü muesch vielmeh sueche der Tante ze g'falle; Dü muesch dühs schiene wie e Lämmele un ehrli wie e Bimmerle, fur dass Dü emol ihr Haupterb wursch un awer unterdesse so viel wie möili erüs trottsch an dem viele Massumme, wo sie het. Awer bedenk's: mit growe, unanständige Worte lenkt mer ken Hund unterm Offeloch evor. Still, do isch jo der Tom.

Jules: Oh, der daub Hafe mit sim dumme G'sicht, der kann uns g'schtohle wärre.

Rosine: Jules, De weisch, mer kan hitzedas ken Mensche meh dröüe.

Jules: 's isch schun guet, Mama, Dü weisch jo, dass ich g'scheider bin, als die Alli, un dass i unser ganz Famili zeh Mol iwertilpel. Ich hab mine Plan. Z'ersch due i emol mini Kusine's Sofferle hierothe, i bin in die lieb' Krott ganz verschosse, zitter dass i weiss, dass zwölfdöüsend Märkle uf sine Kopf placiert sin, wo em üsbezahlt wäre,

am Da, wo's majoren wurd. Dovun weis der Jacob kein sterwes Wörtele, der plump Schiffisch, un doch schlicht er dem Maidel noch; un i glaub ersch noch, dass es ne gern sieht. Awer, wenn ich emol uftritt un mini offres de service mach, no kann der Pfutscher de Latrettmarsch anschlaue, wenn er will.

Rosine: Ja, wenn's nur au so sicher wär, wie Dü Der's inbildsch.

Jules: Awer Mama, d'Wahl zwischen em Jockel un mir kann jo nit andersch als uf minen Awantasch üsfalle. Betracht mi doch emol recht. Un no die schön Position, wo ich em offrire kann.

Rosine: (lachend) Position, ha Position, Dü verdiensch jo nit emol Geld fur der... Pummade ze kaufe. Dü bisch jo üs alle Krembeläde, wo de bisch g'sin, nüsgejauit worre, wil de de Litte d'Waar verpfüscht hesch.

Jules: Verpfüscht! nix hawi verpfüscht. Die Spitzbuewerei... ah, Spezereihändler han die hittige progrès nit verstande, sunsch hätte sie sich nit verzirnt, dass i dem Eine sini schlechte Schikori mit gemahlene Lokäs verbessert un im Andere sine Pfeffer mit Leime verstärkt hab. Un wenn i de Hunni mit Fruchtsirop verlängert hab, was han sie denn do derbie verlore?

Rosine: 's Zuetröüe un d'Bratik han sie verlore.

Jules: Na wart, wenn ich emol im Sofferle sini Minz hab, no fang ich e grosse Pariser Lade an un mit minere Intelligenz mues ich gueti G'schäfte mache. No wursch nim saue, dass ich ken Position hab. Doch jetzt mues i gehn, i bin sicher, 's lieb Soffejel suecht mi iwerall. Jetzt 's schad nix, wenn die Mamselle als e Bissel noch eim schmachte mien. (ab.)

Rosine: (ihm nachschauend.) 's isch halt e Birstel, wie en Engel. (ab.)

IV. Szene.

Sophie. — Jakob.

(Tom im Hintergrund.)

Sophie: Was nur diss isch mit mim cousin Schakob, e Zitt her kummt er mer ganz andersch vor, als sunscht, er isch nim üszegschtehn. Wenn er mi als anluit, bin i ganz verdattert, un wenn er so artli mit mer isch, bin i widder so verschameriert. Redd er mit mer, ze bobbelt

mer's Herz iwerlütt. Diss isch e Zuestand, der kann nit so bliewe. Bi der erste Gelejeheit will i's em awer stecke, dass er nimm mit mer ze redde brücht un mi au nim anluie soll.

Jakob: (inzwischen eingetreten.) Sofferle, was hawi g'hört? Wem wid's verbiete, dass er nimm mit der redde soll?

Sophie: (für sich) Na, so schnell hätt die Gelejeheit nit ze kumme brüche. (zu Jakob) 's isch jo nit bös gemeint. I hör Di gern, wenn d'mit mer reddsch, awer De sollsch's nit duen un i sieh Di au gern, awer, i bitt Di drum, blie vun mer eweck.

Jakob: Liebs Cusinel, do halt'sch mer jetzt e raisonnement, diss isch so klar, wie e Knöpfelbriej. Also Dü hörsch mi gern, awer i soll's Mühl halte, un De siesch mi gern, awer i soll d'Platt butze, comprends pas. Uebrigens hawi Di ufgesuecht, um en ernsts Wort mit Der ze redde.

Sophie: (für sich) I wurr ne doch nit beleidigt han, am End will er jetzt nix meh vun mer wisse. (weinend) 's isch halt en Unglick, wenn mer ken Mama het, wo eine gidiere kann un eim saue kann, wie mer sich ze benemme het, — (weinend) dass mer e Mann krieit. (zu Jakob) Ja, was hesch mer denn so seriöses ze saue?

Jakob: Ah, was i der ze saue hab. Hm, Hm, (a parte Heidegaleh! jetzt bring i glauwi nix meh rüs. — Wenn mer diss Gebabbels nit gewohnt isch. Hm, Hm, i hab noch express e langi Redd instudiert, hab awer jed's Wörtel dervon vergesse. (laut) Ah ba! D'bescht Red isch die, wo frisch vun der Lewer eweck kummt, die vergisst mer nit (nimmt Sophie an der Hand). Liebs Sophie, do isch min Herz, diss schlaht nur fur Dich un do isch mini Hand, die begehrt nur fur Dich ze schaffe; wenn Der Eins un's Ander guet genue sin, ze g'höre beidi Din. E grossartigi Lewesart kann i Der nit verspreche, awer geliebt un g'ehrt sollsch sin, wie d'vornehmst Frau, un so lang mer en Au offe steht, un i e Glied riere kann, wurr i derfur sorje, dass der Mangel und d'Noth de Wej iewer unseri Schwell niemols finde wäre. (für sich) Jetzt isch's hüsse. (zu Sophie) Was! De sasch nit nein, jetzt bin i der glicklichst Mann. — Do's Handel druff.

Sophie: Ja, do hesch's, un vun ganzem Herze; awer ein Cundition muess i stelle.

Jakob: Un die wär?

Sophie: (geheimnisvoll) In acht Da wurr i majoren, un vor dere Zitt derf nieme vun unsere Verhältnisse ebs wisse.

Jakob: Diss isch hart fur mich, denn i möcht jetzt schun unser Glieck in d'ganz Welt nüss possöüne, awer wil Dü's verlangsch, wurd's Mühl g'halte un zuer Bschtädigung e guets Krächerle (küsst sie).

Tom: (während dem Kuss) Hizäh!

(Sophie und Jakob laufen erschreckt auseinander, während die Gesellschaft singend aus dem Walde zurückkehrt.)

V. Szene.

Lüiele: Uiah! Ich hab e Schwalweschwanz un e Miller-Maler g'fange.

Jängel: Un i hab e Spitzel fur an min Fischgert abg'schnitte.

Tante: Was e herrlicher Spaziergang, der schön grün Wald und diss prächtig Wasser.

Jules: Do find i nix schöns an dem Wasser, wenn Einer ninburzelt un kann nit schwimme, versüfft er wie a Schieng, wie im en anderen Wasser au.

Tante: Kinder! ich bin witt erum kumme un hab grossi Fliss un See mit grossartige Landschafte g'sehn, awer diess Gemietliche, diess Anzeiende, was unseri Ill an sich het, diess haw i nienes g'funde. Die frindliche Uefer, wo sie inbändle, der stät un dühs Lauf, der grün bewachse Bode un diess hell un rein Wasser; mer meint grad, sie will de Charakter un d'Seel vun ihre Anwohner drin abschbiejle.

Rosine: (pathetisch) Ja! un die gefitzt Partie Blindmiesels, wo mer gemacht han.

Tom: (einen grossen Brief aus der Tasche ziehend und ihn der Tante übergebend) Do den Brief hat diesen morning der postmen gebracht, und ich hab im Truwel vergessen zu geben ab, exkius mi.

(Tante öffnet den Brief und fällt in Ohnmacht.)

Jakob: (nimmt den Brief und liest)

My dear Lady!

Es ist mir sehr disagribl Ihnen zu teilen mit, dass your Bankier, Herr Windbörs, nach haben realisirt all ihr Hauses und Länder in veri guet Banknots, ist gebrannt damit durch, und ich kann ihnen schicken nix mehr monney. Sie leben wohl.

Your trueli

Schwindelsohn.

G e o r g e s : Armi Tante, was e harter Schlah.

J u l e s : E harter Schlah? d'Folje vum e leids Lichtsinn, 's Vermöje vun ere ganze Familie im e so en amerikanische Windbittel anzevertröue. Na, i hab allewiel gedenkt, 's isch nit viel loos mit dere Tante. Kumm, Mama, mir gehn heim, do isch doch nix meh ze zowle, un 's gitt emend noch e Gewitter, d'Uetili isch schun ganz umhenkt (mit Rosine ab).

L i n a : (zu Tante) Tante, muesch Di jetzt nit so gräme, wenn den au din Geld verlore hesch, ze hesch den als Entschädigung e ganzi Famili gewunne, zwar nur en armi, awer i hoff, Dü wursch glickli drin lewe, denn Dü bliesch bi uns. Mer richte der e netts Schtiwele in, un din Plätzel an unserm Tisch wursch de jede Da gedeckt finde.

T a n t e : Ja, Dü reddsch guet, awer was sad din Mann derzue.

G e o r g e s : Awer Tante, ich wurr doch minere Frau ihrem guete Herze nit widerstrewe. Niemols, i hätt sie jo gar nimm erkennt, wenn sie andersch geredd hätt. Also, üsgemacht, Dü bliesch bi uns.

T a n t e : (reicht ihm die Hand) Ja, un der Tom?

J a k o b : Der bliet bie mir, fur dene guete Tschooli wurr ich schun sorije.

G e o r g e s : So isch recht, jetzt awer in d'Schiff, dass mer dene schöne Owe, iwer der Heimfahrt, noch geniesse könne.

W i e s e l : Tante, do isch au min Kränzel, wo i der gemacht hab (setzt der Tante, welche sie küsst, einen Kranz au).

Vorhang fällt.

Akt II.

I. Szene.

Lina, dann Georges.

(Die Szene stellt eine gewöhnliche, gutgehaltene Arbeiterstube vor.)

L i n a : (sitzt zur Seite an einem Tische und näht, steht dann auf) Wo bliebt numme die Tante so lang; sie isch doch numme zuem Kuttler gange, fur Bletzer ze hole fur unser Z'nachtesse. (geheimnissvoll) Ich weiss gar nit, was diess isch: Zitter mir die Tante im Hüs han, meint mer grad 's Glück un der Seje sin mit eren ingezöüe. Mir fiehren e besseri Kost un doch hawi iwer d'Hälft vum mim Wuche-

geld iweri un obschun i mer vorgenumme hab, allen Owe e bissel länger ze schaffe fur e Bissel ebs meh zu verdiene, ze kumm i halt Gottsnamme keine Da derzue. Allewiel ebs andersch, wo mi dervun abhalte duet. Einen Owe kreje mer Freikarte fur in's Theater, an andere Da sin mer ingelade fur in e Kunnzert, no gibt widder der Nodisch Verein e Familiefescht, do will mer doch gewiss au nit fehle. Un die Tante, die will doch iweral d'Nas vornedran han, was welle mer no mache? mer gehn halt mit.

Georges: (in Arbeitskleidern tritt ein) Guete Owe, Lina, (küsst sie) wo sin denn d'Kinder, sin sie alli allärt?

Lina: Ja, Gottlob! Sie han so schön ihri Dewuar gemacht fur in d'Schul, no hawi sie noch em Z'owenesse e Bissel nab gelon fur mit den andere Kinder ze spiele. Dr Jängel het g'sad, er will im Baba e Bachet Gressle fange. Awer was meinsch, was mir arrewiert isch, hitt hawi e Wunder erlebt.

Georges: Awer gewiss kein so grosses als ich.

Lina: Oho! Hör nurr: Wil i so guet mit mim Geld üskumm, un i noch ebs iweri hab, hawi unseri Hüsmadam gfröüt, ob sie uns diess leer Schtiwel uff unserm Bode, zuem e resonawle Pries verlehne wott. Do hett die mer awer zer Antwort gewe: Hör Sie, Frau Hammer, ich sieh wohl, dass ihr zen eng loschiert sin, un wil ihr jetzt die Tante erhalte mien, können ihr au nimm dene Hüszins bezahle, drum . . .

Georges: Het sie uns ufgsad?

Lina: Diess wär jo ken Wunder, hör nur widdersch. Drum, het sie g'sad, nemmen ihr die Schtub, un vun jetzt an zahlen er alle Vierteljohr zeh Mark wenjer. Het mer je emol so ebs vun ere Hüsmadam erlebt? Isch diess ken Wunder, hesch Dü mer au so eins ze verzähle?

Georges: Dass unseri Hüsmadam e scharmanti gueti Frau isch, hawi schun lang gewisst; awer e so e Schenerosität hätt i mer halt doch nit vun ere erwart. Jetzt will i der awer au zeije, dass was s'Mirakl anbelangt ich Dir nix schuldi blieb. Ich hab mine Meischter um e Ogmantation ang'sproche, do min Famili sich immer vergrössert, hawi em gsad, mögt i jo gern derfur alle Da zwei Stund iwer Fiehrowe schaffe. No hett er e Bissel nochsimeliert un gsad: Schorsch, i begriff dini Lau ganz guet, awer iwer Fiehrowe will i nit g'schafft han, un i sieh au, dass Dü Dich de Da durch genue plöüsch, fur dass Dü Owets Dini Ruej brüchsch.

Lina: Un do will er natihrli nix vun ere Lohnerhöchung wisse.

Georges: Ei! no wär's jo ken Wunder, wie Dü vori g'sad hesch. Dorum Schorsch, het er widdersch gedewert, vun hitt an schaffsch Dü e Stund wenjer 's Da's un griejsch alle Wuch zeh Märkle meh Lohn. Was sasch jetzt, liebs Linnele, isch diss nit wunderbar, het mer schun so ebs am e Meischter erlebt?

Lina: (nimmt ihn bei den Händen) Na, was han mir Glick, kumm mer gehn g'schwind der Tante ergeje fur's ere ze saue, dass sie sieht, dass sie uns gar nit läschti isch.

(Beide ab.)

II. Szene.

Jakob, dann Jules und Jängel.

Jakob: Isch niemand do, oh sie wäre nit wit sin. Also hit isch der lang gewunsche Da, wo's lieb Sophie majoren isch, wö i diss G'heimnis, wo i schun acht Da fascht dran verwurj, emol offen erus babble kann, un wo i alle Litt saue darf: denke nur 's Sofferle, diss Zuckerschnäwele, diss Makronegöschele wurd min herzgebobbelts Wiewele. (Man hört Lärm, Jules stürzt herein, gefolgt von Jängel, welcher ihn an den Angel hat.) Na, was giebt's denn do?

Jules: Hilf! Hilf! Mordio! Es hett mi einer im finstere Hüsgang vun hinten angepackt. Hilf! Mordioh!

Jakob: Halt nur Jules, 's g'schiet der nix, ich bin jo do fur Der ze helfe. (zum Jaengel) Was hesch denn angschtellt, Du kleiner Sakerdieh.

Jaengel: Ich bin grad vum Fische heimkumme, wiel's doch nit gebisse het, un hab welle min Angel unter d'Schtehj verschtekle, do isch der cousin Jules kumme un isch mit sim Frack am Aengele henke gebliewe, (weinend) e ganz nejs zwei-Pfenni-Aengele.

Jakob: So, do hesch e Nickel, do kannsch der widder e ganz neiji Angel kaufe.

Jaengel: Merci cousin! (im Abgehen) Wenn i nur so e schwers Rottel dät fange, wie i ewe eins dran hab g'het

Jules: Fur Dini Hilf sa i der vielmol merci, Schäkel, Dü bisch doch eietli e gueter Kerl un franchement, Dü dührsch mi, denn was de hit Owe vun mer erfahre wursch, wurd Di nit b'sunders freije.

Jakob: Oh! Ja, was wur i den erfahre?

Jules: I will frank mit der sin, Dü wursch gemerkt han, dass i schun lang en Au uf's Sofferle geworfe hab, weisch diess Maidel isch nit ze veraachte un's hett au ebs Vermöje so e zwanzig döüsig Märkle, wie i hitt bi der Karteschlauere erfahre hab, un hitt soll unser Hirot üsgemacht wäre. Ja, hitt will i mi deklariere.

Jakob: (zornig) Was, mit Dir soll's Sophie Hochzittere wäre?

Jules: Na tröscht Di nur un denk, 's isch doch besser, dass 's Geld un's Maidel in der Famili bliet. Siesch, do hawi en anoniems Briefel bekumme, do steht, i soll unfehlhar hitt Owe daher kumme, es erwart mi e grossi Sürpries, verstehsch jetzt.

Jakob: (lachend) Ah, e Briefel, grad wie ich eins bekumme hab, do gibt's gewiss e grossi Sürpries.

Jules: (a parte) 's guet dumm Sofferle meint es macht mir en Iwerraschung mit sinere Münz, wie wenn i's nit genau wisst, denn ohne die Monete wär unser Sach nisco. (zu Jakob) Also Cousin, bisch mer nit bös.

Jakob: Ich, ganz un gar nit, 's Maidel bliet jo in der Famili.

III. Szene.

Die Vorigen. — Georges und Lina treten ein, dann die Kinder.

Georges: Guten Owe, Ihr Herre Vetter, was verschafft us d'Ehr (reicht ihnen die Hand).

Jakob: Ei, mir sin do her b'stellt worre.

Georges: Ja, vun wem denn?

Jules: Diss wisse mir nit, do les (gibt ihm den Brief).

Georges: Diss isch fuericht, d'Tante isch au verschwunde, mer wisse nit wohin (Die Kinder treten ein).

Wiesel: Mama, esse mer bal z'Nacht, ich hab Hunger.

Lina: Glich, d'Tante kummt den Auesblick mit de Bletzer.

Rosine: (in die Stube einlaufend) Wo isch der Schüllele, min liebs Söhnel.

Jules: Do bin i, was isch denn los, Alti.

Rosine: Ach, Gottlob, noch lawendi, 's heisst in der ganze Stadt, d'r Senft-Schüll het sich ufg'henkt, wil em der schön Lade, wo er mit em Sofejele sin Geld hat welle kaufe, vor der Naas eweck isch g'schnappt worre. Un der Schtupferle, wo doch sunsch allewiel d'Wohrheit redd, het mer g'sad, er weiss genau, dass ne der Ruder Jockel loosg'schnitte het.

Jakob: Ja, dass isch wohr, der Schüll isch am Jaengel sim Aengele g'henkt un ich hab ne loos g'schnitte. (Tom, Tante und Sophie treten ein.)

IV. Szene.

Die Vorigen. — Tom. — Tante. — Sophie.

Tom: (eine Kassette auf den Tisch stellend) Ihr Kinder, ich hab Euch im Ufdrah vun eurer Tante eingelade uf hitt Owe, um Euch en Uewerraschung ze mache.

Jules: Was, der daub Bedienter hett sich erlaubt...

Tante: Nit Bedienter, sondern Herr Thomson Meyer, min Mann (zu Jules) un au nit so daub, wie Dü meinsch, denn er het schun manchs Wörtel g'hört, au vun ere gewissen alte Kwatsch.

Jules: Awer Tante.

Tante: 's isch guet, gib mer d'Hand.

Tom: Z'ersch will i emol zur allgemeine Beruejchung ebs üs eme Brief vun mim Korrespondent üs New-York vorlese: (liest.)

My dear!

Ich habe presentli gebracht in Erfahrung, dass mein Schreiber sich erlauht hat zu machen ein Spass und hat Ihnen Ihr Fortune als verloren gemeldet, das ist no wohr. Ich sende Ihnen hierbei Ihr Kapital in chèques über....

Jules: (sieht von hinten in den Brief und ruft) 5 Milionen!!

Tom: Do diess e grosses Glick fur uns isch, mögt d'Tante han, dass d'ganz Famili sich dran beteilige soll un offriert Eich verschiedeni kleini Presentle, wenn er sie annehme welle.

Jules: Ja, ja, mer nemmes an.

Jakob: Mit Dank.

Tom: (aus der Kassette ein Papier nehmend) En Eietumsrecht vun 2 neje grosse Kanalschiff mit Pferd, e Hüs am Kanal mit Stallunge un alles, was zue der Schifferei g'hört.

Tante: Fur de Schakob unter der Cundition, dass er sini Kusine 's Soffejele hirot (zu Jakob); bisch Dü's inverstande?

Jakob: Gewiss, liewi Tante, 's Sofferle thät i au hirote ohne d'Schiff, denn mer sin schun zitter 8 Da versproche.

Tom: Isch diss wohr, Söphiele?

S o p h i e : Ja, Dü weisch jo, liewer Unkel, dass i so glickli bin, Dü hesch jo unser Versprecbe b'städigt, weisch mit dem famose «Hizäh» im Ostwald.

J u l e s : Diss isch Verrot : ich hab's Söfferle welle hirote, wart nur Jockel.

J a k o b : (zu Jules) Dü wursch mer doch nit bös sin, Vetter, weisch, Du muesch Di mit dem tröste, dass doch 's Maidel in der Famili bliebt, un de hesch der jo e surprise erwart.

T o m : E Kauf iwer diss Hüs mit dem grosse Italienerslade, wo im Jules gest vor der Naas eweck kauft isch worre.

J u l e s : Do bin i halt widder gegohgelt.

T a n t e ; (zu Jules) Un wo vun sim Eietimer Herr Jules Senft morje angetrete kann were, zur Strohf fur sin bös Mühl.

J u l e s : Awer Tante, was e nowli un angenehmi revanche.

T o m : Un do e G'schäftsprinzip vun den alti Strossburger Handelslitt, wenn De diss befolisch, wurd Din Lade allewiel guet gehn.

J u l e s : (liest ein von der Tante ihm überreichtes Papier.) Ehrli währt am Längschte! Na, der Tante ze Lieb will i diss au emol browiere.

T a n t e : (zu den Kindern) Un mit was soll ich denn Ejch Plessier mache, Ihr Kinder?

W i e s e l : Ich hätt am liebste e Paar Ohreringle mit so falsche Diamändle, wie mer so viel sieht.

T a n t e : Diss sollsch Dü han, un mit falsche, denn 's isch besser d'Stein sin nix nutz un's Maidel isch recht, als umgekehrt, wie mer's leider oft sieht. (zu Jängel) Un Dü, kleiner Hosseloddel?

J ä n g e l : Kauf'sch mir e Fischgert, wo mer vier Mol üsenander mache kann.

L ü i e l e : Tante kaufsch mir e so e nejmodisch's Littvertränkerle, no fahr i Di als drin spaziere.

T a n t e : Merci! er solle alles han, un wenn er an de nächste Vakanze guete Schuelzeignis han, grijen er noch viel meh, drum ufgepasst. (zu Lina und Georg) Ejch, liewi Kinder, hawi nix ze gewe, im Gejeteil hawi an Ejch e Bitt ze richte, nämlich, dass wenn au unseri Verhältnisse sich anderschg'schtallt han, mir doch bienand wohne bliewe un ein Famili bilde.

L i n a : (zu Georg) Gelt, wie guet, dass i diss Schtiwel gelehn hab.

G e o r g e s : Was Dü do verlangsch, liewi Tante, diss geht nit. Als armi Litt sin Ihr mir herzli willkomme g'sinn, Dü sowohl als der Unkel, awer fur Millionär ze loschieri hawi ken Platz un fur sie ze bediene, hett mini Frau . . . ken Zitt.

T o m : Ihr han uns als armi Verwandi in ejerm Hüs uffgenumme un ejer Ehrgfiehl soll nit verletzt sin, wenn Ihr uns au jetzt b'halte. Iwrigens isch unser Richtum nit se wit her, denn üsser e Paar wohlthätige Vermächtnisse isch unser Kapital uff ejeri Kinder g'stellt, mir han nur d'Zinse dervon, un mit dene wäre mer es in unserm neje Hüs, wo mer mitnand bewohne wäre, schun ehrli durchschlaue. Also angenumme?

L i n a : Vis-à-vis vun ere so en edle Handlung wär e refus en Affrunt. Schorsch, denk wie sie so schön an Dine Kinder g'handelt han. Ich nemm's an un in Herzensangelegenheite soll immer der Mann der Frau folje. (Georg reicht Onkel und Tante die Hand.)

Vorhang fällt.

XV.

Eine elsässische Mäklerzunft.

von

Dr. A. Hertzog.

I.

Im elsässischen Weinhandel unserer Tage hat sich eine Einrichtung erhalten, welche man bis in die ältesten Zeiten hinauf an der Hand zahlreicher und ausführlicher Urkunden verfolgen kann, wir meinen die Weinmäkler, welche unterm Namen «Weinsticher» im Elsass überall bekannt sind. Wiewohl es früher auch anderswo Weinsticher gegeben hat, so ist dieser Ausdruck für Weinmäkler, Weinunterkäufer nur noch hier zu Lande im Volksmunde lebendig.

Nach den spärlichen Urkunden über Weinsticher, die uns aus anderen Gegenden begegnet sind, scheint der Ausdruck Weinsticher nur dem Oberrhein und dem Mittelrhein anzugehören. In kölnischen Urkunden heisst der Weinunterkäufer nie Weinsticher; dort hatten zwar die Weinschröter einige der Pflichten der oberrheinischen Weinsticher, sie waren aber keine Weinunterkäufer. Wie die Weinsticher, so liessen auch zu Köln die Weinschröter den Bürgern ihre Weine in die Keller und besorgten das Ablassen der Weine, sowie das Verladen auf den Wagen oder aufs Schiff. Als Unterkäufer dagegen und Weinschätzer fanden wir die Ansticher, wie sie dort heissen, in einer badischen Ordnung des Weinschanks zu Schliengen, Steinenstatt, Altingen und Mauchen, wo die Weinwirte keinen Wein in ihre Keller einlegen sollten, er sei denn zuvor durch den Weinsticher angeschnitten, das heisst am

Kerbholz angeschnitten zum Zwecke der Verzollung oder Besteuerung. Eine Ordnung des Küferhandwerks von 1575 für das Markgräflerland bestimmt keine allzustrenge Trennung der Küfer vom Gewerbe der Weinsticher, wie dies an vielen Orten der Fall war, indem sie den Küfern das Ablassen des Weines in den Kundenkellern gestattet; nur das Verladen der Weine auf die Wagen wurde den Weinstichern ausschliesslich vorbehalten. Hier galt es einerseits eine sorgfältigere Behandlung zu erzwingen und andererseits gewiss nicht zum Wenigsten jede Zollunterschlagung unmöglich zu machen. Ordnungen von Sausenberg und Freiburg, sowie eine Küferordnung der Grafschaft Hachberg in Baden erwähnen die Weinsticher ebenfalls, hier gehört das Abziehen des Weines bei den Kunden den Küfern nur da zu, wo Weinsticher nicht vorhanden sind.

Auch für Rheinhessen haben wir in einer Urkunde von 1477 den Ausdruck Weinsticher zur Bezeichnung desselben Gewerbes angetroffen, dort wurde Peter Emeich «zu Altzei uffem Wormser Gaw zum Weinschetzer und Weinsticher angenommen». Ohne Zweifel kannte die nahegelegene Pfalz die Weinsticher ebenfalls, Urkunden aus diesem Landgebiete haben uns nicht vorgelegen. Im Mosellande kommt der Ausdruck nie vor, wir glauben diesen Schluss mit Recht daraus ziehen zu können, dass Lamprecht in seinem grossen Werke über dies Gebiet desselben nie Erwähnung thut und die Weinsticher in den von ihm veröffentlichten Urkunden sowie Urkundenzitaten nie erscheinen. Weinsticherordnungen aus allen den Gegenden, in welchen Weinsticher vorkamen, haben wir nicht erlangen und finden können, wie dies für Elsass möglich war. Nach dem Vorgange in Baden zu schliessen, stecken die diesbezüglichen Bestimmungen in Zunftordnungen des Küferhandwerkes, selbständige Ordnungen dagegen scheinen dort nicht zu existieren. Im Elsass aber sind die Weinsticherordnungen sehr zahlreich: abgesehen von denselben aus dem Strassburger Archiv, von denjenigen aus dem Sulzmatterthal und von Ottersweiler, die wir hier speziell besprechen werden, fanden wir solche in dem Stadtbuche von Kolmar; auch die Stadtbücher und Archive von Türckheim, Schlettstadt, Kaysersberg, Ammerschweier, Gebweiler, Bergheim, Barr, Oberehnheim, Kestenholz, Rosheim und Molsheim enthalten alle solche Ordnungen, welche fast überall dieselben Bestimmungen einschliessen.

Schon die Thatsache, dass ein solches handelsrechtliches Institut durch eine mehrhundertjährige Vergangenheit hindurch beinahe in ursprünglicher Gestalt sich bis auf unsere Tage erhalten hat, dürfte hinreichen, unseren Versuch zu rechtfertigen, dasselbe in den folgenden Ausführungen eingehend darzustellen;

noch mehr aber muntert uns der Umstand dazu auf, dass wir durch diese kleine und bescheidene Untersuchung gegenüber der herrschenden Theorie den Beweis zu erbringen glauben, dass es früher auch Mäklerzünfte gegeben hat.

Geben wir zunächst eine kurze Darstellung des Weinstichergewerbes, wie es heute geübt wird, um den Lesern dadurch sofort die Aufgaben auch des mittelalterlichen Weinstichers vorzuführen. Die Weineinkäufe im Reblande werden durch Verkaufsagenten vermittelt, welche seit Jahrhunderten unter dem Namen Weinsticher bekannt sind. Der Weinsticher prüft die Weine auf ihre Qualität beim Verkaufsangebot; wenn ein Fremder, um Weine anzukaufen, in ein Dorf kommt, wendet er sich an den Weinsticher, der ihn in den verschiedenen Kellern herumführt, bis der Käufer einen ihm gefallenden Wein findet. Der Handel wird geschlossen zwischen dem Käufer und dem Verkäufer in Gegenwart des Weinstichers, der Zeuge des Rechtsgeschäftes ist, der auch das eingegangene Geschäft in sein Buch einschreibt, sowie alle Bedingungen, welche der Vollziehung des Vertrages zu Grunde gelegt worden sind. Der Käufer wird stets vermutet bar in die Hände des Weinstichers zu bezahlen, was jedoch heute nur mehr in den seltensten Fällen geschieht. Der Verkauf durch den Weinsticher ist dessen ungeachtet ein Bargeschäft, so dass der Weinsticher sofort Zahlung bietet, wenn es der Verkäufer begehrt. Er hat nicht das Recht, das Geld längere Zeit zu behalten. Dies geschieht aber doch, der Ortsgebrauch und mannigfaltige Rücksichten erheischen es, dass man das Geld nicht sofort verlange; man lässt es beim Weinsticher liegen und zwar, ohne Zinsen zu fordern. Der Weinsticher erhält einen Weinsticherlohn, das Stichgeld, verschieden nach Orten und Gegenden. Im Unterelsass zahlen Käufer und Verkäufer das Stichgeld je zur Hälfte, im Oberelsass entrichtet es der Verkäufer allein. Der Weinsticher macht Geschäftsreisen auf seine Kosten, er empfängt und bewirtet die Käufer, besorgt auch die Verladung und Versendung der angekauften Weine, dies letztere alles auf Kosten der Käufer.

Als Handelsmäkler waren die Weinsticher, und zwar noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, beeidigt.

Aus der nun folgenden Darstellung des Weinsticherwesens der alten Zeit werden die Leser ersehen, welch ein Unterschied zwischen Einst und Jetzt besteht, aber auch, wie zäh in unserem Lande alte Handelsrechtsinstitute sich erhalten konnten. Wie allbekannt durften bestimmte Waren nur unter strenger Aufsicht von Markt- und Handelsgeschworenen verkauft werden; schon in der karolinischen Gesetzgebung, sowie auch in allen späteren Marktordnungen des Mittelalters, begegnen wir den

Marktgeschworenen. Diese mussten alle Ware abschätzen und den Preis festsetzen. Der Steuer wegen mussten diese Beamten genau verzeichnen, wie viel des Weines z. B. verkauft wurde, sei's zu Markte, sei's durch einen Wirt. Der festgestellte Weinpreis hiess der Weinschlag. Da der eben erwähnte Anschlag der Weine immer durch Kosten derselben stattfand, so geschah dies gewöhnlich beim Anstich eines neuen Fasses, und da zum Anstechen wohl immer besondere Beamten verwendet wurden — gewöhnlich waren sie Küfer — so erhielten diese Beamteten — der Gemeinden — in allen Weingegenden, so auch in Strassburg, den Namen «Weinsticher». Sie gehörten somit zu den Geschworenen des Marktes ; nichts lag dann näher, als dass eben darum die Weinsticher auch die Verkäufe zwischen Käufer und Eigentümer vermittelten. Sie gestalteten sich somit recht bald zu einer ganz eigentümlichen Mäklerschaft, die zugleich auch die untergeordneten Zollbeamten zur Ueberwachung der Marktabschlüsse stellte. Als Gemeindebeamte waren sie beeidigt und ihre Mitwirkung war bei den Verkäufen von Rechtswegen gefordert, durch sie erhielt der Käufer die Sicherheit für Echtheit und Güte des Weines, der Verkäufer einen zuverlässigen Zeugen, dessen Aussage oder schriftliche Aufzeichnungen — früher in Bezug auf Quantität des verladenen Weines immer auf Kerbholz gemacht — vor Gericht allein Gültigkeit hatten und in Streitsachen den Ausschlag gaben. So wurden die Jurati des alten Rechts die Weinsticher des Mittelalters und aus diesen entstanden die Weinverkaufsvermittler der Jetztzeit, welche immer noch die alte Bezeichnung Weinsticher führen.

II.

In einer alten Dorfordnung von Ottersweiler bei Maursmünster sehen wir, dass das Weinsticheramt zu Gunsten der Gemeindekasse auf ein Jahr an den Meistbietenden versteigert wurde. Jährlich am Montag nach Martini wurde das Amt angeboten; die an der Steigerung Teilnehmenden durften nicht mit mehr als einem Schilling draufbieten und derjenige, welchem das Amt verblieb, musste der Gemeinde Bürgschaft stellen und drei Hilfsweinsticher zu sich heranziehen. Kam ein Fremder in's Dorf, um Wein zu kaufen, so musste ihn der erste Weinsticher, zu dem er gelangte, in den Kellern herumführen, sollte aber nicht mit ihm in seine eigenen Kellereien gehen, bevor er in drei anderen gewesen war. Der Weinsticher sollte sich nicht ohne Erlaubnis des Schultheissen aus dem Banne entfernen, nicht weiter gehen als des Glöckleins Ruf hinschallte,

der die Weinsticher und die Weinläder, die im Felde waren, benachrichtigte, dass ein Weinwagen angekommen sei. Beim Weinsticher mussten auch die Wirthe der Mark Maursmünster sowie ihres Dorfes kaufen; so lange noch Wein im Dorfe zu haben war, sollte nicht auswärts gekauft werden.

Um grössere Gewährschaft zu leisten hinsichtlich des Masses, durften die Weinwagen nur auf einem besonders dazu bestimmten Platze, auf der «Sinne», durch geschworene Läder (von «laden») verladen werden. Kam der Wein in einer Stadt auf dem Markte zum Verkauf, so bildete das Zeugnis des Weinstichers oder der dabei beteiligt gewesenen Läder die Urkunde einer amtlichen Aichung.

Die Weinsticherordnung des «Sultzmatter Thalbuches» enthält ebenfalls recht bemerkenswerthe Vorschriften über das Weinsticheramt und das der Weinläder. Hier tritt der gleichzeitige Charakter der Weinsticher als Mäkler und als Zollbeamte recht deutlich hervor.

Der Weinsticher hatte bei seinem leiblichen Eide die Verpflichtung, einem Jeden im Thal «weyb und man, arm und reich» in Treue zum Verkaufe des Weines zu verhelfen, «ihm daz Best zu rodtende», die Verkäufer des Besten zu berathen, sie der geschehenen Verkäufe und der Preise der Weine richtig zu unterweisen, «niemandt seinen weyn zu lutzlen (schlecht machen) oder verachten». Wo aber ein Mangel, ein Fehler an einem Weine wahrzunehmen ist, «sol der Weinsticher dem heimlichen sagen dem der Wein gehört»; nicht aber dem Gaste, dem Käufer, soll er es mittheilen, es sei denn dass dieser speziell ihn darüber befrage, den Fehler somit auch bemerkt habe.

Jeden Käufer soll der Weinsticher so lange im Dorfe herumführen, «bis er zu kauff kumpt,» er soll auch darauf Acht haben, ob niemand mit dem Weine Betrügereien begehe oder begangen habe, nachdem der Gast gekauft hat; wo dies geschähe, soll er's beim Schultheissen vorbringen und rügen. Keinen Keller soll er «scheuen», unbesucht lassen, hierin soll er keinem zu Liebe noch zu Feindschaft handeln. Er soll auch seine Kerbhölzer, woran der Fassinhalt durch die Läder oder den Weinsticher eingeschnitten war, gut aufbewahren, «daz man den zoll mit den Ledern meinem Herren (dem Bischofe von Strassburg) gerechen kund.» Das Stichgeld betrug hier vom Fuder Wein (24 Ohmen = 12 Hektoliter) 2 Schilling; der dritte Theil des Stichgeldes gehörte dem Schultheissen.

Auch sollte der Weinsticher die Weinläder gut überwachen, damit diese keine Betrügereien begingen; er sollte ungeheissen in keinen Keller kommen, auch durfte er vom geladenen Wein nicht mehr als ein Mass zu Stichwein für sich nehmen; über

drei Tage sollte er das Weingeld des Käufers nicht in seiner Behausung behalten. «Item die Weinsticher sollen sich auch auff die Strassen fuegen um nach irem vermögen Gäst harin zu pringen» ; sie sollen auch ihren Gästen nicht zu grosse Rechnungen für die Mahlzeiten aufstellen. Sonstige Bewirthschaftung oder Ausschenken von Wein war ihnen strenge verboten. Soviel über Weinsticher auf den Dörfern. Besonders wollen wir noch hervorheben, dass die Dorfweinsticher nicht zünftig waren. Sie bildeten nicht eine Körperschaft, wie vielfach angenommen worden ist, sondern sie waren direct der Gemeindebehörde unterworfen, ebenso wie die Weinläder.

III.

Anders war dies aber in Strassburg der Fall. Diese Stad war im ganzen Mittelalter ein wichtiges Emporium für den oberrheinischen Weinhandel, der die Weine des Elsasses und des Breisgaues auf Schiffen weithin den Rhein hinunter spedierte. Diese Weine wurden ehemals bis nach Holland und England exportiert. In Strassburg waren zwei grosse Weinmärkte, zahlreich kamen die Weinladungen zu Land und zu Wasser dorthin, viele Weinsticher waren da von nöthen, um die Märkte zu überwachen und die Verkäufe zu vermitteln oder zu beurkunden. Hier waren diese Weinmäkler ZUENFTIG — denn Weinmäkler waren sie trotz ihres Charakters von Gemeindebeamten und sogar von Polizeiorganen, denen die Ueberwachung der Märkte zufiel, um die Zollunterschlagungen zu verhindern und die etwa vorkommenden Betrügereien im Handelsgeschäfte zu rügen. Die Strassburger Weinsticher bildeten eine eigene Zunft, mit den «Weinmessern» und den «Weinrufern» sind sie seit 1455 vereint. (Stadt-Archiv zu Strassburg. Gewölb unter der Pfalz, 12 Nr. 22. Ferner Ratsprotokolle von 1463, Band 28, Fol. 165.)

Die ältesten Vorschriften über den Weinhandel finden wir bereits im zweiten Strassburger Stadtrecht, das etwa um das Jahr 1214 kodifiziert ward. (Siehe Urkundenbuch der Stadt Strassburg I. Band.) Da lesen wir: «Es ist verbotten, das man den veilen win in den schiffen uf der Brusch noch uf den wagenen vor deme münstere nicht verköffen noch stechen sol vor primen.» Dieser Text entstammt der deutschen Fassung des Art. 37 aus dem zweiten lateinisch verfassten Stadtrecht in dem IV. Stadtrecht, das gegen 1270 verfasst wurde. Hier wird zwar von den Weinstichern nicht, sondern nur vom Weinanstechen gesprochen. Dies geschah aber durch und in Gegenwart von be-

sonderen Marktbeamten, die eben wegen ihrer Arbeit die Weinsticher genannt wurden. Dieselbe Vorschrift finden wir in späteren Aufzeichnungen und zwar mit besonderer Erwähnung der «Weinsticher.» Aus dieser ältesten Vorschrift ersieht man auch, dass noch um 1270 der Weinmarkt für die auf dem Wagen hereingebrachten Weine auf dem Münsterplatze sich befand. Im Stadtrecht V, vor 1311, (Urkundenbuch der Stadt Strassburg, IV. Band, zweite Hälfte,) sind die Bestimmungen über den Weinhandel schon zahlreicher, und hier zum ersten Male in den Stadtrechtsammlungen tritt die Bezeichnung «Weinsticher» auf.

Es seien hier dieselben auszüglich mitgeteilt: Kein Weineigentümer sollte vor seiner Hausthür Wein verkaufen, ohne einen Weinrufer herbeizuziehen. Zum erstenmale erscheinen hier die Weinrufer, auch diese gehörten später zur Weinsticherzunft, wie wir bereits erwähnten. Art. 41: «Kein Weinsticher sollte für eigene Rechnung Wein kaufen, sei's im Schiff an der Breusch, sei's auf dem Wagen am Weinmarkte». War doch der Markt dazu bestimmt, zu allererst die Bedürfnisse der Bürgerschaft zu decken; wenn die Weinsticher und sonstigen Weinleute Wein nach Belieben kaufen durften, so konnten sie leicht in Versuchung geraten, davon bei günstiger Befahrung des Marktes grosse Mengen aufzukaufen, um dann nach dem Markte die Weinpreise nach Gutdünken zu steigern. Spekulationskäufe waren dazumal kurzweg verboten, und zwar nicht nur für die Weinsticher, sondern auch für alle Leute, welche Weine auf «Mehrschatz», also zum Wiederverkaufe anlegten. Die Landleute, die nicht Stadtbürger waren, durften keine Weine stechen. Diese Vorschrift müssen wir dahin verstehen, dass nur Bürger der Stadt Weine zum Verkauf anstechen durften, also Weinsticher sein konnten. Auf der Breusch im Schiffe und auf dem Wagen, bevor die Weine ausgeladen waren, durfte niemand «gaste wyn», das heisst von den Fremden (die früher vielfach als Gäste bezeichnet wurden) eingeführten Wein kaufen, «er si burger oder winsticher». Zuvor mussten die Weine ausgeladen und an einem bestimmten Orte gelagert worden sein, wo sie durch die Weinsticher angestochen und mit Hilfe der «Weinkieser» gekostet und geschätzt wurden. Die Stadtrechte von Strassburg enthalten dann noch eine Menge von Bestimmungen über den Weinhandel, die wir hier jedoch nicht eingehender mitteilen wollen, weil sie mit unserem Gegenstande direkt nichts zu thun haben; die Weinsticher mussten ihr Augenmerk darauf richten, dass diese Handelsvorschriften genau eingehalten wurden.

Im VI. Stadtrecht von 1322 wird der Weinsticherzunft

immer noch nicht Erwähnung gethan, ebensowenig spricht von ihr das Burggrafenweistum (von 1332—1395). Das findet seine Erklärung in dem Umstande, dass vor 1332 die Weinsticher kein Handwerk bildeten; erst nach der Staatsumwälzung von 1332 hat man eine Reihe neuer Handwerke zu Zünften gemacht, um auf diese Weise die Zahl der Handwerksleute im Stadtrate auf die gewünschte Höhe zu bringen. Wir wollen hier über die Verfassung der Weinsticherzunft keine Worte verlieren, für alle Zünfte war ja dieselbe Verfassung in Kraft, und würde es uns zu weit führen, wenn wir uns dabei aufhalten wollten. In Folgendem werden wir nur noch die Zunftvorschriften über die Ausübung des Handwerkes darzustellen versuchen.

In früheren Zeiten war die Weinsticherzunft die Unterkäuferzunft genannt; Unterkäufer bedeutet soviel wie Mäkler, Zwischenhändler; somit haben wir hier in Strassburg das Beispiel einer zünftlerisch organisierten Zwischenhändler- oder Mäklerkörperschaft. Diese Strassburger Weinsticher sind wohl das einzige Beispiel einer Mäklerzunft. Die Zunftstube der Weinsticher war in früheren Zeiten in der Barbaragasse Nr. 10, wurde aber nach Heitz, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, in die Blauwolkengasse Nr. 22 (das ehemalige Wirtshaus zur Weinsticherstube) verlegt. Viel später, nach der Gründung der eigentlichen Zunft, erst im 17. Jahrhundert, wurden derselben auch die Perrückenmacher und Friseure beigesellt, wahrscheinlich weil bei abnehmendem Weinhandel in Strassburg ihre Zahl stark abgenommen hatte, ja in den letzten Zeiten dienten nur die zwei letztgenannten Handwerke in der Weinsticherzunft, darunter befanden sich nur noch zwei geschworene Weinsticher und zwei Weinkieser oder Weinschröter. Wir glauben darin einen Beweis dafür zu finden, dass der Strassburger Weinhandel mit der Zeit sehr an Bedeutung verloren hatte; noch im 16. Jahrhundert finden wir urkundlich mehr Weinsticher erwähnt, so dass wir diesen Niedergang füglich mit den Folgen des Dreissigjährigen Krieges in Verbindung zu bringen berechtigt sind. Mehr noch aber muss eingewirkt haben die französische Annexion, durch welche natürlich die alten Handelsbeziehungen mit dem übrigen Deutschland und mit Holland, sowie auch mit England sehr fühlbare Einbusse erlitten. Nach dem Dreissigjährigen Kriege hatte man übrigens so viel zu thun, um das entvölkerte und ausgehungerte Land wieder emporzurichten, dass an einen Exporthandel nicht zu denken war, wie ihn die früheren, glücklicheren Jahrhunderte gesehen hatten. Als später das Land wieder reicher geworden war, waren die Handelsbeziehungen mit dem Niederrhein dank der

politischen Aenderungen in Vergessenheit geraten; nur die Schweiz war dann noch die Hauptabnehmerin unserer elsässischen Weine.

Von dem Augenblicke an, wo die Weinsticher eine Zunft geworden (1333), fliessen die Urkundenquellen über Zünfte und Zunftwesen viel reichlicher als vorher. Von Zeit zu Zeit erscheinen die einzelnen Ratsbeschlüsse und Zunftordnungen erneuert, verbessert, wohl auch vermehrt, je nach den erfordernden Umständen. Die oft wiederholten Handwerkerordnungen beweisen, dass, ungeachtet derselben, sich immer neue Missbräuche einzuschleichen wussten, Missbräuche, die sich von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben schienen, Missbräuche, die man eben heute noch so gut wie damals in der Handwerkerwelt entdecken kann. So sind gerade die Weinmarkts- und Weinhandelsordnungen im Laufe der Jahrhunderte ausserordentlich zahlreich.

Die ältesten Ordnungen und Artikel der Weinsticher sind von 1355, seither sind sie mit unwesentlichen Umänderungen wiederholt worden. Eine eingehendere Darstellung derselben wird hier am Platze sein.

IV.

Es gab zu Strassburg zweierlei Weinsticher: die Weinmarktsweinsticher und die Keller- oder Bürgerweinsticher. Wir ihr Name andeutet, fanden die ersteren ihre ausschliessliche Beschäftigung auf den zwei Weinmärkten, am Krahn für die Weine, welche zu Schiff in die Stadt, und auf dem Marktplatz, wohin vom Lande die Weinfuhren kamen. Die Kellerweinsticher dagegen hatten allein das Recht «Die fremdben Fuohrleuth und Weinkeüffer Inn die Keller zu füehren, wogegen die Spanner (Leute, welche die Fässer auf den Wagen befestigten) sich dessen enthalten sollen» ferner das Recht, dass sie als Lohn, «wie bisher vom Enger zween schilling Pfenning empfahen mögen.»

Die Marktweinsticher standen unter der Ueberwachung der Sammler, das heisst von eigens durch die Zunft bestellten Beamten, welche an den Markttagen — Freitags war Weinmarkt in Strassburg — alles durch die Weinsticher verdiente Stichgeld sammelten, denn der einzelne Weinsticher behielt das Geld, dass er auf dem Markte erhielt, nicht sogleich für sich, sondern das Stichgeld wurde zu bestimmter Zeit gleichmässig unter alle Weinsticher verteilt. Jedes Jahr am nächsten Sonntag nach Michæli wurden durch die Herren Schöffen und Gericht der Zunft, «vier erbare Mann zue Samblern» erwählt,

deren jeder eine Büchse haben sollte. Diese Sammler mussten dann an den Markttagen jedem Weinsticher, der auf den Markt kam, ein Wortzeichen geben, wir würden heute sagen: eine Legitimationskarte ausstellen. Von diesen vier Sammlern sollte einer mit den dazu nötigen Unterkäufern und Weinstichern sich auf den Rossmarkt (jetzigen Broglieplatz) einer an den Krahn am Wasser und die übrigen zwei mit den übrigen Marktweinstichern auf den grossen Weinmarkt begeben. Das Geld, das den Sammlern durch die Weinsticher oder Unterkäufer überantwortet wurde, «sollten diese all strackhs inn angesicht der Persohnen» in ihre Büchse stossen. «Und auch der Märckht getrewlich wartten, und ahm nechsten Sonntag, nach dem Merckhtage, Jeder sein büchse mit dem geltt, uff die Stube tragen, und also uß der vier büchßen das verdiente Gelt, den Jenigen so uff dem Märckht gewesen seyndt, und Ihr Wortzeichen genommen hent, Jeglichen sein Geltt, so Ihme zugehört erbarlichen geben und gleich theylenn, einer habe für sein Persohn vil oder wenig verdienet u igefohrlich.» Dagegen mussten alle die auf den Markt gingen «Weinstechenn» oder «Underkauff» treiben «uff dem Rossmarckh,» schwören und geloben, «der Märckht Stich und Underkheuff» ehrlich zu warten. Ohne Erlaubnis eines Sammlers durften sich die Weinsticher vom Weinmarkte und die Unterkäufer vom Rossmarkte nicht entfernen.

Auf den Weinmärkten hatte jedes Weinland einen Platz angewiesen, an keinem andern Platze durften die Weine angestochen und ausgeboten werden; Weinsticher und Unterkäufer waren streng angewiesen, dass dies Gebot nicht überschritten wurde. Unserer Meinung nach waren dies recht weise Massregeln, die von vornherein verhüteten, dass ein Wein aus einer minder guten Gegend für einen solchen aus berühmterem Weinlande feilgeboten und gehalten werden konnte. Durch den blosen Ueberblick der Weinmärkte sollte der Kauflustige sofort Auskunft haben über die verschiedenen Qualitäten, soweit diese durch das Ursprungsland des feilgebotenen Gewächses dargethan und bedingt wurden.

Alle Weine, die diesseits des Rheines auf Wagen hergeführt wurden, sollten nur auf den Weinmarkt gefahren werden, und zwar sollten die, welche Eigengewächs zu Markte brachten, am Alten Weinmarkt vor der Elendenherberge, «in der gassen gegen dem Alten Sanct Peter hinauff» sich aufstellen; die Weineigentümer aus dem Zornthale standen auf dem Platze am Speierthor. Fürkäufer, Leute welche nicht Eigengewächs einführten, aber gemeine Landweine brachten, sollten hinter der Elendenherberg, dem Rossgarten zu, ihre Weine feilbieten;

die Fürkäufer ab der Zorn sollten die Weine in derselben Gasse von vorgemeldetem Platze an, auf welche die Zorneigentümer zu Markt stehen, bis an den Brunnen gegen den Rossgarten feilhalten.

Die Breisgauer und Oberländer Weine, so man zu Wasser an den Krahn brachte, sollten nicht in den Schiffen angestochen oder verkauft werden. Auch diese hatten bestimmte Lagerplätze angewiesen. Oberländer mit eigenem Gewächse: zwischen dem alten Krahn und dem Kaufhause, «uff den dreyen Ligerlingen (Lägeringen, Lagerhölzer zur Aufnahme der Fässer) den nechsten am Wasser», die Breisgauer Eigenverkäufer: auf demselben Platze «bey den Oberländischen Weynen, uff dem vierten Ligerling».

Die Fürkäufer «Wein Keuffer» — die Grossweinhändler — mit oberelsässischen und breisgauer Weinen, sollten «uff dem Platz zwischen dem newen Krahn und Sankt Claus Bruckhen feil halten». Ob der Wein Eigenwein sei, musste jeder Verfrachter bei seinen Treuen und Ehren angeben, damit ihm von den Weinstichern oder sonstigen Marktknechten der gebührende Platz angewiesen ward. Zuwiderhandelnde zahlten von jedem Fass Wein dreissig Schilling Busse. «Und sollen es auch des Krans verwantten Weinsticher, und andere Knecht, so des Markts hielten, bey Ihrenn Eydten, den Ungeltern rüegen und angeben.»

Kein Weinsticher sollte einem Verkäufer seinen Wein anstechen, er hielte denn am vorgeschriebenen Orte. Auch durften die Weinsticher und anderen Krahnbeamtete «keines fürkeüffers — also keines, der nicht Eigengewächs verkaufte — nachbott sein», sie sollten sich nicht damit abgeben, demselben seinen Wein zu verkaufen, noch auf einen Wein bieten, auf welchen die Fürkäufer schon ein Gebot gemacht hatten. Zuwiderhandelnde büssten mit fünf Pfund Pfennig. Wenn einer am Freitag seinen Wein am Weinmarkt nicht verkaufen konnte, so konnte er denselben nach zwölf Uhr Mittags, altem Gebrauch nach, an den Krahn führen und daselbst verkaufen.

Hier begegnet uns wieder die altbekannte Vorschrift, dass vor dem Morgenläuten kein Wein angestochen und verkauft werden durfte, «und sollen sich die Weinsticher mit dem anstechen fürdern, und uff den Markhten daraffter theylen, auch den leutten, mit Ihrem Khauffen und Verkhauffen zum besten beholffen und berahtten sein, damit Ihrenthalben nicht zit versaumbt werde». An jedem Fuder Weines, das einer gekauft hatte, sollte immer für die Hefe ein Ohmen in Abzug gebracht werden; «darunder und darüber» sollte dieser Abzug nach Margzahl berechnet werden, «damit Jedermann recht bestehe».

Der Weinverkauf sollte in der Stadt nur nach Fudermass geschehen; nur kleinere Fässlein durften auf den Ohmen berechnet werden und sollen wiederum «alle Weinsticher, Underkheüffer und Knechtt, die der Marckht hietten, bey Ihren Eyden» Zuwiderhandelnde bei den Beamten des Ungeltes rügen.

Kein Weinhändler, Fürkäufer, keiner der Weine auf Mehrschatz einlegen wollte, durfte ferner auf dem Weinmarkte Wein oder Trinkwein — Tresterwein, wie er im Elsass überall noch bereitet wird — von Donnerstags mittags an bis Samstags nachmittags einkaufen, auf dass «kein gefehrlicher Uffschlag oder Theurung dardurch gemacht werde». Strafe darauf war fünf Pfund Pfennige. Die Weinsticher und Marktbeamteten sollten auch hier wiederum darauf sorgsam bedacht sein, Zuwiderhandlungen zu entdecken und zu rügen.

Wenn durch Vermittelung eines Küfers in einem Bürgerkeller ein Wein verkauft wurde, so durfte dieser nicht gefasst, vermessen werden ohne Beisein eines der geschworenen Kellerweinsticher, «der solchen verkhaufften Wein anschnitte», das heisst am Kerbholz Einschnitte mache zum Zählen der gefassten Ohmen. Dieser Kellerweinsticher sollte dann mit dem Käufer des Weines ans Ungelt gehen, um den Kauf anzuzeigen und den Wein auf Grund des Kerbholzzeugnisses zu verungelten, zu versteuern. Nichtsdestoweniger sollten die Kellerweinsticher von diesem ohne sie verkauften Wein ihr Stichgeld doch erhalten, «als ob sie den Kauf selber hetten machen helffen».

Auch kam es damals schon vor, dass die Kellerweinsticher gewisser Leute Keller vernachlässigten, dass sie «unvleissig» aufwarteten, «etwan kaum oder gar langsamb zu fünden» waren, dass sie hie und da von Bürgern angesprochen wurden, ihren Wein zu verkaufen, «deren Sie aber gar nicht gedenckhen», und dass, wofern diesen die Küfer nicht dazu verhülfen, ihrethalben die Weine liegen blieben. Darum sollten die Küfer auch das Recht haben, Verkäufe zu vermitteln. Verboten war allen Weinstichern, sowohl Keller- als Marktweinstichern, Geschenke anzunehmen! «schenckh und müett (Miete) zu nemmen» sollten sie sich «vermög der Ordnung» enthalten. Nach einer der verschiedenen Kellerweinsticherordnungen sollten nur sechs Kellerweinsticher in Strassburg fungieren, die je zwei und zwei zu Keller gingen; in ihrem Eide versprachen sie, ihren Geschäften mit Fleiss und Ernst nachzukommen. Von diesen sechs hatten immer vier die Woche, während die anderen zwei sie wenn nötig vertreten sollten, und so einer dieser Weinsticher einen Monat oder noch längere Zeit krank war, so erhielt er seinen Lohn doch, als wäre er beschäftigt gewesen. Alle Vierteljahr sollte einer derselben abgehen und vom Zunftgericht durch

einen andern ersetzt werden, damit es doch immer sechse gewesen seien. Alle Fronfasten sollte das in ihrer Büchse befindliche Geld durch den Zunftmeister unter sie geteilt werden, nach Abzug des zehnten Pfennigs, der in die gemeinschaftliche Zunftkasse floss. Eine spätere Ordnung derselben, aus dem Jahre 1506, änderte diese Bestimmung ab, so dass von da an ein jeder des gemeinen Handwerks zu Keller gehen möge, dem es beliebt, doch wird ihnen wiederum eingeschärft, besonders keine «schenckhe noch müete» zu nehmen, und dass «Ihrer nie mehr dann zwei miteinander gemein habén sollten», dass sie ferner keinen «fremden Wein im Lande kauffen sollendt». Sie sollten keinen Gast, keinen Käufer ausserhalb der Stadt aufs Land begleiten, um dort ihm Wein kaufen zu helfen; sie sollten nur für die Bürger der Stadt Weinsticher sein, darum hiessen sie ja auch «Bürgerweinsticher». Ferner sollten sie mit niemandem, der Wein zum Verkauf ausbot, theil und gemein halten. Kein Küfer, der seines Handwerkes fleissig ging, durfte Kellerweinsticher sein.

Auf den Märkten sollten die Weinsticher auch noch Achtung geben, dass keiner einem anderen in den Kauf trete, da oft dadurch viel «Unrahtt» entstehe, wie dies die Urkunde ausdrückt. Man hielt also daran, dass wenn ein Käufer in Unterhandlung war wegen eines Weines, ein Zweiter nicht, während diese noch währte, durch Annahme des Angebots die Unterhandlung unterbreche und so den ersten Liebhaber des betreffenden Gewächses merklich schädigte, indem dieser dann schon wieder mehr bieten musste, wenn er daran hielt den Wein zu haben; der Markt sollte mit nichten den Charakter einer Versteigerung erhalten. Aus ruhiger Erwägung des begehrten Preises und der Qualität zwischen dem Eigner des Weines und dem Käufer sollte der Kauf hervorgehen, und nicht aus einem fieberhaften Haschen, wo einer dem andern die Ware gleichsam abzulaufen trachtete.

Den Sammlern war befohlen — durch Zunftbeschluss des Jahres 1575 — dass sie fernerhin keine Kellerweinsticher mehr mit sich auf die Weinmärkte nehmen sollten, wie dies früher geschehen zu sein scheint; doch hatten die Kellerweinsticher das Recht, auch Zeichen zu nehmen, um des Marktes zu warten, dann mussten sie aber in allem dem Sammler am Krahn gehorsam sein, und «auch wie Andere helffen stechen, und des Marckhts vleissig wartten, und ohne des Samlers erlaubnus nicht hinweg gehen, that einer dies dessen ungeachtet, so bekam er am Sonntag keinen Lohn, er sollte seinen Antheyl verloren und verwürckht haben.» Auch die «Sinner» — Weingefassaichungsbeamte — konnten als Marktweinsticher ihr Wort-

zeichen begehren, und wofern sie dies gethan hatten, konnte man sie des Freitags, als am Markttage, nicht zum «Sinnen» heranziehen, sie sollten dessen, «unverbunden sein», ohne Erlaubnis des Sammlers sollten auch sie sich nicht entfernen, wenn sie nicht ihren Lohnantheil verwirken wollten.

Auch die Weinmesser — städtische Beamte welche bei den Wirthen beim Weinzapfen das Mass führten — falls sie ohne ihr Verschulden ausser Dienstes gekommen waren und keine Beschäftigung hatten, konnten als Weinsticher ihr Wortzeichen begehren und erhalten. Nur wenn diese böswillig ihren Meister verlassen und ihre Zeit nicht ausgehalten hatten, konnte ihnen die Erlaubnis zur Ausübung der Weinsticherei verweigert werden, so lange als ihr Vertrag mit ihrem früheren Dienstherren noch zu dauern gehabt hätte; dieser Dienstvertrag konnte übrigens nur auf ein halbes Jahr abgeschlossen werden. Was den Kellerweinstichern nach geschehenem Kaufe geschenkt ward, mussten diese ebenfalls in die Büchse einschliessen: «umb fridt und einigkeit willen.» Vor dem Kaufe durften die Kellerweinsticher kein Geschenk annehmen; nach einer diesbezüglichen Ermahnung an die Weinsticher hielten sie aber oft eine Extrabüchse, um Schenk und Miethe zu bergen, auf dass sie diese nicht mit der gemeinen Zunft zu theilen brauchten. Interessant ist noch folgende Vorschrift aus dem Zunftartikelbuch, die wir wörtlich mittheilen: «Wegen der Verordtneten (Weinsticher) in der Mess, wardt von den Messherren angezeigt worden, es giengen etliche dem Allmusen nach, etliche giengen an steckhen, man sollte dasselb verbessern oder unsere herren wurden verursacht dasselbige abzuschaffen». «Item füehren ettliche mit Kärchen und wartten des Marckhs nicht abe: Wardt berichtet daz nicht Jeder alle tage zugegen seyn müeste, sondern es werde von tage zu tage abgeteilt, allso das einer einen tag den Underkauff uffheben, und den andern tage fahren könnte; was die Altten belenget so an steckhen gehen, werden dieselben nicht uff den Rossmarckht, da es bissweilen gefahr gibtt, sondern uff den Weinmarckht gebraucht. Das betteln belanget, soll billig abgeschafft werden, bey denen so Zeichen nemmen wöllen». «Und wenn die Altten abgeschafft soltten werdenn, so soltte man denselben nicht 2 ß Pfennig für das handwerckh abnemmen, sonsten würden dieselbigen beschwert.»

Diese Vorschrift gibt uns eine genaue Vorstellung von dem sozialen Range, den die Weinsticher, Weinrufer, Weinmesser und Unterkäufer eingenommen haben. Ihr Gewerbe war ein Gewerbe, das sich in Bezug auf Erträgnisse in sehr kleinlichen und bescheidenen Massen und Grenzen bewegte. Ausserdem war in der Zunftverfassung schon dafür gesorgt, dass keiner der Ange-

hörigen des Handwerkerstandes zur kapitalistischen Ausbeutung des Gewerbes übergehen konnte. Zweck derselben war gerade, diesen kleingewerblichen Charakter der Handwerker zu erhalten, über das Handwerk hinaus sollte es keiner bringen. Zudem bezweckte die Stadt durch solche Ordnungen und Warentaxen die Verkaufspreise zu Gunsten der Konsumenten kaum merklich über die Erzeugungskosten der Waren steigen zulassen. Dies konnte aber nur wirksam erreicht werden, indem man den Zwischenhandel, der so schnell zur kapitalistischen Ausbeutung der Konsumenten ausarten kann, einfach unterdrückte, dafür ein anderes Organ, das Institut der Unterkäufer und Warenmäkler einsetzte. Der Konsument ist sehr oft nicht im Stande — und damals wie heute war dies der Fall — die Waren deren er bedarf, gut einzukaufen, weil er sich selbst über deren Werth nicht aufklären, sich vor Uebervortheilung nicht schützen kann, darum ist ein Zwischenhändler sehr oft nothwendig, um den Produzent und den Konsument zusammenzuführen. Dazu eignete sich aber während des ganzen Mittelalters niemand besser als der «Geschworene», der nach damaliger Rechtsüberzeugung die Güte der angebotenen Ware prüfen musste, so sich eine Kenntnis der Waren aneignete, wie sie kein Käufer, am allerwenigsten der städtische Bürger und Handwerksmann haben konnte. So wurde denn der frühere einfache Marktbeamtete zum Mäkler, zum Unterkäufer und zum Weinsticher; nicht aber durfte er Fürkäufer sein und werden. Hat die Stadt Strassburg dies Ziel in Bezug auf die Weinsticher erreicht? Vorderhand können wir diese Frage nicht ganz bestimmt beantworten; aber wir möchten glauben, dass wenn trotz jener Vorschriften die Weinsticher im 17. Jahrhundert bis auf die oben angegebene geringe Zahl herunter sanken, eben das Aufblühen eines kapitalitischen Weingrosshandels im 16. Jahrhundert mehr noch Schuld daran war, als die Nachwehen verheerender Kriegsläufte.

V.

Es bleibt uns noch übrig, das Verfahren kennen zu lernen, welches bei Vermutung oder zur Entdeckung einer etwaigen Weinfälschung eingehalten ward, um die gesamte Thätigkeit der Weinsticher zu überblicken. Wenn jemand an einem Weine, den er versuchte, einen Fehl oder Makel vermutete, so sollte er dies dem anwesenden Sammler melden, dieser sollte alsdann noch zwei Weinsticher heranziehen, um den Wein mit ihnen zusammen zu probieren, auch in dem Falle, dass der Wein bereits unterdessen verkauft worden wäre. Wenn sie durch ein

Geständnis des Verkäufers oder durch ihr eigenes Verkosten zur Ansicht gelangten, dass der Wein nicht Kaufmannsgut sei, «sollen sie das Vass, durch den Visierer, so zugegen, mit der Statt Schiltt am fordern Boden zeichen, und dessen Nahmen, dem der Wein zu verschenckhen (verkaufen) stehet, darzuschreiben lossen.» Bis Mittag zwölf Uhr sollte dieser Wein alsdann auf dem Markte unberührt stehen bleiben oder am Krahne liegen bleiben, und von da auf einen eigens hierzu bestimmten Platz geführt werden, «damit menniglichen sehen und wissen möge, daz solcher Wein nicht gut und gerecht seye». Nachmittags sollte der Verkäufer mit den Weinkiesern — Sammler und zwei Weinsticher — am Ungeltamte erscheinen, hier sollten die Weinkieser «beneben den Ungelttern und Visierern den Verkeuffer, jenach gestalt der Sachen, und nach befundenem Betruge, entweder mit Konfiszirung der Ware, oder sonsten mit Ernst und zum geringsten umb Dreyssig Schilling straffen lassen, und die besserung nicht fahren lassen».

In ihrem Urteile sollten die erwähnten Personen, «niemandt zu lieb noch zu leide, aus Gunst oder Ungunst, sondern wie Sie den Wein an Ihme selbst befunden, urteilen und darüber erkennen, auch desswegen weder schenkh noch müethwohn von einichem Verkäufer oder von seinetwegen nicht nemmen, bey den Eydten ohn alle gefehrde».

So wurde durch den Stadtrat den Handwerkern und besonders den im Amtscharakter stehenden Personen Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit aufs dringlichste zur Pflicht gemacht und empfohlen, zugleich wurde die Nichtbefolgung dieser Vorschriften mit wirksamer Strafe geahndet. Dass dies notwendig war und nötig erschien, zeigt aber auch, dass es mit der altgerühmten Ehrlichkeit nicht so weit her ist, als manche oft dafür halten. Damals gab es, ebenso wie heute, vielleicht noch mehr eine oft recht ungemütliche Brutalität im Kampfe um den Gewinn, dies beweisen die erwähnten Urkunden recht drastisch.

Wir übergehen hier Mitteilungen über inneres Zunftleben, da dies für alle Zünfte dasselbe war und schon zur Genüge dargestellt worden ist. Unser Zweck ist erreicht. Wir hoffen gezeigt zu haben, wie in Strassburg eine Beamtenkategorie zu Mäklern sich umgebildet hat, und wie diese Mäkler zur Zunft sich zusammengeschlossen haben. Dass sie dies thun konnten, und zwar Anfangs ohne Zuziehung eines anderen Handwerks, beweist ihre Wichtigkeit, ihre Bedeutung sowohl in handelsrechtlicher, als auch in rein stadtpolitischer Hinsicht; denn die Zünfte waren doch nur die Rahmen, innerhalb welcher das politische und militärische Bild einer mittelalterlichen Stadt sich zeigte.

Diese Darstellung konnte die gesamte Gestaltung eines der wichtigsten Nahrungsmittelgewerbe des Mittelalters, des Weinhandels im Elsass auf dem Lande und in der Stadt selbstverständlich nicht ins Auge fassen, nur einen geringen Bruchteil davon, soweit er die Weinsticherzunft allein betraf; nicht berührten wir die Ordnung der Weinwirte und anderer Gewerbtreibenden, welche sich mit dem Weinverkaufe abgaben. Wenn aus dem über die Weinsticher mitgeteilten Materiale der Regalitätscharakter des Weinhandels in sehr früher Zeit hervorzugehen scheint, so wird dies noch deutlicher der Fall sein für die Weinwirte. Wir gedenken dies in einer einschlägigen spätern Untersuchung über die Weinwirte im Elsass und in der Stadt Strassburg ganz besonders an der Hand von Angaben über den Weinbann der Grundherren und des Bischofs von Strassburg darzuthun. In Anbetracht der hohen wirtschaftlichen Wichtigkeit des Weinbaues und des Weinhandels für unser Land glauben wir, dass solche Untersuchungen, wie die angedeuteten, keine müssigen sind, sondern als bescheidene Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des Elsasses einigen Wert haben dürften.

XVI.

Das Hildebrandslied.

In freier Nachbildung.

Von

Adolf Stöber.

Vorerinnerung.

«Hildebrandslied», so bezeichnet die deutsche Literaturgeschichte die älteste ostgothische, also urdeutsche Heldensage, die von Vater Hildebrand und dessen Sohne Hadubrand. Den handschriftlichen, leider nur noch lückenhaft und ohne Abschluss vorhandenen Urtext brachten zum Abdruck die Germanisten Wilh. Grimm, Wilh. Wackernagel (Altdeutsches Lesebuch, 2. Aufl. S. 63—67) und neuestens Wilh. Jordan (Episteln und Vorträge, 1891, S. 471—474). Letzterer gibt auf S. 363—368 eine möglichst genaue Uebersetzung in's Hochdeutsche. Mit Recht nahm Kaspar v. der Rön im 15. Jahrhundert die Hildebrandsage unter dem Titel «Der Vater mit dem Sohne» in sein Heldenbuch auf, nur schade, dass er sie in wesentlich veränderter, nicht aber verbesserter Fassung gab.

Das Hildebrandslied ist um seines inneren Wertes willen so hoch zu schätzen, dass es nicht allein den Gelehrten, sondern auch unserm gesammten Volke bekannt zu werden verdient, als kräftiger Antrieb zu patriotischer Begeisterung und Nacheiferung. Weht doch mächtig in diesem Liede der Geist todesmutiger Vaterlandsliebe und treuen Familiensinnes. Echt dramatisch ergreifend und spannend ist der Dialog zwischen beiden, die anfangs einander nicht kennen, zwischen Vater und Sohn.

Des Letztern Ausfälle erinnern sehr an die Weise homerischer Helden, welche vor ihrem Schwerterzweikampf erst einen herausfordernden Zungenzweikampf inszenieren. In betreff der Form bewegt sich das Hildebrandslied in freien Rhythmen ohne Strophen noch Reime, jedoch mit hin und wieder eingestreuten Alliterationen. Da nun aber der heutige poetische Geschmack ein längeres Lied kaum anders als in Strophen nebst Reimen sich denken mag, so folge hier der Versuch einer in diese Formen gefassten und mit versöhnendem Abschluss versehenen freien Nachbildung.

Hildebrand und Hadubrand.

Aus urdeutsch gothischer Vorzeit Tagen
Hört ich von hohen Helden sagen,
Von Hildebrand und Hadubrand,
Von Vater und Sohne, die zornentbrannt
Die Schwerter schwangen, des Stamms vergassen
Und sich in blutigem Zweikampf massen.

Gefolgt von ihrer Mannen Trosse,
Spornen sie beide die feurigen Rosse,
Sie rüsten rührig ihr Waffengerät,
Panzer und Degen zu tapferer Fehd.
Doch eh' die gekreuzten Klingen entbrennen,
Will näher ein Kämpe den andern erkennen.

Der ältere Hildebrand hebt an zu fragen:
Wie heisst denn dein Vater? Das wolle mir sagen;
Sobald ich nur einen Namen weiss
Aus dieses Königreichs heimischem Kreis,
Erkenn ich sofort, was für Feinde mir wehren,
In's alte Vaterland heimzukehren.

Und Hadubrand, Hildebrands Heldensprosse,
Nicht kennend den Greis auf streitbarem Rosse,
Erwiedert ihm: «Bin eines Recken Sohn,
Das bezeugten dem Kind unsre Leute schon.
Mein Vater hat Hildebrand geheissen,
Ich, Hadubrand, darf seinen Sohn mich preisen.

Vor vielen Jahren zog er von dannen,
Den Feind zu bekämpfen, mit Dietrichs Mannen.
Gen Osten zog er und liess im Saal
In Trauer sitzen sein junges Gemahl,
Sammt einem Söhnchen, das kaum geboren
Schon seinen Beschützer und Vater verloren.

Auch König Dietrich musste mit Trauern
Den frühen Tod meines Vaters bedauern,
Der auf Odoakers Besiegung sann,
Bis der Tod hinraffte den kühnsten Mann.
Drum hielt ihn auch Dietrich hoch vor allen,
Als tapfersten seiner tapfern Vasallen.

Stets führt' er des Volkes vorderste Reihen,
Dem heissesten Kampfe sein Schwert zu weihen.
Hoch klang sein Name von Mund zu Mund,
War weithin den wackersten Männern kund.
So hat er, wie sichere Zungen melden,
Sich selbst geopfert im Tod der Helden.»

Nun Hildebrand, Heribrands Sohn, entgegnet:
«Du irrst: bei Gott, der vom Himmel dich segnet,
Dein Vater bin ich, den du forderst heraus,
Und siegreich komm' ich vom Schlachtfeld nach Haus,» —
Nun zieht er vom Arm eine goldene Spange,
Dass der Sohn ein Treupfand von ihm empfange.

«Nimm hin diese Spende, mir ward sie verliehen
Vom König der Hunnen, mit dem wir ziehen.
Für todesmutige Kampfbegier
Zum Preise gab er mir diese Zier;
Nun geb' ich sie wieder zum Ehrenlohne
Dir, wie ich seh, meinem würdigen Sohne.»

«Nein, donnert Hadubrand, Hildebrands Sprosse,
Erkämpfen will ich als Zweikampfsgenosse
Die goldene Beute ritterlich mir;
Zu trauen ist nicht, alter Hunne, dir;
Versuch ich's, dass dein Geschenk ich empfange,
So wirfst du die Lanze mir zu, statt der Spange.

Nein, nein, eure Worte so glatt wie Schlangen,
Sie sollen mich nimmer mit Arglist fangen.
Euch Hunnen kennen wir hier zu Land,
Ihr treibet Falschheit wie leichten Tand;
Auch dir, dem Greise, dess Haare grauen,
Sei Widerstand nur und kein Vertrauen.»

Drauf spricht der Vater, im Herzen verwundet:
«Nun, wenn dir Beute vom Zweikampf mundet,
So ford're doch fremde Kämpen heraus,
Nicht aber das Haupt von deinem Haus.
Noch einmal beschwör ich's beim höchsten Namen:
Dein Vater Hildebrand bin ich, Amen!»

«Das hast du, alter Hunne, gelogen,
Bricht Hadubrand aus, von Wut überwogen.
Du fürchtest dich bloss vor meinem Speer,
Drum greifst du zur Ausflucht statt zur Wehr.
Nein, alter Feigling, dein Leben zu fristen,
Lässt Hadubrand nimmer sich überlisten.

Wie? Du mein Vater? längst ist er verschollen,
Längst schläft er unter des Schlachtfelds Schollen.
So haben von frühester Kindheit an
Mir sicherste Zeugen kundgethan,
So auch meine Mutter im Witwenschleier,
Die trauernd verschmäht hat jeglichen Freier.

Nein, Hadubrand lässt sich nimmer berücken,
Auf, auf, die Lanze, das Schwert zu zücken!»
«Weh, wehe! seufzt noch einmal Hildebrand,
So wird das Schwerste nicht abgewandt:
Mein einziges Kind soll den Vater tödten,
Oder ich meinen Stahl in des Sohns Blut röten!

Und muss es denn sein, dein frevelndes Wagen,
Mit dem Vater auf Leben und Tod dich zu schlagen,
Wohlan denn! Hildebrand, Heribrands Sohn,»
Erträgt nicht des Feiglings bittersten Hohn.
«Genug der Worte, zur That geschritten!»
So rufend kommt Hadubrand näher geritten.

Sie schwingen die Lanzen, sie kreuzen die Degen,
Der ältere Kämpe bleibt überlegen;
Nur leicht verwundet der Vater den Sohn,
Fährt säuberlich fein mit dem Absalon,
Bis diesem die Lanzenspitze zerbrochen
Und des Heldengreises Ehre gerochen.

Er führt den Besiegten, der nun sich bekehret,
Sich beugt und das Gottesgericht an sich ehret,
Den wiedergewonnenen Sohn nach Haus.
Da bricht bei der Mutter der Jubel aus:
Sie ist nicht mehr Witwe, der Sohn nicht mehr Waise,
Der Himmel kehrt ein im Familienkreise!

O Hildebrandslied, o herrliche Sage
Der Gothen, der Deutschen frühester Tage!
Seht, welch ein Spiegel von Tugendsinn!
Den stellt unserm Volke vor's Auge hin,
Dass Vaterlandslieb und Familientreue
Noch heute, wie ureinst, erblüh auf's neue!

Meisenlockerstreich gegen den Franzosenkönig Anno 1551.

Strassburger Mundart.

Wer sinn die Meiselocker denn? ihr fröue, liewi Lit?
D'Strossburjer nennt mer spasshaft so, von Alters her bis hit.
Worum? für's hiesi Burjerskind isch's halt e Hauptpläsir,
Im Winter in der Stubb ze henn e Meis, diss lusti Tier.

Drum stelle sie zuem Meisefang im Herbst uff d'Bäum e Fall
Mit gspaltne frische Nusse gspickt, die locke d'Vöjel ball;
Unn wenn do eins de Nusskern pickt, se fallt der Deckel zue,
Unn üwer's gfange Meisel juchst vor Freuden unser Bue.

De Winter durch versorjt er au's Kostgängerle getreu
Unn reicht em in de Käfi nin sin tägli Brod uff's neu.
Unn horch, wie frisch unn fröhli singt's Blöumeisel wie zuem Dank:
Vergelt's der Gott, du guetes Kind, für Wohnung, Spis' un Trank!

Und wenn au's Landvolk rings um d'Stat d'Strossburjer desshalb neckt
Als Meiselocker, 's isch nur Spass, in dem kein Stachel steckt:
Drum fahren unsri Kinder furt getrost unn froh noch hit
Mit Meisefang unn Meisezucht, wie in der alte Zit. —

Vor Alters awer, passen uff ihr Burjer, höre still,
Was unsrer Stadt zue Ehr unn Ruehm ich jetz erzähle will:
Vor Alters het sie Johrelang im Zü̂ghüs uffbewahrt
E grossi Meis von Erz unn Stahl, von ganz aparter Art.

E Feldschlang, e Kanon' isch's gsinn, mer saat: sechs Meter lang,
Die het gepfiffe geje d'Find mit furchtbar hellem Klang.
Zuer Wehr het Strossburj sie gebrücht, als dütschi Reichsstadt frei,
Unn het sie drum au gefüettert guet mit Pulver unn mit Blei.

Vor dreimol hundert Johre het an eim Oktowertaa
E Kinni zue sim Schrecke ghört de Meisepfiff unn -Schlaa:
's isch der Franzosekinni gsinn, der zweit Fürst Heinerich,
Der möcht's schön Elsass risse los vom alte dütsche Rich.

Er kommt mit grossem Riterheer de Zawrer Stej erab,
Voll Raublust unn voll Uewermut, im allerschärfste Trabb.
Jetz isch er ze Hüsberje schunn unn sieht im Sunneschien
D'Stadt Strossburj unn de Münsterthurm unn denkt: O wärs schunn min!

Er kummt mit wälscher Hinterlist, als käm er nur zuem Schutz,
Der freie Stadt zur Bundeshilf, dem Kaiser Karl zum Trutz.
Er meint: D'Strossburjer merke's nit, im Spootjohrsnewel just
Sinn sie jo ganz vor Ifer blind in Meiselockerslust.

Doch unsri Burjer, allzit wach, henn Kundschaft schunn vom Find,
Unn schicke heim de schlöue Fuchs, der sich verstellt als Frind.
En andrer Vöjel thuet jetz not, e Meis mit Dunnerschall:
Sie hole's Gschütz vom Züghüs gschwind unn pflanze's uff de Wall.

Grad uff Hüsberje richte sie's unn ziele uff e Zelt,
In dem der Kinni unn sin Stab zum Kriejsrot sich henn gstellt.
Die Herre sinn gar wohlgemuet am Tisch in gueter Rueh,
Unn trinke manch Champagnerglas enander frindli zue.

Uff einmol awer — bumm! o weh — was isch diss fürr e Knall?
's isch d'Meis', wo pfift unn d'Köjel wirft von Strossburj her, vom Wall.
Erschossen isch kein Mann zuem Glück, doch d'Uniform voll Glanz
Isch wüest vom uffgeworfne Sand, die muess mer bürste ganz.

Die Herre sinn vor Schrecke blass: vor solchem Meisegsang,
Vor solchem Meiselockerstreich isch ihne doch jetz bang.
D' Trumpeter blose Retirad unn Alli sattle gschwind,
Uff unn dervon mit Sack unn Pack geht's heim wie mit em Wind.

Sie rite, wie sie kumme sinn, de Zawrer Stej erab,
Vom Elsass in ihr Frankrich nin im allerschärfste Trabb.
Sie denke wohl wie zeller Fuchs, dem d' Trüwel stehn ze hoch:
Was kümmerts mich? sie sinn jo doch noch sür, unziti noch.»[1]

---

[1] Merkwürdig ist folgende, kaum ein paar Jahrzehnte früher gesprochene Aeusserung Melanchthons: «Es ist eine sehr alte Prophezey, dass der König von Frankreich für (vor) Strassburg soll geschlagen werden und ist der Wahrheit ähnlich (wahrscheinlich): denn diese Statt liegt an der Gräntz.» Siehe: Luthers Tischreden. Eisleben 1566. Kap. 77. fol. 602a.

XVII.

Chronik für 1891.

8. März: ‚Die Rose von Strassburg', Oper von Nessler, wird in Strassburg zum ersten Male aufgeführt.

15. April: stirbt Eduard Reuss, Professor an der Universität Strassburg (geb. 18. Juli 1804).

25. April: Eröffnung des Ersteiner Hochwasserkanals.

17.—18. Mai: I. Elsass-Lothringisches Sängerbundesfest zu Strassburg.

21. Mai: stirbt Gustav Bergmann, Staatsrat (von ihm die Fischartbüste an dem Züricherbrunnen modelliert).

7. Juni: Generalversammlung des Vogesenclubs in Hohwald und Einweihung des Chlodwigsteines.

15. Juni: stirbt Professor Anton Birlinger in Bonn, Herausgeber der ‚Alemannia'.

15. Juni: Der deutsche Verein von Gas- und Wasserfachmännern hält seine XXXI. Versammlung in Strassburg.

24. Juni: stirbt Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim im Schloss Edla in Oesterreich (irrtümlich schon in der Chronik zum 29. Januar 1888 tot gesagt).

11. Okt.: Einweihung des Aussichtsturmes auf dem Faudé bei Schnierlach durch die Section Kaysersberg des V.-C.

11. Nov.: Vierhundertjähriger Geburtstag Martin Butzers (geb. zu Schlettstadt, gest. zu Cambridge 28. Febr. 1551) am 1. Nov. in den beiden protestantischen Landeskirchen gefeiert.

21. Nov.: Die Eisenbahn Walburg-Wörth wird eröffnet.

9. Dez.: Grosser Brand in Schlettstadt.

17. Dez.: Die Eisenbahn Saarburg-Lörchingen-Alberschweiler wird eröffnet.

22. Dez.: Die Eisenbahn Altkirch-Pfirt wird eröffnet.

27. Dez.: Generalvikar Joseph Alexander Straub, Vorsitzender der Gesellschaft für die Erhaltung der historischen Denkmäler des Elsasses, stirbt in Strassburg.

XVIII.

Sitzungsprotokolle.

Vorstandssitzung.

15. November 1891 im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend: die Herren Barack, Deecke, Harbordt, Hering, Martin, Mündel, Schricker und Wiegand. Ihr Ausbleiben haben entschuldigt die Herren Erichson, Franke und Schlumberger.

Der Vorsitzende, Prof. Martin, teilt mit, dass S. Durchlaucht der Kaiserliche Herr Statthalter eine einmalige Unterstützung von 300 Mark für das Jahrbuch bewilligt habe. Der sich anschliessende Antrag des Mitglieds Schricker, beim K. Ministerium um eine feste jährliche Subvention vorstellig zu werden, wird angenommen.

Von dem Protokoll des Gesammt-Vereins der deutschen Altertums- und Geschichtsvereine über die Generalversammlung zu Sigmaringen sollen 8 Exemplare bestellt werden.

Nach der Mitteilung von Prof. Barack sind weitere 4 Gesellschaften und Vereine in Schriftenaustausch mit dem Zweigverein getreten, so dass die Zahl der Tauschexemplare jetzt auf 104 gestiegen ist.

Mitglied Mündel berichtet über den Personalbestand und die Kassenlage. Die Mitgliederzahl des Zweigvereins ist auf 1012 gestiegen, die Kassenrechnung schloss ab mit einem Ueberschusse von ℳ 47,81.

Einzelne für das Jahrbuch 1892 bereits eingelaufene Arbeiten werden besprochen und zur Berichterstattung verteilt.

Es folgt die

Allgemeine Sitzung.

Prof. Martin eröffnet die Sitzung mit dem Rechenschaftsbericht über die Entwickelung des Zweigvereins im abgelaufenen Jahre.

Der Kassenbericht des Herrn Mündel wird durch zwei Mitglieder der Versammlung, die Herren Bechstein und Lienhart, geprüft und richtig befunden.

Der bisherige Vorstand wird durch Acclamation wiedergewählt.

Zum Schluss hält Prof. Martin einen Vortrag über Arnolds Pfingstmontag und die Elsässische Dialektpoesie.

Vorstandssitzung.

23. März 1892 im Bezirks-Archiv.

Anwesend: Die Herren Barack, Franke, Harbordt, Martin, Mündel und Wiegand; ihr Ausbleiben haben entschuldigt die Herren Deecke, Erichson, Rathgeber und Schricker.

Der Vorsitzende, Prof. Martin, teilt mit, dass auf die gemäss dem Beschlusse der letzten Vorstandssitzung gefertigte Eingabe vom 30. November v. J. Seine Excellenz der Herr Staatssekretär unterm 30. Dezember seine Vermittlung für die Bewilligung eines jährlichen Zuschusses an den Zweigverein gütigst in Aussicht gestellt habe. Prof. Martin wünscht, dass künftighin alle Anträge von Vorstandsmitgliedern, wenn sie nicht in der Geschäftsordnung bereits vorgesehen sind, einige Zeit vor der Sitzung dem Vorsitzenden bekannt gegeben werden mögen.

Die für das Jahrbuch 1892 eingegangenen Beiträge werden vorgelegt, besprochen und zur Berichterstattung verteilt.

[Die wissenschaftliche Verantwortung für die Einzelheiten der Aufsätze fällt den Verfassern zu. E. M.]

